



Allgemeine Missions-Zeitschrift.

Monatshefte

für

geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

D. Buchner,
Missionsdirektor in Berthelsdorf.

und

D. R. Grundemann,
Pastor in Mörz bei Belzig

herausgegeben

von

D. Gustav Warneck,
Professor in Halle a. S., Gütchenstraße 20.

Es wird gepredigt werden das Evan-
gelium vom Reich in der ganzen Welt,
zu einem Zeugnis über alle Völker und
dann wird das Ende kommen.

Matth. 24, 14.

Achtundzwanzigster Band.



Berlin 1901.

Verlag von Martin Warneck.

191
A254
V.28
1901

Ein Missionsmotto für das neue Jahrhundert.

Vom Herausgeber.

An ihre Freunde hat die große englische Kirchen-Missionsgesellschaft als Motto für das neue Jahrhundert drei Schriftworte ausgegeben, ein Gebots-, ein Verheißungs- und ein Gebetswort. Das Gebotswort lautet:

Seid stark in dem Herrn und in der Macht seiner Stärke
(Eph. 6, 10);

das Verheißungswort:

Der Herr wird seinem Volke Kraft geben (Ps. 29, 11),

und das Gebetswort (nach wörtlicher Übersetzung):

Entbiete, o Gott, deine Macht; festige, o Gott, was du für uns
gethan hast (Ps. 68, 29).¹⁾

In der That, ein treffendes Lösungswort in seiner dreifachen Gestalt. Missionsleiter, Missionsarbeiter, Missionsfreunde brauchen wir, die sich stark machen lassen in der Macht der Kraft Gottes, die mit starkem Glauben bauen auf die Kraft und Verheißungen Gottes und die mit starkem Gebet ringen um die Macht-Entfaltungen Gottes; wir brauchen sie angesichts der großen Nöte, die uns getroffen haben und angesichts der großen Aufgaben, die vor uns liegen.

Auf die großen Nöte fällt unser Blick zuerst beim Überschreiten der Schwelle des neuen Jahrhunderts, denn das alte hat geschlossen mit einem schweren Jahr, einem Jahr voll so konzentrierten Leids, wie es heimsuchungsreicher im ganzen 19. Jahrhundert für die Mission keins gegeben hat. In Indien eine furchtbare Hungersnot mit verheerenden Seuchen in ihrem Gefolge; in Südafrika ein brudermörderischer Krieg, der nicht bloß zwei evangelischen Nationen tiefe Wunden geschlagen, sondern auch auf die farbige Bevölkerung, die heidnische wie die christianisierte, einen demoralisierenden Einfluß geübt hat; in Asien der Abbruch einer hoffnungsvollen Mission infolge eines Aufstandes, zu dem ein kaum gebändigtes wildes Volk durch unverständige Provokation gereizt worden ist; in China

¹⁾ In der englischen Übersetzung:

Be strong in the Lord and in the power of his might.

The Lord will give strength to his people.

Strengthen, o God, that which Thou hast wrought for us.

der Ausbruch eines vulkanischen Fremdenhasses, der große Scharen von Missionaren und eingeborenen Christen hingeschlachtet und fast das ganze dortige Missionswerk zum Stillstand gebracht hat; und in der alten Christenheit beinahe aller Nationen eine feindliche Heze gegen die Mission, die viel böses Gerücht über sie im Umlauf gesetzt hat. In Wahrheit ein kritisches Jahr für das Werk der Ausbreitung des Christentums, ganz abgesehen von allen andern Trübsalen und Todesfällen, mit denen viele, gerade auch deutsche, Missionsgesellschaften im Jahre 1900 besonders empfindlich heimgesucht worden sind. Es sind nicht bloß Verluste an Blut und Gut, und nicht bloß Hemmungen des Betriebs, die das Schlußjahr des 19. Jahrhunderts der Mission gebracht hat, es sind auch Anfechtungen, die die Arbeitsfreudigkeit zu lähmen und den Hoffnungsblick zu trüben drohen; und nur eine Ausrüstung mit Kraft aus der Höhe, ein männlicher Glaube, ein tapferes Gebet vermag zu bewirken, daß wir dem größten aller Missionare dennoch nachsprechen können:

Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht; uns ist bange, aber wir verzagen nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen; wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um. Als die Sterbenden, und siehe wir leben; als die Geängstigten und doch nicht ertötet; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich (2. Kor. 4, 8f.; 6, 9f.).

Das große Elend in Indien hat der Mission am wenigsten geschadet; es hat freilich Leid genug auch über sie gebracht, auch mehr als einen ihrer Arbeiter hingerafft; aber es hat ihr auch Gelegenheit gegeben, große Samariterdienste zu leisten und durch dieselben nicht nur die Anerkennung der indobritischen Behörden zu finden, sondern sich auch den Dank und das Vertrauen weiter indischer Volkskreise zu erwerben.

Viel verhängnisvoller ist der südafrikanische Krieg. Schon die materiellen Verluste, die die in Mitleidenschaft gezogenen Missionen erlitten haben, sind beträchtlich, aber viel schwerer wiegt der moralische Schaden, welchen den Missionsobjekten dieser böse Krieg zugefügt hat. Zwar es ist ein Lichtstrahl in dem Kriegsdunkel, daß die farbige Bevölkerung nicht, wie anfänglich befürchtet wurde, die Gelegenheit zu einem allgemeinen Aufstande benutzt hat, und man wird diese überraschende Thatsache, durch welche Südafrika vor einem noch schrecklicheren Unglück bewahrt worden ist, zu einem großen Teil wohl dem machtvollen Einfluß zuschreiben dürfen, den die Mission auf sie ausgeübt und der in dieser Stunde schwerster Versuchung die Probe bestanden hat. Auch beweist sie,

daß die Buren nicht solche Tyrannen der Farbigen gewesen sein können, als welche der böse Leumund sie hingestellt hat. Aber haben die Eingeborenen dem Kriege der Weißen auch unthätig zugeesehen, so sind sie doch durch ihn verroht worden und ihre Achtung vor den Weißen und ihrem Christentum hat durch das, was sie gesehen, einen Stoß erhalten, der nicht ohne schlimme Nachwirkungen bleiben kann. Und das ist nicht die ganze Tragweite dieses traurigen Krieges, in welchem England allerdings Sieger zu sein sich rühmt, aber eine große moralische Niederlage erlitten hat.

Es würde uns zu weit führen, in eine Untersuchung über die Ursachen des Krieges uns einzulassen. Gewiß haben die Buren in der Vergangenheit eine große Schuld auf sich geladen durch ihre harte Behandlung der Eingeborenen und gewiß sind sie in ihrer Staatsverwaltung die Idealmenchen nicht gewesen, zu denen sie der antienglische Enthusiasmus stempeln möchte, aber die Hauptschuld an dem Ausbruch des Krieges trifft nicht sie, sondern England. Nicht um einen Kampf für die Rechte der Eingeborenen, sondern um eine Vorwärts-Stappe auf dem zielbewußten Wege der englischen Weltpolitik hat es sich gehandelt. Das kleine Volk der Buren war dieser Politik ein Stein im Wege, darum war es seit länger als einem Jahrzehnt die Losung: so oder so, es muß sich unterwerfen. Ein mit der südafrikanischen Politik seines Vaterlandes intim vertrauter Engländer ist es, Stattham, der in seinem schon vor Ausbruch des Krieges auch in deutscher Übersetzung (Berlin 1897) erschienenen Buche: „Südafrika wie es ist“ auf Grund unwiderleglicher Thatsachen diesen Nachweis geführt hat und ihn abschließt mit dem Urtheil: die Geschichte von Naboths Weinberg habe sich wiederholt. Die fast einzigartige Erscheinung, daß von den durch politische Ralküle beeinflussten Diplomaten abgesehen, die überwältigend große Majorität in allen abendländischen Nationen auf der Seite der Buren steht, hat ihren Grund nicht bloß in der psychologisch natürlichen Sympathie für ein kleines Volk, welches mit heldenhafter Tapferkeit einem übergewaltigen Feinde gegenüber seine Freiheit verteidigt, sondern auch in der lange verhaltenen Antipathie gegen eben diesen Feind, dessen Anspruch auf Weltherrschaft keine Grenzen kennt und mit dessen überstolztem Nationalbewußtsein fast überall ein anspruchsvolles Auftreten verbunden ist, welches verlegt. Es ist wahrlich keine „glänzende“ Isolierung, in der sich das stolze Albion befindet und es wäre wohl an der Zeit, daß es sich einmal die Bußfrage vorlegte: tragen wir nicht selbst die Schuld an der Antipathie, die man überall gegen uns hegt?

Aber was hat das mit der Mission zu thun? Viel. Es kann uns nicht gleichgiltig sein, welches Ansehen England in dem Urtheile der Welt genießt, denn es ist die führende protestantische Missionation, und es kann uns nicht gleichgiltig sein, welche Macht England in der Welt besitzt, denn es ist ein Hort der religiösen Freiheit. Wir dürfen uns durch den Unwillen gegen die Handlungsweise der englischen Politik in Südafrika nicht verleiten lassen, die Verdienste zu vergessen, die das englische Volk um die Civilisierung und Christianisierung der Welt hat, noch uns gegen die Gefahr verblenden, welche für beide in einem Rückgange der englischen Weltmacht liegt. Und diese Gefahr ist vorhanden. Der südafrikanische Krieg und die barbarische Art, wie er geführt worden ist, zuletzt gegen wehrlose Frauen und Kinder, hat England mit einer Schuld belastet und wird diese Schuld nicht gesühnt, so folgt ein Gericht. England hat durch diesen Krieg nicht bloß eine Saat unauslöschlichen Hasses in Südafrika gesät, es hat auch militärische Schwächen gezeigt, welche seine Rivalen unter den Großmächten seiner Zeit sich zu Nutzen machen werden. Der britische Löwe hat sich Dornen in die Fugen getreten und seine Stärke fängt an, nicht mehr gefürchtet zu werden. Und wenn dann einmal ebenbürtige Gegner mit ihm den Kampf aufnehmen und er unterliegt — was wird das für die Weltkultur und für die Weltmission bedeuten? Das ist kein Phantasma, sondern eine ernste Frage beim Eintritt in das 20. Jahrhundert und es ist zu wünschen, daß die englischen Christen ihrem Volke sie vorlegen, aber auch, daß in den übrigen Nationen besonnene Männer wachen, damit die Antipathie gegen England nicht zum blinden Fanatismus werde. Freilich an England ist es wesentlich, uns die Anerkennung seiner Gaben und Aufgaben nicht ferner durch verletzende Annäherung allzu sehr zu erschweren.

Auch in Asante ist es die englische Politik, die durch ihr herausforderndes Auftreten den Aufstand und mit ihm den Abbruch der Mission ganz wesentlich verschuldet hat. Das Gerücht von den englischen Niederlagen im Burenkriege war auch auf die Goldküste gedrungen und der Gouverneur derselben hätte allen Grund gehabt, durch unkluge Forderungen die Asanteer nicht zu reizen. Erst hatte England die Thür zu Kumasi aufgethan, jetzt hat sie sie verschlossen; ein neuer Beweis, wie die Kolonialpolitik beides in einem ist: Wegbahnerin und Hindernis der christlichen Mission.

Und endlich China. Wieder ist es die Verflechtung in die Weltpolitik, die der Mission den großen Schaden gebracht hat. Wie ein

Kausch hält die neue Parole: Weltpolitik oder (Imperialismus) die Großmächte des Abendlandes in ihrem Banne und schafft nicht bloß zwischen ihnen selbst eine Menge neuer Reibungsflächen, so daß einem bei dem Gedanken bange wird, was für eine Katastrophe wird es geben, wenn die Reibung selbst einmal beginnt, sondern sie zieht auch fast die ganze überseeische Welt in ihre Bannkreise und erfüllt sie mit Furcht vor der ihr in Aussicht stehenden Aufteilung. Die zahlreichen internationalen Reibungspunkte, die wie mit einer Gewitterschwüle die politische Weltatmosphäre erfüllen, bedrohen auch die Mission; was in China geschehen ist, stellt ihr eine Perspektive, die sie wohl beängstigen kann. Und nur wenn Glaube und Gebet sie stark macht, daß sie allein auf die gewaltige Hand über den Wolken schaut, welche der Weltgeschichte Wege, Lauf und Ziel giebt, kann sie mutig in das neue Jahrhundert hineingehen.

Aufgaben stellt es ihr genug. Zuerst die, daß sie statt zu uferlosen Plänen sich verleiten zu lassen, die mit Sturmesseile an die Enden der Erde treiben, daß sie sich daheim und draußen konzentriert. Denn nicht Zersplitterung und Zerstreuung, sondern Konzentration und Organisation ist Kraft. Zum anderen: den gesunden organischen Ausbau der bereits gegründeten Kirchen und gesunde pädagogische Erziehung eines nicht entnationalisierten, sondern im Volksleben gewurzelten und wirklich gereiften eingeborenen Lehrstandes, in dessen Hände je länger je mehr die kirchliche Bauarbeit gelegt werden kann. Konsolidierung des Gewordenen ist Kraft. Zum dritten: eine ehrliche Prüfung der bisherigen Arbeitsmethoden auf Grund der Erfahrungen, nicht bloß der Erfolge, sondern auch der Mißerfolge und Reform, wo Verfehlungen am Tage liegen. Das ist eine zinstragende Verwertung des vielen teuren Lehrgeldes, das wir bezahlt haben und sie wird Kraft, wenn sie uns zu einer weisen Lösung der vielen großen innermissionarischen Probleme hilft, die noch vor uns liegen. Freilich dann auch vorwärts, aber mit Besonnenheit und Geduld, erst wägen, dann wagen, und auf erschlossenen Etappenstraßen, die zu geöffneten Thüren führen. Klarheit und Nüchternheit im Bunde mit heiliger Begeisterung und fröhlichem Glaubensmut — das ist die Kraft, die wir im neuen Jahrhundert brauchen.

Die Ausläufer der chinesischen Missionsdebatte.

Vom Herausgeber.

Von drei Seiten war zu erwarten, daß sie die chinesische Missionsdebatte noch einmal aufnehmen würden:

1. vom deutschen Reichstage gelegentlich der Verhandlungen über die deutsche Chinapolitik;

2. von der Kölnischen Volkszeitung, um den Bischof Anzer möglichst zu entlasten, der dieses Organs zu seinen Bulletins sich mit Vorliebe zu bedienen pflegt; und

3. von Herrn v. Brandt, um endlich die von ihm zuerst erhobene Beschuldigung zu beweisen: „vornehmlich“ die evangelische Mission trage die Schuld an dem Ausbruch der chinesischen Wirren.

Der deutsche Reichstag hat gesprochen, die Kölnische Volkszeitung hat geschrieben, Herr v. Brandt hat — geschwiegen. Vorläufig wird damit die so lange auf der Tagesordnung der öffentlichen Diskussion gestandene chinesische Missionsdebatte wohl zum Abschluß gekommen sein. Sie hat allerdings Schaden genug angerichtet; wenig in den überzeugten Missionskreisen, welche wissen, daß die Schmach des Kreuzes Christi gerade von dem Werke der Mission unabtrennlich ist, aber die Gegner hat sie in ihrer Feindschaft bestärkt, viele der Indifferenten von weiteren Unterstützungen abgeschreckt und die öffentliche Meinung auf lange hinaus zu ungunsten der Mission beeinflusst. Semper aliquid haeret. Dennoch hat die evangelische Mission allen Grund, mit dem Ausgang der Debatte zufrieden zu sein: der anfänglich gerade gegen sie erhobene Vorwurf, an der blutigen Katastrophe in China die Hauptschuld zu tragen, ist völlig verstummt.¹⁾

¹⁾ Dagegen bringt man eine neue Verdächtigung aufs Tapet. Es geht nämlich jetzt wieder durch eine ganze Reihe von Zeitungen, nachstehende Tendenz-Nachricht: Berlin 13. Dez. Aus Peking wird vom 11. ds. Mts. gemeldet: „Bei der gestrigen Zusammenkunft der Gesandten, regte der französische Gesandte die Schadloshaltungsfrage für die christlichen Chinesen an. Satow erklärte, diese hätten sich durch Plündern schon selbst entschädigt. Selbst Missionare hätten sich am Plündern mit der Entschuldigung beteiligt, daß sie und die christlichen Chinesen berechtigt seien, sich schadlos zu halten. Einige Missionare hätten schon alle geraubte Waren und Sachen verkauft, andere veräußerten noch; nicht einmal die chinesischen Gözen seien ihnen heilig.“ Eine Widerlegung ist hier überflüssig. Daß Missionare deren Leben in der größten Gefahr sich befand und die fast überall zur Flucht genötigt waren, geplündert und den Raub verkauft haben sollten, das überschreitet doch das Maß des Glaublichen. Und gar daß sie mit den Gözen Geschäfte gemacht, das ist doch eine Absurdität, über deren Ursprung bei verständigen Menschen kein Zweifel sein kann.

1. Im deutschen Reichstage ist nichts gegen die evangelische Mission vorgebracht worden; die Angriffe in demselben richteten sich lediglich gegen die katholische Mission. Nachdem der Reichskanzler (worüber nachher) erklärt hatte, er werde sich durch die Angriffe auf die katholische Mission „nicht zu irgend welcher Differenzierung der katholischen Missionare verleiten lassen,“¹⁾ verwahrte sich der Abgeordnete Bebel wohl gegen den Mißverständnis, als „wolle er die katholischen Missionen anders behandelt wissen als die protestantischen“ und beteuerte der Abgeordnete Richter: „Ich habe in meinen Ausführungen weder von evangelischen noch von katholischen Missionen gesprochen, sondern sie bezogen sich auf das Missionswerk im allgemeinen“; allein tatsächlich hat sich der Angriff auf die katholische Mission, speziell den Bischof Anzer konzentriert, gegen die evangelische Mission speziell ist keine Beschuldigung erhoben worden,²⁾ obgleich Herr v. Brandt wiederholt in die Debatte gezogen wurde und der Abgeordnete Stöcker wiederholt hervorhob, daß dieser erste Angreifer „den Beweis für sehr viele Thatsachen, die er behauptet, schuldig geblieben“ sei, auch „viel zurückgenommen habe“. Das konstatiere ich also mit allem Nachdruck zuerst: im deutschen Reichstage ist speziell gegen die evangelische Mission keine Anklage erhoben worden.

Im ganzen ist überhaupt, abgesehen von einigen allgemeinen, wesentlich auf Klubgeschwätz zurückzuführenden wegwerfenden Urteilen über die Qualität der chinesischen Christen namentlich seitens des Abgeordneten Richter, mit mehr Sachlichkeit und Ruhe über die Missionen gesprochen worden, als man nach der vorhergegangenen Preßheize befürchten mußte. Ja, es sind erfreuliche Zeugnisse über Recht, Pflicht und Segen der Mission abgelegt worden nicht bloß von Männern wie Stöcker, Bachem und dem Kriegsminister von Gossler, sondern auch von den Abgeordneten Baffermann, von Kardorff und Schrader. Nur ein Citat aus der Rede von Kardorffs:

1) Die sämtlichen Citate sind den offiziellen stenographischen Berichten entnommen.

2) Auch nicht vom Abgeordneten Richter, der durch ein Citat aus Sarnack's Vortrag in Hamburg: „alles, was an die Absicht erinnert, für die christlichen Missionen Gewalt einzusetzen oder Gewalt für sie anzurufen, ist zu verdammen“ u. seine eigene Anschauung legitimiert. Es passiert ihm dabei nur der Irrtum, daß er die Jahresversammlung des Kleinen Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins für „die Generalversammlung allgemeiner evangelischer protestantischer Missionen“ hält.

„Wir, die wir Freunde der Missionen sind, gehen allerdings von der Voraussetzung aus, daß es für jede christliche Glaubensgemeinschaft, für jede Kirche ein Lebensbedürfnis ist, die äußere Mission zu treiben, daß sie damit ein Gebot ihres göttlichen Meisters erfüllt; jede Kirche, jede Glaubensgemeinschaft, die es versäumt, diese Propaganda zu treiben, verdorrt und versteinert in sich... Die evangelischen deutschen Missionen, von denen ich einigermassen auch über die chinesischen Verhältnisse unterrichtet bin, haben stets das Bestreben gehabt, sich von politischen Dingen so wenig als möglich berühren zu lassen... Die Missionare haben immer gesagt, je weniger wir mit unsern Konsuln zc. zu thun haben, um so segensreicher ist unsere Wirksamkeit. Und wenn bezüglich dieser Wirksamkeit der Abgeordnete Bebel gesagt hat, es wären in der Regel nur die schlechten Elemente, die sich den Missionen zuwandten — ja, unser Herr Jesus Christus ist auch zu den Böllern und Sündern gekommen!“

Am ausführlichsten hat sich der Abgeordnete Bebel mit den Missionen beschäftigt. Selbstverständlich kann man von einem Manne, der sich ausdrücklich als „Nichtchrist“ bezeichnet und der „keinen Unterschied kennt zwischen Glauben und Aberglauben“, dem „jeder Glaube Aberglaube ist“, kein Verständnis für christliche Mission erwarten, wie er denn auch selber dem Kriegsminister zugiebt: „es ist allerdings richtig, daß wir uns über die Bedeutung des Christentums und speziell über die Bedeutung der Missionen nicht einigen werden“. Aber selbst einem solchen Gegner gegenüber ist es ungerecht, ihm zu unterstellen, was er nicht gesagt hat. Und er hat nicht gesagt: die Mission sei an sich zu verurteilen, sie müsse verboten oder unterdrückt werden, er hat auch nicht gesagt, sie richte lauter Schaden an, auch nicht, wie es in den Hamburger Nachrichten geschehen ist, einer Schadenfreude über den Mord der Missionare Ausdruck gegeben. Es stimmt mit dem, was er wirklich gesagt hat, wenn er in seinem Schlußwort es dahin zusammenfaßt:

„Der Abgeordnete Bachem sieht mir gegenüber gegen Windmühlen. Ich habe nicht die Bedeutung der Missionen irgendwie einschränken wollen, ich habe nicht den Missionen das Recht abgestritten, daß sie in irgend einem Lande der Welt, wo sie das Bedürfnis empfinden, Proselyten zu machen, diese Proselyten machen sollen oder dürfen, sondern ich habe nur — und das betone ich immer wieder — verlangt, daß Missionen und Staatswesen getrennt bleiben, daß man den Missionen ihre Thätigkeit als reine Privatthätigkeit überlasse mit aller Verantwortung, die daraus erwächst, daß aber der Staat sich nach keiner Richtung um die Mission bekümmere, sich nicht darcin mische, sondern ihnen die Verantwortung überlasse. Das ist ein sehr einfacher Standpunkt, in dem in keiner Weise eine Aburteilung des Missionswesens an sich liegt. Ich weiß, was Tausende unter uns für ihre Überzeugung geopfert und gelitten haben, und da weiß auch ich das zu schätzen, was Männer von religiöser Überzeugung leisten, wenn sie in fremde Länder unter wilde Völker gehen und dort eine Kultur zu verbreiten suchen, die allerdings höher ist als die dortige,

und wenn sie dann Opfer ihrer Bestrebungen werden. Aber das hat nichts mit dem zu thun, was ich hier nach meiner Auffassung des Missionswesens als mit den staatlichen Interessen und dem Staatswesen nicht vereinbar bekämpfe. Man fange doch an, endlich auch zu begreifen, mehr verlange ich nicht!“

Und darum drehte sich ein Hauptteil der Debatte: ist der Staat verpflichtet, den Missionaren Schutz zu gewähren und die Mission berechtigt, solchen Schutz zu beanspruchen? Das verneint Bebel und mit ihm Richter; der Reichskanzler, der Kriegsminister und die Abgeordneten Schrader, von Kardorff, Stöcker, Bachem, selbst Richter bejahten es. Stöcker hatte Recht, wenn er an das Wort erinnerte: „Hart im Raume stoßen sich die Dinge.“ Wir evangelischen Missionsleute stehen so, wie von Kardorff gleichfalls richtig bemerkte, daß wir mit den Konsuln zc. am liebsten nichts zu thun hätten und es war erfreulich, daß durch Schweigen wie Reden der Reichstag konstatierte, die evangelische Mission habe bezüglich ihrer Stellung zur Politik keinen Grund zu einem Angriff gegeben. Freilich hier liegt ein sehr kompliziertes Problem vor, das man nicht in abstracto lösen kann, weil die Realität der Dinge eine gegenseitige Beziehung zwischen Weltmission und Weltpolitik herbeigeführt hat, welche man nicht wie den gordischen Knoten einfach durchhauen kann. Wir sind gegangen und würden wieder gehen selbst in gefährliche Gebiete auch ohne den Schutz der weltlichen Mächte, aber wo diese Mächte einmal sind, können wir uns und können sie sich einer gegenseitigen Berührung nicht entziehen, auch wenn sie das wollen. Jedenfalls wünschen wir keinen anderen Schutz als den, der allen Angehörigen der Vertragsmächte in fremden Ländern gewährleistet wird. Das ist die schwierige Aufgabe, daß sich die Missionen und die überseeischen Mächte mit einander verständigen sowohl über die durch die Wirklichkeit der Dinge gegebenen gegenseitigen Verpflichtungen, wie über die durch die prinzipielle Verschiedenheit der gegenseitigen Verufe bedingten Abgrenzungen ihrer Aufgaben.

Aber es ist nicht meine Absicht, jetzt in eine prinzipielle Erörterung über die gegenseitigen Beziehungen zwischen Weltmission und Weltpolitik einzugehen; das läßt sich auch so nebenbei nicht thun und ich hoffe, bald diesen zeitgemäßen Gegenstand selbständig zu behandeln. Wie hat sich der Reichstag gestellt? das ist jetzt die Frage. Daß der Abgeordnete Bebel die absoluteste Scheidung zwischen Mission und weltlicher Macht vertrat, haben wir bereits vernommen. Von der größten Bedeutung ist nun: wie stellte sich der amtliche Vertreter dieser Macht, der Reichskanzler? Seine gewichtige Erklärung lautet:

„Der Herr Abgeordnete Bebel hat, wenn ich ihn gestern richtig verstanden

habe, gesagt, daß namentlich die katholischen Missionare bis zu einem gewissen Grade Schuld trügen an den gegenwärtigen Wirren in China. Ich halte diese Auffassung für unzutreffend, sie wird durch die mir zugegangenen Berichte nicht bestätigt, und ich werde mich nicht durch den Herrn Abgeordneten Bebel zu einer irgendwie ungünstigeren Behandlung, irgend einer Differenzierung der katholischen Missionare verleiten lassen. Was den Herrn Bischof Anzer betrifft, so rechne ich es ihm zum hohen Verdienst an, daß er schon vor Jahren seine Mission unter deutschen Schutz gestellt hat. Wir werden die Missionen auch ferner schützen, und wir betrachten geradeso wie im Orient auch in China die Ausübung unseres Protektorats über die deutschen katholischen Missionen als eine Ehrenpflicht, der wir uns gern unterziehen und nicht entziehen werden.“

Also abgesehen jetzt noch von der Ehrenrettung Anzers, die nicht überraschen kann, da die chinesische Regierungspolitik mit der Person dieses Bischofs intim verflochten ist, konstatiert diese Erklärung speziell den Schutz der unter deutschem Protektorat stehenden katholischen Missionen. Und es ist sehr begreiflich, warum das geschieht. Der Abg. Bebel, der nicht bloß durch seine Einseitigkeiten und Übertreibungen, sondern durch seine häufigen, wirklichen Gehässigkeiten und Tendenzangriffe, in der fraglichen Debatte besonders durch seine ebenso tendenziösen wie lächerlichen Boxerverherrlichungen zum Widerspruch so stark herausfordert und dadurch das Treffende, was er tatsächlich manchmal sagt, selbst verschüttet, dieser Abgeordnete antwortete:

„Der Reichskanzler ist so sehr auf die Unterstützung des Centrums angewiesen und das Centrum hat so noiwendig, seine Haltung in der Kolonialpolitik seinen Wählern und der katholischen Bevölkerung dadurch verdaulich und genießbar zu machen, daß man das Hauptgewicht auf die Missionsthätigkeit legt und auf die Unterstützung, die das Reich dem Missionswesen zu teil werden läßt, daß nur dadurch ein Zusammengehen des Centrums und der Reichsregierung in der Kolonialfrage möglich ist. Sie reichen sich beiderseitig dazu die Hände. Der Reichskanzler weiß genau, was er am Centrum hat und das Centrum weiß genau, was es am Reichskanzler hat. Das ist das politische Handelsgeschäft, wenn ich mich so ausdrücken darf, was bei beiden, hüben und drüben, geschlossen wird. Das Centrum ist eine maßgebende Partei; und wenn es die Reichsregierung versteht, sich mit dem Centrum zu stellen, dann ist es gut, dann herrscht über allen Wipfeln Ruh.“

Es hat sich im Reichstage niemand gefunden, der die Richtigkeit dieser drastischen Argumentation bestritten, trotzdem sie aus dem Munde eines Mannes kam, den man häufiger bekämpfen muß, als daß man ihm zustimmen darf.

Mit großem Nachdruck betont der Reichskanzler das katholische Missionsprotektorat. Natürlich will er dadurch die evangelischen Missionen nicht für schutzlos erklären, aber es ist doch charakteristisch, daß mit den katholischen ein besonderer Protektoratsvertrag abgeschlossen

worden ist. Solche Protektoratsverträge mit evangelischen Missionen existieren nicht, sie sind auch nie von ihnen beansprucht worden. Trotzdem erklärt der verantwortliche Leiter unserer Reichspolitik, er werde sich nicht zu einer Differenzierung der katholischen Missionen verleiten lassen. Ich weiß wohl, daß im Zusammenhange seiner Rede diese Erklärung auf den „namentlich“ wider die katholischen Missionare gerichteten Vorwurf des Abg. Bebel zielt; aber auch schon in diesem Zusammenhange müssen die Vertreter der evangelischen Mission sie beanstanden, denn die Differenzierung ist doch tatsächlich da: mit der katholischen Mission ist ein Protektoratsvertrag abgeschlossen, mit der evangelischen nicht; und die katholischen Missionare, speziell Bischof Anzer in Südschantung, haben sich politisch anders verhalten, als die evangelischen. Und zwar ist das Verhalten der letzteren korrekter gewesen, als das der ersteren. Ich sage das natürlich vom Missionsstandpunkte aus. Selbst der Abg. Bachem erklärte:

„Gerade vom Standpunkte der Religion aus — und da decke ich mich mit den Ausführungen des Kollegen Stöcker — muß man es nicht nur wünschen, sondern man muß mit aller Entschiedenheit darauf bestehen, daß es niemals den Anschein gewinnt, als sei der Missionar der politische Agent seiner heimischen Regierung. Die Bekehrung fremder Länder zum Christentum — das ist zweifellos das richtige Prinzip — darf sich nur aufbauen auf dem Boden der Lehre und des guten Beispiels auf der einen Seite, und auf dem Boden der freien Überzeugung auf der anderen Seite. Alle Mittel, welche auch nur im geringsten etwas von coercitiver Art an sich haben, müssen vermieden werden, mögen sie sein, welche sie wollen und mögen sie von einer Seite kommen, von welcher sie wollen.“

Nun fügt allerdings der Centrumsmann hinzu: „Niemals haben aber auch unsere Missionare irgend etwas derartiges unserer Regierung angedonnen und niemals werden sie ihr derartiges ansinnen.“ Ganz recht; es ist der deutschen Macht nicht angedonnen worden, Zwangsmittel zur Bekehrung der Chinesen zum Katholizismus direkt in Anwendung zu bringen. In dieser groben Weise stellt heute die katholische Mission die Staatsmacht nicht mehr in ihren Dienst, früher hat sie es im weitesten Umfange gethan und z. B. in Madagaskar hat sie es auch heute versucht, aber in dem ganzen anspruchsvollen Auftreten des Bischofs Anzer als eines Großmandarin, der die deutsche Macht hinter sich habe, der durch sie Südnelkirchen erzwingt, die Absetzung chinesischer Beamten auswirkt und einen deutschen Besitzwerb vermittelt, liegt doch „Coercitives“ gerade genug. In der Theorie sind wir mit dem Abg. Bachem völlig eins, aber in der Praxis unterscheidet sich gerade bezüglich der Stellung zu der weltlichen Macht der katholische und evangelische Missionsbetrieb. Die

Thatsache ist nicht aus der Welt zu schaffen: der Bischof Anzer hat „als politischer Agent“ gehandelt. Der Abgeordnete giebt selbst zu, es sei „möglich, daß thatsächlich die — durch Anzer veranlaßte — Pachtung (von Kiautschau) die Schwierigkeiten seiner eigenen Mission vergrößert habe,“ setzt dann aber hinzu: „Vom Standpunkte des Deutschen Reiches, des deutschen Volkes und der deutschen Volksvertretung ihm daraus einen Vorwurf zu machen, sei vollständig ungerechtfertigt.“ Da haben wir es ja mit klaren Worten: der Bischof hat den Missionsstandpunkt verlassen und alle advokatische Kunst der Centrumsredner kann das nicht vertuschen, aber es wird entschuldigt, weil er dem Deutschen Reiche einen politischen Dienst gethan.

Aber wir haben es jetzt ~~nicht~~ mit dem Reichskanzler zu thun. Er behandelt die Frage lediglich vom politischen Standpunkte aus. Von diesem aus, „rechnet er es dem Bischof Anzer zum hohen Verdienst an, daß er seine Mission unter deutschen Schutz gestellt habe.“ Das Schweigen, welches der Reichskanzler über die Verwicklung des Bischofs in die Kiautschau-Angelegenheit wie über sein herausforderndes Betragen in China beobachtet, ist sehr berechtigt und bedarf keines Kommentars. Aber lassen wir das. Warum schließt die deutsche Reichsregierung mit der deutschen katholischen Mission einen Protektorsvertrag, während sie bei der deutschen evangelischen Mission, obgleich diese doch jene ihrem Umfange nach weit übertrifft, an so etwas gar nicht denkt? Und worin beruht das „hohe Verdienste“ Anzers, seine Mission unter deutschen Schutz gestellt zu haben? Es ist keine andere Antwort möglich als: weil das Deutsche Reich davon politische Vorteile daheim und draußen erwartet hat. Also da haben wir 1. eine „Differenzierung“ beider Missionen und 2. ein katholisches Missionsprotektorat aus politischen Gründen. Daß dann die katholische Mission ihrerseits aus dieser „Differenzierung“ und aus dem politischen Interesse, welches die Reichsregierung an ihr nimmt, Kapital schlägt, indem sie das Protektorat zu ihrer Förderung ausbeutet, das ist natürlich die unausbleibliche Folge. Wenn der Abg. Bachem unter Hinweis auf dieses Protektorat sagte, die „deutsche Regierung habe es übernommen in demselben Maße und Umfange, in dem früher das Protektorat Frankreichs über alle Missionen in China in Kraft bestanden habe,“ so ist für jeden, der mit dem Gebrauche, welchen sowohl Frankreich wie die katholische Mission von diesem Protektorate gemacht hat, auch nur einigermaßen bekannt ist, ersichtlich, was für weittragende Eingriffe man von dem Schutze Deutschlands katholischerseits erwartet hat. Bischof Anzer hat sich denn

auch thatsächlich nicht mit dem Schutze der deutschen Missionare, den Sühnungen für Missionärsmorde zc. zufrieden gegeben, sondern ausdrücklich verlangt, daß das Deutsche Reich auch die katholischen Chinesen unter seinen speziellen Schutz stelle.

Auf die politische Thätigkeit dieses Herrn, auf seine Initiative bei der Erwerbung von Kiautschau, auf den Zusammenhang, in welchem dieselbe mit dem Ausbruch der Katastrophe in China steht und auf das in dem Vollgefühl seiner Machtposition wurzelnde provokatorische Auftreten des Bischofs richteten sich die Hauptangriffe und selbst die Centrumsredner mußten anerkennen, daß die Begründung dieser Angriffe sich wesentlich auf die urkundlichen Zeugnisse Anzers selbst stützte. Der Hauptkämpfer war wieder der Abg. Bebel, der sich gründlich informiert hatte, unterstützt von Richter; andere streiften diesen Gegenstand nur, Stöcker protestierte am Schluß seiner Rede nur dagegen, „daß man die Ermordung der beiden katholischen Missionare zum Grund nahm, um Kiautschau zu besetzen,“ und daß „unter der Mitwirkung unserer Regierung die Chinesen gezwungen wurden, zur Sühne drei Kirchen zu bauen.“ Die vorgebrachten Thatsachen selbst rekapituliere ich nicht, da sie außer den in meiner und Horbachs Broschüre mitgetheilten nichts Neues brachten.

Lehrreich ist aber die sophistische Kunst, mit welcher der Abg. Bachem, der sonst Bebel gegenüber in der allgemeinen Verteidigung der Mission und der Beleuchtung ihrer Erfolge vieles sagte, mit dem evangelische Missionsleute von Herzen übereinstimmen, diesen unbequemen Thatsachen eine teils harmlose, teils heroische Interpretation zu geben suchte, die sich bis zur Glorifizierung Anzers steigerte. Der Mann befand sich, da mit lauter Selbstzeugnissen Anzers argumentiert wurde, in einer schwierigen Situation und er hätte besser gethan, dem Beispiele des Reichskanzlers in der 12000 Mk.-Angelegenheit zu folgen; aber Rom kann nie sagen: Peccavimus. Ich lasse die nicht gelungene Verteidigung der Einmischung der katholischen Missionare in die chinesische Gerichtsbarkeit und das auf „seltene Ausnahmefälle“ reduzierte Vorkommnis der Aufnahme von unwürdigen Subjekten in die katholische Kirche beiseite, um nur die Weißwäsche Anzers ein wenig zu beleuchten.

Mit der „verhängnisvollen Rolle“, die der Bischof in der Kiautschau-Angelegenheit gespielt, wurde der Abg. Bachem leicht fertig. Er wiederholte nämlich, daß derselbe dabei „nicht als Missionar, sondern als deutscher Staatsangehöriger“ gehandelt. Schon wir verstehen diese subtile Scheidung in der Person eines Missionars nicht und die Chinesen haben sie erst recht

nicht verstanden. Geradezu unrichtig ist und der dabei sitzende Reichskanzler muß das Seine gedacht haben, als es gesagt wurde: der Bischof Anzer sei damals „ganz zufällig nach Berlin gekommen“. „Der kluge Mann“, als welchen der Abg. Bachem ihn verherrlicht, kam überhaupt „nicht zufällig“ nach Berlin, wenn er kam — und er ist wiederholt gekommen — wollte er auch etwas. Und was er damals wollte? Nun der Herr Reichskanzler hat es in der Reichstagsitzung vom 8. Februar 1898 offiziell gesagt: „unsere Festsetzung in Kiautschau sei — und zwar nach der im Auswärtigen Amte abgegebenen „unzweideutigen“ Erklärung des Bischofs — eine Lebensfrage nicht nur für das Gedeihen, sondern geradezu für den Fortbestand der chinesischen (d. h. der katholischen Anzerschen) Mission gewesen.“ Wenn man Schutz des Deutschen Reichs beansprucht, damit die Mission „fortbestehen“ könne, so kommt man doch nicht „zufällig“ nach Berlin. Bei dem rigoristisch genauen Horbach mag der Abgeordnete die Chronologischen Angaben nachlesen.

Die Verteidigung des Bischofs bezüglich des provokatorischen Auftretens in Tientschoufu wurde von Bachem eingeleitet durch folgende Verherrlichung:

„Ein Mann, der jetzt 20 Jahre in China lebt, der die Verhältnisse so genau kennt wie kein anderer, der die Proben davon gegeben hat, daß seine Kenntnis der chinesischen Verhältnisse tief eindringt, ein Mann, der jetzt besser chinesisch spricht, als er sich in der deutschen Sprache auszudrücken versteht, ein derartiger Mann irrt sich nicht bei der Entscheidung, ob es besser ist, sich an einem bestimmten Punkt zu begeben oder nicht.“

Solche Beweihräucherung ist widerlich, zumal sie auf dem Selbstlobe des Bischofs beruht, dessen Zierde Bescheidenheit gerade nicht ist. Vielleicht spricht er fließend chinesisch; ob besser als seine Muttersprache? — das bezweifle ich auf Grund der Bekenntnisse des D. Faber, der mir, als er über 20 Jahre in China war und bereits hervorragende litterarische Erzeugnisse prästiert hatte — von Anzer sind solche nicht bekannt — erklärte: jetzt fange ich an Chinesisch zu verstehen. Das ist die Sprache eines bescheidenen Mannes, der nach den Zeugnissen gebildeter Chinesen wohl der gründlichste Kenner der chinesischen Sprache war. Und es ist nicht bloß eine Übertreibung, daß der Bischof Anzer „wie kein anderer“ die chinesischen Verhältnisse gekannt habe, es ist auch eine Unrichtigkeit, denn dieser kluge Mann hat sich gründlich getäuscht, hat sich auch in dem getäuscht, als er den Mandarinern in Tientschoufu so viel zu bieten wagte: die Katastrophe ist gekommen und nicht ohne seine Schuld. Selbst ein so „kluger Mann“ wie der Bischof Anzer kann sich irren und hat sich

geirrt. Im übrigen ist es verschwendetes Papier, auf Zentschoufu weiter einzugehen. Anzers eigener (erster) Bericht und der Bericht seines Missionärs, des Paters Stenz im Ostaasiatischen Lloyd machen, jeden Versuch einer Weißwäsche zu schanden.

Das Advokatistische aber leistet der Abgeordnete Bachem, allerdings abermals auf einem klugen Kommentare des „klugen“ Bischofs zu seinen eignen früheren Erklärungen fußend, wenn er bezüglich der bekannten Erklärung desselben: Kiautschau sei der Grund der letzten großen Verfolgung gewesen, sich also vernehmen läßt:

„In diesem Neujahrsgruß (1900 in der Kölnischen Volksztg., vgl. A. M.-Z. 1900, 97 ff., ich bitte nachzulesen) lautet der Anfang allerdings dahin, daß der „Grund“ der Verfolgung die Besetzung von Kiautschau war. Die Herren auf der linken Seite haben das als Beweis genommen, daß wirklich die Besetzung von Kiautschau das Entscheidende beim Ausbruch des Boxeraufstandes gewesen wäre. Es wäre loyaler gewesen, wenn man nicht nur den Neujahrsgruß des Herrn Bischofs von Anzer angezogen hätte, sondern auch die authentische Erklärung, die er nachher selbst gegeben. Da hat er ausgeführt, daß, weil er seit 20 Jahren nur noch Chinesisch spricht und weil er nicht mehr so scharf die Bedeutung der deutschen Ausdrücke unterscheiden kann, er sich im Ausdruck vergriffen habe. Er hat nur sagen wollen, daß die letzte Veranlassung zum Ausbruch des Aufstandes in der Besetzung von Kiautschau gelegen habe, gewissermaßen der letzte Tropfen, der das Faß zum Überlaufen gebracht hat.“

Daß man das im deutschen Parlament zu sagen gewagt hat, ist stark. Der Bischof ist ein gewandter Diplomat und des Deutschen sehr mächtig, wovon seine Bulletins in der Köln. Volkszeitung jedermann überzeugen müssen. Er hat in den letzten 20 Jahren auch viel Gelegenheit gehabt deutsch zu sprechen, denn er ist wiederholt und längere Zeit in Deutschland gewesen. Wenn man die beiden Erklärungen von 1897, die der jetzige Reichskanzler 1898 im Reichstage anführte, und die von 1900 miteinander vergleicht, so kann über den Sinn und die Absicht der letzteren absolut kein Zweifel bestehen. Schon in meinem vorhin angezogenen Artikel der A. M.-Z., also ehe die Wirren in China ausbrachen und dann in meiner bekannten und noch eingehender in Horbachs Broschüre ist das überzeugend nachgewiesen. Im Reichstage wurde erwidert und zwar von Bebel:

„Herr Bachem meinte, ich hätte mich zwar auf den Neujahrswunsch des Bischofs Anzer bezogen, in dem er bekanntermaßen in der offensten und rücksichtsloseten Weise zugiebt, daß sein Rat, Kiautschau zu nehmen und die daraus erfolgte Erwerbung von Kiautschau die Wirren herbeigeführt hätte, aber ich hätte nicht gelesen, was der Bischof Anzer nachher erklärt habe. Ja, mein Herren, daß der Bischof, nachdem er gesehen hatte, daß er durch ein solches Zugeständnis, wie das

in seinem Neujahrsbrief abgegebene, eine große Dummheit, einen politischen Fehler gemacht hatte . . . hat er freilich zurückzurufen gesucht. Aber er hat, davon beißt keine Maus einen Faden ab, in seinem Neujahrswunsch zugestanden, daß die Wegnahme Kiautschaus, eine der wesentlichsten Ursachen sei, die die Schuld an den Wirren trägt.“¹⁾)

Und damit wollen wir Abschied nehmen von den Reichstagsverhandlungen, die insofern das evangelische Bewußtsein nicht voll befriedigt haben, als die Verquickung von Politik und katholischer Mission herüber und hinüber weder seitens der Reichsregierung noch seitens des Centrums eine klare Mißbilligung erfahren hat.

2. Viel kürzer können wir nun sein bezüglich des Artikels der **Rölnischen Volkszeitung** (vom 16. November 1900), der die Überschrift trägt: „Chinesische Mandarinen und katholische Missionen“ und dessen Veröffentlichung klug berechnet mit dem Beginn der Reichstagsverhandlungen zusammenfiel, in denen er auch von dem Abgeordneten Bachem, aber nur von diesem und auch von ihm nur so nebenbei ins Geseht geführt wurde.

Zum Verständnis gebe ich wörtlich die Einleitung des Artikels:

„Als der Apostolische Vikar von Südschantung, Herr Bischof v. Anzer, im Sommer d. J. in Deutschland weilte, hatte ein Mitarbeiter der Köln. Volksztg. eine eingehende Unterredung mit demselben, aus welcher in unserer Nummer 668 vom 24. Juli d. J. das Wesentliche mitgeteilt worden ist. Der Herr Bischof kam dabei auf die Angriffe zu sprechen, denen er und seine Missionare in Deutschland fortwährend ausgesetzt seien, als trügen sie die „Schuld“ an dem gegenwärtigen Kriege. „Als diese Beschuldigungen“, fuhr er fort, „mir drüben im vorigen Herbst zuerst zu Ohren kamen,²⁾ wandte ich mich sofort an die sämtlichen Taotais (etwa den preußischen Regierungspräsidenten vergleichbar) meines Missionsbezirkes, teilweise unmittelbar, teilweise brieflich oder mündlich durch Abgesandte, und ersuchte sie, sich darüber zu äußern, ob gegen Missionare meines Sprengels irgend welche Klagen vorzubringen seien. Ich behalte mir vor, die von Oktober bis November 1899 bei mir eingelaufenen Antworten dieser chinesischen Würdenträger zu veröffentlichen, wenn mir dies zur Abwehr der erwähnten Angriffe in Deutschland nötig erscheinene sollte.“

¹⁾ Um nicht mißverstanden zu werden erkläre ich, daß ich als Missionsmann mir darüber gar kein Urteil erlaube, ob die Erwerbung von Kiautschau eine That politischer Notwendigkeit war oder nicht. Wogegen ich und mit mir alle Vertreter der evangelischen Mission protestieren, das ist nicht das, daß Deutschland sich in China Land erwarb, sondern daß ein katholischer Missionsbischof die Hand dazu bot, daß die Erwerbung motiviert wurde als Sühne für ermordete katholische Missionare, als eine Notwendigkeit im Interesse des Fortbestehens der katholischen Mission, und daß der katholische Missionsbischof darüber auch noch belobt wird. Ich denke, das ist klar.

²⁾ Der Sperrdruck ist von mir; der am Schlusse des Citats der der R. Wz.

Wir sahen diese Notwendigkeit damals voraus und ersuchten den Herrn Bischof, uns dieses Material zur Verfügung zu stellen, worauf er bereitwillig einging, uns den Zeitpunkt der Veröffentlichung anheimgebend. Angesichts der gegenwärtig im Reichstag vor sich gehenden Chinaverhandlungen haben diese Zeugnisse hoher chinesischer Beamten ein besonderes Interesse. Wir geben sie so wieder, wie Herr Bischof v. Anzer sie uns mitteilte, begleitet von seinen kurzen Erläuterungen.

„Steyl, 27. Juli 1900.

Als gegen Ende des vorigen Jahres von gewisser Seite der Vorwurf gegen meine Mission erhoben wurde, Missionare und Christen seien Schuld an der Revolte, dadurch nämlich, daß sie die heidnische Bevölkerung gereizt hätten, habe ich die sieben Dekane der Mission beauftragt, die Beamten der ganzen Mission aufzufordern, offen zu sagen, ob und wo die Missionare und Christen Heiden unterdrückt oder sonstwie schlecht behandelt hätten. Die Unterredung, verordnete ich, sollte in Gegenwart einer dritten Person statthaben, damit die Dekane Zeugen der Aussagen der Mandarine hätten.

Die Berichte der Dekane gebe ich hier im Wortlaut und bemerke, daß ich dieselben Ende vorigen Jahres sowohl den deutschen als den chinesischen Behörden eingereicht habe.“¹⁾

Die Kölnische Volkszeitung schließt dann die Mitteilung der ihr übergebenen Aktenstücke mit der Drohung: „Wer nach Kenntnis vorstehender Berichte in Deutschland noch ferner behaupten wollte, die katholischen deutschen Missionare seien durch Bedrückung, schlechte Behandlung u. s. w. am Aufstande schuld, würde sich der Verleumdung schuldig machen.“ Nun, wir wollen es auf ihr Anathema ankommen lassen.

Meine selige Mutter, die einen großen Reichtum an Sprüchworten besaß, pflegte zu sagen, wenn wir Kinder irgend ein Unheil im Hause angerichtet hatten und eines kam und beteuerte: ich bin es ganz gewiß nicht gewesen, sie pflegte zu sagen: „wer sich entschuldigt eh' man klagt, der giebt sich selbst zum Täter an.“ Daran wurde ich lebhaft erinnert, als ich dieses praevenire-Spiel des „klugen Bischofs“, um mit dem Abgeordneten Bachem zu reden, zu Gesicht bekam. Also schon im Herbst des vorigen Jahres, wo allerdings in Südschantung bereits Katholikenverfolgungen stattfanden, aber meines Wissens noch kein Mensch in Deutschland Anklage wider die katholische Mission erhob, als sei sie „an dem gegenwärtigen Kriege schuld“, der ja auch noch gar nicht ausgebrochen war, sammelte Herr Anzer schon Entschuldigungsmaterial. Das ist ein bißchen zu klug. Man merkt die Absicht und wird — miß-

¹⁾ Vermutlich sind das die dem Reichskanzler „zugegangenen Berichte“, auf Grund deren er erklärte, daß sie die Anschuldigungen gegen die katholischen Missionare „nicht bestätigten.“

trauisch. Nun will ich keine Zweifel gegen die Richtigkeit der Dokumente erheben, aber das quid pro quo muß ich doch konstatieren, was uns hier aufgetischt wird. Es handelt sich nämlich teils gar nicht, teils nur ganz nebensächlich um die Frage, die der „kluge“ Bischof den Tautai vorgelegt hat: „ob und wo die Missionare und Christen Heiden unterdrückt oder sonstwie schlecht behandelt hätten.“ Die Aktenstücke¹⁾ antworten also nicht auf das, was wir wissen wollen. Nicht einmal darauf, ob Klagen darüber vorliegen, daß katholische Missionare sich in

¹⁾ Sie sind alle ziemlich nach einer Schablone, nur daß auch einmal von einem schuldigen Katholiken die Rede ist; es wird also genügen, daß ich eins wörtlich citiere. Ich wähle gleich das erste und ausführlichste:

Dekanat ad St. Andream.

Dieses Dekanat umfaßt die neun Unterpräfekturen: Tsejanghien (Tentschoufu), Ningjanghien, Wenschanghien, Kiufahien, Tschauhien, Sütaihien, Tsiningschou, Kiafanghien, Kinsianghien.

Dekan P. Bilstermann berichtet mir nun folgendes:

1. Zuerst begab ich mich zum Tautai Pung. Er sagte: „Was Gouverneur Tschangjumei in seinem Brief an den deutschen Gouverneur in Tsintau schreibt, ist in seinem Jurisdiktionsbezirk, den er genau kenne, nicht vorgekommen. Manches müsse direkt als Lüge bezeichnet werden (z. B. daß Christen die Heiden um Geld bestraft hätten, könne man sagen, aber beweisen könne man es nicht).

2. Der Magistrat von Tsejanghien sagt: „Die Rebellen, welche in meinem Distrikte die Christen drangsalierten, sind aus dem Westen gekommen und auch nicht von den Leuten meiner Unterpräfektur eingeladen, also kann von einer persönlichen Rache keine Rede sein.“ Auf die Frage, ob es je vorgekommen sei, daß ein Christ einen Heiden ungerecht behandelt habe, antwortete er: „So etwas ist mir nicht bekannt. Ich weiß nur einen Fall, wo bei einem Prozesse der Christ im Unrecht war. Ich habe gegen den Christen entschieden, wie du weißt.“

3. Der Magistrat von Tsining sagte, als die Verfolgung am heftigsten wütete, viermal zu mir: „In meinem Distrikte besteht das beste Einvernehmen zwischen Christen und Nichtchristen. Durch schnelle Unterdrückung und Vermeidung jeder Streitigkeit habt ihr mir viele Mühe gespart, und bin euch deshalb sehr zum Danke verpflichtet. Die angesehenen Heiden sprechen sich in jeder Beziehung über eure Friedfertigkeit bestens aus.“

4. Der Magistrat von Wenschanghien, Namens Si, ein Feind der Missionare und ein naher Verwandter des Gouverneurs Zühien sagte früher einmal: „Die Christen und Missionare hätten die Heiden fünfzehnmal ungerecht mit Geld bestraft. Daher ist es mir nicht möglich, ernst gegen die Rebellen aufzutreten.“ Als von ihm aber die Namen der Bedrückten und deren Wohnung gefordert wurden, sagte er dem Tautai Pung: „Ich habe auf das Geschwätz der Leute gehört, es liegen solche Thatfachen nicht vor.“

5. Der Magistrat von Sütaihien antwortet brieflich auf die Anfrage, ob die

die chinesische Gerichtsbarkeit gemischt. Daß sie „die Heiden unterdrückt oder schlecht behandelt hätten“, das ist gar nicht der eigentliche Vorwurf, der ihnen gemacht wird. Ich brauche darum auch gar nicht weiter darauf einzugehen, daß die durch die Macht des als chinesischer Großmandarin sich gerierenden Bischofs, der das Deutsche Reich hinter sich hatte, eingeschüchterten chinesischen Beamten im wesentlichen sagten, was man von ihnen hören wollte, um sich keine Ungelegenheiten zu machen. Sie kannten das aus Erfahrung. Die Jentschoufu-Affäre hatte sich doch herumgesprochen

Christen die Heiden irgendwie bedrückt und sich so den Haß der heidnischen Bevölkerung zugezogen haben, wie folgt: „Die katholische Religion genießt in meinem Distrikte das beste Ansehen und war sogar im stande, das wilde Volk von Tuenfi in gute Leute umzuwandeln. Wir erhalten daher eine große Wohlthat durch die Verbreitung der katholischen Religion. Von einer Unterdrückung oder Veranlassung von Streitigkeiten der Christen der heidnischen Bevölkerung gegenüber ist keine Rede.“

6. Der Magistrat von Tsining sagte: „Er habe durch zwei Schreiben den ihm unterstehenden Magistrat von Kiasianghien, welcher den Christen sehr feindlich gesinnt ist, beauftragt, ihm alles mitteilen zu wollen, ob und wo die Christen ungerechte Streitigkeiten mit den Heiden veranlaßt hätten; bis jetzt, also nach mehreren Monaten, habe er nicht geantwortet.“ Könnte dieser Religionsfeind gegen Christen und Missionare irgend etwas vorbringen, so würde er es mit größtem Behagen thun.

7. Der Magistrat von Kinsianghien wurde erst in den letzten Tagen durch Missionar P. Dewes befragt. Er antwortete: „Der Gouverneur Sühien ist schuld an den Aufständen. Er verbietet, die Rebellen einzufangen. Ich habe aber einen Ausweg, meine Bezirke von der Großen Messersette zu reinigen. Ich behandle sie einfach als Räuber und nehme sie fest.“

8. Der Magistrat von Ningjang wurde brieflich gefragt, ob Christen die Heiden bedrückt und so den Haß der Bevölkerung sich zugezogen hätten. Er antwortete schriftlich: „Der Christ Lukitien ist ein schlechter Mensch, er bedrückt die Anhänger der Großen Messersette.“ Aber die Anhänger dieser Sekte haben den Lukitien ausgeraubt und etwas später seine Wohnung verbrannt. Da Lukitien seinem Rechte gemäß deshalb mehrere Male Anklage gegen die Anhänger der Großen Messersette, welche ihn ausgeraubt und sein Haus verbrannt haben, einreichte, sagte der Mandarin, um die Sache los zu werden: „Wenn du nochmals Anklage einreichst, nehme ich dich gefangen.“ Wenn der Mandarin nun nichts anderes als den Fall Lukitien gegen Missionare und Christen vorbringen kann, dann gesteht er damit ein, daß Missionare und Christen sehr friedfertig sind.

9. In Tschouhien haben wir nur ein paar Christen. Seit mehreren Jahren ist zwischen diesen Christen und den Heiden kein Zwiespalt vorgekommen. Eine Anfrage an den dortigen Magistrat schien deshalb überflüssig.

10. In Kinsahien haben wir gar keine Christen. Eine Anfrage an den Magistrat war deshalb nicht nötig.

gez. P. Bilstermann, Dekan.

Für die Richtigkeit der Kopie † J. B. v. Anzer.

und mehr als ein chinesischer Beamter verdankte seine Absetzung oder doch seine Versetzung dem gewaltigen um nicht zu sagen gewaltthätigen Bischof. Die Hauptfrage ist eine ganz andere, nämlich: hat die politische Aktion Anzers in der Kiautschau-Angelegenheit zum Ausbruch der chinesischen Katastrophe mitgewirkt? Und auf diese Frage hat der Bischof selbst und hat er in derselben kölnischen Volkszeitung mit einem runden Ja geantwortet und als Zeugen chinesische Vicekönige angeführt. Da die kölnische Volkszeitung das ganz vergessen zu haben scheint, so müssen wir es ihr zum Überfluß noch einmal ins Gedächtnis zurufen. Sie, die kölnische Volkszeitung selbst, veröffentlichte unter dem 26. Januar 1900 folgende Erklärung des Bischofs:

„Wie aber die gebildeten Chinesen, die Mandarine denken, das hat mir der Gouverneur Yühien von Schantung selbst offen erklärt: Weil die Missionare ermordet wurden, deshalb sind die Deutschen gekommen, darum Kiautschau und alles, was darauf folgte. Du hast die Deutschen gerufen u. . . . Ihr seid schuld an allem! Darum erklärte mir auch Li-Hung-Tschang, mit dem ich seit vielen Jahren bekannt bin und der gewiß zu jenen Männern Chinas zählt, welche ihr Land und seine Stimmung genau kennen, am 3. September v. J. (1899) in einer Unterredung, er wundre sich gar nicht, daß in Südschantung alles drunter und drüber gehe. „Südschantung, sagte er, sei die Veranlassung der Besetzung von Kiautschau gewesen. Diese Kenntnis bringe allmählich unter das Volk und erzeuge Erbitterung gegen die Mission und gegen die Christen; Aufstände seien somit die Folge.“

Hier sind von dem Bischof selbst beigebrachte authentische Zeugnisse kompetenter chinesischer Autoritäten. Keine jesuitische Advokatik schafft sie aus der Welt. Und nun sehen wir der Verleumdungs-Beschuldigung der köln. Volksz. ruhig entgegen.

3. Endlich Herr v. Brandt. Nachdem ich schon in der 7. Auflage meiner Broschüre: „Die chinesische Mission im Gericht der deutschen Zeitungspressen“ in einem vom 20. August 1900 datierten „Ersten Nachwort“ denselben um Antwort auf eine Reihe bestimmt präzifizierter Fragen gebeten, seitdem aber vergeblich auf diese Antwort gewartet habe, obgleich er unterdes ziemlich häufig das Wort ergriffen, sandte ich einen Brief an den Herausgeber der „Christl. Welt“, der in Nr. 45 (vom 8. Nov. pr.) erschienen ist und also lautete:

„Gestatten Sie mir, auch ohne dazu aufgefordert zu sein, noch ein kurzes Wort zu der durch Herrn v. Brandt provozierten chinesischen Missionsdebatte. Nach den schwerwiegenden Beschuldigungen, die derselbe gegen die evangelische Mission in

China erhoben, und nach der in präzisen Fragen an ihn gerichteten Aufforderung, seine Beschuldigungen zu beweisen, bin ich im höchsten Maße enttäuscht durch die völlig ungenügenden Antworten, die er sowohl in der Deutschen Revue wie in der Christlichen Welt (Nr. 42) gegeben hat. Auf das in diesen Antworten Gesagte hat Missionar Kranz treffend erwidert und obgleich ich noch manches hinzuzufügen hätte, gehe ich nicht abermals auf dieselben ein. Sie enthalten auch thatsächlich Nichts, wirklich Nichts, was als zureichender Grund dafür angesehen werden könnte, daß die evangelische Mission eine Hauptschuld an der gegenwärtigen Katastrophe in China trage. Das aber hat Herr v. Brandt behauptet und dafür war er die Beweise schuldig. Es muß mit Nachdruck konstatiert werden, daß Herr v. Brandt diese Beweise nicht erbracht hat. Er hat auch nicht bewiesen,

1. daß „Gründe der praktischen Vernunft bei den hierarchischen Vorgesetzten“ der katholischen Missionare (z. B. bei Bischof Anzer), „besser und schneller wirkten als bei den entfernteren Vorständen der protestantischen Missionsgesellschaften“;

2. „daß es meistens protestantische Missionare waren, die sich zu Angriffen gegen ihre katholischen Mitchristen hätten verleiten lassen“ und „an christlicher Liebe und weltlichem Takt“ Mangel bewiesen;

3. daß protestantische Missionare „durch Vorpiegelung falscher Thatsachen oft den Ankauf von Grundstücken ermöglicht“;

4. er hat uns nicht nachgewiesen, welche Gesandtschaften und Konsulate und welche Missionare — katholische oder evangelische — gemeint sind, wenn er behauptet: „Zweidrittel der Arbeit der Gesandtschaften sind durch Beschwerden, Ansprüche, Forderungen von Missionaren veranlaßt worden.“

5. Er hat nicht bewiesen, daß die gemäßigte und verständige Aufforderung Lord Salisbury's zu größerer Vorsicht seitens der Missionsgesellschaften bei diesen eine ablehnende Aufnahme gefunden, auch nicht

6. daß die protestantischen Missionare „ohne Gewissenszweifel und Dualen ihre Gemeinden verlassen und in die geöffneten Häfen fliehen.“

Für diese gegen die evangelische Mission erhobenen Anklagen mußte Herr v. Brandt entweder die Beweise erbringen, und zwar gehäufte, denn die Verfehlungen Einzelner rechtfertigen kein Generalurteil oder — er muß widerrufen. Bezüglich der deutschen evangelischen Missionare hat Herr v. Brandt die Anklage zurückgenommen. Ich finde nicht, daß das ein Grund zum Danke ist; Herr v. Brandt hat damit nur seine Schuldigkeit gethan. Aber wir müssen darauf bestehen, daß er diese Schuldigkeit auch unsern englischen und amerikanischen Glaubensgenossen gegenüber thut. Denn es handelt sich hier gar nicht um einzelne Ungefundheiten im Betrieb der Mission, z. B. der China-Inland-Mission, die wir besser kennen und energischer bekämpfen als Herr v. Brandt, sondern darum: hat die evangelische Mission den vulkanischen Ausbruch des Fremdenhasses verschuldet, der zu der gegenwärtigen furchtbaren Katastrophe geführt hat? Das hat Herr v. Brandt behauptet; und jeder Mensch von gesundem Verstande muß doch einsehen, daß die harmlosen Fräulein der China-Inland-Mission und der Mangel an Bildung bei einigen Missionaren an dieser Katastrophe die Schuld nicht trägt.

Durch den Angriff des Herrn v. Brandt auf die evangelische Mission ist eine Beleuchtung des Betriebes der katholischen Mission in China provoziert

worden, die tatsächlich den Nachweis führt, daß dieser Betrieb allerdings mit den gegenwärtigen Wirren im ursächlichen Zusammenhange steht. Der Diplomat v. Brandt mußte das wissen; dennoch hat er das ganz und gar ignoriert. Und wenn er jetzt für diesen Betrieb das Wort „Eindrigkeit“ gebraucht, „um von vornherein jede Kontroverse auszuschließen,“ so ist das ein euphemistischer Ausdruck, der den eigentlichen, von ihm selbst in den Mittelpunkt der Kontroverse gestellten Streitpunkt umgeht. Der eben erschienene „Offene Brief an Bischof Anzer“ von Horbach liefert den unwiderleglichen Beweis, daß es sich hier um etwas wesentlich anderes als um bloße „Eindrigkeit“ handelt. Vielleicht veranlaßt dieser Brief Herr v. Brandt endlich, den Vorwurf, „besonders die evangelische Mission“ sei die schuldige, zurückzunehmen.“

Ich habe diesem Briefe nur hinzuzufügen, daß bis heute der in ihm erforderte Beweis seitens des Herrn v. Brandt nicht erbracht worden ist.¹⁾

Ob der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein durch solche Komplimente gegen Herrn v. Brandt sich die Herzen vieler Missionsfreunde erobern wird, dürfte zweifelhaft sein.

1) Eben da ich diesen Aufsatz vollende, erhalte ich aus Breslau die nachstehenden „Beisätze“ eines Vortrags des P. pr. Dr. Menzel auf der schlesischen Prov.-Versammlung des „Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins.“

1. Die Angriffe des Herrn v. Brandt gegen die christliche Mission in China sind ernst zu nehmen, sowohl wegen ihres Inhaltes als wegen ihrer Folgen.

2. Sie treffen (nicht die deutschen) evangelischen Missionen, zum allerwenigsten die Arbeit des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, die gerade das von jeher bezweckt hat, was in den Brandtschen Ausführungen beherzigenswert ist.

3. Es empfiehlt sich daher gegenwärtig durchaus nicht ein Abbruch der Mission in China, sondern eine Reform derselben nach der soliden Art deutsch-evangelischer Missionsmethoden.

4. Speziell in Schantung (Kiautschau) und gerade jetzt ist der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein von den deutsch-evangelischen Missionsfreunden mit allen nur irgend verfügbaren Mitteln aufs kräftigste und schnellste zu unterstützen.

5. Die verschiedenen Zweige deutsch-evangelischer Missionsarbeit in China müssen sich untereinander solidarisch, von den methodistisch-protestantischen Missionen aber durchaus unabhängig erhalten.

6. Auch gegenüber der katholischen Mission in China ist Zurückhaltung geboten, besonders sofern sie politisch wirkt.

Rückblick auf das Jahr 1900.¹⁾

Von P. C. Paul in Lorenzkirch.

I.

Das vergangene Jahr wurde in den evangelischen Missionskreisen aller Länder als Schlußstein des Missionsjahrhunderts gefeiert. Wie manches Ebenezer ist da in Festpredigten und Konferenzansprachen gesetzt worden! Aus der unabsehbaren Menge der Versammlungen ragen zwei besonders hervor, die ausdrücklich an die Wende der Jahrhunderte gelegt waren, um die Missionsarbeiter zu einem dankbaren Rückblick und zu arbeitsfreudigem Ausblick zu veranlassen: die Weltmissionskonferenz in New-York und die Jahrhundertfeier in Herrnhut. Es ist nicht nötig, auf die Einzelheiten dieser beiden Zusammenkünfte, die allen Teilnehmern unvergeßlich sind, einzugehen. Die Leser dieser Zeitschrift sind bereits davon unterrichtet. Über die vom 21. April bis 1. Mai tagende Missionskonferenz jenseits des Ozeans hat D. Merensky im Juli, September und Oktober des vorigen Jahrgangs ausführlich Bericht erstattet, von den Herrnhuter Tagen (6. bis 10. Juni) aber gab D. Warneke ein Stimmungsbild in der Julinummer. Unter den litterarischen Erscheinungen des letzten Jahres befinden sich auch die Berichte über beide. Der amerikanische ist ein starkes 2bändiges Werk geworden, der deutsche zerfällt in zwei mäßig starke Broschüren, deren erste den eigentlichen Festbericht, von der Missionsdirektion der Brüderunität erstattet, bringt, während die andere die vier wichtigsten Vorträge und die Schlußpredigt im Wortlaut enthält.

Der Umstand, daß fast gleichzeitig eine Jahrhundertfeier in Deutschland und in Amerika gehalten wurde, erklärt es zum Teil, daß aus den deutschen Missionskreisen nur sehr wenige Männer auf der Weltkonferenz in New-York erschienen. Es waren im ganzen drei, zwei von ihnen seitens des Ausschusses der deutschen Missionen deputiert; eine kleine Zahl in unserer reiselustigen Zeit und bei dem bequemen Schnelldampferverkehr mit New-York. Den tiefer liegenden Grund wird man darin zu suchen haben, daß die Art, wie die Missionsleute englischer Zunge Feste feiern und Konferenzen halten, uns Deutschen nicht ganz sympathisch ist, so sehr wir auch bei anderer Gelegenheit die Solidarität der evangelischen Mission

¹⁾ Der Jahrgang 1900 hat keine Rundschauen gebracht. Es war meine Absicht, statt ihrer einmal eine General-Übersicht über ein ganzes Jahr zu geben. Nur sollte sie bereits in der Dezember-Nummer 1900 erscheinen. Leider konnte sie bis dahin der Verfasser nicht liefern, und so beginnt mit ihr der neue Jahrgang, der übrigens auch wieder Spezial-Rundschauen bringen wird.

aller Sprachen und Nationalitäten betonen. Die Engländer und Amerikaner treiben auch bei ihren Missionsversammlungen mehr Gepränge als wir; vor allem aber sagt es dem gründlicheren Deutschen nicht zu, daß die erdrückende Menge der Vorträge ihrer Qualität vielfach Eintrag thut. Auch dies Mal wieder war das New-Yorker Konferenz-Programm ganz ungeheuer überladen. Unsere englisch redenden Vettern lieben multa, vir multum. Dies charakterisiert auch die beiderseitigen Konferenzen.

Neben den Vorträgen der deputierten deutschen Vertreter kam die deutsche Auffassung der Missionsaufgaben der Gegenwart übrigens auch in dem Sendschreiben zum Ausdruck, das der Herausgeber dieser Zeitschrift an die Missionskonferenz in New-York richtete.¹⁾ Was Warneck da den Engländern und Amerikanern zu bedenken gab, hat freundliche Aufnahme gefunden, obgleich es manche ihnen unbequeme Wahrheit enthielt.

Für zwei der deutschen Gesellschaften ist das vergangene Jahr in besonderem Sinne ein Trauerjahr geworden. Die Norddeutsche Mission verlor ihren Inspektor D. F. M. Zahn, und fast zu gleicher Zeit starb der Gründer der Schleswig-Holsteinschen Missionsgesellschaft P. Ch. Jensen in Breklum. Inspektor D. Zahn gehörte zu den Großen unter den deutschen Missionsmännern. Was er in den 38 Jahren seiner Amtsthätigkeit der Norddeutschen Mission gewesen ist, dafür haben seine Freunde in Bremen mündlich und schriftlich manch schönes Zeugnis abgelegt. Aber er gehörte nicht nur den Missionskreisen dieser Stadt und ihrer Umgebung. Er war einer der Wortführer in der gesamten deutschen Mission. Sein scharfer Geist befähigte ihn besonders, Probleme zu lösen und bei neu auftauchenden Fragen Richtlinien zu ziehen. Die Besucher sowohl der kontinentalen Missionskonferenz wie der verschiedenen deutschen Provinzial-Missionskonferenzen, von denen er die Hallesche am meisten besuchte, sind oft mit großer Befriedigung seinen geistvollen Darlegungen gefolgt, die später fast regelmäßig weiteren Kreisen durch den Druck zugänglich gemacht wurden. In der Polemik schlug er eine scharfe Klinge; die afrikanischen Branntweinhändler haben sie reichlich zu fühlen bekommen.²⁾ Sein Nachfolger in Bremen wurde P. Schreiber, bisher am Diakonissenhaus in Kaiserswerth, ein Sohn des bekannten Inspektors der Rheinischen Mission. P. Jensen in Breklum trat in der Öffentlichkeit weniger hervor, dafür war

¹⁾ Es ist auf S. 204 ff. des vorigen Jahrgangs abgedruckt. Auch englische Missionszeitschriften, z. B. *The Mission World*, *Miss. Rev. of the World*, *Chinese Recorder* etc. haben seinen Wortlaut gebracht.

²⁾ *N. M.-Z.* 1900, 239.

er um so inniger mit der Schleswig-Holsteinschen Mission und den andern Liebeswerken seiner engeren Heimat verwachsen. Er hat die erstere am 19. September 1876 ins Leben gerufen und in den Jahren seither aus kleinen Anfängen großgezogen. Seine Mission hat es im letzten Jahre auf 147000 Mark Jahreseinnahme gebracht, was um so beachtenswerter ist, als sie es mit einem räumlich beschränkten Unterstützungsgebiet zu thun hat. Jensen war die Seele der Arbeit; er hatte aber auch, wie jemand bei seinem Tode sagte, den Glauben, der Berge versetzt.

Sonst hat das vergangene Jahr im Bereich der deutschen Gesellschaften keine wesentliche Veränderung gebracht. Zwischen der Heimat und den Missionsfeldern fand allerdings ein lebhaftes Kommen und Gehen statt. Im Herbst, wo die meisten Missionare auf die südlichen Arbeitsfelder reisen, konnte man ganze Scharen ausziehen sehen. Binnen wenigen Wochen entsandte, um nur einige Gesellschaften zu nennen, die Baseler Mission 11 Geschwister allein nach Westafrika, Leipzig 13 nach Ostindien, Berlin I 8 nach China und Afrika, Berlin III 6 nach Deutsch-Ostafrika, während aus Barmen kurz nach einander zwei große Reisegesellschaften abgingen: zusammen 19 Personen. Jetzt können auch wir Deutschen von „großen Scharen Evangelisten“ reden.

Erfreulich sind die Ernteerträge, von denen auf den Jahresfesten zu berichten war. Die Zahl der den 16 älteren deutschen Missionsgesellschaften zugehörigen getauften Heidenchristen ist von 346495 auf 364550 gestiegen. In Summa beträgt sie mit Einschluß der neueren Missionsorganisationen am Ende des Jahrhunderts 369493 und die 35579 Katechumenen hinzugerechnet: 405072 (vergl. die statistische Übersicht in dieser Nummer). Die Zahl der deutschen Missionare vermehrte sich auf 800; die Beiträge sind auf 5367127 Mark gestiegen, während die Ausgaben sich auf 5449276 Mark belaufen. Ebenso hat auf dem Missionsgebiete manche neue Stationsgründung stattgefunden, freilich ist auch manche alte Missionsstation wenigstens vorläufig zerstört worden, so in Usante und in China.

Einer der alten Missionsvereine feierte in aller Stille sein 50jähriges Jubiläum, der Frauenverein für China. In ihm trat seiner Zeit die erste spezielle Vereinigung deutscher Missionsfreunde für das ostasiatische Heidenthum zusammen; die Baseler und die Rheinische Mission hatten schon vorher Missionare nach China gesandt. Gütlaff war neben P. Knaf der eigentliche Gründer des Vereins, der seine Arbeit bekanntlich auf Hongkong thut, wo 1861 das große Findelhaus gebaut wurde. In den 50 Jahren

seines Bestehens hat er 28 Sendboten männlichen und weiblichen Geschlechts dorthin geschickt.

In Süddeutschland sind einige neue Missionskonferenzen in der Entstehung begriffen. In Horb, Ulm und Hall liegen die Brennpunkte der Bewegung. Man scheint sich im Süden aber nicht für derartig geschlossene Vereinigungen entscheiden zu können, wie wir sie in Norddeutschland schon seit Jahren haben. Auch zieht man dort die Kreise noch enger, da Württemberg allein drei Missionskonferenzen zu verzeichnen hat. Es werden auch solche aus der Schweiz erwähnt, sie tragen aber immer nur den Charakter bloßer Zusammenkünfte, den sie in Norddeutschland bekanntlich ganz verloren haben. Die Schleswig-Holsteinsche Missionskonferenz hat die Freude erlebt, daß ihr Vorsitzender, Propst Wallroth in Altona, zum Generalsuperintendenten von Holstein ernannt wurde.

Dr. Lepsius, der Freund der Armenier, sucht die christlichen Kreise Deutschlands für eine Orientmission zu interessieren; sie ist jedoch vorläufig noch nicht über das Stadium eines Projekts hinaus gebiehn. Seit er von einer achtmonatlichen Reise durch Kleinasien, Armenien u. zurückgekehrt ist, wirbt er für sie durch eine neue Zeitschrift „Der christlichen Orient“. Sie erscheint monatlich und wird in Berlin W. 10, Lützow-Ufer 5 ausgegeben. Teils im Zusammenhange mit den Lepsius'schen Plänen, teils unabhängig von ihnen beschäftigt die deutschen „Gemeinschaftskreise“ der Gedanke, ein eigenes Missionsunternehmen ins Werk zu setzen und ein Schwiegersohn des Gründers und Leiters des East London Institute's, Grattan Guinness, ein bisher in Deutschland völlig unbekannter Herr Kumm, macht für eine etwas abenteuerliche „Sudan-Pionier-Mission“ in diesen Kreisen Propaganda. Angesichts der neuen Zersplitterung der deutschen Missionskräfte, der Missionspflicht, die wir gegen unsere Kolonien haben und der Gefahr einer wachsenden Isolierung der Gemeinschaftskreise von den landeskirchlichen Missionsfreunden kann man diesen Unternehmungen gegenüber nicht ohne ernste Bedenken sein.

Von verschiedenen Seiten hat man im vergangenen Jahre den Versuch gemacht, die deutsche Kinderwelt mehr für die Mission zu erwärmen. Neben den verschiedenen schon längere Zeit bestehenden Missionsblättern für die Jugend, von denen als neuere nur die von P. Spieß in Breslau herausgegebene „Kindergabe“ und das in Neukirchen erscheinende „Jugendmissionsblatt“ mit einer Auflage von je 30000 Exemplaren erwähnt seien, traten drei weitere Kindermissionsblätter ins Leben, nämlich in Basel, Herrnhut und Leipzig. Sie haben

innen Jahresfrist eine schon weite Verbreitung gefunden. Die „Kleine Missionsglocke“ des Leipziger Missionsverlags brachte es in den ersten neun Monaten auf 65000 Abonnenten. Einen solchen Erfolg hat noch kein Missionsblatt in Deutschland gehabt!

Der früher schon wiederholt unternommene Versuch, die Tagespresse regelmäßig mit zuverlässigen Mittheilungen aus der Heidenmission zu versorgen, stand an verschiedenen Orten aufs neue zur Beratung. In Herrnhut beschäftigten sich die Vertreter der Missionskonferenzen in einer Nebenversammlung damit. In Nürnberg wurde bei Gelegenheit der bayerischen Festwoche in Anlehnung an einen Vortrag des Pf. Seiler aus Feucht darüber verhandelt. Die Missionskonferenz im Königreich Sachsen aber hat mit dem 1. Oktober vorigen Jahres die Herausgabe einer Preßkorrespondenz mit dem Titel „Neue Nachrichten aus der Heidenmission“ ins Werk gesetzt. Es haben sich schon im ersten Vierteljahr über 200 Subskribenten aus allen Theilen Deutschlands gefunden.

Die Universitäten treten jetzt in ihrer Gesamtheit mehr und mehr aus der ehemaligen Zurückhaltung gegenüber der Mission heraus. Im Sommersemester 1900 gab es Missionsvorlesungen in Basel, Berlin, Bern, Göttingen, Halle, Jena und Straßburg; im Wintersemester traten Erlangen, Königsberg, Leipzig, Marburg, Lausanne und Paris hinzu. Einige dieser Namen erscheinen zum erstenmale in diesem Zusammenhang und sind darum mit doppelter Freude zu begrüßen.

Unter den politischen Ereignissen der letzten Zeit hat keins die Missionskreise so in Mitleidenschaft gezogen, wie die Wirren in China. Wir werden ihre Wirkungen auf den Missionsbetrieb draußen später noch einmal berühren. Aber auch die Missionsgemeinde in der Heimat wurde dadurch stark in Bewegung gebracht. Es traten häßliche Dinge hervor. Man konnte noch mit einem mitleidigen Seufzer darüber hinweggehen, daß das deutsche Publikum es sich bieten ließ, wenn geldgierige Verleger von Ansichtspostkarten die Zerstörung von Missionsstationen in China mit all ihren grausigen Einzelheiten abbildeten und diese abscheulichen Bildwerke zu Tausenden absetzten. Mit tiefer Betrübniß aber mußte es jeden Missionsfreund erfüllen, als jene widermärtige Zeitungspolemik, die an den Namen v. Brandt anknüpfte, das Haupt erhob und von der urteilslosen Presse durch alle Teile Deutschlands weitergetragen wurde. Es zeigte sich, daß es eine verfrühte Hoffnung war, wenn man in Missionskreisen annahm, die öffentliche Meinung in Deutschland und die sie regierende Tagespresse habe in den letzten 10 Jahren mehr Wohlwollen und Verständnis für die

Heidenmission bekommen. Bei einigen Zeitungen trifft das ja zu, aber die große Menge fällt, wie wir gesehen haben, auch heute noch dem ersten besten Verleumder der Mission in die Hände; er braucht sich noch nicht einmal, wie jener chinesische Gesandte a. D. mit dem Nimbus des „Kenners“ zu umgeben. Selbst angesehenen Redaktionen, wie die der „Hamburger Nachrichten“ gaben den unqualifizierbaren Auslassungen eines kaufmännischen Jünglings Raum, der konstatierte, daß man bei der Ermordung der Missionare Schadenfreude empfinde. Es wird noch vieler erzieherischer Einflüsse auf die öffentliche Meinung bedürfen, ehe wir bessere Zustände in unserer Tagespresse erwarten können. An Bemühungen in dieser Richtung haben es die Vertreter der Mission ja auch in diesem Falle nicht fehlen lassen. Es ward ein regelrechter Zeitungs- und Broschürenkampf gegen die Verleumder geführt. Männer wie Warneke, Maus, Horbach und andere griffen zur Feder, um einerseits die irreführende öffentliche Meinung auf den rechten Weg zu bringen und andererseits die Verquickung von Mission und Politik, wie sie von der römischen Mission gerade auch in China planmäßig betrieben wird, in ihrer Gefährlichkeit zu bekämpfen. Über dem großen Zeitungskampf ist übrigens ein kleinerer, den der bekannte Militärschriftsteller und Weltreisende Tanera hervorrief, in weiteren Kreisen ziemlich unbemerkt geblieben.¹⁾ Er spielte sich in sächsischen Blättern ab und ging von einer indischen Reisebeschreibung aus. Tanera sprach da in dem gewöhnlichen Tone der Weltreisenden abfällig über die Mission und die eingeborenen Christen. Er mußte es aber erfahren, daß man heutzutage die Mission doch nicht mehr ungestraft schmählen darf. Verschiedene Geistliche und ein indischer Missionar parierten seine Angriffe. Leider erwies sich der Herr Hauptmann a. D. auch für die schlagendsten Beweisführungen als unzugänglich. Seine letzte Entgegnung im „Rochlitzer Tageblatt“ enthält einige Sätze, die wir festnageln müssen, weil sie von einem sonst so geschätzten Schriftsteller herrühren: „Die Mission bei hochgebildeten Völkern, wie es Chinesen und Japaner sind, ist direkt unmoralisch. Sie bringt in Familien, welche unter dem Schutze ihrer Religion seit Jahrtausenden in Ruhe gelebt haben, Haß und Streit. Keine Mission hat dort Dauererfolg. Dagegen endet die sogenannte Bekehrung stets in Mord und Massentotschlag.“ Eine Auseinandersetzung mit derartigen Missionsgegnern führt zu nichts. Wir müssen diese Art nach und nach aussterben lassen.²⁾ Daß übrigens speziell für die evangelische Mission

¹⁾ In meiner Broschüre ist Seite 8 Anmerkung 2 Taneras gedacht. D. S.

²⁾ Ich fürchte, sie stirbt nie aus.

D. S.

dieser Preß-Feldzug nicht unrühmlich verlaufen ist, dafür finden die Leser an einer andern Stelle dieser Nummer die Beweise.

Endlich kann hier ein Beschluß der letzten Eisenacher Kirchenkonferenz nicht unerwähnt bleiben, weil er geeignet ist, der Mission, wenn auch nur mittelbar, zu dienen. Die Vertreter der deutschen Kirchenregierungen haben die kirchliche Versorgung der im Auslande wohnenden evangelischen Deutschen als eine dringlich gewordene Aufgabe ihrer Landeskirchen anerkannt und beschlossen, die kirchlichen Bedürfnisse der ausländischen Diaspora mehr als bisher zu ermitteln und deren Befriedigung zu vermitteln. Wenn dieser Beschluß, wie man hoffen darf, bald zur Ausführung gelangt, wird nicht nur ein schreiender kirchlicher Notstand aus der Welt geschafft, sondern auch ein schwerer Schaden von der Heidenmission abgewandt. Denn das unkirchliche und unchristliche Verhalten vieler Europäer ist eins der anstößigsten Hindernisse für den Missionserfolg.

Die Missionskonferenz im Königreich Sachsen hat der indischen Mission einen Hilfsdienst zu leisten versucht durch ein Preisausschreiben, das eine wissenschaftliche Darstellung der religiösen und philosophischen Grundanschauungen der Inder und eine Beurteilung derselben vom christlichen Standpunkte aus forderte. Es liefen acht Bearbeitungen des Themas ein (drei aus Deutschland, zwei aus England und drei aus Indien). Das aus den drei Universitätsprofessoren Windisch, Lindner (beide in Leipzig) und v. Schröder (Wien) bestehende Preisrichter-Kollegium krönte die Schrift des Basilers Missionars W. Dilger in Ostindien. Als beachtenswert hervorgehoben und für die Drucklegung empfohlen wurden noch die Arbeiten von P. Happel in Heubach und P. Krenker in Groß-Laeswitz.

Wenn wir nun unsere Umschau auf die evangelischen Missionskreise in anderen Ländern ausdehnen, so bietet uns zunächst das benachbarte Frankreich das erquickliche Bild eines musterhaften Missionseifers unter den Freunden der Pariser Missionsgesellschaft. Die Seelenzahl der französischen Protestanten beträgt nur ca. 650000, und doch konnte die Pariser Missionsgesellschaft beim letzten Kassenabschluß eine Jahreseinnahme von rund 900000 Francs feststellen. Die Ausgaben waren freilich noch höher, aber es fanden sich bald Freunde, die das entstandene Defizit bereits vor dem Jahresfest deckten. Die Anforderungen, die an diese Gesellschaft herantreten, haben sich gerade in der jüngsten Zeit sehr vermehrt. Die französische Kolonialregierung führt den Grundsatz, daß in ihren Gebieten nur französische Missionare thätig sein sollen, mit rigoröser Strenge durch. Infolge dessen muß die mit Arbeit schon überladene Pariser Gesellschaft immer

wieder neue Aufgaben übernehmen, wenn Frankreich eine neue Kolonie erwirbt. Von den sieben verschiedenen Missionsfeldern (Sotholand, Sambesi, Senegambien, Kongo, Taiti, Neukaledonien und Madagaskar) kamen neuerdings Bitten um vermehrte Arbeitskräfte, es konnten aber aus Mangel an Personen 25 Stellen nicht besetzt werden. Bei dem beschränkten Zuflußgebiet in der Heimat kommt die Gesellschaft natürlich auch einmal an die Grenze ihrer Kräfte. Man kann sich nur freuen, wenn es ihr gelingt, neue Quellen aufzuschließen, wie das z. B. im letzten Jahre geschah, wo die in St. Petersburg wohnenden evangelischen Franzosen unter sich einen kleinen Sammelverein gründeten, der in Form von „Missionskopeten“ den Pariser Freunden unter die Arme greift. Das weitverzweigte Werk der Gesellschaft wird auf allen Seiten von warmer Sympathie getragen. Man wird selbst mit warm, wenn man die Berichte über eine Abordnungsfeier im Diakonissenhause zu Paris oder in der evangelischen Stadtkirche von Reims oder im fernen Alpenthal von Torre Pellice liest. Leider hat die Gesellschaft einen schweren Verlust in ihrem Missionshause zu beklagen. Am 21. Juli starb Professor Hermann Krüger, der theologische Lehrer an ihrem Seminar, ein Mann, gleich ausgezeichnet als Missionsgelehrter wie als Christ. Als man am 16. Oktober in Paris seine Gedächtnisfeier hielt — er war während der Ferien in Basel heimgegangen — konnten seine Freunde und Schüler kaum Worte genug finden, den großen Verlust zu kennzeichnen, den sie alle erlitten. Professor Krüger war auch bei den deutschen Missionsmännern ein gern gesehener Gast, wenn er zu besonderen Gelegenheiten z. B. der kontinentalen Missionskonferenz unter ihnen erschien. Im Elsaß geboren, gab er sich in seinem Empfinden, Reden und Handeln durch und durch als Franzose, aber seine Lösung war, wie er in Bremen sagte: *nationalisare non necesse est, amare necesse est.*¹⁾ — Die Weltausstellung gab der Pariser Missionsgesellschaft Veranlassung, sich mit einer Darstellung ihrer Arbeiten zu beteiligen. Sie erhielt dafür zwei goldene Preise, ihre beiden Missionare Mondain und Chazel wurden obendrein durch je eine silberne Medaille ausgezeichnet. Im „Journal des Missions évangéliques“ lesen wir darüber: „Wir legen diesen Auszeichnungen, wie unsere Freunde wissen, nur einen relativen Wert bei, denn wir arbeiten für Gott, für das Seelenheil der Menschen, für die Zwecke der Humanität

¹⁾ Diese Zeitschrift wird nächstens einen Spezialartikel über die Pariser Missionsgenossenschaft bringen, den der verstorbene Krüger noch für sie vorbereitet, aber leider nicht fertig zu stellen vermocht hat. Seine handschriftlichen Notizen hat er dem Herausgeber zur Verfügung gestellt.

und nicht in Erwartung menschlicher Vergeltung. Und doch kann es uns nicht gleichgültig sein, welche Meinung die Menschen von unserem Werke haben. Denn diese öffentliche Meinung ist eine Macht, mit der wir mehr oder weniger rechnen müssen.“ Es war seiner Zeit derselbe Beweggrund, der die deutschen Gesellschaften veranlaßte, sich bei der Berliner Kolonialausstellung zu beteiligen.

Mit der Pariser Ausstellung waren übrigens auch verschiedene Kongresse verbunden, die das Missionswesen berührten. Auf einem derselben wurde eine neue Statistik über die Religionen der Erde vorgelegt, in der unter anderem ziffernmäßig nachgewiesen wurde, wie viel schneller sich die christlichen Völker vermehren, als die heidnischen und mohammedanischen; auf einem andern Kongresse suchte man die Antisflavereibewegung aufs neue zu schüren, aber fast ausschließlich im Interesse der römischen Kirche; letztere macht neuerdings auch in Österreich Anstrengungen, die Frage noch einmal in Fluß zu bringen. Ebenso wurden über die humane Behandlung der Eingeborenen nicht unfruchtbare Verhandlungen geführt.

In den holländischen Missionskreisen ging es still zu. Die Niederländische Sendlingsgenossenschaft nahm vor einigen Jahren bei ihrem 100jährigen Jubiläum einen neuen Anlauf. Der dabei zu Tage getretene Eifer scheint aber wenig Nachhaltiges geschaffen zu haben, wenigstens sind die damals gewachsenen Einnahmen wieder zurückgegangen. Ihr Missionsdirektor Gunning bereist gegenwärtig holländisch-Indien, mit ihm ein Baron v. Bezeler, der das Missionsfeld auch aus eigener Anschauung kennen lernen möchte. Ein Verlust für die Amsterdamer Missionskreise war der bei Beginn des Jahres erfolgte Tod des greisen Pastors Loomann. Seinem Einfluß war es hauptsächlich zu danken, daß im Jahre 1855 das sogenannte Java-Komitée gegründet wurde. Der Verstorbene war lange Zeit sein Vorsitzender.

In England tagte vom 2. bis 6. Januar der zweite internationale akademische Missionskongreß, natürlich in London. Er war stark besucht, wie überhaupt die Bewegung zu Gunsten der Mission unter der studierenden Jugend aller Länder im Zunehmen ist. Als greifbare Frucht kann man die wachsende Zahl der akademisch gebildeten jungen Leute ansehen, die in den Missionsdienst treten. Das gilt besonders von England und speziell von Kanterbury. Das dortige Kolleg St. Augustin hat bis jetzt 525 Studenten in den Missionsdienst gesandt. An dem genannten Kongreß nahmen 1700 Studenten und Studentinnen teil, die 200 Hochschulen vertraten. Um diese Zahlen nicht zu überschätzen, muß man sich allerdings

vergegenwärtigen, daß die Engländer mit dem Namen „Hochschulen“ nicht nur die eigentlichen Universitäten bezeichnen, sondern auch Institute, die unsern Gymnasien gleichzuachten sind. Der deutsche „Studentenbund für Mission“ hatte dafür gesorgt, daß auch die deutschen Universitäten vertreten waren. Es hat großen Eindruck auf die begeisterte Jugend gemacht, daß die höchsten kirchlichen Würdenträger (Erzbischof von Canterbury, Bischof von London, der Vorsitzende der schottischen Freikirche u. a.) nicht nur erschienen, sondern auch Ansprachen hielten.

Eine der größten englischen Gesellschaften, die Society for the Propagation of the Gospel in Foreign Parts (S. P. G.) begann mit der Feier ihres 200jährigen Jubiläums. Der eigentliche Gründungstag ist der 16. Juni 1701, daher ist das Fest von Rechts wegen erst 1901 zu feiern. Die streng hochkirchliche Gesellschaft will aber das ganze Jahr als Jubeljahr begehen. Schon im Frühjahr des vergangenen Jahres erschien eine Art Festschrift mit dem Titel: „Die geistliche Ausdehnung des englischen Reichs. Zwei Jahrhunderte der Arbeit für Kirche und Nation.“ Es ist bezeichnend für die in der S. P. G. herrschende Anschauung, daß auf dem Einband des Buches als Wahrzeichen ein altertümliches Kreuz mit der englischen und amerikanischen Flagge zu beiden Seiten angebracht ist. Die Gesellschaft gebietet über einen Stab von 787 Missionaren, von denen aber die meisten richtiger als Kolonialgeistliche zu bezeichnen wären. Ihre 55 Diöcesen sind über den ganzen Erdball verteilt, 54 Sprachen und Dialekte sind auf den verschiedenen Arbeitsfeldern vertreten. Bei den Missionaren der andern evangelischen Missionsgesellschaften, mit Ausnahme der englisch-kirchlichen, sind die Sendboten der S. P. G. wenig beliebt. Sie nehmen zu wenig Rücksicht auf andere Leute. Die beste Arbeit, die sie thun, ist offenbar die kirchliche Versorgung ihrer Landsleute in heidnischen Ländern. In dieser Hinsicht können wir sie zum Muster nehmen. Wenn man doch auch bei uns in Deutschland dem Gedanken näher träte, der in der Festschrift ausgesprochen ist: „Die Gesellschaft will dafür sorgen, daß die Pioniere Englands gleich von Anfang an sich in christlicher Lust bewegen, ein gutes christliches Beispiel vor Augen haben und christliche Unterweisung empfangen, und daß, sobald Kolonien entstehen, auch die Kirche mitgepflanzt wird. Die Kolonisten können das nicht von sich selbst aus thun; die Kirche muß sich ihrer annehmen.“

Im Gegensatz zur S. P. G. erfreut sich die kirchliche Missionsgesellschaft (C. M. S.) in Deutschland besonderer Sympathien. Bei

ihr paart sich kirchliche Straffheit mit evangelischer Freiheit, ökumenischem Sinn und brüderlichem Verhalten gegen andere Missionen. Dafür fallen ihr aber auch viele Herzen aus allen Teilen der Staatskirche zu. Ihre Einnahmen haben zum erstenmal die riesige Summe von 6 Millionen Mark überstiegen. Welchen Zulauf an Missionsarbeitern die Gesellschaft hat, ersieht man aus einer Aufstellung über die in den letzten 10 Jahren bei ihr eingetretenen Männer und Frauen. Im Jahre 1890 hatten mehrere Freunde der Gesellschaft aus dem geistlichen Stande in einem Schreiben (dem berühmt gewordenen Keswick-Brief) für die kommenden 10 Jahre 1000 neue Missionsleute gewünscht. In der letzten Oktober-Nummer des Intelligencer wurde nun das Fazit des vergangenen Jahrzehnts gezogen; dabei stellte sich heraus, daß die C. M. S. in dieser Zeit thatsächlich 1002 neue Arbeiter in ihren Dienst genommen hat.¹⁾

Der am 28. Oktober zu Oxford gestorbene Professor Max Müller war auch in den Missionskreisen ein angesehener Mann. Hat er doch mit seinen Sprach- und Religionsarbeiten der Mission wertvolle Dienste geleistet. Das wird überall rückhaltlos anerkannt, auch wenn man seinen religiösen Standpunkt nicht zu teilen vermag und ihn von dem Vorwurf nicht freisprechen kann, daß er den indischen Hinduismus sehr idealisiert hat. Der seit 1850 an der Universität Oxford wirkende Gelehrte, den die Ostindische Compagnie seiner Zeit mit der Herausgabe des Rig-Veda beauftragte, war einer der bedeutendsten Vermittler zwischen der europäischen und indischen Geisteswelt. Wenn die Missionsleute trotzdem nicht ganz ungetrübten Blickes dem Verstorbenen nachblicken, so liegt das an den Schwierigkeiten, die er, wenn auch vielleicht in bester Meinung, den Missionaren unter den Hindu bereitet hat. Noch Ende 1899 mußte das wissenschaftliche Organ der Kirchlichen Missionsgesellschaft Verwahrung gegen einen offenen Brief des Professors an die Anhänger des Brahmo Samadsch einlegen, in dem dieser Hindu-Sekte anheim gegeben wurde, sie brauchten nicht den Christus anzunehmen, wie ihn die Missionare predigen, sie sollten nur die Evangelien nehmen und sie sich selbst auslegen. Eigentlich seien sie ja Christen, sie sollten nur den letzten Schritt thun und übertreten. Es mußte schmerzlich für den greisen Gelehrten sein, daß die Adressaten ihm aus Indien ant-

¹⁾ Aber wo sind sie? Nach dem letzten Jahresberichte hatte die Gesellschaft in ihrem Dienste 400 ordinierte, 102 nichtordinierte männliche Missionare und 126 ledige Missionarinnen, dazu 53 Ärzte. Nun waren 1890 schon c. 400 da — es müssen also ziemlich viele den Missionsdienst wieder verlassen haben. D. S.

worteten: er (M. Müller) gehöre doch eigentlich zu ihnen, er solle seinerseits den letzten Schritt thun und Hindu werden. M. Müller war kein orthodoxer Christ, aber ein warmherziger, religiöser Mann, auch ein großer Missionsfreund, der mit vielen hervorragenden Missionaren in Verbindung stand. Besonders im letzten Jahrzehnt ist die gegenseitige Stellung erst eine getrübt, ja manchmal eine verbitterte geworden und die Schuld ist wohl nicht eine einseitige gewesen.

Die chinesischen Wirren haben natürlich auch in den englischen Missionskreisen eine starke Bewegung hervorgerufen. Die dortigen Gesellschaften wurden neben den amerikanischen ja in erster Linie betroffen. Daher veranstaltete man in London und Glasgow gleicherweise wie in New-York und Boston große Gebetsversammlungen. Ähnlich wie in Deutschland gab es eine Zeitungsfehde. Sie ist jedoch nicht so heftig gewesen wie die unsrige. Die englischen Zeitungsleser haben im allgemeinen etwas mehr Kenntnis von der Mission und vielleicht auch mehr Verständnis. Von großer Bedeutung war, daß die führenden englischen Zeitungen den Vertretern der Mission ihre Spalten öffneten, was in Deutschland von vielen nicht geschah. Großen Eindruck machte es, daß vier große Gesellschaften (L. M., C. M. S., Ch. I. M. und Presbyt. M.) in zwei gemeinsamen Briefen in der Times gegen die Beschuldigungen eine überzeugende Abwehr veröffentlichten. Es verdient übrigens hier angemerkt zu werden, daß die bekannte Rede des englischen Premiers schleunigst ins Arabische übersetzt und von Ägypten aus verbreitet wurde, offenbar in einer der Mission feindlichen Absicht.

In London waren unter den fremden Völkern, die gelegentlich als Schauobjekte herumgeführt werden, wieder einmal christliche Eskimos. Ein Missionar ihres Volkes ließ es sich nicht nehmen, sie zu besuchen und in ihrem Glauben zu stärken. Dasselbe versuchte ein indischer Missionar aus Sachsen bei den „Malabaren“ im Zoologischen Garten in Leipzig, unter denen er aber keine Christen fand. Wenn man doch diese Menschenausstellungen jedesmal in ähnlicher Weise hintertreiben könnte, wie es Bischof Tucker von Uganda that, als jüngst ein europäischer Händler im Grenzgebiet zwischen Deutsch- und Englisch-Ostafrika eine Anzahl der dortigen Pygmäen für die Ausstellung in Paris exportieren wollte. Er rief die englischen Regierungsorgane zu Hilfe und verhinderte den Plan. Glücklicher Weise gehen jetzt auch den deutschen Kolonialkreisen die Augen darüber auf, welcher Schaden den Eingeborenen unserer Schutzgebiete zugefügt wird, wenn man sie hierzulande ausstellt. In der „Kolonial-

zeitung“ erhob sich zu unserer Freude eine warnende Stimme dagegen und hoffentlich gelingt es der geplanten Eingabe an das Auswärtige Amt, diesen verderblichen Ausstellungen in Deutschland, wenigstens von Eingeborenen aus unsern Kolonien, ein Ende zu machen.

Ein großes Ereignis war die am 31. Oktober d. J. feierlich vollzogene Vereinigung der freien schottischen und der uniert presbyterianischen Kirche, deren ausgedehnte Missionen nun auch unter der einheitlichen Leitung der Vereinigten freien Kirche von Schottland stehen werden. Dieser jetzt stattliche Kirchentörper von 495178 Kommunikanten (die schottische Staatskirche zählt 648478 Kommunikanten) bildet jetzt eine der bedeutendsten evangelischen Missionsorganisationen mit einer durchschnittlichen Arbeiterzahl von 333 Männern und ledigen Frauen auf 17 Arbeitsgebieten mit 156 Hauptstationen, 41567 communionberechtigten Heidenchristen, 13667 Anwärtern auf die volle Kirchengliedschaft, 56135 Schülern und einer heimatlichen Einnahme von 3696780 Mark. Hoffentlich ist dieser erfreuliche Zusammenschluß der Anfang einer Einheitsbewegung namentlich unter der englischen und amerikanischen Denominationenfülle.¹⁾

¹⁾ Eine der nächsten Nummern wird über dieses missionsgeschichtlich wichtige Ereignis ausführlichen Bericht bringen. D. S.

(Schluß folgt.)

Übersicht über den Stand der deutschen

Von Past. Döhler.

Missionsgesellschaften mit Angabe der betr. Missionsgebiete.	Jahr der Gründung	I. Haupt- stationen	II. Getaufte Christen	III. Europ. Missionare
NB. Die gesperrt gedruckten Namen bezeichnen die hauptäch- lichsten Gebiete der betr. Gesellschaft.				
1. Mission der Brüdergemeine: Labrador, Alaska, Indianergebiet v. Nordamerika, westindische Inseln, Moskitoküste, Demarara, Suriname, Kap- kolonie, Deutsch-Ostafrika (Kondeland u. Uniamwesi), Australien (Victoria, Nord-Queensland), Himalaya, Tibet	1732	131	91283	194
2. Baseler Missionsgesellschaft: Südindien (Malabar), China (Kanton), Goldküste, Kamerun . . .	1815	56	40765	189
3. Berliner Missionsgesellschaft (Berlin I): Südafrika (Kapkolonie, Kaffernland, Oranje, Transvaal, Natal), China (Kanton und Kiautschau), Deutsch-Ostafrika (Kondeland)	1823	74	37293	104
4. Rheinische Missionsgesellschaft (Barmen): Deutsch- Südwestafrika (Namaland, Herero- und Dambos- land), Kapkolonie, Borneo, Sumatra, Riass, China (Kanton-Distr.), Neu-Guinea	1828	91	77819	130
5. Norddeutsche Missionsgesellschaft (Bremen): Sklaven- küste (Englisch- und Deutsch-Congo, Loko) . .	1836	4	2407	14
6. Götter'sche Missionsgesellschaft (Berlin II): Nord- indien (Kols- und Gangesmission)	1836	20	43348	41
7. Leipziger Missionsgesellschaft: Südindien (Ta- mulen), Rangun; Englisch-Ostafrika (Wakamba), Deutsch- Ostafrika (Dschagga)	1836	45	18538	47
8. Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande: Nordindien (Ganges- gebiet)	1842	1	—	—
9. Hermannsburger Missionsgesellschaft: Südafrika (Natal, Sulusland, Betschuana), Ostindien (Telugu), Persien	1849	55	50163	62
10. Berliner Frauenverein für China: Fintel- und Er- ziehungshaus in Hongkong	1850	1	—	1
11. Jerusalemverein: Jerusalem, Bethlehäm, Betdjala, Hebron, Haifa, Jaffa)	1852	6	c. 370	4
Seitenbetrag:		484	361986	783

evangelischen Missionen. Anfang 1900.

Großhertwig v. Pögnau.

IV.	V.		VI.			VII.	VIII.	IX.	X.
unvertheilbare Missionen- schwestern	Eingeborene Ge- hilfen		Schulwejen			Einnahme in der Heimat, nach Ab- zug des vorjähr. Rassenbestandes. + besondere Auf- bringung zur Deckung d. Defizits	Ausgabe	Befugnisse im Auf- sichtshaus oder sonst zum Auf- sichtsdienst bereit.	Im Aufwarte- richt, resp. allgemeine Aufbewerber.
	a) ordiniert	b) sonstige	a) be- sondere Lehr- kräfte	b) Schulen	c) Schüler				
22	18	1096	374	247	24174	546920 + 77155	621493	c. 24	4141
8	44	540	612	524	19993	1125854 + 40748	1317511	104	3021
		824							
11	—	c. 559	c. 265	c. 170	6606	513119 + 49570	591049	39	2789
14	25	955	316	296	13988	647558 + 19255	752803	67	9691
5	1	c. 20	c. 36	40	1037	c. 133000	144000	5	165
3	22	283	268	c. 65	4363	209790	239597	+ 8 in Westheim 9	11181
5	22	264	415	245	7587	663531	534423	23	421
9	—	—	—	11	316	18658	26089	—	—
—	—	303	184	122	6928	408492	365569	28	2797
3	—	3	?	1	c. 100	19143	17526	—	—
—	1	4	13	8	c. 310	111153	119438	—	—
80	133	4027	2483	1729	85402	4583946	4729498	302	34206

Missionsgesellschaften mit Angabe der betr. Missionsgebiete.		Jahr der Gründung	I. Hauptstationen	II. Getaufte Christen	III. Europ. Missionare
NB. Die gesperrt gedruckten Namen bezeichnen die hauptsächlichsten Gebiete der betr. Gesellschaft.					
Übertrag			484	361986	783
12. Schleswig-Holsteinische evang.-luth. Missionsgesellschaft in Brecklum: Ostindien (Urija-Jeypur und Telugu)		1877	7	1103	12
13. Neukirchener Missionsgesellschaft: Java, Englisch-Ostafrika (Tana-Fluß, Insel Samu)		1881	10	992	17
14. Allgemeiner evang.-protestantischer Missionsverein: Japan (Tokio), China (Schanghai und Kiautschau)		1884	3	112	7
15. Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Berlin III): Deutsch-Ostafrika (Usambara, Usaramo und Küstengebiet)		1886	8	343	20
16. Neuendettelsauer Missionsgesellschaft: Neu-Guinea, Queensland (ausschließlich der Stationen der australischen Immanuelynode)		1886	5	14	12
Summa der 16 älteren Missionsgesellschaften			517	364550	851
Dagegen Anfang 1899 lt. Jahrb. d. Sächsl. Miss.-Konf. 1900:			502	346495	812
17. Deutsche China-Allianz-Mission in Barmen: Prov. Tschetiang und Kiangsi		1889	7	62	9
18. Deutsche Blindenmission in China in Hildesheim: Tsau-kuong auf Hongkong	1890 resp. 1897		1	—	—
19. Missionsgesellschaft der deutschen Baptisten in Berlin, Kamerun	1890 resp. 1898		13	2142	5
20. Mission der Hannoverischen evang.-luth. Freikirche: Natal und Transvaal		1892	9	2730	9
21. Pilgermission von St. Christophona bei Basel: China (Prov. Nganhuei und Kansu)	1895 resp. 1848		3	?	5
22. Deutscher Zweig der China-Inland-Mission in Hamburg: Prov. Kiangsu, Stat. Rao-ju		1898	1	9	1
23. Sudan-Pionier-Mission in Eisenach: (Assuan, Nilufer)		1900	1	—	—
Gesamtsumma:			551	369493	880

IV. Unverweilende Missionen schweizern	V. Eingeborene Ge- hilfen		VI. Schulwesen			VII. Einnahme in der Heimat, nach Ab- zug des vorjähr. Kassenbestandes, + besondere Auf- bringung zur Deckung d. Defizits	VIII. Ausgabe	IX. Geldinge im Mis- sionshaus oder sonst zum Mis- sionsdienst bereit.	X. Im Kaufmänni- sch. resp. allgemeine Kaufmännische
	a) ordiniert	b) sonstige	a) be- sondere Lehr- kräfte	b) Schulen	c) Schüler				
80	133	4027	2483	1729	85402	4583946	4729498	302	34206
		52							
2	—	16	36	7	632	147344	115709	5	720
—	—	26	14	10	453	92912	83637	32	47
1	3	4	5	6	130	76533	89955	1	?
—	—	20	—	7	572	262009 + 13128	242659	?	327
—	—	—	—	4	c. 90	81151	78629	23	?
83	136	4093	2538	1763	87279	5257023	5340087	363	35300
75	131	3989	2386	1730	83391	4317800	?	346	32755
7	—	12	3	3	34	20342	21737	6	110
1	—	—	2	1	8	7167	3358	—	—
2	—	50	57	54	1300	50040	51204	—	160
—	—	12	c. 6 (?)	4	c. 300	19696	25128	4	—
—	—	?	?	?	?	12859	7762	?	?
3	—	1	2	2	32	?	?	5	9
—	—	1	2	2	150	—	—	u. 3 Schmeist.	—
96	136	4169	2610	1829	89103	5367127	5449276	378	35579

Bemerkungen zu vorstehender Tabelle.

Die Statistik kennzeichnet diesmal den Stand der deutschen evangelischen Mission an der Wende oder doch gegen Ende des Jahrhunderts, und es ist dabei ein charakteristisches Zeichen, daß im letzten Jahrzehnt des zu Ende gegangenen Jahrhunderts auf deutschem Boden noch sieben neue evangelische Missionsorganisationen als selbständig aussendende auf den Plan getreten sind, die nun zum erstenmal hier Berücksichtigung gefunden haben. Man wird vielleicht gegen manche dieser neueren Missionsbildungen Bedenken hegen dürfen. Jedenfalls ist ihr Hervortreten ein Zeichen, daß das Missionsinteresse des evangelischen Deutschlands allerlei neue Antriebe empfangen hat und nach weiterer praktischer Bethätigung sucht, wobei es zu beachten ist, daß nicht weniger als vier von diesen neueren Missionsunternehmungen ihr Arbeitsfeld in China gesucht haben, so daß gegenwärtig die Boten von neun deutschen evangelischen Missionsgesellschaften in China arbeiten; ein Beweis für die wachsenden Beziehungen Deutschlands zum „Reich der Mitte“.

Während die in vorstehender Tabelle aufgeführten älteren Missionsgesellschaften vor einigen Jahren in der Allg. M.-Ztschr. je gesonderte ausführliche Behandlung gefunden haben, seien zuerst die neu hinzugekommenen in kurzen Zügen, und zwar rein sachlich, ohne subjektives Urteil, gekennzeichnet.¹⁾

1. Die deutsche China=Allianz=Mission in Barmen. (Über „die modernen Allianz-Missionen“ vergl. zunächst Allg. M.-Ztschr. 1897 S. 22 ff., 71 ff. u. 107 ff., wo auf S. 111 f. auch der deutschen China=Allianz=Mission gedacht ist.) Auf Anregung des Leiters der China-Inland=Mission, des bekannten Hudson Taylor in London, und des amerikanisch-schwedischen Evangelisten Franson war im Jahre 1889 die deutsche China=Allianz=Mission entstanden, gegenwärtig unter Leitung eines 6-gliederigen Komitees stehend, das aus Männern verschiedener Richtung, teils der Landeskirche, teils der sogen. „Versammlung“, teils der freien Gemeinde, teils den Baptisten angehörend, sich zusammensetzt. Wie die amerikanische (internationale) und die schwedische Allianz=Mission (I. M. A. und Sk. A. M.) lebt auch die deutsche in der Erwartung der baldigen Wiederkunft Christi und wie diese legt sie bei der Aussendung ihrer Boten — unter Berufung auf das Beispiel der Apostel — den Schwerpunkt nicht auf „Gelehrsamkeit“, sondern darauf, „daß jemand wirklich mit

¹⁾ Ich behalte mir vor demnächst zur Beurteilung derselben einige Worte im Zusammenhang zu sagen.

unserem Herrn Jesu wandelt und die Fähigkeit hat, seine Stimme zu hören, auch von ihm in der Heimat schon als Werkzeug zur Bekehrung von Seelen gebraucht worden ist." Junge Männer, die sich zum Missionsdienst melden, bleiben nach ihrer Übersiedelung nach Barmen zunächst in ihrem Beruf, treiben unter Anleitung christlicher Laien eifrig Bibellunde, nehmen englischen Unterricht, üben sich im Versammlungshaus im Reden und gehen dann noch etwa $\frac{1}{2}$ Jahr nach London, um im Missionshaus der China-Inland-Mission namentlich im Englischen sich zu vervollkommen. Eine Anlehnung an die China-Inland-Mission fand auch noch insofern statt, als die neu ausgesandten Missionare auf Stationen dieser Mission in China ihre ersten chinesischen Sprachstudien machten. Doch ist die deutsche China-Allianz-Mission im übrigen unabhängig von der China-Inland-Mission. Bei ihrer evangelisierenden Thätigkeit liegt es ihren Missionaren namentlich mit daran, Teile der heiligen Schrift zu verbreiten. Bis jetzt sind 7 Stationen in den Provinzen Tscheliang und Kiangsi begründet.¹⁾ Die Mission hat in Barmen ein eigenes Haus als Centralstelle und Missionsbureau. Adresse: Karl Polnick, Barmen, Seifenstraße 3. Organ: der „Chinabote“ Monatschrift, herausgegeben von Chr. Mayer Barmen-Wichlinghausen; 80 Pfg. jährlich.

2. Die deutsche Blindenmission in China zu Hildesheim. Ausgehend von der Thatsache, daß das Loß der blinden Mädchen in China ein besonders trauriges ist, sofern dieselben als unbrauchbare Glieder, sehr häufig selbst von besserstuitierten Familien ausgeschieden und an professionelle Kupplerinnen verkauft werden, um dort sich ihren Unterhalt zu „verdienen“, kam im Jahre 1890 in Hildesheim der erste „Frauen- und Jungfrauenverein für China“ zu Stande, der zum Besten blinder Mädchen Arbeiten verfertigte und mit der englischen Missionsärztin Dr. Niles in Kanton in Verbindung trat, die eben eine Blindenschule dort eröffnet hatte. Ein Anschluß an den Berliner Frauenverein für China, der das Findelhaus in Hongkong unterhält, war wegen des verschiedenen Zwecks nicht thunlich. So war auf selbständige Ausgestaltung des neuen Vereins hinarbeiten. Ein weiterer Vorstand, bestehend aus 3 Herren und 3 Damen, nahm sich 1892 der Sache an. Andere Schwesternvereine schlossen sich dem Hildesheimer an. Die Gründung eines selbständigen Blindenheims auf Hongkong wurde ins Auge gefaßt. Schwester Martha Postler, die ihr Lehrerinnenamt aufgegeben hatte

¹⁾ Natürlich beziehen sich alle diese Angaben auf den Zustand vor dem Ausbruch der China-Katastrophe.

und als Johanniterschwester ausgebildet worden war, wurde im Herbst 1896 nach Hongkong abgeordnet und konnte im folgenden Jahre ein Blindenasyl, zunächst in einem gemieteten Häuschen, das dann einem eigenen Bau Platz machen sollte, in Tsau-Lwong auf Hongkong eröffnen, in dem gegenwärtig 18 blinde Mädchen Aufnahme gefunden haben. Neuerdings hat die Königin von England ein Grundstück für den Bau eines Blindenheims in Kaulun — zu Hongkong gehörig — geschenkt. In der Heimat sucht man namentlich auch in den Kreisen der Blinden Interesse für die Sache zu wecken. Vorsitzender ist Pastor Bartels an St. Lamberti in Hildesheim, Leiterin Fräulein Louise Cooper daselbst. Verschiedene Missions- und belletristische Blätter (u. a. „Pfarrhaus“, „Quellwasser“, „Gartenlaube“) haben bereits auf die Sache aufmerksam gemacht. Organ: „Berichte der deutschen Blindenmission unter dem weiblichen Geschlecht in China“, in unbestimmten Zwischenräumen veröffentlicht. Neuerdings auch ein vierteljährliches Missionsblatt in Punkschrift für deutschsehende Blinde.

3. Die Missionsgesellschaft der deutschen Baptisten in Berlin. Im Jahre 1890 hatte sich aus den Berliner Baptisten-gemeinden ein Missionskomitee gebildet mit dem Zweck, Missionare in die deutschen Kolonien zu senden. Zufolge Beschlusses der Gemeindeversammlung vom 19. Januar 1898 ward das Komitee zur „Missionsgesellschaft der deutschen Baptisten“ mit dem Sitz in Berlin erweitert. Er lag nahe, daß die Arbeit dieser Mission in Kamerun einsetzte, wo im Jahre 1886, nach der deutschen Besitzergreifung, die Baseler-Mission die bis dahin von englischen Baptisten gegründeten Stationen zu weiterer Pflege übernahm. Doch trennten sich bald die dortigen baptistischen Gemeinden wieder von Basel und bestehen seitdem als separierte Gemeinden für sich, ohne auch an die inzwischen auf den Plan getretene deutsche Baptisten-Mission zu deren eigenem Bedauern engeren Anschluß gesucht zu haben. Diese 9 separiert-baptistischen Gemeinden umfassen zusammen 1695 Seelen. Sie sind in obiger Statistik mitgezählt. Neben diesen hat die deutsche Baptisten-Mission 4 Hauptstationen in 50 Ortschaften mit 447 Seelen in Pflege. Das Schulwesen scheint dabei besondere Berücksichtigung zu finden, während Gemeindezucht und Seelenpflege die heimatische Missionsleitung nicht völlig ohne Sorge lassen. Missionsinspektor ist Prediger Ed. Schewe, Berlin NW, Emdenerstraße 15. Organ: „Blüten und Früchte“, gelegentlich erscheinende zusammenfassende Berichte. Außerdem finden sich die neuesten Mitteilungen

im Organ der deutschen Baptisten „Der Wahrheitszeuge“. (Kassel, Verlags-haus der deutschen Baptisten), sowie in anderen baptistischen Blättern.

4. Die Mission der Hannoverschen evangelisch=lutherischen Freikirche. Die Streitfrage über die Vereinigung, welche zwischen der lutherischen Landeskirche Hannovers und der separierten Hermannsburger Mission stattgefunden, führte im Jahre 1892 dazu, daß ein Teil der freikirchlichen Glieder von der Hermannsburger Mission sich los sagte. Da auch Hermannsburger Missionare, von denen einige aus der lutherischen Freikirche stammten, in jene Streitfrage mit hineingezogen wurden, so vollzog sich auch auf dem Missionsgebiet in Südafrika eine teilweise Scheidung (vergl. Allg. M.-Ztschr. 1897 S. 10). Bei dieser Sachlage glaubten es die beteiligten Kreise der lutherischen Freikirche (— die große alte freikirchliche Gemeinde zu Hermannsburg war der dortigen Mission treu geblieben —) als ihre Aufgabe erkennen zu müssen, die Bethätigung ihres Missionsfinnes auf keinem anderen Wege zu suchen, als jener separierten Missionare und ihrer Gemeinden in Südafrika sich anzunehmen. So kam es im genannten Jahre zur Begründung der Mission der Hannoverschen lutherischen Freikirche, der jetzt neun ehemals zur Hermannsburger Mission gehörige Gemeinden in Natal und Transvaal mit 2730 Heidenchristen angehören. Leiter dieser Mission ist der Präses der Hannoverschen freikirchlichen Synode Pastor Heide in Netteltamp. Ein Missionsseminar, noch 1892 begonnen, mit gegenwärtig 4 Zöglingen, sorgt für den Nachwuchs freikirchlicher lutherischer Missionare. Organ seit 1899: Das monatliche „Missionsblatt der Hannover-schen evangelisch=lutherischen Freikirche“, herausgegeben v. C. Dreves, Pastor an der freikirchlichen Kreuzgemeinde zu Hermannsburg, 1 Mark jährlich. — Vergl. namentlich die Artikelserie „Wie unsere freikirch-liche Mission entstand“ in den beiden ersten Jahrgängen dieses Missions-blattes.

5. Der Christonazweig der China=Inland=Mission. Nachdem in die von der Brüderanstalt St. Christona b. Basel früher unternommene selbständige Mission in Abyssynien und unter den Galla seit 1876 keine neuen Kräfte nachgesandt worden waren, wurde dem in der Brüderanstalt lebendigen Missionsinteresse im Jahre 1895 ein neuer Weg zur praktischen Bethätigung dadurch eröffnet, daß man Anschluß an die große China=Inland=Mission suchte. Veranlassung zu solcher Be-thätigung lag um so mehr vor, als das Bedürfnis nach deutschen Predigern in amerikanischen Gemeinden, wohin viele Brüder von

Chrischona abgeordnet worden waren, wegen der dort errichteten eigenen Seminare geringer geworden war. So konnten bereits im Jahre 1896 die ersten Chrischonabrüder zum Missionsdienst nach China ausgesandt werden, nachdem schon vor ca. 30 Jahren 2 Brüder von Chrischona im Dienst der britischen Bibelgesellschaft dahin gegangen waren. Diejenigen Brüder, die sich zum Missionsdienst berufen fühlen, bekennen sich zu den Grundsätzen der Ch. J. M. und stellen sich unter die Leitung des Komitees derselben. Sie haben sich auch zu ihrer Vorbereitung in England mit den Verhältnissen der Ch. J. M. in deren Missionshaus in London bekannt zu machen. Doch wahrte die Chrischona insofern ihre Selbständigkeit, als sie die Kosten des Aufenthalts ihrer Brüder in England, sowie auch der Reise derselben nach China übernimmt und die eigentliche Aussendung ihrer Missionare von der heimatlichen Brüderanstalt aus, wohin diese von England zurückzukehren haben, sich vorbehält. Das Arbeitsgebiet der bis jetzt ausgesandten 5 Brüder waren die Provinzen Nganhuei und Kansu, wo auch bereits Christengemeinden mit zum Teil recht lebendigen Christen sich befanden. Doch haben die Missionare ihre Stationen jetzt wegen der Kriegsunruhen verlassen müssen. Inspektor: C. H. Rappard. Adresse: St. Chrischona bei Riehen, Kanton Baselstadt; für Briefe aus Deutschland: Station Grenzach, Großh. Baden. Organ: „Der Glaubensbote“ monatlich.

6. Der deutsche Zweig der China-Inland-Mission in Hamburg. Hatten die Bestrebungen der großen China-Inland-Mission auch bei deutschen Missionsfreunden vielfach Interesse gefunden, so blieb doch die Wahrnehmung nicht aus, daß wiederholt deutsche Missionsgeschwister, die in den Dienst dieser Mission getreten und deshalb nach England gegangen waren, schließlich in dieser großen englischen Missionsgesellschaft aufgingen und den deutschen Freunden so aus dem Gesichtskreis kamen. Die deutsche China-Allianz-Mission (s. o. Nr. 1), die in Anlehnung an die Ch. J. M. zwar ihre Selbständigkeit wahrte, reichte aber in manche für die Ch. J. M. interessierte Kreise Deutschlands nicht hinein. Dies und der Mangel an besonderer Ausbildung der Missionare bei der China-Allianz-Mission veranlaßte die Gründung eines selbständigen deutschen Zweiges der Ch. J. M. Dieser kam im Jahre 1898 in Kiel zustande und fand, nachdem ein Bruch mit dem dortigen Leiter Witt stattgefunden, der jetzt selbständig in China missioniert, seit November 1899 ihre Fortsetzung in Hamburg. Die Mission steht noch in ihren Anfängen. Die erste Station wurde in der Stadt Rao-ju in der Provinz

Kiangsu am Kaiserkanal begründet. Leiter der Mission ist Pastor C ö r p e r in Hamburg-Uhlenhorst, Schenkendorffstr. 31, der auch der Herausgeber des monatlich erscheinenden Organs ist, „Chinas Millionen“ (jährlich 70 Pfg.).

Endlich gehört auch hierher das neueste, erst in der Entstehung begriffene Unternehmen,

7. Die Sudan-Pionier-Mission (S. P. M.) in Eisenach. Sie will durch Übersetzungsarbeiten der heiligen Schrift, Schulen, Evangelisation, Kolportage und dergleichen auf Christianisierung des Sudan hinwirken. In Assuan, am 1. Nilkatarakt, wurde eine Knabenschule unter Leitung eines christlichen Ägypters eingerichtet. Bald folgte eine Mädchenschule, die der Frau dieses Lehrers übertragen wurde. Schülerzahl zusammen 150. Ein christlicher Nubier, Ali Samuel, vor 20 Jahren in England und der Schweiz gebildet und kürzlich getauft, der der französischen, englischen, arabischen und nubischen Sprache vollkommen mächtig sein soll, hat den Auftrag, die zahlreichen Dörfer zu beiden Seiten des Nils zu bereisen und mit dem Evangelium zu bedienen. 3000 derselben soll er schon besucht haben (!!). Das Unternehmen, das namentlich in den Kreisen der evangelischen Gemeinschaftsleute seine Freunde zu haben scheint, ward von einem hannoverschen Philologen Kumm angeregt, der als Ehemann von Lucy Guinneß der Schwiegersohn des bekannten Dr. Grattan Guinneß geworden, aber in Deutschland ziemlich unbekannt ist. Er sucht durch Vorträge an verschiedenen Orten Deutschlands und der Schweiz neue Freunde für die Sache zu gewinnen. Die Verwaltung ward im November 1900 in die Hände eines leitenden Komitees gelegt, dem Pastor Ziemendorf in Wiesbaden als Präsident, Pastor Dammann als Schriftführer und der genannte Herr Kumm als Reisesekretär angehören. Adresse: „Centrale der Sudan-Pionier-Mission“ in Eisenach. Mitteilungen im evangelischen Wochenblatt „Licht und Leben“, herausgegeben von Pastor Dammann — Eisenach, besonders die Nummer 42 vom 20. Oktober 1900. Weitere Berichte sollen möglichst jeden Monat auch im Separatdruck erscheinen.¹⁾

Schließlich sei, um das Gesamtbild zu vervollständigen, auch die Missionsthätigkeit der deutschen Methodisten erwähnt. Zu einer selbständigen Mission der deutschen Methodisten ist es, so oft

¹⁾ Neuerdings ist von einer Verschmelzung mit der Orient-Mission des Dr. Lepsius die Rede, aber bis jetzt habe ich nicht in Erfahrung gebracht, ob dieselbe die Zustimmung des Komitees der letzteren erhalten hat. Das ganze Unternehmen ist noch wenig geklärt und aus mehr als einem Grunde nicht unbedenklich. D. S.

auch die Sache schon unter ihnen angeregt worden ist, indes noch nicht gekommen, auch nicht, nachdem im Jahre 1897 die vormaligen Wesleyaner in Deutschland sich mit der Bischöflichen Methodistengemeinschaft vereinigt hatten. Was von Seiten der deutschen Methodistengemeinschaft an direkter Missionsarbeit geschieht, ist vielmehr nun dies, daß sie der englisch-wesleyanischen Mission in den deutschen Kolonien Togo (Klein-Popo) und Neu-Pommern (Kalluna) je einen deutschen Missionar überlassen, auf dessen Nationalität die deutsche Kolonialverwaltung namentlich wegen des Schulunterrichts Wert legt. Die Missionsbeiträge der Methodistengemeinschaft Deutschlands fließen aber alle in die Hauptkasse der bischöflich-methodistischen Missionsgesellschaft in New-York. Organ: „Der Missionsbote“, herausgegeben von Prediger G. A. Schneider in Kanstadt. Vergleiche auch Jahresbericht des Kolonialamts über die Kolonien. — Die deutsche Orient-Mission des Dr. Lepsius (Organ: der christliche Orient seit 1900) treibt zur Zeit nur ihr Armenisches Hilfswerk fort. Eine eigentliche Missionsthätigkeit ist noch nicht in Gang gekommen. Der bekannte Amiranjan, der jetzt Kollektorenreisen in Deutschland macht, steht nicht mehr in Verbindung mit dieser Mission, während Awetarianian in ihrem Dienste geblieben ist. Als selbständige Missionsgesellschaft können wir sie zur Zeit noch nicht registrieren.

Ein Einblick in die vorstehende Statistik, namentlich aber auch ein Vergleich mit früheren Aufstellungen wird mancherlei Beobachtungen zulassen. Da die erwähnten 7 neueren Missionsorganisationen zum erstenmal hier in der Statistik Berücksichtigung gefunden haben, so erforderte es die Billigkeit, die zum Vergleich der Hauptsummen beigefügten Ergebnisse aus dem Vorjahre nur auf die Summe der 16 älteren Missionsgesellschaften zu beziehen. Aber es läßt sich auch da schon ein erfreulicher Gesamtfortschritt erkennen. Derselbe verteilt sich natürlich ungleichmäßig auf die einzelnen Gesellschaften. Während z. B. bei der Brüdergemeinde scheinbar eine Herabminderung eingetreten ist, die sich aber aus der bekannten Thatsache erklärt, daß deren grönländisches Missionsgebiet im Jahre 1899 an die dänische Staatskirche übergegangen ist, weisen andere Missionsgesellschaften, wie die Baseler, die Berliner, die Rheinische und andere beträchtlichen Zuwachs auf; und wenn nicht alles trügt, stehen die meisten Missionen vor gesegneten Ernten. Die Rheinische Mission hat noch nie ein solches Jahr des Wachstums erlebt, wie das Jahr 1899: 8 neue Stationen, 4456 Heidentaufen! Wir machen im allgemeinen auch auf den Stand des Missionsschulwesens aufmerksam, auf das die deutsche

Mission mit Recht besonderen Wert legt und für das sie auch in besonderer Weise beanlagt zu sein scheint. Bei Basel z. B. entfallen auf 40765 Heidenchristen ca. 20000 Schüler, speziell in Kamerun auf 2252 eingeborene Christen sogar 3372 Schüler! Bei Leipzig auf 18538 Heidenchristen 7587 Schüler.

Die Statistik schließt sich an die zuletzt im Jahrgang 1898 S. 76 f. dieser Zeitschrift veröffentlichte an und ist im wesentlichen nach denselben Grundsätzen bearbeitet wie dort. Vergleiche die dort beigegebenen „Erläuterungen“. Im einzelnen sei noch Folgendes bemerkt.

Zu Kol. III. Eine Unterscheidung von ordinierten und nicht ordinierten Missionaren war nicht thunlich, da diese auch nicht aus allen Jahresberichten ersichtlich ist. Es sind daher Missionsärzte, Laienhelfer (Missionshandwerker) und andere hier mit eingerechnet. Auch sind die zeitweilig auf Urlaub in der Heimat befindlichen Missionare mitgezählt.

Zu Kol. IV. Diese Reihe giebt zum erstenmale eine Zusammenstellung der selbständig ausgesandten weiblichen Missionskräfte, aber ohne die Kaiserswerther Diakonissen.

Zu Kol. VII. Als besondere Einnahmen sind diesmal die bei einigen Missionsgesellschaften eigens eingegangenen „Beiträge zur Deckung des vorhandenen Defizits“ (unter +) angegeben, während die besonderen Einnahmen für Vinderung der Hungersnot etc. in die allgemeinen Einnahmen mit eingerechnet sind. Hierbei ist besonders der bei Berlin III. eingegangenen hohen Extragabe von 13008! Mark zu gedenken, die Pastor von Bodelschwingh durch seinen Aufruf „Brot für Steine“ gesammelt hat. Anderweite Einnahmen wiederum, die die Missionsgesellschaften ihren besonderen Nebenkassen zuweisen, weil sie eben mit entsprechender Bezeichnung für diese gespendet waren, z. B. für Pensionskassen, Erziehungskassen und dergleichen, die aber im allgemeinen Betrieb doch auch als Missionsgaben gelten müssen, sind in der Regel nicht mit gerechnet, um die Kontrolle der hier eingestellten Summen mit den betreffenden Angaben in den Jahresberichten nicht zu sehr zu erschweren. — Durch jene besonderen Gaben der Missionsfreunde waren die Einnahmen der deutschen Missionsgesellschaften im Jahre 1899 um eine volle Million höher als im Jahre 1898. — Gleichwohl zeigt ein vergleichender Blick auf Kol. VII. u. VIII., daß die meisten Missionsgesellschaften Mehrausgaben hatten.

Eine korrekte Zusammenstellung über die „Aufbringungen auf den betreffenden Missionsgebieten“ war leider nicht möglich. Doch belaufen sie sich zusammen auf wohl 2 Millionen Mark. Die Sache verdiente aber eingehendere Beachtung. Denn nicht nur, daß unter Hinzunahme dieser Beiträge erst der Gesamtaufwand für die Mission sich berechnen läßt, sondern es würde aus diesen Angaben auch ersichtlich, in wie weit die christlichen Eingeborenen zur Opferwilligkeit für ihr kirchliches Gemeinwesen sich haben erziehen lassen. Jedenfalls ist es kein Zeichen von Interesselosigkeit der heimatlichen Missionsfreunde, wenn sie anfangen, neugierig zu werden, wie viel einerseits die eingeborenen Christen an Kollekten, Kirchensteuern, Schulgeld und dergleichen Opfern aufbringen, und wieviel andererseits aus Missionsgrundbest,

Missionshandlungen und anderen gewonnen oder von Kolonialregierungen als Beihilfen (grants) zu Schulen und dergleichen gewährt wird; und es kann kein Bedenken von Seiten der Missionsleitungen vorliegen, diese Neugierde zu befriedigen, wie solches bereits von mehreren Missionsgesellschaften in sorgfältigen Tabellen geschieht.

Kol. IX. wollte den Nachwuchs von Missionaren veranschaulichen. Doch sind die Angaben für diesen Zweck leider noch nicht präcis genug. Es hätten von den Zöglingen der Missionsseminare eigentlich nur diejenigen des obersten Jahrgangs gezählt werden sollen. Doch bot sich hierzu aus den Jahresberichten nicht allenthalben die Möglichkeit. Die Gesamtsumme würde sich sonst um mehr als die Hälfte reduzieren. Der Nachwuchs aus den Theologen konnte nicht in Ansatz gebracht werden.

Es ist nicht bloß vom Standpunkt des Statistikers, sondern überhaupt des Missionsfreundes aus willkommen, wenn die einzelnen Missionsgesellschaften mehr und mehr ihre Scheu vor Zusammenstellung von Zahlen zu überwinden beginnen, resp. schon überwunden haben und allmählich darauf zugekommen sind, feste statistische Schemata anzunehmen, die dann auch regelmäßig in den laufenden Jahresberichten wiederkehren. Möchte das auch bei denjenigen Missionsgesellschaften sich einbürgern, die solche statistische Zusammenstellungen noch vermissen lassen. Es wird ja damit in dankenswerter Weise die Übersicht erleichtert, namentlich für einen Leser, der sich rasch orientieren will, aber im Augenblick nicht die Zeit hat, die betreffenden Angaben aus dem fortlaufenden Text der Berichte sich mühsam zusammen zu suchen. Gewiß, Zahlen sind ein verzeifelt trockenes Material; aber sie sind es auch, wenn sie im laufenden Text sich zerstreut finden. Mit einem allgemeinen Schlagwort, wie dem: „Das Reich Gottes wird nicht in Zahlen gefaßt“, oder: „Den Missionserfolg soll man nicht zählen, sondern wägen“ und dergleichen ist das Bedürfnis und die Zweckmäßigkeit solcher statistischen Zusammenstellungen nicht aus der Welt geschafft.

Zum Schluß sei allen beteiligten Missionsgesellschaften für Darreichung ihrer Jahresberichte, resp. Mitteilung schriftlicher Angaben auch an dieser Stelle herzlich gedankt.

Chronik.¹⁾

Die Verluste an Menschen, welche die evangelische Mission in China erlitten hat, sind jetzt ziemlich übersehbar. Zwar die traurige Liste ist

¹⁾ Unter dieser Überschrift beabsichtige ich, neben der Rundschau eine neue Rubrik in die M. M.-Z. einzuführen, welche theils neue Geschehnisse von einigem Belang zur baldigen Kenntniss der Leser bringen, theils allerlei sonstige Notizen ihnen mitteilen soll, die man sonst ungesagt lassen müßte, weil man sie andernwärts nicht unterbringen kann und mit denen bekannt zu werden doch nützlich ist.

noch nicht abgeschlossen; es werden noch mehr als 50 Personen vermißt, von denen jede Nachricht fehlt und es immer gewisser wird, daß auch sie dem grausamen Haffe des fanatisirten Pöbels zum Opfer gefallen sind. Von 121 Männern und Frauen und 33 Kindern ist der Tod konstatiert. Von diesen 121 kommen allein auf die China-Inland-Mission 62, auf die schwedische Allianzmission 26, auf den amerikanischen Board und die englischen Baptisten je 13 und auf die amerikanischen Presbyterianer 5. Auch unter den 62 Opfern der China-Inland-Mission befinden sich 10 Schweden, sämtliche Missionare und Missionarinnen des Heiligungsbundes. Der schwedische Zweig der Christian and Missionary Alliance ist verhältnismäßig am härtesten betroffen; von seinen ca. 50 männlichen und weiblichen Arbeitern, die außer in der Provinz Hunan im Norden von Tschi, vornehmlich in der Mongolei, stationiert waren, haben sich auf einer gefährvollen Flucht nur 17 durch die Mongolei und Sibirien gerettet, über den Verbleib der anderen weiß man noch nichts. Die Fluchtgeschichten, die uns in wachsender Fülle erzählt werden, gehören zu den ergreifendsten Erlebnissen in der neueren Mission. Auch die katholische Mission hat sehr gelitten, aber wenn die Liste ihrer ermordeten Arbeiter, welche 49 Namen aufzählt, vollzählig ist, doch nicht halb so viel als die evangelische. Die größten Blutbäder haben wohl in der Provinz Schansi stattgefunden, deren Gouverneur, der berüchtigte Christen- und Fremdenfeind Yü Hsien, die Mordthaten direkt veranlaßt hat. Angeblich um sie zu schützen bezw. unter seinem Schutz sie an die Küste zu befördern, lud dieser Blutmensch alle Fremden in der Umgebung seiner Residenz Tui quen fu in seinen Yamen ein und ließ sie dann ermorden, unter ihnen 33 Personen des evangelischen Missionspersonals mit Einschluß der Frauen und Kinder, 10 katholische Priester und gegen 40 eingeborene Christen. Von Fen tsho fu (Schansi) wurden die Missionare des amerikanischen Board gezwungen zu fliehen und dann auf dem Wege von der Militäresforte, die sie angeblich schützen sollte, ermordet. In Pao ting fu, zwischen Tientsin und Peking, ist das ganze aus 11 Männern und Frauen bestehende evangelische Missionspersonal aufs grausamste hingschlagen worden. Über die Zahl der Opfer unter den chinesischen Christen fehlt zur Zeit noch jede Übersicht. Man schätzt die evangelischen auf 4000, hoffentlich zu hoch.¹⁾ Viele sind treu geblieben bis in den Tod. Von ihrem Heroismus hat man bis jetzt nur einzelne Züge erfahren, z. B. daß einer angesichts der Todesgefahr erklärte, „er wolle seine besten Kleider anziehen, da er im Begriff sei, in den Palast des Königs zu gehen,“ ein anderer lieber starb, als daß er die Liste der Christen auslieferte. Den in Peking versammelten Christen stellt der amerikanische Gesandte Conger das glänzendste Zeugnis aus, daß ohne ihre und der Missionare Hilfe bei der Verteidigung die Rettung des Gesandtschaftspersonals unmöglich gewesen wäre. Auch wird in vielen Berichten hervorgehoben, daß es unter den heidnischen Chinesen, selbst unter den obrigkeitlichen Personen, nicht wenige gegeben habe, die alles aufboten, um die Missionare und die Christen zu schützen. Hier und da ist die Arbeit schon wieder aufgenommen worden, selbst Tausen haben stattgefunden, obgleich die Täuflinge wußten, daß sie ihr Leben aufs Spiel setzten. Das sind einige Lichtstrahlen in der chinesischen Nacht. Freilich aufs ganze gesehen ist die chinesische Mission augenblick-

¹⁾ Wenn Bischof Xavier die ermordeten Katholiken allein seines Sprengels in Tschi auf 20 000 unter einer Gesamtzahl von 46 900 veranschlagt, so ist das entschieden übertrieben.

lich zum Stillstand gekommen, völlig in 12 von den 18 Provinzen und in diesen 12 Provinzen scheint von dem Missionseigentum so gut wie nichts erhalten worden zu sein. Die deutschen Missionen haben Verluste an Menschenleben nicht zu beklagen. In das deutsche Gebiet von Kiautschau hat sich die Bewegung nicht erstreckt und in Schanghai herrschte verhältnismäßige Sicherheit. Jetzt ist es freilich auch in der Provinz Kwang tung, wo die deutschen Hauptgebiete liegen, sehr unruhig geworden und ohne Zerstörungen ist es nicht abgegangen. Drei Berliner Stationen sind vernichtet worden und von dem Baseler und Rheinischen Gebiete kommen ähnliche Beobachtungen. Wie der Baseler Missionar Ziegler aus Lilong schreibt, schwirrten dort allerlei unheimliche Gerüchte durch die Luft, und die Kinder der Eingebornen spielten auf den Straßen ganz ungeschüht sat fang kui, d. h. Töten der fremden Teufel. Die Heiden trugen gewisse Abzeichen, so daß alle Personen ohne diese in Gefahr kamen, getötet zu werden. In Konlan wurde einer der Christen auf dem Markte von einem Bekannten gefragt, ob er denn schon wüßte, daß man im 8. Monat alle Christen abschlachten würde. Der Heide war aber sehr verblüfft, als der Gefragte die schlagfertige Antwort gab: „Das weiß ich schon lange. Ich verstehe nur nicht, warum ihr warten wollt bis zum 8. Monat. Ich bin heute schon bereit zu sterben, wenn ihr bereit seid zum Abschlachten.“ In Sintschai, Tschoi-tchung und Tschong-lof wurde alles kurz und klein geschlagen, die Kapellen verbrannt und viele Christenhäuser ausgeraubt. Von den eingebornen Gehilfen der Missionare wurden viele gefangen. Der Räuberhauptmann Si Rin tsai hatte auf den Kopf jedes Katechisten einen Preis von 300 Dollars ausgesetzt, für einen Kirchenältesten zahlte er 200. Mehrere der Gefangenen wurden auf Betreiben der Missionare bereits wieder ausgelöst, bei anderen ist das leider nicht gelungen. Auf den Rheinischen Stationen sind die Gehilfen, die trotz aller Gefahren treulich ausgehalten haben, wiederholt von wohlwollenden Heiden beschützt worden. In Thong tsau ha konnte Missionar Diehl es wagen, einen Besuch zu machen und hatte die Freude von den Christen zu hören, daß sie sich nicht fürchteten. Die Nachricht von der Zerstörung der Station Tungkun hat sich glücklicherweise nicht bestätigt.

Die Phraseologie des Klubs als Quelle über die chinesische Mission. Der Präses der Rheinischen China-Mission, Missionar Genähr, hat in Bremen gelegentlich eines von der Norddeutschen Missions-Gesellschaft veranstalteten Vortrags über „die evangelische Mission in China und ihre neuesten Ankläger“ folgende Episode mitgeteilt, welche er auf seiner Rückreise aus China auf dem Schiffe erlebt hat: Er war Zeuge eines Gesprächs zwischen einem katholischen Deutsch-Osterreicher und einer dänischen Kapitänswfrau. Jener verurteilte in gewohnter Weise die Mission: „Die ganze Missionsarbeit hat keinen Wert; die wenigen Christen sind ein nichtsnutziges Gesindel, betrügen, belügen und befehlen die Missionare, um bald Reißaus zu nehmen; die Missionare und Missionschwester haben in China gut gelebt, wenig erreicht und erzählen, nach Europa heimgekehrt, Räubergeschichten von ihren Entbehrungen und Mißhandlungen, alles nur, um bei leichtgläubigen Leuten Stimmung zu machen.“ Zur Rede gestellt: „Wissen Sie, daß Sie das achte Gebot übertreten haben?“ mußte dieser Herr nicht, wie das achte Gebot lautete und mußte zugeben, daß er keinen Missionar, auch keine Missionschwester kennen gelernt,

geschweige denn irgend eine Missionsarbeit selbst gesehen habe! Die Verlegenheit und Beschämung dieses kompetenten Beurteilers der chinesischen Mission war groß. Zu seiner Entschuldigung sagte er: „Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel, aber wenn man wie ich Tag für Tag im Klub aus- und eingegangen ist, dann gewöhnt man sich die Phraseologie des Klubs an.“ „Phraseologie des Klubs“, das ist eine der untrüglichen Quellen, aus der die Gegner ihre Informationen schöpfen!

Am 31. Oktober d. J. ist in Tokyo „eine große Konferenz aller bibelgläubigen Missionen“ Japans nach achttägiger Sitzung geschlossen worden, die erste, die nach der 1883er in Osaka wieder stattgefunden. Wie mir im Auftrage der Konferenz geschrieben wird, soll ein Originalbericht über dieselbe auch der A. M.-Z. zugehen; doch wird er erst nach einigen Wochen in Aussicht gestellt.

Eine umfassende Missionsstatistik, wie sie bis jetzt überhaupt noch nicht existiert, hat der amerikanische D. Dennis, der unsern Lesern als Verfasser des tüchtigen Buches: *Christian missions and social progress* bereits als ein hervorragender Missionslitterat bekannt ist, der ökumenischen Missions-Konferenz in New-York unter dem Titel: *Centennial Statistics* vorgelegt. Spezifiziert sind in dieser Statistik nur die amerikanischen Missionen, über die übrigen wird der dritte Band des oben erwähnten Buches die Spezialia bringen. Erst wenn die gesamte Arbeit vorliegt, wird man ein Urteil über sie fällen können. Unterdes bemerke ich zweierlei: 1. daß der Autor mit einem riesigen Fleiße und mit der aner kennenswer testen Sorgfalt an der Sammlung und Gruppierung des riesigen Materials gearbeitet hat und 2. daß er im ganzen nach gesunden missionsstatistischen Grundsätzen verfahren ist nur daß er der amerikanischen Neigung, möglichst hohe Gesamtsummen herauszubringen, in einigen Rubriken nicht widerstanden hat. So z. B. nicht bei der Summierung der „Missions-Gesellschaften“, deren 3 Klassen er auf 449 und die Frauen-Hilfsgesellschaften dazu gerechnet, sogar auf 537 angiebt, eine übertriebene Zahl, die man nur herausbekommt, wenn man die „Gesellschaften“ nicht auf die selbständig aus sendenden und leitenden Missionsorgane beschränkt. Ähnliches wiederholt sich bei den abendländischen Missionsarbeitern, in deren Summe Dennis die vorher in einer besondern Kolonne aufgeführten Missionarsfrauen einrechnet, so daß er als Gesamtsumme (aller seiner 3 Klassen) 15 460 herausbekommt. Doch auf weitere kritische Bemerkungen kann ich mich erst einlassen, wenn die Gesamtarbeit vorliegt; jetzt will ich mich damit begnügen, auszugsweise die Ergebnisse der Dennisschen Statistik einfach zu registrieren und zwar zunächst sofern sie sich auf die direkte Missionsarbeit treibenden Gesellschaften, die als 1. Klasse rubriziert werden, beziehen.

Neben den als 1. Klasse aufgeführten direkte Missionsarbeit treibenden Gesellschaften registriert dann Dennis weiter in einer 2. und 3. Klasse Organisationen, die indirekt der Mission dienen, als Bibel- und Traktat-Gesellschaften, philanthropische Vereine, Unterstützungs-Assoziationen für eine Menge besonderer Zwecke, selbständige Bildungsanstalten, die studentischen Missions-Vereinigungen u. s. w. Für den gesamten Protestantismus berechnet er die Zahl derselben auf 200, ihre Einnahmen auf rund 8 Millionen Mark, die von ihnen unterhaltenen ordinierten Missionare

S ä n d e r	Gesellschaften										
	Einnahme babeim und braffen in Dollars	Orbinierte Missionare	Nicht ordinierte Missionare	Missionarinnen	Orbinierte Ein- geborene	Conflige Ein- geborene Söhne	Haupt- fationen	Neben- fationen	Kommuni- fanten	Sämmtliche Gruppen	
Bereinigie Staaten	49	5403048	1352	109	1006	1575	15013	1035	6291	421537	1257425
Baraba	8	352743	69	24	59	39	677	73	230	9987	32925
England	42	6843031	1747	664	1407	1665	25980	1810	12518	278548	1081384
Schottland	7	1280634	188	88	230	52	2909	243	841	40247	91667
Irland	4	101930	32	13	25	5	397	23	93	4588	14421
Italien	1	40729	17	—	6	7	493	15	393	3596	16561
Dänemark	3	42770	18	—	3	1	35	11	10	361	890
Finnland	1	28360	10	—	—	—	—	3	3	240	676
Frankreich	2	268191	48	17	15	42	300	40	?	14788	?
Deutschland ¹⁾	15	1430151	731	91	76	160	6284	499	1320	154356	357436
Niederlande	10	124126	65	2	—	30	220	56	174	5041	32667
Normen	4	158328	49	9	17	78	1806	41	903	35289	50811
Schweden	7	166036	85	2 14	37	5	217	49	108	3447	2639
Schweiz	2	34337	15	2	11	—	31	8	18	749	2463
Japanien ²⁾	26	309234	96	57	91	152	4771	276	344	71637	162332
Sifen ³⁾	29	97569	48	104	81	15	298	71	46	9933	14042 ³⁾
Sifita ⁴⁾	28	216705	217	33	31	98	4400	689	1961	132280	202984
Sififinben ⁵⁾	11	262705	166	17	24	105	5469	291	693	102554	1005960
Summa	249	17161092 ³⁾	4653	1244 ⁴⁾	3119 ⁵⁾	4029	73615 ⁶⁾	5233	25586	1289298	4327283

auf 110, Ärzte beiderlei Geschlechts auf 78 und mit ihnen verbundenen Kommunikanten auf 28 000, sodaß sich seine Gesamtsumme gegen die der ersten Tabelle bedeutend erhöht, nämlich

Gesellschaften: 449.

Einnahmen: 76 504 480 Mark.

Ordinierte Missionare: 5063.

Missionsärzte und -Ärztinnen: 702.

Laienmissionare: 1470.

Unverheiratete Missionarinnen: 3403 (ohne die 218 Ärztinnen).

Kommunikanten: 1317 684.

Christen insgemein: 4414 236.

Frauen-Missions-Gesellschaften aller Klassen werden 120 angegeben mit einer Einnahme von 10 000 465 Mark und 1627 Sendbotinnen.

Große Sorgfalt hat Dennis ferner auf die Schulstatistik verwendet, deren summarisches Ergebnis sich folgendermaßen stellt:

	S c h ü l e r			
	Anzahl	Männliche	Weibliche	Gesamt
Universitäten und Colleges	93	33139	2275	35414
Theol. Lehranstalten	358	8347	3558	11905
Pensionate, höhere Schulen und Seminare	857	48851	34297	83148
Industrieschulen	134	4622	1687	6309
Ärztliche Lehranstalten	63	370	219	589
Kleinkinderschulen	127	2251	2251 ⁹⁾	4502 ⁹⁾
Elementarschulen	18742	616722	287720	904442
Summa	20374	714302	332007	1046309

¹⁾ Vergl. die genauere Tabelle über die deutschen Missionen in dieser Nummer.

²⁾ Bis auf weiteren Nachweis halte ich diese Zahlen für zu hoch.

³⁾ In Mark: 68644 368. Reduziert man diese Summe auf die heimatischen Einnahmen, so wird sie sich wohl um ca. 10 Millionen niedriger stellen.

⁴⁾ Dazu kommen 421 männliche (und 203 weibliche) Missionsärzte; also zusammen 6618 männliche Missionsarbeiter.

⁵⁾ Mit Hinzurechnung der 203 weiblichen Ärzte in Summa 3322 unverheiratete Missionarinnen.

⁶⁾ Auch die Bibelfrauen sind eingeschlossen, die meisten sind Lehrer.

⁷⁾ Hier hätte die Christenzahl, wenn sie sich in dem Berichte der Pariser Missions-Gesellschaft nicht fand, eingeschätzt werden müssen. Der gänzliche Ausfall derselben ergibt eine unrichtige Gesamtsumme.

⁸⁾ Diese Zahl kann nicht richtig sein. Allein in Niederl. Indien beträgt die Christenzahl 347 000. Da nun bei den Niederländischen Missions-Gesellschaften nur 32 667 verzeichnet sind, so mußte das Groß bei Asien eingesetzt werden.

⁹⁾ Geschätzt.

Sehr umfangreich ist ferner die statistische Übersicht über die missions-litterarische Thätigkeit:

1. Bibelübersetzungen: 421.
2. Verlagsanstalten und Druckereien: 148 mit jährlich 10 561 777 Schrift-exemplaren, die zusammen 364 904 399 Druckseiten zählen!!
3. Periodische Zeitschriften und Blätter: 366.

Hospitälär registriert Dennis 355, Polikliniken 753 und in einem Jahre ständig behandelte Patienten 2579651. Waisen-Häuser, Findlingsanstalten u. dergl. 203 mit 13039, Aussätkigenasyle 91 mit 5166, Blindenanstalten 30 mit 500 Insassen.

Endlich heimatliche Missionsseminare 87 und Missionschiffe 67.

Nun mögen ja manche der angeführten Zahlen nicht ganz korrekt, manche zu hoch, andere zu niedrig sein — jedenfalls ist zweierlei klar: 1. daß der Verfasser eine riesige Arbeit gethan hat und 2. daß die Mission der Gegenwart mit einem großartigen Apparate arbeitet. Da die vorliegende Statistik wesentlich die Ergebnisse des Jahres 1898 registriert, so wird man annehmen dürfen, daß die Gesamtzahl der evangelischen Heidenchristen Ende 1900 sich mindestens auf $4\frac{1}{2}$ Million, ja vermutlich auf $4\frac{3}{4}$ Million belaufen wird, zumal Dennis die Indianer der Vereinigten Staaten nicht eingerechnet hat und die über $\frac{1}{4}$ Million betragende Christenzahl der gewestigten gemeenten Niederl. Indiens ganz außer Ansatz gelassen zu haben scheint. Eigentlich müßte man auch noch die ca. 7 Millionen evangelischer Negerchristen Nordamerikas in die Missionsstatistik aufnehmen.

Kürzlich ist in Leeds ein großer Wohltäter speziell der Missionen gestorben: Robert Arthington, ein reicher Sonderling, der als Eremit lebte und im Laufe von 25 Jahren gegen $1\frac{1}{2}$ Million Mark wesentlich zum Beginne neuer afrikanischer Missionen verschiedenen englischen Missions-Gesellschaften geschenkt hat. Leider war er ein excentrischer Missionsfreund, der nur immer zu neuen und oft abenteuerlichen Unternehmungen antrieb und für die stille, stätige Missionsbauarbeit wenig Verständnis hatte. Um die Wiederkunft Jesu zu beschleunigen, wollte er das Evangelium möglichst schnell über die ganze Erde proklamirt haben; aber sein mit persönlicher Selbstverleugnung verbundener großartiger Opfersinn vereint ein dankbares Gedächtnis, auch wenn es nicht immer gesunde Missionspläne waren, die er anregte.

Wieder 3 deutsche Missions-Ärzte. Die beiden alten Berliner Missions-Gesellschaften, I und II, haben anfangs November je einen Arzt aussenden können. Im Auftrage von Berlin I ist Dr. Schrödter mit seiner Frau nach Ostafrika ins Kondeland abgereist. Für die Gögnersche Mission aber hat Dr. Uffmann die Ausreise nach Indien auf die Station Purulia angetreten, wo er das Krankenhaus zu leiten haben wird. Und der Allgemeine evangelisch-protestantische Missions-Verein hat im Oktober den Dr. Dipper nach China abgeordnet, der das in Kiautschau geplante Hospital dieses Vereins zu leiten haben wird.

Ethische Probleme auf dem Gebiete der Missionspraxis.¹⁾

Von Pfarrer Glüer in Groß-Simnau (Ostpreußen).

I.

Wer heute über ein missionstheoretisches Thema Belehrung sucht, der hat an der evangelischen Missionslehre Warnecks ein ungewöhnliches Hilfsmittel, ausgezeichnet nicht nur durch anregende Fragestellungen, wie man sie von einem Werke erwarten kann, das zum erstenmale im Zusammenhange einen großen Stoff behandelt, sondern ganz besonders auch durch seine Resultate, die sich als die reife Frucht der bisherigen Missionserfahrung in sorgfältiger theoretischer Verarbeitung darstellen. Auch die sozial-ethischen Probleme, auf die ich heute Ihre Aufmerksamkeit lenken möchte, finden Sie dort so behandelt, daß ein kurzer Vortrag mit der Warneckschen Darstellung nicht konkurrieren kann.²⁾ Wenn ich Ihnen ferner gleich zu Anfang eingestehe, daß ich keineswegs etwa über die praktischen Resultate der „Missionslehre“ hinauszukommen gedenke, so könnten Sie fragen, was für einen Sinn denn dann die Wahl des Themas haben könnte?

Es ist die Art der Warneckschen Missionslehre, daß sie, ihren Einheitspunkt an dem Begriffe der Mission findend, das einzelne aus seinen bisherigen Zusammenhängen löst, um es, ihren besonderen Zwecken gemäß, zu neuen Verbindungen zu verknüpfen.³⁾ So löst sie die Lehre von der

¹⁾ Vortrag, gehalten im Studentischen Missionsverein zu Königsberg i. Pr.

²⁾ Es konnte sich vielfach nur um Reproduktion der Gedanken Warnecks handeln. Die „Missionslehre“ ist zu bekannt und des aus ihr geschöpften Stoffes zu viel, um überall darauf aufmerksam zu machen. D. Vf.

³⁾ Ich kann diese Kritik doch nicht für völlig zutreffend halten. Schon die beiden von der Missionsbegründung, wie von den Missionsorganen handelnden Abteilungen sind ganz getragen von dem Nachweis des organischen Zusammenhangs nicht bloß des Missionsgedankens mit dem Grundwesen des Christentums, sondern auch des Missionsbetriebs mit der kirchlichen Arbeit. Ich löse die Lehre von der Missionspredigt nicht von der Homiletik los, sondern setze die letztere voraus. Eine Missionslehre kann nicht die Aufgabe haben, eine Lehre von der Predigt, oder von dem Unterricht zu geben. Bei den in Rede stehenden Problemen hätte ich allerdings die dogmatisch-ethischen Zusammenhänge noch prinzipieller herausstellen und von ihnen aus operieren können, und ich danke dem Verfasser, daß er nach dieser Seite hin meine Arbeit zu

Missionspredigt, die man etwa als Keryktik zur Homiletik in Beziehung setzt, und des Missionsunterrichtes, der an der Katechetik seine allgemeine Kategorie hat, aus dem Zusammenhange der praktischen Theologie; so löst sie die großen, in der Missionspraxis begegnenden ethischen Probleme, — wir denken vornehmlich an Polygamie, Sklaverei, Rasse, — aus ihrem dogmatisch-ethischen Zusammenhang, um sie unter spezifisch missions-theoretischen Gesichtspunkten zu behandeln. Indem der Autor der ersten evangelischen Missionslehre so die systembildende Kraft des missions-theoretischen Gedankens erweist, erhebt er ja die Missionslehre zu einer besonderen Disciplin der theologischen Wissenschaft. Andererseits ermangeln nun aber die einzelnen von ihrem nächsten Orte versetzten Stücke der Beleuchtung der großen systematischen Zusammenhänge, in denen sie zunächst verstanden sein wollen. Auf diese Zusammenhänge wieder aufmerksam zu machen, bleibt eine um so dankbarere Aufgabe, als sich dabei vielleicht nicht eine Modifikation der sorgfältig abgewogenen Urtheile der „Missionslehre“, sondern eine neue, prinzipiellere Bestätigung ergeben dürfte. Ihnen vollends muß ja zur Zeit die prinzipielle Seite der Dinge wichtiger sein, als die praktische, und so darf ich Ihr Interesse vielleicht für das prinzipielle Moment in Anspruch nehmen, das den großen sozial-ethischen Problemen, mit denen es die Mission zu thun hat, der Polygamie, der Sklaverei, der indischen Rasse, und, wenn man will, dem chinesischen Ahnendienst, gemeinsam ist. Über die konkrete Mannigfaltigkeit dieser Erscheinungen und ihre Behandlung in praktisch-kasuistischem Sinne zu sprechen, wird nicht meine Aufgabe sein.

Wenn weniger der Lehrinhalt des Christentums, der dem Glauben dargeboten wird, als die Höhe seiner sittlichen Forderungen das Haupthindernis für die Bekehrung der Heiden ist, so ist es andererseits Existenzfrage für das Christentum, daß es von seinem sittlichen Ideal auch nicht das mindeste abbrechen lasse. Wohin man kommt, wenn man, die Kluft zwischen Christentum und Heidentum zu verringern und den Übergang

ergänzen sucht. Aber abgesehen davon, daß ich kurz sein wollte, begnügte ich mich grundsätzlich mit der biblischen Unterlage, soweit es eine solche gab, und behandelte die Fragen auf Grund der realen Verhältnisse, immer mit dem bestimmten Zwecke im Auge, zu ihrer praktischen Lösung einen brauchbaren Beitrag zu liefern. Ich habe meine Arbeit als einen theoretischen Versuch bezeichnet, aber meiner ganzen Anlage und Neigung, wie meinem Verständnis für das wirkliche Missionsbedürfnis nach, mich möglichst wenig in Abstraktionen bewegt. Übrigens freue ich mich, daß der Verfasser, der zum Teil mit meinen Argumenten operiert, auch ganz zu meinen Resultaten kommt.

zu erleichtern, erst einmal anfängt, dem heidnischen Wesen nachzugeben, das lehren die Missionen der beiden Jesuiten Robert de Nobili in Indien und Ricci in China. Die Akkommodation mußte immer weiter ausgedehnt werden, auch auf die sittlich bedenklichsten Äußerungen des heidnischen Volkslebens; solange sie den prinzipiellen Graben zwischen heidnischer und christlicher Sittlichkeit offen ließ, war sie ja völlig zwecklos. Die Substitution des religiösen Objectes in den gewohnten heidnischen Kultusformen diente demselben Zweck, den Unterschied von Heidentum und Christentum unkenntlich zu machen. Auf diesem Wege brachten es die findigen Jünger Loyolas allerdings dahin, daß ihren Anhängern der Übertritt vom Heidentum zum Christentum, und damit die Bekehrung erspart blieb. Hätte sich die jesuitische Methode nur auf Äußerlichkeiten erstreckt, so hätte sie füglich ganz können entbehrt werden. Wo es der Geist Gottes zu einer wirklichen Wiedergeburt des Heiden bringt, da wird er auch mit den Äußerlichkeiten des heidnischen Lebens fertig. Das Christentum des Heiden aber, der durch Akkommodation und Substitution gewonnen wurde, konnte schwerlich wurzelhaft sein. — Gerade an der sittlichen Differenz zwischen Heidentum und Christentum kommt dem Heiden die Besonderheit des Christentums zur Anschauung; darum kann sie nicht scharf genug betont werden. Gerade die Strenge und Unerbittlichkeit der sittlichen Forderung legitimiert das Christentum vor dem heidnischen Gewissen, darum kann hier ein Zurückweichen nur schaden. Je ernster das Christentum allem heidnischen Sündenunwesen gegenüber seine sittliche Reinheit wahrte, desto mehr bedeutet es in der Welt. Die Geschichte des sittlichen Anspruchs des Christentums gegenüber dem noch ungebrochenen Heidentum ist ja eine Märtyrergeschichte. Aber die Märtyrergeschichte ist eine Siegesgeschichte der Kirche. Darum muß die Mission, will sie anders im Kampfe mit den Mächten des Heidentums auf Sieg rechnen, den sittlichen Schild des Christentums ja blank erhalten. Heidnischer Götzendienst, heidnischer Aberglaube, heidnische Unreinheit, heidnischer Hochmut, heidnische Eitelkeit gestatten keinerlei Konnivenz. Je deutlicher der Heide den Ernst der sittlichen Forderung des Christentums fühlt, desto besser. Nicht aus dem entschiedenen Bruch mit der heidnischen Sünde erwachsen die ernststen Schwierigkeiten, sondern aus ihrer schwächlichen Duldung!

Es stünde nun schlimm, wenn wir im folgenden eine Ausnahme von dieser Regel statuieren müßten. Das Sittengesetz ist nicht der Art, daß es wie eine grammatische Regel Ausnahmen gestattet. — Dennoch begegnen wir einigen Institutionen, deren heidnisch-sündlicher Charakter

nicht zweifelhaft sein kann, und denen gegenüber die Praxis des radikalen Abolitionismus in die bedenklichsten Schwierigkeiten verwickelt. Sollte es doch Ausnahmen geben, Fälle, wo es das Richtige wäre, mit der Sünde zu paktieren? Und muß man die Institutionen der Polygamie, der Sklaverei u. s. w. zu diesen Ausnahmen zählen? Wir stehen vor dem Problem, das uns heute beschäftigen soll.

Es ist kaum nötig, auszuführen, daß es sich hier um Institutionen handelt, die mit der christlichen Sittlichkeit nicht zu vereinen sind. Denken Sie an die Polygamie. Sie legt die Minderwertigkeit des Weibes für das Bewußtsein eines Volkes fest, entwürdigt dadurch das Weib, hindert die Innigkeit der durch die Ehe geforderten Gemeinschaft zwischen Mann und Weib, schädigt das Familienleben und die Kinderzucht, und widerstreitet der durch die Heilige Schrift bezeugten Idee der Ehe; denn der am Anfang den Menschen gemacht hat, der machte, daß ein Mann und ein Weib sein sollte. Die Sklaverei wiederum bringt einen unerträglichen Dualismus in das Menschengeschlecht. Nur wer dem Stande der Freien angehört, ist hier in vollem Sinne Mensch, der Sklave ist eine Art Haustier. Die Sklaverei sanktioniert die herzloseste Unterdrückung der Schwachen, die brutalste Vergewaltigung der Wehrlosen, die roheste Ausbeutung der Menschenkraft. Sie lehrt Menschenverachtung, sie prägt der Arbeit den Stempel des Erniedrigenden auf, sie begünstigt das wüßteste Genußleben. Nicht besser steht es mit der indischen Kaste. Sie bedeutet den religiös sanktionierten Hochmut. Der Brahmane kann der vollkommenste Mensch unter der Sonne sein, er bleibt ein Brahmane, und eine Welt trennt ihn von dem Sudra oder dem verachteten Paria. Dem Inder ist die Pflicht, auf seine Kastenreinheit zu halten, fast der Inbegriff aller Sittengebote. Seine Kaste ist sein Götz, seine Religion. Endlich der chinesische Ahnendienst ist ein so scharf ausgeprägter Götzendienst, daß die Unverträglichkeit der Institution mit dem Christentum klar auf der Hand liegt.

Also weg mit diesem ganzen heidnischen Wesen! Wer getauft werden will, der muß los sein von Polygamie, von Sklaverei, von Kaste und Ahnendienst!

Wenn nur dieser Bruch in der Praxis so einfach wäre! Schon die praktischen Schwierigkeiten, die sich dabei ergeben können, sind ungeheuer. Nehmen wir an, ein Polygamist habe sich zu dem Entschlusse durchgerungen, um getauft werden zu können, alle Frauen, bis auf eine, zu entlassen. Welche muß er entlassen? Welche darf er behalten? Die älteste? oder die

jüngste? Die Mutter seiner Kinder? Wenn aber alle Kinder haben? Die Christin? Wenn aber alle Christinnen sind, oder keine? Wie, wenn die Frauen nicht gehen wollen? Was wird aus den entlassenen Frauen? Wie ist über die Kinder zu verfügen? — Oder ein Sklavenbesitzer ist bereit, seine Sklaven zu entlassen; aber dann ist er finanziell ruiniert. Die Sklaven sind sein Reichthum. Vielleicht sind freie Arbeiter an Stelle der entlassenen Sklaven überhaupt nicht erhältlich. Daß die Sklaven vermutlich auch mit der ihnen plötzlich geschenkten Freiheit nichts werden anzufangen wissen, macht den Fall noch komplizierter. — So verliert der Inder, der die Kaste bricht, mit einem Schlage jeden gewohnten Halt, vielleicht auch seine Subsistenz, so macht sich der Chinese, der die Ahnen nicht verehrt, unter seinen Landsleuten als pietätloser Sohn unmöglich.

Entscheiden können gleichwohl diese praktischen Schwierigkeiten nicht; denn es bleibt doch wahr: wer um Christi willen nicht alles opfern kann, wenn es sein muß, auch das Leben, der ist sein nicht wert.

Daß hier aber noch eine sehr wesentliche prinzipielle Schwierigkeit vorliegt, werden wir in einem späteren Zusammenhange auszuführen haben. Es könnte nämlich geschehen, daß der Missionar, der sonst die Erfahrung macht, daß sehr bald auch das heidnische Gewissen dem Rechte der sittlichen Forderung des Christentums Zeugnis giebt, der Polygamie, der Sklaverei, der Kaste, der chinesischen Ahnenverehrung gegenüber auf ein zunächst unüberwindliches heidnisches Rechtsbewußtsein stößt, das der christlichen Forderung Unrecht giebt, und das sich nicht so ohne weiteres belehren läßt. Wir sind nicht so doktrinär, zu behaupten, daß das immer so sein werde und so sein müsse. Es wird genügen, daß der Fall vorkommen kann, daß auch Heiden, die sonst keineswegs der christlichen Wahrheit verschlossen sind, in diesen Punkten sich als vorläufig unbelehrbar erweisen, und daß das unter Umständen nicht die schlechtesten sein werden. Wir werden diesen Umstand späteren Ortes zu würdigen haben.

Jedenfalls giebt schon die Stellung des Neuen Testaments zur Sklavenfrage Veranlassung, zu unsern Problemen eine andere Stellung zu suchen, als die des schroffen Abolitionismus. Sie wissen, daß Paulus, z. B. im Philemonbriefe, die äußere Rechtsordnung der Sklaverei anerkennt, den entlaufenen Sklaven Onesimus seinem Herrn zurücksendet, und mit keiner Silbe ausdrücklich andeutet, daß er eine Freilassung des Sklaven für das Richtige halte. Soll doch jeder Christ getrost in dem Stande bleiben, darinnen er berufen ist. Die ganze Sklaverei ist ja im Christentum etwas prinzipiell Überwundenes, nicht wert, daß man noch viel Kraft

an das Brechen ihrer veralteten Formen wende. Die werden zu ihrer Zeit schon von selbst hinfallen. Inzwischen mögen sie bestehen. Sie können dem neuen Geiste christlicher Bruderliebe ja doch nicht wehren, der wie ein frischer Frühlingswind sieghaft durch die Welt dahersfährt, und ein für allemal das Vorurteil zerstört, als seien Sklaven eine geringere Sorte von Menschen denn Freie.

Wenn wir alles beiseite lassen, was den Standpunkt des Paulus unserm Gefühle näher bringt, so begegnen wir jedenfalls der auffallenden Thatsache, daß der Apostel trotz seiner hohen sittlichen Anschauungen die Institution der Sklaverei, die so viel Sünde zur Voraussetzung, so viel verkehrtes sittliches Urtheil über den Wert eines Menschen zur Bedingung hat, mindestens zeitweilig als Abiophoron ansieht, an das man sich accomodieren könne, ohne der sittlichen Höhe des Christentums etwas zu vergeben.

Also doch ein Paktieren mit der Sünde! Wenn wir vorhin mit gutem Grunde gefordert haben, daß der sittliche Schild des Christentums ja blank erhalten werden müßte, so stürzt uns nun nicht eine praktische Schwierigkeit, sondern die Schrift selbst in einen argen Konflikt. Wie in aller Welt ist solche laxe Stellung zur Sünde sittlich zu rechtfertigen?

Von vornherein sei es gesagt: nicht so, daß man zwischen Form und Geist scheidet, und daß man sagt: wenn nur ein neuer Geist zur Herrschaft kommt, mag die alte Form geduldet werden. Als ob ein Geist sich irgendwo und irgendwann anders offenbaren könnte, als in ihm angepaßten Formen; als ob sich nicht in der geduldeten alten Form der alte Geist geduldet fühlen würde; als ob man den Geist bekämpfen könnte, wenn man ihm nicht in seinen Erscheinungsformen zu Leibe ginge! Man versuche einmal dem indischen Kastenmenschen klar zu machen, daß die niedere Kaste keinen Menschen verunreinige, wenn man duldet, daß der nunmehr angeblich mit neuem Geiste erfüllte Heide nach wie vor vor jeder leiblichen Berührung mit der niederen Kaste zurückscheut. Diese Scheu ist ja die Widerlegung der Rede von dem neuen Geiste! Man lehre einmal den Sklavenhalter die Menschenrechte achten, wenn man ihm erlaubt, seinen Sklaven wie einen Ochsen zu Markte zu führen! Im Namen des neuen Geistes wird mit den alten Formen gebrochen werden müssen. Solange wir den Geist nicht anders haben, als in seinen Erscheinungsformen, solange wird, wer etwas von der Form einer Institution tolerieren will, auch ein entsprechendes Etwas ihres Geistes tolerieren müssen. Indem also das Christentum des Neuen Testaments die Sklaverei ertrug, ertrug es thatsächlich mehr als eine bloße Form, ertrug es die Reste jenes Geistes,

der einst diese menschenunwürdige Form geschaffen hatte. Oder was sonst war der moralische Schutz, den die Apostel dem Eigentumsbegriff liehen, auch wenn das Eigentum durch Fleisch und Knochen eines lebendigen Menschen konstituiert wurde?

Das Anstößige dieser einem genauen Nachdenken unausweichlichen Konsequenz zu beseitigen, wird eben Aufgabe unserer Untersuchung sein.

Die Norwegische Missionsgesellschaft.

Von P. Berlin.

1. Die Heimat.

Norwegen, das Land, welches einen der ersten lutherischen Heidenmissionare, Hans Egede, ausgesandt hat, ist erst verhältnismäßig spät in die neuere Missionsarbeit eingetreten. Noch mehr als die dürftigen wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes, war es der durch den Rationalismus gewirkte geistliche Tod, welcher den Sinn für die Heidenmission nicht aufkommen ließ. Die 28jährige Thätigkeit des Laienpredigers Nils Hauge (1796—1824) brachte geistliches Leben hervor, und wenn Hauge auch selbst die Bedeutung der Mission sowohl als eines Wertes für den Herren, wie auch als eines Mittels zur Erweckung lauer Christen erkannte, so kam es doch bei ihm zu keiner Missionswirksamkeit, weil die Missionsgedanken von der Brüdergemeinde vertreten wurden, zu der er im Gegensatz stand.¹⁾ Doch gewann der Missionsgedanke allmählich mehr Boden, Missionsblätter brachten (seit 1821) die Mission in die erwachenden Gemeinden hinein, die Spannung zwischen Haugianern und Freunden der Brüdergemeinde ließ nach, der erste Missionsverein (Stavanger 1826) wurde gegründet und zog andere nach sich, und Missionsbeiträge kamen zusammen. War hier besonders der westliche Teil des Landes beteiligt, so wurde auch im östlichen, wo weder Haugianer noch Brüdergemeinde größeren Einfluß besaßen, durch einen in Basel ausgebildeten Missionskandidaten Teilnahme für das Missionswerk angeregt und so der Boden in weiterem Umkreise vorbereitet, bis ein in Barmen für den Missionsberuf vorbereiteter junger Norweger, Namens Knudsen, 1840, seine Landsleute zur Gründung einer eigenen Mission nebst Missionschule aufforderte. Seine Reisen im Lande wirkten anregend, die Zahl der Missionsvereine wuchs schnell, und so

¹⁾ Eine Auswahl seiner Schriften ist 1900 in 2. Aufl. herausgegeben worden.

handelte es sich nur darum, zu sammeln, was im Lande zerstreut war, die verschiedenen Elemente zu vereinigen und eine Organisation zu schaffen. Diese Arbeit übernahm der Missionsverein in Stavanger, und das kräftige Eintreten des Haugianerpatriarchen Hougvalstad brachte ihr Erfolg. Der Osten hielt sich freilich zögernd zurück, aber nun trat gerade hier der Mann hervor, dessen Name mit der ersten norwegischen Missionsgeschichte untrennbar verbunden ist, der damalige Kandidat Schreuder. Seine Schrift: „Einige Worte an die norwegische Kirche“ erinnerte diese Kirche an ihren Missionsberuf, und als er sich bereit erklärte, selbst als Missionar auszuziehen, bewog er die zögernden Kreise im Osten zum Beitritt zu dem von Stavanger aus angeregten Zusammenschluß. So wurde denn in einer Missionsversammlung in Stavanger am 8. und 9. August 1842 „die Norwegische Missionsgesellschaft“ gestiftet, an welche die 65 vorhandenen Missionsvereine sich angeschlossen, und in deren Vorstand die drei verschiedenen Richtungen — Haugianer, Brüdergemeinde, Kirchliche — vertreten waren, so daß die neue Gesellschaft wirklich ein Band der Vereinigung für die Missionskreise des Landes wurde. Das Hauptkontingent stellte freilich das Westland (die Gegend von Bergen bis Christiansand); der Norden hielt sich noch fern, und die Missionsfreunde im Osten (Christiania) hatten zur Aussendung Schreuders einen besonderen Ausschuß gebildet, mit dessen Unterstützung dieser 1843 als erster Missionar Norwegens ausging. Dieser Ausschuß löste sich 1846 auf. Damit schloß sich der Osten erst völlig der Norwegischen Missionsgesellschaft an, und ebenso führte der Anschluß des Drontheimer Missionsvereins 1846 ihr die Missionsvereine des Nordens zu. So wurde die Norwegische Missionsgesellschaft erst 1846 die Zusammenfassung sämtlicher 120 Missionsvereine des ganzen norwegischen Landes, ihr Name, bisher mehr eine Hoffnung, war nun zur Wahrheit geworden.

Gleichmäßig und stetig war das äußere Wachstum der Gesellschaft; keine schnellen Sprünge, aber auch keine Rückschritte. 1850 war die Zahl der Vereine auf 243 gestiegen, auch das nördlichste Stift, Tromsø, war nun beteiligt. Die große Zahl der Vereine machte eine Gliederung notwendig, und so wurden 5 Kreise eingerichtet (Christiania, Christiansand, Stavanger, Bergen, Drontheim), 1861 trat Tromsø als sechster, 1868 Drammen als siebenter, 1885 Hamar als achter und 1898 Bodö als neunter Kreis hinzu, weil die Zahl der Vereine in ununterbrochenem Fortschritt auf 900 mit 40000 Mitgliedern gewachsen war. Zu ihnen kommen noch die durch das ganze Land verbreiteten Frauenvereine, welche für die

Mission spinnen, stricken oder sonst arbeiten, und deren Zahl auf 3—4000 geschätzt wird.¹⁾ Für die Jugend hat man Kinder-Missionsvereine gegründet, unter der akademischen Jugend wirkt ein studentischer Missionsverein.

Dieses Wachstum zeugt dafür, daß das Missionsinteresse in Norwegen, wenn auch erst später entstanden, doch tiefe Wurzeln geschlagen hat. Wenn man bedenkt, daß Schreuder, 1843 ausgegangen, die ersten 7 Jahre mit vergeblichen Versuchen, ins Sululand einzubringen und mit einem ebenso vergeblichen Versuch, statt dieser verschlossenen Thür in China eine offene zu finden, zugebracht hat, bis er nach Afrika zurückkehrte, daß erst 1850 eine wirkliche Missionsarbeit in Afrika zustande gekommen ist, und daß der erste sichtbare Erfolg, die erste Taufe, erst 1858 berichtet werden konnte: so muß man bewundernd die unermüdlche Ausdauer anerkennen, mit welcher die norwegischen Missionsfreunde die Hand am Pfluge behalten haben, und man begreift, daß ihr Missionsfönn in dem rechten Boden wurzelte, in dem Verlangen, „nach dem Heile ihrer unglücklichen Mitmenschen“, in der heiligen Liebe, die durch keine Enttäuschungen, kein Warten sich ermüden läßt. „Die Wärme und der Eifer für die heilige Sache erkaltete und erlosch nicht“ — Missionsfönn war eben Christenpflicht. Auch sonst fehlte es nicht an Schwierigkeiten: Das Verhältniß zu Schreuder, der lieber im Dienste der norwegischen Kirche als einer freien Gesellschaft stehen wollte, und der, nachdem er 1849 3 Brüder zur Unterstützung erhalten hatte, auf dem Missionsfelde sich seine Selbständigkeit durch Anweisungen aus der Heimat nicht wollte nehmen lassen und, unzufrieden mit manchen Anordnungen des Hauptvorstandes, 1873 aus dem Dienste der Norwegischen Missionsgesellschaft gänzlich austrat, obwohl eine starke Minorität sein Verbleiben wünschte; Krankheiten und Uneinigkeit unter den Missionaren, Zerstörung der Stationen in den Kriegen des Sululandes, die Frage, ob auch solche, welche nicht gläubige und wiedergeborene Christen wären, Mitglieder der Missionsvereine sein könnten — das alles waren Dinge, welche wohl abkühlend wirken konnten, aber trotzdem „stand es im großen und ganzen recht mit dem Missionsinteresse im Lande“, und von 1858 an ging es ja dann auch vorwärts auf dem schwierigen Missionsfelde; das Missionsseminar in Norwegen wurde wieder eröffnet und damit der Mission eine neue Zukunft bereitet.

¹⁾ Ihre Begründerin ist die aus einer Missionsfamilie hervorgegangene Gustava Kjelland, deren Lebenserinnerungen (Erindringer fra mit Lif) 1899 herausgegeben sind.

Was die Stellung der Norwegischen Missionsgesellschaft zur Kirche angeht, so sollen nach § 4 der „Grundregeln“ die Sendlinge in Übereinstimmung mit der heiligen Schrift und den Bekenntnisschriften der norwegischen Kirche lehren, wie es das norwegische Gesetz und der Eid, den die Geistlichen der norwegischen Kirche ablegen, bestimmt. In der Sakramentsverwaltung sollen sie sich nach dem Ritual der norwegischen Kirche richten. Hiernach ist die Stellung der Gesellschaft völlig kirchlich. Gleichwohl hatte sie bei ihrer Entstehung mit einem gewissen Mißtrauen der Kirche zu kämpfen, das hauptsächlich wohl dem kirchlichen Konservatismus entsprang, der sich nicht so schnell mit einem demokratisch verwalteten Vereine befreunden konnte, welcher Selbständigkeit auf sein Fahne schrieb, während die kirchlichen Gemeinden einfach regiert wurden. So fand die Benutzung der Kirchengebäude zu Missionsversammlungen zuerst Bedenken und wurde erst 1846 bedingungsweise gestattet, doch durften Missionsopfer auf dem Altar nicht niedergelegt werden. Auch die Ordination der Missionare machte zuerst Schwierigkeiten und wurde nur von Fall zu Fall, ohne Rechte für die Heimat, bewilligt. Im Laufe der Zeit nahm die Kirche eine freiere Stellung ein. Schreuder wurde 1866 ohne Schwierigkeiten zum Missionsbischof ordiniert und ordinierte nun seinerseits die Missionare. 1882 wurde das Missionsopfer in den Kirchen, 1884 das Auftreten von ordinierten Missionaren in den Kirchen, später auch die Benutzung der Kirchengebäude zu Missionsverhandlungen gestattet. So zeigt sich auch hier, wie das Missionswerk die offizielle Kirche allmählich für sich gewonnen hat.

Die Organisation der Norwegischen Missionsgesellschaft ist im wesentlichen dieselbe geblieben, die ihr bei der Gründung gegeben war. Die einzelnen Missionsvereine bilden ihre Grundlage. Deren Einrichtung war meist sehr einfach, es behalfen sich sogar manche Vereine ohne feste Ordnungen, ohne bestimmte Mitgliederbeiträge und Mitgliederverzeichnisse, was freilich als ein Übelstand anerkannt wurde, darum hat man ein einfaches Musterstatut entworfen. Die Vereine sind zu Kreisvereinen zusammengeschlossen, nicht gerade streng geographisch, sondern nach Wahl. In den Kreisvereinen findet jährlich eine Kreisversammlung statt, zu der jeder Ortsverein Vertreter entsendet; ein bestimmtes Stimmenverhältnis giebt es dabei nicht. Die Kreisverhandlungen behandeln nach Vorschlägen des Hauptvorstandes theoretische und praktische Missionsfragen und wählen einen aus 9 Personen bestehenden Kreisvorstand, dessen Mitglieder in gewisser Ordnung ausscheiden, aber wieder wählbar sind. Der

Kreisvorstand hat innerhalb des Kreises die Missionsinteressen wahrzunehmen und zugleich dem Hauptvorstande in schwierigeren Verhältnissen seinen Rat zu erteilen und in gewissen Angelegenheiten bei dessen Beschlußfassung mitzuwirken. In jedem dritten Jahre findet die Generalversammlung statt. Die Kreisversammlungen fielen früher in diesem Jahre aus; weil aber aus den entfernteren Kreisen wenig Besuch zur Generalversammlung kommt, ist 1899 beschlossen worden, daß, wo es gewünscht wird, in diesem Jahre auch Kreisversammlungen gehalten werden können. Zur Generalversammlung kann jeder Verein seine Teilnehmer entsenden. Sie ist die gesetzgebende Versammlung und die höchste Autorität der Gesellschaft. Die Verwaltung der Gesellschaft liegt in den Händen des Hauptvorstandes, der seinen Sitz in Stavanger hat und aus dem Sekretär der Norwegischen Missionsgesellschaft und dem Vorsteher des Missionsseminars als ständigen und acht gewählten Mitgliedern besteht, von welchen jährlich 2 ausscheiden, doch sind hier die Ausscheidenden erst nach Verlauf eines Jahres wieder wählbar. Die Mitglieder werden von den Kreisvorständen auf Grund der Vorschläge des Hauptvorstandes gewählt. So ist die ganze Missionsgesellschaft bei der Verwaltung der Missionsangelegenheiten beteiligt, die Vereine sind nicht bloß die contribuens plebs, sondern mitwirkende Faktoren, und daher erklärt sich wohl die große Teilnahme der Mitglieder an der Missionsache. „Unsere Missionsgesellschaft — sagte Dahle auf der 4. nordischen Missionskonferenz — ist ganz demokratisch regiert. Alle fühlen sich mit verantwortlich und auch berechtigt über alle Missionsfragen mitzureden. Der Verpflichtung und Verantwortlichkeit folgt Interesse und Arbeit.“ Es ist wiederholt darüber verhandelt worden, ob es nicht für die Geschäftsführung zweckmäßiger sei, wenn die Generalversammlung in ihrer Mitgliederzahl verkleinert wird; aber so sehr man diesen Gedanken auch als berechtigt erkannte, so hat man doch eine Änderung nicht beschlossen, weil man fürchtete, sich dadurch eines wichtigen Mittels zur Belebung und Erhaltung des Missionsfinnes im Lande zu berauben. Die Frauenvereine stehen außerhalb der Organisation und sind daher ohne geschäftlichen Einfluß, doch ist der Gedanke aufgetaucht, ob nicht bei ihrer großen Zahl auch ihnen eine Stelle in der Organisation und damit in der Verwaltung gebühre.

Ein wichtige Stellung nimmt der Sekretär der Missionsgesellschaft ein. Schon früh zeigte es sich, daß der Sekretär seine ganze Kraft in den Dienst der Gesellschaft stellen mußte, darum wurde 1850 ein besoldeter Sekretär angestellt. Gegenwärtiger Sekretär ist Lars Dahle,

ein Mann, dessen Name mit der Geschichte der Norwegischen Missionsgesellschaft innig verbunden bleiben wird, da er seit 1870 in ihrem Dienste steht, zuerst als Missionar in Madagaskar, wo er später Superintendent wurde und bei der Revision der madagassischen Bibelübersetzung hervorragend beteiligt war, seit 1889 als Sekretär in der Heimat mit großem Eifer und Erfolge thätig, namentlich in der kritischen Zeit, als Madagaskar in französischen Besitz überging. Seinen persönlichen Bemühungen ist es gelungen, der Gesellschaft das Vertrauen der französischen Regierung zu gewinnen und ihr damit ihre Wirksamkeit in Madagaskar zu erhalten, sowie Verbindungen mit der Pariser Missionsgesellschaft und dem Spezialkomitee in Montbéliard zu knüpfen, welche der norwegischen Mission sehr wertvoll geworden sind. Auch als Schriftsteller ist er thätig gewesen und zwar nicht bloß auf dem Missionsgebiete. Seinen früheren Schriften: Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der Norwegischen Missionsgesellschaft, aus der für die vorliegende Arbeit geschöpft ist, der Prophet Jonas als Heidenmissionar — ins Deutsche übersetzt, vergl. A. M. Z. 1900 S. 93 — und der eschatologischen Studie über „das Ende der Welt“ hat er kürzlich folgen lassen „Christi Versöhnungswerk nach der Schrift“ und „die Religion und die großen Männer des Menschengeschlechtes.“

Was die Arbeit in der Heimat betrifft, so sei hier zuerst des Missionsseminars im „Missionsgaarden“ bei Stavanger gedacht, das, 1843 begründet, nach mehrjährigem Stillstande seit 1859 in ununterbrochener Thätigkeit ist. Die Dauer der Ausbildung, früher 5—6 Jahre, ist jetzt unter Forderung größerer Vorkenntnisse auf $4\frac{1}{2}$ Jahr herabgesetzt. Die Unterrichtsgegenstände zeigen das Bestreben nach immer besserer Ausbildung der künftigen Missionare. Von alten Sprachen werden Latein und seit 1893 Griechisch getrieben, von neueren Deutsch und — statt Englisch wegen Madagaskar — Französisch. Die meisten Stunden dienen selbstverständlich der theologischen und missionarischen Ausbildung; Garten- und andere praktische Thätigkeit wird daneben geübt. Teilnahme an Sonntagschulen, Krankenbesuche und andere praktisch-erbauliche Thätigkeit helfen mit, die Zöglinge für ihren Missionsberuf vorzubereiten. Die Zahl der Teilnehmer eines Kursus schwankt zwischen 12—18, Unterricht und Unterhalt sind frei. Das Missionsseminar steht bei den Missionsfreunden in hoher Achtung und hat viele Beweise ihrer Liebe empfangen.

Ein wichtiger Zweig der heimatlichen Thätigkeit ist die Anregung, Belebung und Erhaltung des Missionssinnes in den Gemeinden. Dazu dienen außer den Generalversammlungen (die lange Jahre von dem ehr-

würdigen „Nestor der norwegischen Mission,“ Pastor Ewen Bruun geleitet worden sind), die Jahresversammlungen der Kreisvereine, die „gemeinsamen Versammlungen“ (zu welchen sich gewöhnlich mehrere benachbarte Vereine verbinden) und die Zusammenkünfte der einzelnen Männer- und Frauenvereine.¹⁾ In den einzelnen Kreisbezirken wird für Reisepredigt gesorgt, sei es durch besonders angestellte Reiseprediger, sei es durch beurlaubte Missionare. Hierher gehört auch die Missionsliteratur, namentlich die periodische. Die Norwegische Missionsgesellschaft giebt eine Missionszeitung heraus (Norsk Missionstidende, Aufl. 15000), dazu ein Blatt für die Frauenvereine (Aufl. ca. 10000) und ein Kinderblatt (Aufl. ca. 10000), wozu seit 1900 noch ein nach dem Muster von Richters „Saat und Ernte“ eingerichtetes illustriertes Jugendblatt („Kampf und Sieg auf dem Missionsfelde,“ 1100 Aufl.) gekommen ist. Missionsstraktate und größere Schriften, die verschiedenen Missionsfelder behandelnd, oder geschichtlichen Inhalts, werden ebenfalls herausgegeben.²⁾ Dadurch, daß die Norwegische Missionsgesellschaft sich neuerdings einen eigenen Verlag mit Druckerei angelegt hat, ist für die Erweiterung dieser Thätigkeit Raum gegeben. Dieser Erwerb ist größtenteils aus dem Erlöse für das verkaufte Missionschiff bestritten worden und stellt auch einen finanziellen Gewinn für die Mission in Aussicht.

Lange Zeit war die Norwegische Missionsgesellschaft der Vereinigungspunkt aller norwegischen Missionsbestrebungen; seit etwa einem Jahrzehnt haben jedoch manche Missionsfreunde ihre Augen nach China gewendet, und namentlich separatistische und der neueren amerikanischen Richtung in der Mission huldigende Elemente haben neue Vereinigungen gebildet. Es wird geklagt, daß an manchen Stellen die Chinamission sich als spaltender Keil eingedrängt und Herzen und Beiträge der Norwegischen Missionsgesellschaft entfremdet habe (vergl. 56. Jahresbericht S. 95). Trotzdem hat sie noch eine treue und zahlreiche Anhängerschar, die sich bis auf die entlegensten Ansiedelungen und die abgeschiedenen Inseln erstreckt, und reich und arm wetteifern mit einander, ihre Gaben darzubringen, neben einem Svend Foyn, der Tausende geschenkt und Arbeitsschulen in Madagaskar und im Sululande eingerichtet hat, die Fischer, welche den Fang ihres „Missionsgarnes,“ die Landleute, welche den Ertrag ihres

¹⁾ Die Zahl der Missionsversammlungen wird auf 10000 jährlich geschätzt, N. M. T. 99 S. 331.

²⁾ Die wissenschaftliche Missionsliteratur ist durch Jörgensen, Missionslaere 1899 (S. 148) bereichert.

„Missionsadlers“ oder „Missionslammes“ oder „Missionsbaumes“ der Mission zukommen lassen, neben dem Frauenverein in Christiania, dessen Bazar schon 5000 Kronen eingebracht hat, die Frauenvereine in den einsamen Gebirgsthälern, bei denen die treue Mitarbeit die Größe des Ertrages ersetzen muß. Auch die in Nordamerika kirchlich organisierten Norweger haben sich treulich an der Missionsarbeit der heimischen Kirche beteiligt. Obwohl ihnen 1892 ein Gebiet auf Madagaskar zur selbstständigen Versorgung überlassen ist, kommen doch noch nicht unerhebliche Beiträge von amerikanischen Norwegern ein.

Die Einnahmen der Norwegischen Missionsgesellschaft haben sich, ihrem Wachstum entsprechend, von den ersten Anfängen mit durchschnittlich 6—7000 Kronen zu der stattlichen Höhe von 450—500000 Kronen gesteigert. Ein Defizit, das sich 1892 zeigte und bis 140000 Kronen stieg, wurde durch größere Anstrengungen wieder überwunden, so daß 1895 einen erfreulichen Überschuß aufwies, doch hat seitdem ein neues Defizit sich eingestellt, wozu wohl auch die erwähnte Zersplitterung des Missionsinteresses beigetragen hat. Im Jahre 1898, für welches sich die Ausgaben auf 598932 Kronen bei 494714 Kronen Einnahme stellten, wandte sich der Hauptvorstand mit einer ausführlichen Darlegung und herzlichen Bitte an die Missionsvereine, um dies Defizit von 104000 Kronen wieder auszugleichen; jedoch scheint das Jahr 1899 zu dem alten ein neues Defizit hinzugefügt zu haben. Die Teuerung auf den Missionsgebieten stellt größere Anforderungen, denen durch Herabsetzung der Voranschläge — z. B. für Madagaskar um 60000 Franks — nicht begegnet werden kann. Doch hat die Missionsleitung die gute Zuversicht, daß die oft bewährte Opferwilligkeit der Missionsfreunde ihr auch diese Schwierigkeit wird überwinden helfen. — Endlich sei bemerkt, daß jetzt auch in Frankreich ein besonderer lutherischer Missionsverein für die norwegische Mission in Madagaskar sich gebildet hat.

Rückblick auf das Jahr 1900.

Von P. C. Paul in Lorenzkirch.

(Schluß.)

Werfen wir nun noch einen wenigstens flüchtigen Blick auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

D. Dennis, der Verfasser des bedeutenden Werkes: *Christian missions and social progress* hatte für die New-Yorker Konferenz eine allgemeine

Missionsstatistik geliefert, die er mit einem sorgfältigen Fleiß vorbereitet hatte, wie er noch von keinem nicht bloß amerikanischen Statistiker aufgewendet worden ist. Während er über die nichtamerikanischen Missionen nur das summarische Ergebnis mitteilte, legte er über die amerikanischen eine Spezialstatistik vor, welche über die dortige Heidenmissionsthätigkeit, geordnet nach dem Gründungsjahr der einzelnen Missionsorganisationen, folgende Übersicht giebt:

I. Direkte Missionsthätigkeit unter Nichtchristen:

Gesellschaften, welche einzeln aufgeführt werden: 49, dazu 38 diesen Gesellschaften angeschlossene zum Teil sehr bedeutende Frauenvereine.

Missionare: ordinierte 1352, nicht ordinierte 109, ledige Missionarinnen 1006, Ärzte und Ärztinnen 274.

Eingeborene Mitarbeiter: ordinierte 1575, sonstige 15013.

Organisierte heidenchristliche Gemeinden: 4107.

Heidenchristliche Kommunikanten: 421597.¹⁾

Gesamtzahl der Heidenchristen: 1257425.

Missionsbeiträge: 21612192 Mark.²⁾

II. und III. kommen dazu noch teils indirekt der Mission dienende, teils unabhängig von den Gesellschaften arbeitende 44 Organisationen und Anstalten mit einer Einnahme von 1701072 Mark und 46 ordinierten und 120 nichtordinierten Missionaren, 33 Ärzten und 41 Missionarinnen.

In den letzten Jahren mußte eine ganze Reihe von nordamerikanischen Missionsgesellschaften einen Rückgang in ihren Einnahmen verzeichnen und infolge davon die Aussendung von Missionaren, ja vielfach die Arbeit auf den Missionsgebieten beschränken. In der letzten Zeit ist aber wieder ein Aufschwung eingetreten, den der Einfluß der New-Yorker Konferenz noch verstärkt hat. Neue Missionsgebiete wurden erschlossen und sofort vielseitig besetzt in dem durch den Krieg mit Spanien den Vereinigten Staaten in Westindien und durch die Philippinen zugefallenen Besitz.

In Australien besinnt sich jetzt auch die anglikanische Kirche mehr und mehr auf ihre Missionspflicht; reichlich spät, wenn man bedenkt, daß schon 1788 ein englischer Bischofssitz in Sydney errichtet ward. Nach einem Censüs aus dem Jahre 1897 bekannten sich etwa 1 Million Seelen zur Kirche von England, wobei die von Neuseeland noch nicht eingerechnet sind. Weitaus die meisten gehören zu den Diöcesen von Sydney und

¹⁾ Ohne die Indianer Amerikas.

D. §.

²⁾ Umfassen aber das Einkommen from home and foreign sources. D. §.

Melbourne. Die Heidenmission wurde seitens dieser Kirche im Jahre 1850 begonnen, wenigstens nominell. Man begnügte sich aber in den ersten Jahrzehnten mit einer bescheidenen Arbeit an den Eingeborenen des australischen Festlands. Später kam ein Missionsunternehmen in Neuguinea hinzu, auch erhielt die Melanesische Mission Unterstützungen.¹⁾ Das im vorigen August gefeierte 50 jährige Jubiläum nahm einen erhebenden Verlauf. Es hatten sich 20 englische Bischöfe eingefunden. Die riesige Stadthalle von Sydney füllte sich eine Woche lang jeden Abend mit Freunden der Mission. Der Bischof von Tasmanien war die Seele der Bewegung.

II.

Auf den Missionsfeldern hat es im vergangenen Jahre nicht an Frühlingslust und Erntefreuden gefehlt. Aus verschiedenen afrikanischen Missionen ist eine frohe Nachricht nach der andern gekommen. Besonders hoffnungsvoll nimmt sich das Werk der Kirchlichen Missionsgesellschaft in Uganda aus. Es ist dort seit 15 Jahren unaufhaltsam vorwärts gegangen; aber man war zunächst sehr vorsichtig mit Erteilung der Taufe. Jetzt können unbedenklich größere Scharen in die Kirche aufgenommen werden. Nach einem Bericht des Bischof Tucker, der unermüdlich das Land bereist, fanden im Jahre 1899 fast 5000 Heidentaufen statt, so daß sich die Gesamtzahl der evangelischen Waganda jetzt auf über 22000 beläuft. 11000 Kinder besuchen die Missionschulen. Sehr bemerkenswert ist der Bücherhunger der Waganda. Es wurden in einem Jahre 60338 Bücher verkauft. Als Erlös bekamen die Missionare eine solche Menge von Kaurimuscheln, die als Scheidemünzen gelten, daß 368 Trägerlasten davon zusammenkamen. Das Neue Testament nimmt unter den verkauften Büchern den ersten Platz ein. Neben dem eigentlichen Uganda werden auch die Nachbarländer immer mehr in den Schallbereich der Missionspredigt gezogen. In Budu, welches die Katholiken bisher fast ganz mit Beschlag belegt hatten, giebt es jetzt auch 20 evangelische Kirchen, in Koki 14. Besonders hoffnungsvoll läßt sich die neubegonnene Arbeit in Toro an. Dort konnte Tucker im Jahre 1896 die Erstlinge taufen, jetzt giebt es 545 Christen daselbst, drei große Kirchen und 40 Außenstationen. Die nach Westen dringenden Vorposten von Uganda sind nicht mehr weit von der Station Yakusu der englischen Baptisten am oberen Kongo entfernt. Einer der Uganda-missionare hat sogar schon einmal den Kongoweg zur Heimreise benutzt,

¹⁾ Auch die C. M. S. bezieht aus Australien nicht unerhebliche Unterstützung.

ein Zeichen, daß die Missionskette quer durch Afrika fast wie geschlossen ist. Die Eröffnung der Ugandabahn wird in Zukunft den Zugang zu diesem hervorragend wichtigen Missionsfelde sehr erleichtern. Schon jetzt, wo etwa die Hälfte des Schienenwegs fertig ist, kommen die Missionare wesentlich schneller an den Viktoria Nyanza. Die letzte Reisegesellschaft brauchte von Mombassa bis Uganda nur 37 Tage (früher ca. 90). Der Telegraph reicht bereits bis Mengo, so daß sich die dortigen Missionare nötigenfalls binnen Tagesfrist mit London verständigen können.

Ein anderes sehr fruchtbares Missionsfeld im Seengebiet bebaut die Schottische Freikirche längs der Westküste des Nyassa-Sees. Der im Ngonilande wirkende Missionar Laws veranstaltete vor einem Jahre ein Tauffest, bei dem gegen 7000 Menschen zusammenströmten und 457 Heiden getauft wurden. Die strengen Schotten sind mit der Erteilung der Taufe sehr vorsichtig verfahren und noch heute befolgen sie diese Praxis. Die Zahl ihrer getauften Christen würde sonst viel größer sein, als sie jetzt ist (2100). Etwa 3000 Katechumenen stehen im Vorbereitungsunterrichte. Besonderer Fleiß wird auf die Schulen verwendet, deren die Mission 117 zählt, die von 12200 Schülern und Schülerinnen besucht werden. Auf's lebhafteste beteiligen sich die Eingeborenen an der Missionsarbeit; über 300 dienen meist als unbezahlte Gehilfen. Auch die Leistungen der Eingeborenen für ihre kirchlichen Bedürfnisse sind beträchtlich.

Im Kongostaat sind die Erfolge noch gering. Es war aber hier in missionarischer Hinsicht vollständiges Neuland. Die bedeutendsten haben die amerikanischen Baptisten aufzuweisen, unter deren Stationen Banza Mantefe mit 1700 Christen obenansteht. Leider bringt jedes Jahr grauenhafte Mitteilungen von dort über die von Kolonisten und Beamten verübten Greuel. Um so erfreulicher ist es, daß sich die Zahl der Missionare in dem riesigen Gebiet beständig vermehrt. Nach einer Statistik in der Kolonialzeitung beläuft sie sich auf 120, die der Niederlassungen auf 40. Die englischen Baptisten, die den großen Strom bis zu den Stanley-Fällen hinauf besetzt haben, sind dabei mit 33 Missionaren auf 11 Stationen beteiligt. Zu der nicht unbeträchtlichen Kongo-Flotille stellen sie die beiden Missionsdampfer Peace und Goodwill. Die Römischen machen hier wie überall, wo neue Gebiete zu erobern sind, der evangelischen Mission empfindlich Konkurrenz. Sie haben 180 Missionsleute beiderlei Geschlechts und 36 Niederlassungen im Kongostaat. Ein Erlaß der Regierung verdient hier angemerkt zu werden, weil er ein schweres Hindernis für die Missionsarbeit beseitigen hilft, den Alkoholmißbrauch. Nach einer

Verordnung der Regierung ist in $\frac{19}{20}$ der Oberfläche des Kongostaats die Einfuhr und Fabrikation von Alkohohl und die Einfuhr von Destillierapparaten verboten. An gewissen Orten ist die Einfuhr von Spirituosen zwar gestattet, aber nur bei sehr strenger Aufsicht und hoher Steuer (70 Franks für 100 Liter). Ähnliche Verschärfungen sind nach Revision der einschläglichen internationalen Vereinbarungen auch für unsere in dieser Hinsicht besonders verrufene Togokolonie mit dem Jahre 1900 eingetreten. Die Einfuhr wurde mit höheren Abgaben belegt, auch traten erschwerende Bestimmungen für den Kleinverkauf und Ausschank von Branntwein auf dem ganzen Küstenstreifen von Lome bis Kleinpopo und an der französischen Grenze den Monu aufwärts ein. Das ist doch eine kleine Frucht der gewissenhaftigen Agitation seitens der deutschen Missionstreife.

Madagaskar war seit der französischen Besitznahme das Sorgenkind der evangelischen Mission. Im letzten Jahre aber ist eine Wendung eingetreten, die besonders dem Eingreifen der französischen Protestanten zu danken ist, aber auch darin ihren Grund hat, daß die maßlosen Gewaltthätigkeiten der Jesuiten den französischen Behörden endlich doch zu arg wurden; auch sind ihnen die Augen dafür geöffnet worden, daß die englischen und norwegischen Missionare keine politische Rolle spielen. Je länger je mehr hat sich die Pariser Mission in Madagaskar Sympathieen erworben und speziell General Gallieni hat ihr wiederholt unverkennbare Beweise seines Wohlwollens gegeben. Die evangelische Mission kann sich also ungehindert der Wieder Sammlung und dem Wiederaufbau ihrer Gemeinden widmen. Allerdings stark gelichtet sind diese Gemeinden, wenigstens die der Londoner Missionsgesellschaft, deren Mitgliederzahl fast auf den fünften Teil des früheren Bestandes zusammengeschrumpft ist. Allerdings ist zu vermuten, daß von den übrigen $\frac{4}{5}$ sich jetzt noch ein beträchtlicher Prozentsatz in der Pflege der Pariser Missionsgesellschaft befindet; wir haben aber keinen statistischen Anhalt dafür, wie hoch sich derselbe etwa belaufen wird. Jedenfalls hat das Werk der Londoner Missionsgesellschaft die Probe schlecht bestanden und es ist zu wünschen, daß die Leiter derselben sich endlich einmal ernstlich mit einer Revision ihres missionarischen Betriebs und seiner Grundsätze beschäftigen. Die norwegische Mission ist ganz anders aus der schweren Versuchszeit hervorgegangen; ihre Verluste sind unbedeutend. Und wenn es auch richtig ist, daß der Hauptsturm gegen die englische Mission der Independenten sich gerichtet hat, so muß der erschreckende Zusammenbruch derselben zuletzt doch in der Unsolidität ihrer Arbeit seinen Hauptgrund haben. Mit Spannung wurde gegen

Ende August in den Missionskreisen der Ausfall der staatlichen Prüfungen in Antananarivo erwartet, von deren Bestehen die Befähigung zum Unterricht in den höhern Schulen abhängig ist. Der Erfolg war für die Protestanten recht günstig. Sie brachten 30 ihrer Kandidaten durch, die Katholiken dagegen nur 28. Während die französische Besitzergreifung der Insel allerlei wirtschaftliche Förderung bringt, auch anzuerkennen ist, daß unter dem neuen Regiment die Rechtspflege eine bessere geworden, geht von der Frivolität und Sittenlosigkeit vieler französischer Kolonisten, Soldaten und Beamten ein sehr demoralisierender Einfluß aus, der die geistliche Arbeit der Mission vielleicht mehr erschwert, als der Gewaltdruck es gethan, unter der sie in den letzten Jahren gestanden hat.

Unter den Missionen, die im letzten Jahre mit vollen Händen ernten durften, befindet sich auch die Rheinische in Niederländisch-Indien. In Sumatra fanden 2465 Tausen statt, so daß die Zahl der getauften Christen auf 43883 stieg. Der zur Visitation auf dem Missionsfeld anwesende Inspektor Dr. Schreiber konnte selbst vielen Bekehrten das Sakrament spenden. Besonders erfreulich ist es, daß der Zuwachs auch auf Kosten des Islam geschieht, so wurde z. B. aus Bungabondar der Übertritt von 120 Mohammedanern gemeldet. Dazu sind 3 neue Stationen angelegt, ist die Zahl der eingeborenen Lehrer und Pastoren im beständigen Wachstum und hat sich jüngst auch ein Batakscher Missionsverein gebildet, der eingeborene Pastoren als Evangelisten in die heidnischen und mohammedanischen benachbarten Landschaften aussendet. Mit zweien ist bereits der Anfang gemacht. Auch ein Missionsarzt hat auf der Hauptstation Bea Radja seine Arbeit begonnen.

Verhältnismäßig noch größer sind die Fortschritte auf der benachbarten kleinen Insel Nias. Die Berichte von den dortigen Stationen sind fast alle auf den Ton gestimmt, den Missionar Probst von Dahana anschlug: „Der Segen Gottes beugt uns in den Staub“. Die auf der Insel stationierten Missionare wurden auf 16 vermehrt und infolge dringender Bitten seitens der Heiden drei neue Stationen: Sogae Udu, Moroo und Natto-Inseln angelegt. Auf der erstgenannten fiel Pflügen, Säen und Ernten fast in eins zusammen. Im Februar wurde mit dem Bau der Station begonnen und kaum war ein notdürftiges Unterkommen für den Missionar Momeyer beschafft, als er sich auch schon von Taufbewerbern umlagert sah. Die Zahl derer, die dringend Unterricht begehrten, betrug gegen Ende des Jahres schon 600. Momeyer ist jetzt mit dem Bau einer Kirche beschäftigt, die mindestens 1000 Menschen fassen soll, die Katechumenen

helfen fleißig mit, sie liefern Holz und arbeiten am Bau. Die Gesamtzahl der Christen auf der kleinen Insel beläuft sich auf 4334. Die vom Inspektor geleitete Konferenz der Nias-Missionare richtete ein Gesuch an die holländische Regierung, doch das Land, soweit es nun mit Missionsstationen besetzt ist, auch wirklich unter ihre Verwaltung zu nehmen, damit das Leben und Eigentum der Christen gesicherter ist zumal vor den Zügen der berüchtigten Kopfabsteiger, welche die Insel in so übeln Ruf gebracht haben.

Der Übergang der Grönländischen Mission aus den Händen der Brüdergemeine in die der dänischen Staatskirche ist auch unter dem Gesichtspunkte einer gereiften Ernte anzusehen. Bei den großen Aufgaben, die der Mission der Brüdergemeine in allen Erdteilen gestellt sind, mußte sie darauf bedacht sein, ihre Kräfte möglichst zu konzentrieren. „Nun war Grönland das einzige Gebiet brüderlicher Missionsthätigkeit, aus dem die Brüdergemeine ihre dort arbeitenden Kräfte mit Ehren und mit gutem Gewissen zurückziehen konnte, um sie anderweitig zu verwenden.“ Es gab für sie in Grönland keine eigentliche Missionsarbeit mehr, denn die Westküste ist ein christliches Land und für die Heiden auf der Ostküste haben die Dänen durch Errichtung einer Station die Fürsorge übernommen. Wenn die Brüdergemeine blieb, so that sie mehr oder weniger nur Hilfsarbeit für die dänische Kolonialkirche. Um so näher lag der Entschluß, das Land zu verlassen, dessen Geschichte allerdings aufs engste mit der Herrnhuter Mission verflochten ist. Der Umfang ihrer Arbeit war nach dem Stand vom 31. Dezember 1899: 6 Hauptstationen (Neuherrnhut, Umanak, Lichtenfels, Lichtenau, Igdlorpait und Friedrichsthal), 28 Außenstationen, 903 Abendmahlberechtigte, 48 erwachsene Nichtkommunikanten, 560 Kinder und 126 in Kirchenzucht befindliche Gemeindeglieder. Zur geistlichen Versorgung dieser Christen waren 8 Missionare und 30 Nationalhelfer da. Die feierliche Übergabe fand im Hochsommer des Jahres statt. Seitens der dänischen Kirche wurden die Pastoren Valle, Vater und Sohn, mit der weiteren Seelsorge betraut. Pastor Valle sen., seit fast 40 Jahren Direktor des Gehilfenseminars der dänischen Kirche und Pastor der dänisch-grönländischen Gemeinde in Godthaab, soll künftig die nördlichen Gemeinden bedienen, sein in Grönland geborener und mit Sprache und Sitten der Grönländer vertrauter Sohn wird die südliche Gruppe der Stationen versorgen. Die Hauptfeier fand am 5. August in Lichtenau statt. 800 Grönländer, eine Schar, wie sie in dem dünn bevölkerten Lande kaum je auf einem Platze versammelt gewesen sind, stellten sich ein. Weil die Kirche der Station viel zu klein

für die Versammlung war, vollzog sich der denkwürdige Akt im Freien neben dem Missionshause. Seitens der scheidenden Brüdergemeinde sprach der bisherige Superintendent Br. Kiegel, worauf sich der neue Seelsorger Pastor Valle jun. mit Berufung auf das Schriftwort: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit“ einführte. Auf den andern Stationen gab es entsprechend kleinere Abschiedsfeiern.

Es fehlt also beim Blick auf den Missionsacker der Welt im vergangenen Jahre nicht an Ereignissen, die zum Danken Anlaß geben, aber vorwiegend war es doch ein schweres Jahr voll Kämpfe und Trauer.

Auf drei Missionsfeldern hat die Kriegsfurie gewüthet und dem Friedenswerke der Glaubensboten schweren Schaden zugefügt: in Südafrika, Kumase und China.

Südafrika ist das ganze Jahr hindurch nicht zur Ruhe gekommen. Wie sehr die Mission in Mitleidenschaft gezogen wurde, ergibt sich schon aus der Thatfache, daß der ganze weitausgedehnte Kriegsschauplatz als Missionsgebiet zu bezeichnen ist. In Transvaal wirken 5 Missionsgesellschaften mit etwa 80 Missionaren auf ebenso vielen Hauptstationen. Berlin I und Hermannsburg stehen obenan. Im Oranje-Freistaat wird die Arbeit vorzugsweise von Berlin I und den Wesleyanern gethan, die Zahl der Missionare beträgt hier 16, die der Hauptstationen 49. Der auffällige Unterschied zwischen beiden Zahlen erklärt sich durch die große Menge der eingeborenen Gehilfen, deren es im Oranje-Freistaat 465, in Transvaal 698 giebt. Sämmtliche Missionsgemeinden in Transvaal und Oranje-Freistaat hatten vor dem Kriege 82 130 Gemeindeglieder. In Natal und Sululand sind 7 Gesellschaften thätig, von den Deutschen wiederum Hermannsburg und Berlin I. Es wurden hier insgesammt 76 evangelische Stationen mit über 40 000 Christen gezählt. Damit sind aber nur die unmittelbar betroffenen Missionen bezeichnet, unmittelbar haben auch alle anderen südafrikanischen zu leiden gehabt, zumal in der jüngsten Zeit, wo die Kapkolonie zum Kriegsschauplatz wurde. Da wurden auch die Stationen der Brüdergemeinde und der rheinischen Missionsgesellschaft in Mitleidenschaft gezogen. Wie es den einzelnen Missionaren und Gemeinden ergangen ist, läßt sich zur Zeit noch nicht völlig übersehen, weil der Postverkehr zumal mit den auf dem Kriegsschauplatze liegenden Orten fast ganz aufgehört hatte. Aber so viel ist gewiß, daß die Missionsarbeit auf den meisten Stationen gestockt hat. Wenn auch die Farbigen nicht direkt am Kriege beteiligt waren, so verwandte man sie doch vielfach als Hilfskräfte für den militärischen Apparat und führte sie damit von ihren Wohnplätzen weg.

Die Missionare wurden vielfach zu Predigern in der Wüste. Sehr beträchtlich ist der finanzielle Schaden, den die Stationen erlitten. Berlin I schätzt seinen Verlust auf mindestens 200 000 Mk. Die Missionsniederlassungen, die durch den Fleiß ihrer Bewohner zu wertvollen Farmerplätzen im Lande geworden waren, mußten ansehnliche Kriegssteuern zahlen. So hatte z. B. die Berliner Station Bethanien beim Beginn des Krieges 40 Eingeborene, 5 Wagen, 30 Ochsen und 20 Pferde zu stellen. Dazu kamen die Leistungen während der Kämpfe und der dadurch entstehende Verlust, daß die Beiträge der Gemeinden über Jahr und Tag vollständig wegfielen, weil nach den Gesetzen in den Burenstaaten während eines Krieges alle Pacht-, Zinszahlungen und dergleichen aufhören. Noch viel schmerzlicher aber als diese materielle Einbuße wird der moralische Schaden empfunden. Die Eingeborenen waren von Natur wild und kriegerisch. Es hat vieler Arbeit und Geduld bedurft, ehe sie zu bewegen waren, sich in Friedenswerken zu üben. Als die Missionare sie glücklich dahin gebracht hatten, brach dieser unselige Krieg aus und bot den neubekehrten Heiden das traurige Schauspiel, daß zwei christliche Völker sich vor ihren Augen zerfleischten. Dadurch wurden die heidnischen Instinkte wieder mächtig erregt. Es ist den Missionaren bis zur Stunde gelungen, stärkere Ausbrüche heidnischer Wildheit bei den unter ihrem Einfluß stehenden Stämmen zurückzuhalten, ein nicht zu unterschätzender Erfolg der Missionsthätigkeit. Aber daß das Christentum selbst durch die oft nicht nur unchristlichen, sondern geradezu unmenschlichen Vorgänge auf dem Kriegsschauplatz in Missionskredit bei den Farbigen geriet, konnten sie leider nicht hindern. In schwere moralische Konflikte führte die von den Engländern verlangte Leistung des Neutralitätsseids; zumal in den Fällen, wo ein von englischen Truppen besetzter Platz bald darauf wieder in die Hände der Buren fiel. Das hat auch auf den Missionsstationen, wie von Hermannsburg gemeldet wird, viel Verwirrung hervorgerufen. Als eine besondere Fügung Gottes ist es zu bezeichnen, daß die in Frage kommenden Gebiete vorzugsweise in den Händen deutscher Missionare sind. Sie konnten unparteiisch bleiben und haben thatsächlich das Vertrauen aller Beteiligten behalten, so daß sie ihre Arbeit nach Beendigung des Krieges ungehindert fortsetzen können. Daß mehrere Hermannsburger Missionare, darunter der Direktor E. Harms, vorübergehend in englische Gefangenschaft gerieten, hat keine nachteiligen Folgen weiter gehabt. Peinlicher war der dem Berliner Missionar Prozesky gemachte Prozeß, der zu einer Verurteilung seitens des englischen Gerichts führte. Man

begreift, daß die Sehnsucht nach dem Aufhören des schon 1½ Jahr dauernden Krieges im Missionslager sehr groß ist.

Die politischen Unruhen in Asante währten im Vergleich dazu nur kurze Zeit, aber sie genügten, einer hoffnungsvollen Arbeit der Basler Mission ein — wir hoffen nur vorläufiges — Ende zu bereiten. Der im westafrikanischen Missionsdienst ergraute Ramsfeyer, der früher mit seiner Frau 4 Jahre in der Gefangenschaft der Asanteneger geschmachtet, hatte Kumase nach der englischen Eroberung im Jahre 1896 zum Centrum einer bereits stationsreichen Asante-Mission gemacht. Da brach infolge des herausfordernden Betragens des englischen Gouverneurs, der alle Warnungen des kündigen Ramsfeyer in den Wind schlug, in den ersten Apriltagen des vorigen Jahres ein furchtbarer Aufstand aus. Bald stand das ganze Volk in Waffen, so daß sich die Basler Geschwister samt den gleichfalls in Kumase stationierten Wesleyanern genötigt sahen, von dem ihnen angebotenen Schutz im englischen Fort Gebrauch zu machen. Die schwache Kolonialtruppe war außer stande, den zahllosen Asantekriegern im offenen Kampfe zu begegnen. Kleine Truppentkörper, die von der Küste zu Hilfe kamen, wurden zurückgeschlagen. Schon mußte man fürchten, daß die belagerten Europäer ausgehungert würden, da wagten die Missionsleute im Verein mit der militärischen Begleitung des Gouverneurs am 23. Juni nach 2½ monatlicher Belagerung den Durchbruch nach der Küste. Es waren von der Basler Mission die Missionare Ramsfeyer und Jost mit ihren Frauen, Missionar Weller und die verwitwete Frau Haast. Die mit viel Bangen unternommene Flucht gelang, wenn auch unter unfäglichen Schwierigkeiten. Leider starb unterwegs Missionar Weller infolge der ausgestandenen Strapazen. Die andern erreichten Mitte Juli die sichere Küste.¹⁾ An eine Wiederbesetzung der zerstörten Stationen war zunächst nicht zu denken, obwohl die Missionare wiederholt die Versicherung empfangen, daß das aufgeregte Volk es nicht auf sie, sondern nur auf die Engländer abgesehen habe. Die Nachrichten über die Beruhigung der Aufständischen gehen zur Zeit noch auseinander. Nach englischen Zeitungen soll der Krieg gänzlich vorbei sein, nach französischen Quellen ist aber an friedliche Zustände noch lange nicht zu denken. Ergreifend waren die Worte, mit denen der unerschrockene Ramsfeyer nach der Befreiung seinen ersten Brief an das Komitee in Basel schloß: „O, daß die lieben Missions-

¹⁾ Die Geschichte dieser aufregenden Monate ist unter dem Titel veröffentlicht: Schreckensstage in Kumase. Nach dem Tagebuch von Missionar Ramsfeyer, dargestellt von P. Steiner. Basel. 50 Pfg.

freunde mein armes Asantevolk, von welchem die meisten nichts vom Krieg wollten, nicht vergessen möchten! O, daß sie die Freude nicht verlieren! Nach diesem Sturm wird sicherlich unsere Arbeit in Asante um so herrlicher blühen. . . Hier heißt es, mehr als je: Niemals zurück!“

Ein trauriges Nachspiel hatte dieser Krieg in der benachbarten deutschen Togo-Kolonie. Weil bei den Kämpfen auch Eoheneger ums Leben gekommen waren, rächten sich deren Stammesangehörige für das vergossene Blut durch die Ermordung von 5 Asanteleuten, die schon lange Zeit in den Ho-Dörfern, nahe bei der gleichnamigen Station der Norddeutschen Mission wohnten. Als Dr. Gruner, der Leiter der Regierungsstation Misahöhe, von diesem Wiederaufleben heidnischer Blutrache erfuhr, wurde der schuldige Häuptling und sein Volk energisch bestraft. Für die schon zahlreichen Christen in Ho brachte der Verlauf der Verhandlungen die glänzende Genugthuung, daß sie über jeden Verdacht erhaben blieben. Auf die Heiden aber hat das vermittelnde Eintreten der Missionare und das bei aller Entschiedenheit wohlwollende Verhalten der deutschen Beamten solchen Eindruck gemacht, daß die Gottesdienste und Schulen in Ho jetzt großen Zulauf haben.

Der durch die Katastrophe in China der Mission zugefügte Schaden läßt sich zur Zeit immer noch nicht ganz übersehen. Was sich heute konstatieren läßt, hat die Chronik der vorigen Nummer (S. 50 ff.) zusammengestellt. Seitdem ist Neues noch nicht bekannt geworden, hoffentlich ein Zeichen dafür, daß wenigstens die lange, traurige Totenliste nun abgeschlossen ist. Erfreulicherweise mehrten sich aber die Nachrichten über das glaubensmutige Verhalten vieler eingeborener Christen, namentlich auch vieler Nationalhelfer, welche Treue bis in den Tod bewiesen haben. Genaueres wird man freilich erst erfahren, wenn es möglich geworden sein wird, alle die zerstörten Stationen wieder zu besuchen oder wenigstens in einen Verkehr mit ihnen zu treten. Auf manche der verlassenen Stationen haben es bereits die Missionare versucht, wieder zurückzukehren, in den meisten Küstenstädten und ihrer Umgebung ist das Werk teils nicht unterbrochen gewesen, teils wieder aufgenommen worden. In Peking sind viele der Missionare geblieben, die die Belagerung mit durchgemacht haben. Über ihr und der eingeborenen Christen Verhalten während derselben richtete der amerikanische Gesandte Conger folgendes Schreiben an die amerikanischen Missionare:

„Einem jeden von Ihnen, die Sie mit uns glücklicherweise von dem uns drohenden Blutbad errettet sind, möchte ich in dieser Stunde der

Befreiung aussprechen, was meines Wissens mit mir alle Gesandten der Mächte in gleicher Weise fühlen und empfinden, nämlich unsern tiefgefühlten Dank für die unschätzbare Hilfe, welche Sie und die eingeborenen Christen uns während der Belagerung geleistet haben, so daß wir jetzt noch am Leben sind. Ohne Ihre ebenso einsichtsvolle wie erfolgreiche Hilfsleistung in Rat und That wäre unsere Rettung unmöglich gewesen. Ich glaube und hoffe, daß nach Gottes weisem Rat die Opfer, die Sie gebracht haben und noch bringen, und die Gefahren, die Sie bestehen, für das irdische und geistliche Wohl des Volkes, dem Sie die Arbeit Ihres Lebens weihen, reiche Früchte tragen werden."

Hiermit stimmt, was ein deutscher Zollbeamter namens Bismarck, in seinem im ostasiatischen Loyd veröffentlichten Tagebuche schreibt: „Es ist geradezu erhebend, zu sehen, wie manche schon dem Tode geweihte, alte, verwundete Männer den jüngeren Christen Trost zusprachen und sie in ihrem Glauben zu bestärken suchten. Hsianz tien tschu, d. h. denke an Gott! hört man fast überall und hier erst lernt man das Wort Märtyrer in seiner ganzen edlen Bedeutung kennen.“ In Tschifu erklärte ein Engländer, früher habe er nie an die Aufrichtigkeit dieser orientalischen Christen geglaubt, jetzt aber glaube er daran, nachdem er gesehen, wie standhaft sie in der schrecklichen Verfolgung geblieben sind.

Wie die Sachen endlich in China ausgehen werden, vermag heute niemand zu sagen. Bis jetzt sind die militärischen wie die diplomatischen Erfolge gerade nicht glänzend zu nennen. In den Missionskreisen ist man überwiegend hoffnungsvoll für die Zukunft, jedenfalls denkt man nicht an einen Rückzug. Freilich ehe keine völlige Beruhigung eingetreten und keine Bürgschaft für eine wirkliche Religionsfreiheit geleistet ist, kann wenigstens im Innern des Landes an eine Wiederaufnahme der Arbeit nicht gedacht werden. Ob, und in welcher Höhe Entschädigungen gefordert werden sollen für die enormen Verluste, darüber scheint weder in diplomatischen noch in missionarischen Kreisen ein Beschluß gefaßt worden zu sein. In den letzteren ist eine Minorität vorhanden, welche auf jede Entschädigung verzichten möchte, aber die Majorität neigt sich einer Vereinbarung dahin gehend zu, daß jedenfalls ein Blutgeld für die Ermordeten nicht gefordert und eine Entschädigung für die Sachverluste nur nach der wirklichen Höhe des zerstörten Eigentums verlangt werden dürfe.

Viel Besorgnis macht die Mandschurei, die, wie es scheint, an Rußland als Beute abfällt. Was die evangelische Mission unter russischer

Herrschaft zu erwarten hat, ist bekannt. In ihrem Port Arthur-Gebiete war den dortigen schwedischen Missionaren die Arbeit verboten worden. Würde dieselbe Intoleranz in der Mandschurei geübt, so bedeutete das für die evangelische Mission den Verlust eines ihrer fruchtbarsten chinesischen Arbeitsgebiete. Zwar ist der Sturm auch über die Mandschurei gegangen und augenblicklich die Arbeit in derselben sistiert; aber nach allem, was gerade über die zahlreichen mandschurischen Christen bekannt geworden, ist die Wiederaufnahme derselben mit Sicherheit zu erwarten, wenn nicht Rußland sich unduldsamer erweist als China. Doch Gott sitzt im Regimente und wir wollen nicht vor der Zeit sorgen.

Auch die japanische Mission, in der sich übrigens wieder eine langsamere Vortwärtsbewegung Bahn zu brechen scheint, hat im letzten Jahre eine Beunruhigung erfahren. Aus der perfekt gewordenen Revision der Verträge mit den auswärtigen Mächten schien das Christentum zuerst nur Vorteile davonzutragen. Die Missionare bekamen Freiheit, ohne Paß und andere Erschwerungen durch das ganze Land zu reisen oder sich irgendwo niederzulassen. Auch ward die Gleichberechtigung aller Religionen proklamiert. Die für gottesdienstliche Zwecke nötigen Gebäude und Ländereien sind für steuerfrei erklärt, mögen sie nun in buddhistischen oder christlichen Händen sein. Aber plötzlich erschien ein Schulerlaß, welcher die Missionsthätigkeit empfindlich zu schädigen droht. Er soll aus den politischen Kreisen des Prinzen Konoye hervorgegangen sein und geradezu die Tendenz haben, die Fortschritte des Christentums aufzuhalten. Er handelt von den Privatschulen und bestimmt, daß in keiner solchen Schule, die ihren Schülern die Berechtigung zum Besuch der höheren Lehranstalten und Universitäten verschaffen will, irgend welcher Religionsunterricht erteilt oder religiöse Handlungen vorgenommen werden dürfen. Es ist also nicht wie in den unter staatlicher Aufsicht stehenden indischen Schulen, wo der Staat nur den weltlichen Unterricht pflegt, die Missionare aber nach der religiösen Seite hin gewähren läßt. Hier wird die Religion aus den Schulen gänzlich verbannt. Privatschulen, die auf die vorgeschriebenen Bedingungen nicht eingehen wollen, dürfen Schüler unter 10 Jahren überhaupt nicht aufnehmen; ihre älteren Schüler aber werden von den höheren Bildungsanstalten ausgeschlossen, wenn sie nicht religionslos erzogen werden. Mit einer einzigen Ausnahme sind die Missionsschulen natürlich nicht darauf eingegangen. Der Erlaß wurde zunächst zwar sehr milde gehandhabt, hatte aber doch gleich im ersten Vierteljahr die Schließung von 21 Schulen mit 2328 Schülern zur Folge. Es wären ihrer eigentlich

noch mehr gewesen, aber manche Schulen erhielten die Erlaubnis, erst ihren Jahreskursus zu Ende zu führen, bevor die neuen Bestimmungen auf sie angewandt werden. Allein so groß auch der Schaden, den die Mission augenblicklich durch den Rückgang ihrer Schülerzahl dadurch erleidet, so schreibt doch Missionar Dening: „die Probe, die damit die japanischen Christen an den Tag legten, ist nicht zu unterschätzen und wohl der Kosten wert, die der Verzicht auf die staatlichen Vorteile mit sich bringt. Wir bedauern es nicht, denn dadurch ist die allgemeine Aufmerksamkeit auf das christliche Schulwesen und seine offenbaren Erfolge, sowie auf den Charakter der aus diesen Schulen hervorgegangenen Männer, gelenkt worden. Und damit ist ein unverkennbarer, moralischer Gewinn erzielt.“ Die Missionare und japanischen Kirchengemeinschaften haben gegen die Verfügung, die mit der gewährten Religionsfreiheit nicht im Einklang steht, Einspruch erhoben und die Freude gehabt zu erleben, daß die gesamte japanische Presse gleichfalls gegen das Schulgesetz opponierte.

Ein die Missionschulen schädigender Eingriff der Regierungsorgane wird auch von der andern Halbkugel der Erde berichtet, aus Nicaragua. Er betrifft die Herrnhuter Mission in Bluefields. Die Brüdergemeine hatte dort zwei Elementarschulen mit zusammen 310 Schülern und eine höhere Schule mit 17 Zöglingen unter einer fast ausschließlich englisch redenden Bevölkerung. Nun ward 1894 das Moskitoländchen, in dem Bluefields liegt, von Nicaragua annektiert und damit unter spanische Herrschaft und katholische Intoleranz gebracht. Während vorher das Volksleben ganz unter englischem Einfluß gestanden hatte und in Kirche und Schule ausschließlich die englische Sprache gebraucht wurde, verlangte man nun, daß das Spanische diese Stelle einnehme. Ein katholischer Geistlicher Dr. Luna wurde Schulinspektor und führte eine Verordnung herbei, nach welcher der ganze Unterricht in der spanischen Sprache zu erteilen sei und zwar von Lehrern, die das nikaraguanische Staatsexamen abgelegt hätten. Missionar Reichel, der Leiter der Moskitomission, versuchte den seinen Anstalten drohenden Schlag dadurch abzuwenden, daß er den Schulinspektor darauf hinwies, die Schüler verstünden gar nicht spanisch und ihre Eltern wünschten auch nicht, daß sie die Sprache lernen; umsonst, Dr. Luna berief sich auf den Wortlaut des Gesetzes und drohte mit Geldstrafen, wenn der Unterricht englisch fortgesetzt werde. Er hoffte die Kinder aus den evangelischen in die schlechten spanischen Regierungsschulen, die natürlich in katholischen Händen sind, hinüberzuziehen. Die Bevölkerung war höchst aufgebracht und wollte von den minderwertigen Staatsschulen

nichts wissen. In einer am 17. Juni abgehaltenen sehr bewegten Gemeindeversammlung erklärte Reichel, daß er, um sich nicht der offenen Auflehnung gegen das Gesetz schuldig zu machen, sich schweren Herzens entschlossen habe, die höhere Schule der Brüdergemeinde und ihre zwei Elementarschulen in Bluefields zu schließen und damit eine durch 51 Jahre geübte Schularbeit und die Pflege von mehr als 300 Kindern aufzugeben. So gingen die Schüler zunächst auf unbestimmte Zeit in die Ferien. Der rigorose Schulinspektor trieb die Sache aber noch weiter. Am 1. August ward ein Gesetz veröffentlicht, das die Kinder, die nicht in die spanische Schule gehen, mit Gefängnisstrafe bedroht. Nach den neuesten Berichten nimmt die Maßregelung noch größere Dimensionen an. Auch außer Bluefields wurden die Missionschulen geschlossen. Dr. Luna reiste gegen Jahreschluß die Küste entlang, nicht um das Schulwesen zu pflegen und spanische Lehranstalten zu gründen, sondern um die evangelischen Schulen zu schließen. Die Brüdergemeinde hofft, daß in der leidigen Sache das letzte Wort noch nicht gesprochen ist und verstärkt die Reihen ihrer Missionsarbeiter im Lande. Das Wort Gottes darf glücklicher Weise an der Moskitoküste noch unverboden gepredigt werden.

Auch die in Ostafrika und Indien wütenden Hungersnöte übten einen lähmenden Einfluß auf die Missionsthätigkeit aus. Die afrikanische betraf hauptsächlich die Küstengebiete von Deutsch- und Englisch-Ostafrika und damit die Arbeitsfelder von Berlin III, Leipzig, Universitätenmission, Kirchenmissionsgesellschaft und der freikirchlichen Methodisten. Die Berichte enthielten herzerreißende Einzelheiten über die Not der armen Neger, dazu bedenkliche Ausblicke in die Zukunft, da ganze Gegenden in der Nähe der Missionsstationen wie ausgestorben waren. Andererseits gab das namenlose Elend den Missionaren Gelegenheit, den Heiden durch die That zu veranschaulichen, was christliche Barmherzigkeit ist und dadurch einen Zugang zu ihren Herzen zu finden. Die Leipziger Mission unter den Wakamba hatte bisher nach mehr als 10jähriger Thätigkeit fast keine Erfolge aufzuweisen. Während der Hungersnot konnte sie ihre Erstlinge taufen und als die Not zu Ende ging, hatte sie ein Haus voll Kinder, deren Eltern verhungert oder verschollen waren. Die in Europa zu Gunsten der Hungernden gesammelten Gelder wurden von der Leipziger wie von der Berliner deutsch-ostafrikanischen Mission größtenteils nicht zu bloßen Almosen verwandt, sondern in Form von Lohn für Notstandsarbeiten ausgegeben, was einen Vorteil für die Notleidenden und das Missionswerk zugleich darstellt. Es mag nicht unerwähnt bleiben, daß auch die deutsche

und die englische Kolonialregierung Geldmittel bewilligte und ihre Verwendung vielfach in die Hände der Missionare legte. In Ostindien nahm die Hungersnot weit größere Dimensionen an. Sie suchte hauptsächlich die nordwestlichen Provinzen heim; am schlimmsten soll es in Gudscherati und Nadschputana gewesen sein. Eine Bevölkerung von 54 Millionen wurde davon betroffen. Nach einer Rundgebung des Vizekönigs Lord Curzon waren in der schwersten Zeit 6 Millionen Darbende zu unterstützen. Die indobritische Regierung that, was sie konnte; bis zum März 1900 verausgabte sie 172 Millionen Mt. Daneben leistete die freiwillige Hilfsthätigkeit Außerordentliches. Allein bei der indischen Sammelstelle gingen $19\frac{1}{2}$ Millionen ein, darunter $4\frac{1}{2}$ Millionen von Eingeborenen Indiens. Dazu wetteiferten die Missionsgesellschaften aller Denominationen und Nationen, das Elend zu lindern. Besondere Erwähnung verdient Dr. Klopsch, der Herausgeber des „Christian Herald“ in New-York, der mit einem Schiff voll Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken nach Bombay kam, um selbst an Ort und Stelle zu helfen. Diese Opferwilligkeit der Christen hat ihres Eindrucks auf die Heiden nicht verfehlt. In einer Versammlung zur Begrüßung des eben genannten Amerikaners sagte ein angesehener Hindu namens Tschandawarkar: „Ich bin kein Christ in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber als ich hörte, welche unermüdliche Anstrengungen die Missionare sich's haben kosten lassen, die Hungernden vom Tode zu erretten, da habe ich mir und meinen Freunden gesagt, daß der Geist Christi noch lebendig sei.“ Heidnische Zeitungen, denen die Missionsthätigkeit sonst oft Anlaß zu Spöttereien oder feindseligen Bemerkungen gab, konnten sich jetzt nicht enthalten, das Verhalten der Glaubensboten rückhaltlos anzuerkennen und es ihren hartherzigen Landsleuten als Spiegel vorzuhalten. Wie nicht anders zu erwarten, hat die Zeit der Not viele arme Hindus zu den Missionaren getrieben; man hat aber aus früheren Erfahrungen gelernt, mit der Aufnahme solcher Reisenden vorsichtig zu sein; die Basler Mission hat geradezu den Grundsatz aufgestellt, daß keine Heiden, die von ihr Almosen empfangen, während dieser Zeit in den Taufunterricht aufgenommen werden.

In Afrika sind zwei neue Unternehmungen der Kirchlichen Missionsgesellschaft zu verzeichnen. Sie haben es beide auf den Sudan, das Bollwerk des afrikanischen Islam abgesehen. Sobald der Mahdi gefallen und Khartum seinen Anhängern entrisen war, ging die Gesellschaft an die Besetzung dieses wichtigen Vorpostens, der seit Gordons tragischem Ende aus der Reihe der Lichtpunkte in Nordafrika gestrichen

war. Ihre beiden Missionare Dr. Harpur und Rev. Gwynne begaben sich nach Omdurman, um dort Kundschafterdienste für die Besetzung des oberen Nilthales zu thun. Sie begnügten sich vorläufig damit, Gottesdienste für ihre Landsleute zu halten, um den kaum beschwichtigten Fanatismus der Mohammedaner nicht sogleich wieder zu erregen. Die erste Feier wurde zu Weihnachten 1899 in dem früher vom Mahdi bewohnten Palaste gehalten. Bei einer Kunstschäftsreise den Blauen Nil aufwärts kamen sie bis Sennar, auch haben sie Fühlung mit den Stationen ihrer Gesellschaft in Uganda gesucht. Damit wird die früher schon einmal benutzte Missionsstraße von Ägypten zum Victoria Nyanza wieder eröffnet und hoffentlich eine Bresche in die Hochburg des Islams gelegt. Fast gleichzeitig wurde eine Expedition vom Niger her in den westlichen Sudan unternommen. Die dazu bestimmten drei jungen Männer Ryder, Richardson und Dr. Miller bereiteten sich durch Sprachstudien im Quartier der Hausahändler von Tripolis darauf vor und gingen unter Führung des Bischof Lugwell vom Niger aus nach Nordosten vor. Ihr Ziel war Kano in Sokoto, einem der Hausastaaten. Die Gegenden, durch die sie mit ihrer Karwane zogen, fanden sie schwach bevölkert, offenbar infolge der häufigen Sklavenjagden. Mehrere Städte lagen in Trümmern, die Dörfer waren dünn gesät. Sie kamen glücklich nach Kano, durften aber nicht dort bleiben und kehrten daher erst nach Zaria, später bis Gierko zurück. Hier starb Ryder und Richardson mußte mit gebrochener Gesundheit die Heimreise antreten. Der Bischof und Dr. Miller aber hielten mutig aus. Der „König“ von Gierko kam ihnen freundlicher entgegen, als die Machthaber der ebengenannten ungastlichen Orte. Sie eröffneten eine Apotheke vor dem Thore seiner Stadt und hatten bald Zulauf. Es gelang ihnen auch Gottesdienste einzurichten, die im Herbst vom König und 40 seiner Unterthanen besucht wurden. Am Ende des Jahres, wo schon eine Verstärkung aus der Heimat unterwegs war, lauteten die erst zuversichtlichen Berichte des Bischofs bedenklicher. Der König von Zaria hat sie aufgefordert, das Land zu verlassen. Dem steht zwar der Wunsch der Leute von Gierko und ihres Oberhauptes gegenüber, die sie zu bleiben baten, es scheint aber fraglich zu sein, ob jener nicht seinen Willen durchsetzen kann. Jedenfalls darf man zu den Sendboten der C. M. S. das Vertrauen haben, daß sie den vorgeschobenen Posten behaupten, wenn er irgend möglich ist.

Der Tod hat im vergangenen Jahre auf vielen Missionsfeldern reiche Ernte gehalten. Von den am meisten heimgesuchten Gebieten sei

nur das der Pariser Mission am Sambesi erwähnt, wo die Reihen der Arbeiter durch viele Todesfälle und Heimkehr von Invaliden stark gelichtet wurden. Es starben auch manche hervorragende Missionare. So am 23. April in Rangun Brayton, der Senior der hinterindischen Missionare im hohen Alter von 92 Jahren. Er hat 62 Jahre lang unter den Pwo-Karenen gewirkt und diesem Volke eine Bibelübersetzung gegeben. Aus der Reihe der heimgegangenen vorderindischen Missionare sei Robert Clark erwähnt, der im Dienst der C. M. S. stand. Er wirkte seit 1851 im Pandschab, wo er die dortige Mission mit begründete. Es war zuerst ein gefährlicher Posten. Kurz vorher hatte der englische Kommissar einem Offizier, der die Berufung von Missionaren vorschlug, geantwortet: „So lange ich Kommissar in Peshawar bin, soll kein Missionar über den Indus kommen. Wünschen Sie, daß wir alle totgeschlagen werden?“ Clark hat in der Pandschab- und Sindh-Mission eine reichgesegnete Arbeit gethan, die dortigen Gemeinden der C. M. S. zählen jetzt nach vielen Tausenden. Für seine Liebe zu den Eingeborenen aber ist eine Bemerkung charakteristisch, die sein gleich noch zu erwähnender Schüler bewahrt hat. Clark sagte, als ein Missionar seiner Bekanntschaft gestorben und auf dem Friedhof der englischen Gemeinde begraben war: „Wenn ich sterbe, so begrabt mich auf dem Gottesacker der eingeborenen Christen. Ich liebe die Kinder dieses Landes sehr und wünsche, daß meine Gebeine zu den ihrigen gelegt werden, daß, wenn der Herr kommt, ich mit ihnen zusammen auferstehen mag.“ Man will das Andenken des verdienten Mannes durch Erbauung einer Robert Clark-Gedächtnishalle in Amritsar ehren.

Bald nach ihm, seinem geistlichen Vater, starb in dieser Stadt der bekannte Dr. Imad-ud-din. Er war der angesehenste unter den in Nordindien bekehrten Mohammedanern. Konnte er doch in seinem Stammbaum Namen von fürstlichem Geblüt und berühmte Gelehrte des Islam nachweisen. Um so größeres Aufsehen erregte sein im Jahre 1866 erfolgter Übertritt, zu dem er den ersten Anstoß durch Lesen des Neuen Testaments empfangen hatte. Seitdem er 1868 die Ordination empfangen, wirkte er als eins der eifrigsten Mitglieder der Pandschabmission durch Wort und Schrift und gewann viele seiner ehemaligen Glaubensgenossen. In seinen auf ihre Bekehrung gerichteten Schriften wird er noch lange nach seinem Tode eine nachhaltige Wirkung ausüben. Eins seiner letzten Werke war die Übersetzung des Koran in das gewöhnliche Urdu. Er wollte damit den geheimnisvollen Nimbus zerstören, den die Verteidiger des Islam in Nordindien um ihr arabisches Religionsbuch zu verbreiten gewußt haben.

In Schanghai starb am Ende des v. J. der Veteran der Londoner Missionsgesellschaft Dr. Muirhead nach einem 53jährigen fruchtbaren Missionsdienste und auf den Sangirinseln (im Nordosten Niederländisch Indiens) der frühere Gognersche Missionar Kelling nach einer 45jährigen Thätigkeit auf seinem weltein samen Eiland. Überblicken wir zum Schluß noch die Verlustliste der deutschen Gesellschaften, so ergibt sich, daß mehr als die Hälfte von ihnen überhaupt keine Todesfälle in den Reihen ihrer Arbeiter zu beklagen hatten. Dennoch weist das Verzeichnis 23 Namen auf. Hier ist es.

Die Basler Mission verlor:

- am 7. Mai Ferdinand Kobel. Er starb, 30 Jahre alt, in Mangamba (Kamerun) nach 3jährigem Missionsdienst;
- am 3. Juli Karl Weller. Er starb, 26 Jahre alt, auf dem Marsche von Kumase zur Küste nach 2jährigem Missionsdienst;
- am 7. September Martin Schaub. Er starb, 50 Jahre alt, in Lilong (China) nach 26jähriger Dienstzeit;
- am 23. September E. Kettig. Er starb, 32 Jahre alt, in Swatow (China) nach 3jährigem Missionsdienst;
- am 15. November E. A. Bankmeyer. Er starb, 29 Jahre alt, in Mangamba (Kamerun) nach 2jähriger Dienstzeit.

Die Brüdergemeinde:

- am 28. Juni die Diakonisse Pauline Perchner in Paramaribo, 37 Jahre alt, nach 3jährigem Missionsdienst.

Berlin I:

- am 6. Mai Missionar Kühl in Wallmannsthal (Transvaal), 60 Jahre alt, nach 35jährigem Missionsdienst;
- am 21. September Franz Loffe in Lubobelo (Deutsch-Ostafrika) 30 Jahre alt, nach einjährigem Missionsdienst.

Die Norddeutsche Mission:

- am 14. Februar Matthäus Seeger, der während seiner Urlaubsreise 40jährig in Calw starb, nachdem er 16 Jahre lang an der Sklaventrüste gewirkt hatte.

Die Hermannsburger Mission:

- am 23. März Georg Behrens in Harmshope (Südafrika) nach 14jähriger Dienstzeit;
- am 22. April Wilhelm Behrens in Bethanie (Transvaal) nach 42 $\frac{1}{2}$ jähriger Dienstzeit;
- im Juni Wilhelm Rodewald in Mocoeli (Transvaal) nach 20jährigem Missionsdienst;¹⁾
- im Juli (?) Christoph Backeberg in Versoba (Transvaal) nach 35jähriger Dienstzeit;¹⁾
- am 15. Oktober Johann Rück in Empangweni (Natal) nach 39jähriger Dienstzeit;
- am 15. Oktober David Wolff in Ekbulengeni (Transvaal) nach 13jährigem Missionsdienst.

¹⁾ Datum unbekannt, des Kriegeß wegen nur spärliche Briefe.

Die Rheinische Mission:

- am 13. Januar Eduard Lewandowsky in Si Laitlait (Sumatra), 30 Jahre alt, nach 5jähriger Dienstzeit;
 am 1. Mai Wilhelm Stahlhut in Ondjiva (Ovamboland), 35 Jahre alt, nach 7jähriger Dienstzeit;
 am 22. Juni Wilhelm Zeller in Omupanda (Ovamboland) im Alter von 35 Jahren nach 4jährigem Missionsdienst;
 am 10. Juli Paul Albath in Gochas (Deutsch-Südwest-Afrika) im Alter von 31 Jahren nach 6jähriger Dienstzeit;
 am 11. November Wilhelm Schaar in Kombabe (Deutsch-Südwest-Afrika), 35 Jahre alt, nach 10jährigem Missionsdienst.
 am 13. November Friedr. Wilh. Chr. Sager, Pastor, im Alter von 60 Jahren, von 1866—1879 Missionar in Borneo.

Die Schleswig-Holsteinische Mission:

- am 22. Mai Missionar Kuhlmann in Koraput (Ostindien);
 am 3. Juni Seminarbibliothekar Timm in Kotapad (Ostindien).

Helldunkel im Maschonaland.

Von M. Gensichen, Missionsdirektor, z. Z. auf der Visitationsreise in Südafrika.

Was Correggios Bilder so anziehend macht, ist das Helldunkel, für welches „die heilige Nacht“ bekanntlich typisch geworden ist. Alles Licht strahlt von dem Kinde in der Krippe aus. Marias Angesicht ist vom Lichtreflex erleuchtet, Josephs Büge im Hintergrunde empfangen noch ein Streiflicht; auf die „redlichen Hirten“, die betend das Wunder der heiligen Geburt anstaunen, fällt noch im Dunkel des Stalles ein Glanz von dem hellen Licht, das aus dieser kleinen Höhle dringt in die weite Welt hinein.

Wer will sich wundern, wenn uns auf dem Missionsfelde diejenigen Bilder mit einer Art von geheimnisvoller Macht anziehen, in welchen das Licht von dem Angesichte Jesu Christi in das Dunkel des Heidentums eben erst anfängt hineinzuleuchten, so zwar, daß nur die um das Geheimnis der Gottseligkeit und um die Verkündigung bemühten Personen, wie die Missionsgeschwister, den Glanz des Herrn auf ihrem Angesicht tragen, während nur wenige Erstlinge der anbetenden Gemeinde von ihm erleuchtet zu werden anfangen.

Freilich, in achtjähriger, mühsamer und scheinbar vergeblicher Arbeit haben unsre Brüder in Maschonaland, dem durch den Limpopo von Nordtransvaal getrennten Stück dieser Synode, manche Stunde erlebt, in der das Dunkel die Seele ganz umfing.

Es war dunkel auf gute zwölf deutsche Meilen nordöstlich von Viktoria, der kleinen (100 Einwohner zählenden) Hauptstadt von Maschonaland und dunkel auf Tshive, welches acht deutsche Meilen südwestlich von Viktoria liegt.

Ja, es fing sehr dunkel an, als im Jahre 1892 die Missionare Beuster, Meister und Wedepohl über den Limpopo zogen, um in Maschonaland einzusetzen. König Semutho, an dessen Bergkopf wir am 4. Oktober 1900 vorüberfuhren, ließ sich damals nicht sehen. Etwa 250 Mann aus seinem Volk erschienen. Ihnen hielten die Missionare wohl noch durch einen Dolmetscher sprechend die erste Predigt. Einer aus dem Volk gab sich als König Semutho aus; aber er wurde als Simulant erkannt, der dem faulen oder zu einer Entscheidung unfähigen König die Repräsentationspflicht abnehmen wollte. König Gutu, dessen persönliche Bekanntschaft ich am 7. Oktober vorigen Jahres machte, war damals 60 Jahre alt; er zeigte sich zugänglicher, erlaubte den Missionaren unter seinem Volk zu predigen und sich niederzulassen, wo es ihnen gefiele. Nun haben die Männer etwa neun deutsche Meilen weit durch das menschenarme Maschonaland den Fahrweg gemacht, abbiegend von der großen Fahrstraße von Tuli nach Salisbury, die Straße, auf welcher sie fünf Flußbetten durchfahren mußten. Wir kennen den zweimal mit Ochsenwagen zurückgelegten Weg genau. Er würde in Deutschland für eine ganz unpassierbare Straße gehalten werden, eben wegen der Flußübergänge.

Nun suchten sie im September 1892 den Felsenhort aus, auf welchem jetzt die der Fiebergefahr wegen so hoch gebaute Station liegt. Aber! Das Dunkel lagerte sich über Beusters und Wedepohls Herz, als sie am 8. Dezember 1892 den begabten Bruder Meister begraben mußten, kurz nachdem ihm seine Frau am 28. Oktober vorausgegangen. Noch hatte er das Tenda Modzimo, „Lobe den Herrn“, in die schnell gelernte Sprache der Bakaranga übersetzen können. Da ging der Frühvollendete zu dem Herrn ein, für den er sein Leben gelassen. Beuster muß zurückkehren nach Ha Tschewasse in Bawenda. Nun ist Wedepohl fieberkrank mutterseelenallein im fremden Fieberlande. Er muß nach Viktoria mit Ochsenwagen fahren, um den Arzt zu finden. Aber unterwegs überrascht ihn der Regen, und die Ochsen versagen den Dienst. Durch reitenden Boten wird der Arzt geholt, der den Kranken nach Viktoria bringt und ein Vierteljahr dort pflegt. Das ist Dunkelheit — aber nicht die dichteste. Die Stationen Gutu und Tshive sind auf Felsplateaus angelegt. Kümmerliche Pfahlhäuser, innen niedlich geschmückt, bieten schon ein freund-

iches Heim. Die Kirchrondabel füllen sich mit Hörern. Diejenigen, welche auf dem von der Regierung uns angewiesenen Platz von 6000 Morgen Größe ihre Kraale haben, werden zur Teilnahme an den Gottesdiensten verpflichtet. Die andern werden Sonntags auf ihren Kraalen aufgesucht.

So wird während einer Zeit von sieben dürren Jahren gepredigt — so schlicht wie möglich. Bild und Geschichte wird benutzt, um den Bakaranga das Wort nahe zu bringen. Gutu äußerte sich zufrieden über das gepredigte Evangelium. Man hört Stimmen wie die: „Ja, das Wort, welches ihr predigt, ist's gewesen, wonach unsre Seelen geweint haben“ oder „Euer Wort macht uns satt“. Ein Thor, wer diese Redensarten als vollgewichtig nehmen und schon von Hellsdunkel reden wollte. Ich habe den alten geistlich stumpfen, leiblich blinden König Tshive auf seinem fast unzugänglichen Felskopf aufgesucht. Er wollte mir nach meinem Geschenk (einer schönen, weißen Decke) etwas Angenehmes sagen und begann: „Mit deinen Söhnen — den Lehrern — bin ich zufrieden gewesen; sie haben sich gut betragen in meinem Lande.“ Das war der Rest von einer vor 7 Jahren von ihm gethanen Äußerung: „Nun kann ich ruhig sterben, nun das gute Wort in meinem Lande wohnt.“ Übrigens war der alte Herr gegen seinen königlichen Kollegen Gutu nicht sehr wohlgesinnt. Zu Wedepohl gewandt, fragte er wenig parlamentarisch: „Bist du immer noch bei dem verrückten Kerl, dem Gutu?“ Und doch ist es gar keine Frage, daß Gutu, der Gedanken hat, den alten Tshive in jeder Beziehung überragt. Gutu repräsentiert. Er ist ein starker, großer Mann. Zum Sonntag, wo er eingeladen war, uns zu besuchen, hauptsächlich natürlich zum Gottesdienst, hatte er aus seiner fürstlichen Garderobe ein gelbes Sommerjacket gewählt, welches weder ein Loch noch einen Flecken zeigte, der sonst doch direkt zur Verschönerung des Anzugs angewandt wird, namentlich, wenn er in der Farbe von dem Rock möglich absticht. Als Abzeichen seiner Würde trug er ein Schwert, welches geschliffen gemacht und mit viel Messingdraht verziert war. Für die Bekleidung seiner Beine hatte er bei 28° R. (Schatten) nicht nötig zu sorgen. Der gelbe Rock riß die Würde heraus.

Ein Gespräch mit Gutu, wie ich es in der Kirche und auf seiner früheren Residenz mit ihm führte, ist nicht uninteressant. Er meinte, ein Jahr lang könne man's schon mit dem neuen Glauben versuchen. Dann werde man ja sehen, ob sich die Medzimo (Geister der Verstorbenen) (spr. Medsimo) und Mashabi (böse Geister) an ihnen rächen würden, weil man sie aufgegeben habe. Ich redete ihm natürlich sehr zu, diesen

Versuch zu wagen, aber noch ernstlicher hat ich ihn, über Lukas XV predigend, daß er sich als ein verlorenes Schaf von dem guten Hirten Jesus wolle suchen lassen. Auch folgendes verstand er: „Jesus, der Sohn des großen Gottes (Modimo) hat vor 1800 und mehr Jahren gesagt: ‚In alle Länder soll ausgehen das Zeugnis meines Wortes‘. Siehe, nun ist es viele tausend Meilen bis zu dir gekommen. Du siehst, das Wort wird dich doch überwinden.“ „Sie können Recht haben,“ meinte Gutu. (Es giebt in Tshakaranga ein Wort für „Sie“ in der Anrede, und es wird als Frechheit bestraft, wenn ein Mokaranga den Lehrer mit „Du“ anreden wollte.) Ist das Hell Dunkel? Keineswegs. Gutu sitzt in tiefster Dunkelheit; denn: er hat 30 Weiber. An sie ist er gebunden mehr durch seine Trägheit — die Frauen arbeiten für ihn — und durch seinen Herrscherhochmut — soviel Frauen zu haben ist vornehm — als durch Lust der Sinne. Diese Fessel der Vielweibererei kann nur der allmächtige Gott durchbrechen.

Übrigens war Tshive, dem ich nur das Evangelium kurz bezeugen konnte, noch viel unzugänglicher als Gutu. Er war sehr geschickt darin, sich „einen andern Diskurs auszubitten“, d. h. von der Sache abzuschwenken. Aber gehört hat er's doch.

Wie steht es nun im Volk?

Die Bakaranga sind ein feiger, gedrückter Menschenschlag. Ihre Feinde und Unterdrücker sind die Matebelen. Die englische Herrschaft ist ihnen jetzt eine höchst erwünschte Erleichterung. Man giebt ihnen ja auch zeitweise ein Bierfest, wobei streng auf Ordnung gehalten wird, um sie bei Stimmung zu erhalten. Daß Matebelen keine liebenswürdigen Nachbarn sind, bezeugten uns drei Denkmäler mit 10—15 Namen von Engländern, murdered by the natives stand darüber. Timidität bei den Bakaranga ist aber keine günstige Vorfrucht für das Evangelium. Kräftig entwickelte Männlichkeit, die den Mut der Demut, die Kraft der Buße zeitigt, ist mehr wert als die in obigen Worten sich kund gebende scheinbare Empfänglichkeit; diese Charakterlosigkeit ist ein Sumpfboden, auf dem die Blume der Gottseligkeit nicht wächst.

Man fragt, was haben diese im Dunkeln wohnenden Bakaranga für eine Art von Religion?

Daß unsre Brüder Wedepohl, Dietrich, Klonus das genau zu sagen wüßten, meinen sie selbst nicht; so offen sind die Bakaranga nicht. Wir wissen, daß die Verstorbenen den Ehrentitel Medzimo „Götter“ (Modimo Gott) erhalten. Aber diese Medzimo sind nahezu so gefürchtet wie die

Mashabi (die bösen Geister). Darum ist für die Erkundung ihres Willens, wenigstens bei den Großen des Landes, die Einrichtung getroffen, daß sie durch ein Medium ihren Willen offenbaren können. Ich habe einen Kraalhäuptling bei Tshive gesehen und längere Zeit mit ihm gesprochen, der die Ehre hatte, Medium des verstorbenen Landeshäuptlings zu sein und darum hohes Ansehen genoß. Keiner der Brüder konnte mir sagen, ob solch ein Medium mit Bewußtsein ein Betrüger ist oder ob er meint, seine pythischen Sprüche, die ihm in seinem Geist auftauchen, als Wahrheit ansehen zu können.

Den Medzimo oder Mashabi gegenüber ist übrigens der Aberglaube praktisch verfahren. Ein Weib ist krank (oder stellt sich so). Der Zauberer, (wahrscheinlich vorher ins Vertrauen gezogen) giebt kund: „Shabi hat sie krank gemacht.“ Große Sorge. Aber sage uns: Wie können wir den Shabi umstimmen, daß er sie wieder gesund macht? Der Zauberer verspricht, die Sache zu durchforschen. Er verkündigt bald: „Shabi will ein großes Stück blaues Zeug haben.“ Der Weg, den die Frau wählte, um zu dem blauen Stoff, den die Frauen sehr lieben, zu kommen, ist etwas umständlicher als er zu Hause, wie böse Zungen sprechen, zuweilen angewandt wird. Aber krank werden kommt in beiden Fällen vor. Man sieht, der Aberglaube hat dafür gesorgt, daß seine Schrecken bequem angewandt werden können.

Was hält nun eigentlich die Erwachsenen zurück vom Evangelium? Die Vielweiberei ist keineswegs allgemeine Volksitte, ebenso wenig die Beschneidung.

Ein Mann, den ich kennen lernte, antwortete auf diese Frage zu Wedepohl: „Unser Herz ist noch nicht krank für das Wort Gottes.“ „Was meinst du damit?“ fragte ich den Motaranga. „Wenn im Frühjahr die Zeit kommt, unsre Gärten zu pflanzen (bestellen), dann ist mein Herz krank (sehnt sich) nach dieser Arbeit. So ist mein Herz noch nicht für Gottes Wort.“

Natürlich ist damit ins Centrum getroffen. Objektiv wahr ist's: erst krank werden — das ist die beste Vorbereitung auf den Arzt der Seelen. Aber subjektive Erkenntnis, den Anfang des Heilsverlangens, beweist dies Wort noch lange nicht.

Indes der Weg aus dem Dunkel zum Hell Dunkel, zum vollen Licht ist damit gezeigt.

Diese Straße ging der Jüngling Ghodo, der von Missionar Klonus lange unterrichtet war, dann aber wieder fortblieb. Krank kommt er

wieder: „O Lehrer, ich habe das Wort stehen lassen, ich will wieder lernen.“ Auf dem Sterbebett hat er die wirksamsten Lektionen empfangen. Hier betete er am meisten um Vergebung der Sünden, besonders der großen Sünde, daß er Gottes Wort so lange versäumt. Man durfte das Wasser nicht wehren, daß dieser nicht getauft wurde. Aaron wurde er genannt. Hellbunkel war um sein Sterbebett her.

Hellbunkel fand ich in Mapizas Seele, der etwa Februar 1899 von den unserer Brüder Arbeit eifrig unterstützenden Herrn Bosselt ihnen zugesandt wurde als ein lernbegieriger Schüler. Die Erkenntnis dieses 18jährigen Jünglings, der nun $1\frac{3}{4}$ Jahre lang als erster Taufbewerber unterrichtet ist, überragt weit das Mittelmaß der von mir geprüften Taufbewerber in unsern andern Ephoralkreisen, deren eine große Zahl ist. Sein Wesen trägt den Stempel ernster Sehnsucht nach der Taufe.

Die Art, wie der Herr uns in den Tagen der Visitation in Gutu drei neue Taufbewerber zuführte ist so charakteristisch, daß ich wenigstens andeutungsweise davon reden muß.

Dzikite, $1\frac{1}{2}$ Jahr in der Schule, wußte beinahe so gut wie Mapiza zu antworten. Er sagte auf meine Frage: „Willst du deinen Namen in das Buch der Lehrer für die Taufe einschreiben lassen?“ — „Gewiß, denn ich lerne doch nur für die Taufe.“

Nun waren noch 4 Jünglinge da, die etwa $\frac{1}{2}$ Jahr Schulunterricht genossen hatten. Ihre Antworten waren überraschend gut. Da erinnerte der Herr mich an das „Siehe, er betet“ und ich frage: „Wer von euch betet täglich?“ Mognoo und Mazo melden sich. Sie sagen, weil ich's wünschte, ihr selbst gemachtes Gebet her. Es ist so einfach, so kindlich, so gläubig, enthält die Bitte um Vergebung in Jesu Blut so deutlich, daß wir nicht zweifeln konnten, hier hat der heilige Geist sein Werk gethan. Auch die Brüder waren von der Wahrheit dieser Gebete ergriffen. Gleichwohl gab ich Bedenkzeit eventl. bis Weihnachten. Aber schon am nächsten Morgen kamen beide. Mognoo sagte wie Dzikite: „Ich lerne doch nur für die Taufe“. Muzo: „Mein Herz weint nach der Taufe“.

Es ist mir fast schwer, die Eindrücke weiter zu geben, die ich bei $2\frac{1}{2}$ wöchentlicher Fahrt im Ochsenwagen, bei langen, oftmaligen Unterredungen mit Dzikite und Mognoo hatte. Ich will nur sagen: niemals habe ich in Berlin geglaubt, daß Katechumenen so tief in die Erkenntnis des Heils und in die innerliche Aneignung des Evangeliums gelangen könnten wie Dzikite, dessen geistvolle Gedanken (ein andrer Ausdruck ist

zu dürftig dafür) ich in den Missionsberichten wiedergegeben habe. Nie habe ich gedacht, daß ein Motaranga nach $\frac{1}{2}$ jähriger Unterweisung einen solchen Schatz in seinem Herzen tragen könnte wie Mognoo. Das ist mehr als Hellsdunkel. Der Morgenstern geht auf, der Tag bricht an. Die einzige Missionsstation der reformierten Brüder dicht bei den uralten Ruinen im Zimbabwe heißt „Morgenstern“. Hier wohnen die Missionare Gooan und Dr. med. und Missionar Helm. Sie haben Ghobos Namen in täglicher Fürbitte vor den Herrn getragen, bis er ein „Aron“ wurde, sie haben unsre Brüder in Krankheit gepflegt. Es ist ein herrliches Verhältnis der brüderlichen Liebe zwischen ihnen und unsern Brüdern. Von hier etwa zwei Stunden entfernt, liegt der Platz des Herrn Bosselt-Erichsthal. Hier fand ich etwa 40 getaufte Basutos, meist aus Botshabelo.

Die Mitarbeit der Missionarsöhne, der Glaube und das Zeugnis der frommen Männer und Frauen in Erichsthal bedeutet auch „Hellsdunkel im Maschonaland“.

Die unierte Freikirche in Schottland.

Von Professor Lic. Dr. Clemen.

Die schottischen Kirchen haben für die Mission bisher eine ganz besondere Bedeutung gehabt: sind sie doch neben der Brüdergemeine die wichtigsten Gemeinschaften gewesen, die die Verbreitung des Evangeliums als Sache nicht einzelner Kreise und Gesellschaften, sondern der ganzen Kirche betrieben haben.

Die General Assembly der Church of Scotland, von der sich aber 1733 die Seceders und 1752 die Relief Church abgetrennt hatte, setzte 1825 einen eigenen Ausschuß für die Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden ein und dieser sandte 1829 den ersten Missionar, Alexander Duff, nach Ostindien. Zu ihm kamen in den nächsten 14 Jahren 13 andere, die freilich 1843 sämtlich zu der damals sich abtrennenden Free Church übertraten, aber seit 1845 durch andere ersetzt wurden. Jetzt hat die Church of Scotland 116 europäische Missionare und Missionarinnen, 9891 Getaufte und 12584 Missionschüler; ihre jährlichen Ausgaben für Missionszwecke belaufen sich auf 1 100 000 Mk.

Großartiger hat sich die Arbeit der Free Church gestaltet, der sich wie gesagt sämtliche Missionare der Staatskirche anschlossen, ohne doch auch nur einen Teil des Eigentums derselben mitnehmen zu dürfen. Aber schon im ersten Jahr hatte sie ein Missions-Einkommen von 477 000 Mk. und 1899/1900 ein solches von 1 309 700 Mk. Die Zahl ihrer europäischen männlichen und weiblichen Arbeiter betrug 200, die der Stationen 367, die der eingeborenen Kommunikanten 11 436, der Schüler 35 300.

Doch verhältnismäßig das allermeiste haben die United Presbyterians geleistet, die 1847 durch Vereinigung der Seceders und der Relief Church entstanden. Obgleich nur etwas über 199 000 Mitglieder stark haben sie doch 1899 über 700 000 Mk. für Missionszwecke aufgebracht. Die Zahl ihrer europäischen Arbeiter beiderlei Geschlechts betrug 142, die der Stationen 425, die der Kommunikanten 30 431.

Diese beiden Kirchen, die Free Church und die United Presbyterian Church haben sich nun am 31. Oktober 1900 zu einer neuen United Free Church zusammengeschlossen: ein Ereignis von solcher Bedeutung auch für die Mission, daß seiner nach der Meinung des Herausgebers auch in diesen Blättern gedacht werden muß.

Das Wünschenswerte einer solchen Vereinigung war, wie andernwärts, so auch hier längst anerkannt worden; bereits 1862 erklärte sich Dr. Guthrie, einer der wenigen noch jetzt lebenden Sezessionisten von 1843, für Vereinigung mit der United Presbyterian Church. Ja, es kam das Jahr darauf bereits zur Bildung eines Unionskomitees, das zehn Jahre lang arbeitete, aber sich schließlich wieder auflöste. Die ursprünglichen Grundsätze der Freikirche, die um dieses Namens willen in Deutschland gewöhnlich als wirklich freikirchliche angesehen werden, aber sich in Wahrheit nur gegen eine besondere Form der Staatsoberhoheit richteten, waren eben noch zu stark, um eine Vereinigung mit den „voluntaristischen“, d. h. jede Verbindung mit dem Staat ablehnenden United Presbyterians zu erlauben. Das wurde erst allmählich anders, so daß 1896 ein neues Unionskomitee eingesetzt werden konnte, das nun wirklich zum Ziele kam. Von Jahr zu Jahr wurde in der General Assembly der Free Church die Majorität zu gunsten der Union größer: am 31. Mai vorigen Jahres stimmten 592 dafür und nur 29 dagegen, bei der außerordentlichen Tagung am 30. Oktober sogar 643 dafür und nur 27 dagegen. Ja die Synode der United Presbyterians, die alle Geistlichen derselben umfaßt und deshalb noch deutlicher als die General Assembly der Free Church die Stimmung der Kirche wiedergiebt, sprach sich bei beiden Gelegenheiten einmütig für

die Union aus. Und so konnte dieselbe am Reformationstag in einer gemeinsamen Sitzung beider Synoden und mit all den Gebräuchen, die bei solchen Gelegenheiten in Schottland üblich sind, vollzogen werden. Nur eine verschwindend kleine Minorität der Free Church hat sich der Union nicht angeschlossen, aber das liebenswürdige, brüderliche Verhalten der Majorität gegen dieselbe läßt hoffen, daß auch sie der vereinigten freien Kirche noch beitreten werden.

Die beiden Versammlungen zogen von ihren bisherigen Sitzungssälen in Edinburgh, die der Free Church von der Assembly Hall auf dem Mound, die der United Presbyterians von der Synod Hall in Castle Terrace, unter Vorantritt der Moderatoren (der jährlich gewählten Vorsitzenden), der sonstigen Beamten, der früheren Moderatoren und Professoren zu zwei und zwei nach Princes Street hinab, der schönsten Straße Edinburghs und vielleicht der ganzen Welt. Leider war der Tag regnerisch, aber als sich die beiden ProzeSSIONen an der Royal Institution begegneten und die beiden Moderatoren Dr. Roß Taylor und Dr. Mair einander die Hand reichten, da klärte sich der Himmel auf und die zahlreich auf Posten stehenden Photographen konnten ein freundliches Bild der historischen Scene erfassen. Dann tauschten von den nun nebeneinandergehenden vier Abgeordneten immer die mittleren ihre Plätze, so daß jeder neben einem Gliede der andern Kirche ging, und so zogen sie nach Waverley Market, der größten Markthalle Edinburghs, die innerhalb 48 Stunden in einen Festsaal für 7000 Personen, mit rotem und gelbem Tuch ausge schlagen, mit alten schottischen Bannern und Schwertern ausgeschmückt und mit roten, weißen und blauen Belen überspannt, verwandelt worden war. Die Gallerieen waren schon vor Ankunft der ProzeSSION vom Publikum besetzt, auf der Plattform nahmen, von der ganzen Versammlung durch Aufstehen begrüßt, die beiden Moderatoren mit ihrem Stabe Platz. Dr. Roß Taylor ließ den 133. Psalm singen, betete und eröffnete die General Assembly der Free Church, Dr. Mair las Eph. 4, 1—16, betete ebenfalls und konstituierte die United Presbyterian Synod. Dr. Murray Mitchell, der älteste Missionar der Free Church und Dr. Henderson, der „älteste Sohn“ der United Presbyterian Church (er war der erste, der 1847 in ihr ordiniert wurde), empfahlen die Union, die alle Anwesenden nochmals beschloffen. Und nun erklärte sie Dr. Roß Taylor für vollzogen und reichte Dr. Mair die Hand, während die Versammlung, wie es in England und Amerika auch sonst bei solchen feierlichen Gelegenheiten Sitte ist, Beifall klatschte.

Nachdem auch die Urkunden unterzeichnet waren, eröffnete Dr. Ross Taylor mit Gebet die erste General Assembly der United Free Church und Dr. Mair, sowie Lord Overtoun, ein sehr wohlthätiges Mitglied der bisherigen Free Church schlugen als ersten Moderator Dr. Rainy vor, das einzige noch lebende Mitglied des Unionskommittees von 1863 und den Vorsitzenden des späteren von 1896. Er ward einstimmig gewählt und von einigen früheren Moderatoren und Ältesten feierlich nach der Plattform geleitet, wo er nun die übliche Antrittsrede hielt. Sie rechtfertigte nochmals die Vereinigung der beiden Kirchen und formulierte die Aufgaben der neuen, gegen ihre Gemeinden, die Jugend, die Entkirchlichten, das ganze Volk und endlich die Heidenwelt. Und dieser Punkt wurde auch später noch mehrfach hervorgehoben, zunächst in einer Erklärung über den Standpunkt der neuen Kirche, in der es hieß:

So dankbar sie auch für Gottes Güte in früheren Zeiten sind, mit der er die Herzen der Menschen gerührt hat, so daß sie Mittel zur Fortsetzung der Predigt des Evangeliums zur Verfügung stellten, so sehr wünschen die sich vereinigenden Kirchen doch, unter dem Eindruck ihrer gegenwärtigen und künftigen Verantwortlichkeit als eine Kirche Christi, von neuem die Verpflichtung der Kirche anzuerkennen, für die allgemeine Verbreitung des Evangeliums zu arbeiten und die Pflicht ihrer Mitglieder, nach ihrer Fähigkeit für die Unterstützung des Evangeliums und die Ausbreitung der Sache Christi in der ganzen Welt beizusteuern.

Ja, die Schlußsitzung der Assembly am 1. November abends galt überhaupt der Heidenmission. Lord Overtoun brachte zunächst wieder eine noch ausführlichere Resolution ein und Mr. Duncan MacLaren schilderte die verschiedenen Arbeitsfelder der bisher getrennten und nun vereinigten Kirchen: Ost- und Westindien, Afrika, China, Arabien und die neuen Hebriden. Der nächste Sprecher, Dr. John Huxford aus Ostindien ging auch auf missionstechnische Einzelfragen ein und forderte die Ausbildung besonderer „controversialists“, die, des Arabischen und Sanskrit mächtig, den Einwürfen namentlich der Mohamedaner begegnen könnten. Besonders aber sprachen mehrere Missionare die Erwartung aus, gerade durch die Mission würde eine noch umfassendere Union notwendig und möglich werden, und auf sie wiesen ebenso manche sonstige Äußerungen hin, die zumteil wenigstens nicht bedeutungslos sein dürften.

Zwar der Behauptung Dr. Jo. Parkers vom City Temple in London, des „Erzbischofs der Kongregationalisten“, daß im Presbyterianismus eine Neigung zum Kongregationalismus vorhanden sei und umgekehrt, möchte ich nicht viel Wert beilegen und wenn der Earl von Aberdeen und Dr. Cameron Lees sich für eine Union auch mit der Church of Scotland

ausgesprochen, so bezeichnete das wenigstens der letztere ausdrücklich nur als seine persönliche Meinung. Auch der Hinweis auf die Vereinigung aller Presbyterianer, wie sie vielfach in den Kolonien oder im Ausland möglich gewesen ist, beweist noch nichts für das Mutterland, wo durch die oben geschilderte allmähliche Annäherung und schließliche Vereinigung der Free Church und der United Presbyterians der Gegensatz gegen die Staatskirche vielmehr größer geworden zu sein scheint.

Vorläufig ist aber auch schon das bisher Erreichte ein großer Erfolg, wenngleich vor allem für die Erfüllung der heimischen Aufgaben der Kirche. Während bisher in vielen kleinen Orten zwei Gemeinden vorhanden waren, die eine der Free Church, die andre den United Presbyterians angehörig, kann jetzt viel Geld und viel Kraft erspart und für andere Zwecke verwendet werden. Ja, es ist zu erwarten, daß eine so große Kirche, wie die United Free Church, ganz anders noch als jene früheren beiden, von denen sich die eine auf die andere verlassen konnte, das Gefühl haben wird, für das Wohl des ganzen Volkes verantwortlich zu sein. Und dieses gesteigerte Verantwortlichkeitsgefühl wird dann auch der Heidenmission zu Gute kommen, obschon ihr, wie wir sahen, seinerzeit gerade umgekehrt die Sezession nützte. Aber so ihr Fall der Welt Reichtum ist und ihr Schade ist der Heiden Reichtum, wie viel mehr, wenn ihre Zahl voll würde (Röm. 11, 12)? In der That gedenkt die neue Kirche schon dies Jahr nicht weniger als 5 000 000 Mk. für Missionszwecke aufzubringen; hoffen wir, daß sie das erreicht und so je länger je mehr den Ehrennamen verdient, den man schon den beiden nun vereinigten Kirchen beigelegt hat, den Namen einer Missionskirche!

Die Mission auf der württembergischen Landessynode.

Von Stadtpfarrer J. Haller in Tuttlingen.

Seit dem Jahr 1869 sind in Württemberg Landessynoden eingeführt. Aber erst die im Dezember 1900 tagende sechste Landessynode hat sich mit der Heidenmission beschäftigt. Diese in manchen Kreisen auffallende Thatsache hängt mit einem Doppelten zusammen. Einmal kennen wir in Württemberg regelmäßig wiederkehrende Synodalberichte über den Stand des kirchlichen Lebens nicht, wie sie in vielen norddeutschen Kreis- und

Provinzialsynoden üblich sind. Sodann hat sich bei uns das heimische Missionsleben ganz allmählich über die Kreise des Pietismus hinaus in weitere kirchliche Kreise ausgebreitet, ohne daß sich die Freunde der Mission irgendwie organisiert hätten. Die Oberkirchenbehörde stand der Weckung und Pflege des Missionslebens durchaus wohlwollend gegenüber, empfahl wiederholt in warmer Weise die Missionskollekte für Kamerun am Erscheinungsfest, gestattete den Eintritt von Theologen in den aktiven Missionsdienst in deutschen Schutzgebieten und erlaubte die Abhaltung mehrerer Missionsstunden jährlich an Stelle der sonntäglichen Nachmittagschristenlehren.

Es war für Freunde der Mission eine große Überraschung und Freude, als beim Zusammentritt der 6. Landesynode Landesgerichtspräsident von Nestle in Hall, der langjährige und eifrige Vorstand des Kamerunvereins, eine Reihe von Missionsanträgen stellte, die schon durch die große Zahl der unterzeichnenden Synodalmitglieder alle Aussicht auf Annahme hatten. Sie lauten:

„Die Landesynode wolle an die Evangelische Oberkirchenbehörde die Bitte richten:

1. anzuordnen, daß in den evangelischen Kirchengemeinden des Landes jährlich mindestens einmal in einem sonntäglichen oder festtäglichen Vormittagsgottesdienst im Anschluß an die Predigt oder an deren Stelle über die Aufgaben und Arbeiten der Heidenmission berichtet werde;

2. darauf hinzuwirken, daß die Geistlichen in ihren Gemeinden das Verständnis und die Teilnahme für die Heidenmission möglichst wecken und pflegen, und zu diesem Zweck jüngeren Geistlichen Beihilfen zum Besuch von Unterrichtskursen zur Einführung in die Arbeiten und Aufgaben der Heidenmission zu gewähren;

3. ordinierte Predigtamtskandidaten zu ermuntern, den evangelischen Missionsgesellschaften zum Missionsdienst in den deutschen Schutzgebieten, namentlich in Kamerun, sich zur Verfügung zu stellen;

4. anzuregen, daß, wie auf andern deutschen Hochschulen, so auch an der evangelisch-theologischen Fakultät in Tübingen regelmäßige Vorlesungen über das Heidenmissionswesen gehalten werden;

5. das in immer zahlreicheren Gemeinden übliche Erscheinungsfestopfer für die evangelische Mission in Kamerun den Kirchengemeinden des Landes auch fernerhin zu empfehlen.“

Zur Begründung seines Antrags führte Nestle aus: die evangelische Heidenmission sei bisher ein Zweig der freien Liebesthätigkeit gewesen, daher haben die kirchlichen Behörden sich weniger ihr zugewandt. Das könne nicht so bleiben. Jetzt habe Deutschland heidnische Gebiete in seinen Schutz genommen. Daraus erwachse der evangelischen Kirche die Pflicht, die heidnischen Bewohner jener Länder in religiöse Pflege zu

nehmen. Freilich sei die Frage schwierig, wie es mit der Zuständigkeit unsrer Kirchen gehalten werden, welche Landeskirche dieses oder jenes Schutzgebiet übernehmen soll. Der württembergischen Kirche jedenfalls liege die Basler Mission und durch sie Kamerun besonders nahe. Gerade diese Mission habe sich unsre württembergische Kirche ganz besonders angelegen sein zu lassen und zwar nicht bloß freiwillig, sondern so, daß unsre Kirche in ihren leitenden Organen sich dessen bewußt sei. Darauf hinzuwirken sei der Zweck seines Antrags. Bei Begründung der einzelnen Teile desselben wies Nestle ad 2 auf die Analogie der Instruktionskurse für innere Mission, ad 3 auf die segensreiche Mitarbeit evangelischer Geistlicher in der Basler Mission, ad 4 auf die Unterschrift der zwei Vertreter der evangelisch-theologischen Fakultät in der Synode (Prof. D. Buder und Prof. D. Häring) hin. Die Anträge wurden der Kommission für christliches Leben überwiesen.

Bei der Verhandlung im Plenum trat der Berichterstatter der Kommission, Stadtpfarrer Rupp-Mehingen sehr warm für die Anträge ein. Durch sie soll im allgemeinen das Interesse und die Teilnahme an den Aufgaben der Heidenmission entschiedener und umfassender als bisher geweckt und gefördert werden; namentlich aber soll noch lauter und wirkungsvoller konstatiert werden, daß Kirchenregiment und Landessynode die Pflicht zur Mitarbeit an der Mission voll und ganz anerkennen, und daß sie willens und bestrebt seien, den Gliedern der Kirche diese Aufgabe zum Bewußtsein zu bringen und die Mittel und Wege zu zeigen, wie die Kirche als solche dieser Aufgabe gerecht werden könne und solle. Der Schwerpunkt des ganzen Antrages liege darin, daß an die 6. Landessynode zum erstenmal die Aufforderung ergehe, ihre warme und volle Teilnahme an der Heidenmission offen, freudig und kräftig zu bekunden und die Oberkirchenbehörde zu ersuchen, die Pflicht zur Mitarbeit an diesem Werk nunmehr offen auszusprechen, nachdem sie bisher eine freundlichst wohlwollende, aber doch mehr zurückhaltende und weniger direkt eingreifende Stellung zur Missionsfrage eingenommen habe. Weiter betonte der Berichterstatter den Eintritt Deutschlands in die Reihe der Kolonialmächte und seinen Anteil an der Weltpolitik. Dies bringe neue Aufgaben mit sich: die Pflicht, für die neuen Angehörigen des Deutschen Reiches wie für die in den Kolonien lebenden deutschen Landsleute in geistlicher und sittlicher Hinsicht treu zu sorgen.

Bei Begründung der einzelnen Teile hob der Referent folgendes hervor: Durch Behandlung der Mission in Vormittagsgottesdiensten werde

Pacific School of
Religion
Berkeley, Calif.

die Missionsache einem größeren Teil der Gemeinde, namentlich auch der Männerwelt, nahegebracht, die in den Missionsstunden häufig garnicht oder recht spärlich vertreten sei.¹⁾ Neben Missionsberichten empfehle sich auch sonst Berücksichtigung der Mission in Predigten, Mitteilungen über die Mission im Kirchengemeinderat, ganz besonders aber im Religionsunterricht in der Schule. Zum Besuch von Kursen zur Einführung in die Heidenmission wünscht der Referent sogar staatliche Beihilfe nach Analogie der Kurse für innere Mission; jedem unständigen Geistlichen könnte dann wenigstens die einmalige Teilnahme an einem solchen Kurs vor Ersetzung der zweiten theologischen Prüfung zur Pflicht gemacht werden. Die Ermunterung der Oberkirchenbehörde zum Eintritt von Theologen in den aktiven Missionsdienst denkt sich der Referent in der Weise, daß in Zeiten, wo die heimatliche Kirche keinen Mangel an geschulten Kräften hat und die Mission theologische Kräfte sucht, ein Mitglied der Oberkirchenbehörde etwa den Kandidaten nach dem zweiten Examen davon Kenntnis giebt, daß für den Dienst in der Heidenmission Predigtamtskandidaten begehrt werden, daß die Oberkirchenbehörde dem Eintritt in diesen Dienst kein Hindernis in den Weg lege, ja um der Sache willen gerne sehe. Weiter aber wünscht der Referent die Einrechnung der Missionsjahre in die pensionsberechtigte Dienstzeit und die Versorgung der Witwen und Waisen von solchen Theologen, die im Missionsdienst starben, in derselben Weise wie die Versorgung von Pfarrwitwen und Pfarrwaisen der heimatlichen Kirche. Zur Begründung des Wunsches nach Missionsvorlesungen an der Landesuniversität weist der Referent auf das Vorgehen der meisten andern deutschen evangelisch-theologischen Fakultäten hin — nur Heidelberg, Kiel,²⁾ Leipzig und Tübingen hatten 1891—1900 keine Missionsvorlesungen; nur so können weitere Kreise einen klaren, auch wissenschaftlich begründeten Einblick in das Wesen und den Betrieb der Heidenmission gewinnen. Die Bitte um Empfehlung der Kollekte für Kamerun wird mit dem Hinweis auf das Steigen der Ausgaben für diese Mission begründet, dem die besonderen Gaben nicht Schritt gehalten haben. Unter diesen Gesichtspunkten wurde der Antrag Nestle zu einmütiger Annahme empfohlen.

¹⁾ Es ist merkwürdig, daß auf die bereits 1879 von der Preussischen Generalsynode beschlossene Einführung eines jährlichen allgemeinen kirchlichen Missionsfestes bzw. Missionstages garnicht Bezug genommen worden ist.

²⁾ In Kiel hat Professor von Schubert über Mission gelesen.

In der Plenarsitzung betonte Professor D. Buder-Tübingen, daß auch auf andern Universitäten die Missionsvorlesungen spärlich gewesen seien. Professor D. Häring war in der Lage mitzuteilen, daß im nächsten Semester in Tübingen über Mission gelesen werde. Prälat Schwarzkopf-Heilbronn wollte in Nr. 3 „namentlich in Kamerun“ streichen, da sich Theologen mehr für den Missionsdienst in heidnischen Kulturländern eignen. Oberkonsistorialrat D. Merz möchte die Ermunterung der Kandidaten doch recht vorsichtig geübt wissen¹⁾ und verspricht zunächst für Missionskurse keine staatliche Beihilfe. Die Anträge wurden einstimmig angenommen.

Je weniger sich frühere Landessynoden um die Sache der Mission gekümmert hatten, desto erfreulicher ist jetzt das einmütige Eintreten der sechsten für die weitgehenden Anträge Nestle. Vielleicht hätte die Bezugnahme auf die deutsche Kolonialpolitik etwas mehr in den Hintergrund treten dürfen, vielleicht auf den Wunsch nach staatlichen Beihilfen verzichtet werden können²⁾. Alles in allem sind die Anträge wohl geeignet, die Missionsfrage dem württembergischen Pfarrstand und durch ihn der Gesamtkirche noch näher zu bringen. Zugleich ist alles sorgfältig vermieden, was als ein Übergriß der organisierten Staatskirche in den freien Betrieb der Missionsgesellschaften beurteilt werden könnte.

Chronik.

In den Vereinigten Staaten ist 1900 ein neuer Censuss veranstaltet worden, dessen Ergebnis ist, daß mit Einschluß der 7 sog. Territorien die Gesamtbevölkerung derselben sich jetzt auf 76 295 220 beläuft; 1890 betrug sie 63 069 756, also ein Plus von 13 225 464. Über den neuesten kirchlichen Censuss, der soeben erschienen ist, das nächste Mal.

Pläne der Katholiken in Deutsch-Ostafrika. — In „Gott will es!“ ist die Rede von Plänen, welche die seit 1898 in das Arbeitsgebiet von Berlin III. eingedrungenen Trappisten neuerdings zur Ausdehnung ihrer Arbeit in Deutsch-Ostafrika gefaßt haben. Die Leipziger Missionare am Kilimandscharo waren gerade dabei,

¹⁾ Bezüglich der Theologenfrage erlaube ich mir auf die eingehenden Ausführungen in meiner „Evangelischen Missionslehre“ II S. 167 ff. hinzuweisen.

D. S.

²⁾ Als Nr. 6 hätte noch der Antrag auf eine ständige Berichterstattung über den Stand der Heidenmission auf jeder Tagung der Synode hinzugefügt werden können. Vergl. denselben Antrag auf der Preussischen Generalsynode. A. M. S. 1892, S. 135.

D. S.

in Nordpare eine Station zu errichten. Flugs fanden die Trappisten das bringende Bedürfnis, gleichfalls in jener Gegend nach einem für eine Niederlassung geeigneten Platze sich umzusehen. Außerdem aber haben sie zugleich ihre Aufmerksamkeit auf das Merugebirge gerichtet. Mit diesem sind die Leipziger bereits seit Jahren aufs engste verbunden. Ihre beiden jungen Brüder Segebrock und Ovir sind bekanntlich hier ermordet worden. Sie haben ihre Station zur Zeit nur deshalb dort nicht in Angriff nehmen können, weil der Hauptmann Johannes um der politischen Unruhen willen ihnen dringend von dem Vorhaben abgeraten hat. Die Trappisten kennen dies unzweifelhafte Anrecht der Leipziger auf das Merugebiet — dennoch wollen sie dahin gehen. Sie erzählen sogar, daß Hauptmann Johannes nichts sehnlicher wünsche, als ihre Niederlassung in seinem Amtsbezirk und nur rate, daß sie damit bis zur Herstellung von Ruhe und Frieden warten. Inzwischen kommt die Nachricht, daß die Errichtung einer Militärstation am Meruberge nunmehr in Angriff genommen werden soll. Die Ernennung des Chefs derselben (Oberleutnant Graf Fugger) ist bereits erfolgt. Es werden also die zur Gründung einer Missions-Station notwendigen friedlichen Zustände voraussichtlich in absehbarer Zeit hergestellt sein. Dann wird sich auch herausstellen, ob die Trappisten wirklich ihren Plan ausführen und ob ihnen in der That die erwähnte Ermutigung zuteil geworden ist.

Die Missionare der Rheinischen Missions-Gesellschaft in Südhina, die am 5. August auf Anordnung der chinesischen Behörde ihre Stationen verlassen mußten, sind Ende Oktober sämtlich auf dieselben zurückgekehrt, allerdings ohne ihre Frauen, und haben ihre Thätigkeit in vollem Umfange wieder aufgenommen. Bemerkenswert ist, daß während ihrer fast dreimonatlichen Abwesenheit die Arbeit durch die eingebornen Gehilfen fast ganz ohne Unterbrechung fortgeführt wurde. Der Pastor Tschan schrieb an die Missionare: „So lange es Pflichten zu erfüllen giebt, müßte da nicht der Herr Jesus sich unserer schämen, wenn wir die Flucht ergriffen?“ Auch das ist bemerkenswert, daß die Heiden in Lungkun dem zurückkehrenden Missionsarzt Dr. Olpp sagten, sie würden das Hospital auf keinen Fall zerstört haben; sie hätten seine Wichtigkeit für die ganze Bevölkerung schon viel zu viel erkannt. Von allen chinesischen Missionen ist bis jetzt die Rheinische bei weitem am wenigsten in Mitleidenschaft gezogen. Während vielfach nicht nur die französisch-katholischen Missionen, sondern auch die der amerikanischen Presbyterianer im Lungkun-Kreis zerstört worden sind, haben die in demselben Kreis gelegenen rheinischen Stationen und Gemeinden fast gar nicht gelitten. Der Lungkuner Kreismandarin führt diese Thatsache auf eine Beliebtheit zurück, deren sich die deutsche Missionsarbeit vor anderen bei den Chinesen erfreuen. Er schreibt unter dem 11. November an den deutschen Konsul in Kanton: „Bei den vielen Unruhen in diesem Kreis sind niemals deutsche Missionsstationen beschädigt worden, ein Beweis, daß die deutschen Missionare geachtet sind und mit der Bevölkerung in Frieden und Harmonie leben, eine Anerkennung der deutschen Missionsthätigkeit, die in Zukunft reife Früchte tragen wird.“ Wir nehmen von dieser Anerkennung Notiz, ohne ihr zu viel Gewicht beizulegen.

Noch ein Nachspiel zu der chinesischen Missionskontroverse. Der Independent vom 27. Dezember 1900 veröffentlicht ein vom 11. Oktober pr. datiertes umfang-

reiches Schreiben seitens der 6 Repräsentanten der „Großen Union der japanischen Buddhisten“, ¹⁾ welches an all the ecclesiastics in the world adressiert und veranlaßt ist durch die weltweite Beschuldigung der chinesischen Missionare, an dem Ausbruche der Feindseligkeiten in China die Schuld zu tragen.

Es ist wohl das erste Mal, daß amtliche Vertreter des Buddhismus ein gemeinsames Schreiben an ihre „revered ecclesiastical brethren in the world“ richten, und schon insofern verdient das merkwürdige Aktenstück registriert zu werden. Es ist sehr geschickt abgefaßt, überaus freundlich gehalten, ohne verletzende Annahme und gewichtig durch manche in ihm enthaltene Wahrheit. Es wird sich daher in der christlichen Welt vielen Beifalls zu erfreuen haben und mancherseits gebraucht werden, um den Sympathieen für den Buddhismus neue Nahrung zu geben, ja die Überlegenheit desselben über das Christentum aus ihm zu erweisen. Leider ist das Schriftstück zu umfangreich, als daß ich es in extenso abdrucken könnte, ich werde aber seinen Inhalt so korrekt wie möglich reproduzieren.

Das Circular geht aus von der bekannten gegenwärtigen traurigen Lage in China, welche die Aufmerksamkeit der ganzen Welt in Anspruch nehmen und die ihren Ursprung in religiöser Gärung (in the workings of religion) haben solle. Um nun nicht mißverstanden zu werden, erklären die Schreiber sofort, „sie seien voll überzeugt, die Wurzeln des Übels könnten nur ausgerottet und ein andauerndes Glück und Frieden in China nur begründet werden, wenn das Werk in die Hände der propagandists of religion gelegt werde,“ so bereit sie auch seien zuzustehen, daß auch von den Vereinbarungen der Mächte mit den chinesischen Autoritäten viel abhängen. Sie als die Nachfolger Buddhas und als ihre nächsten Nachbarn mit freundlichen Gefühlen gegen die Chinesen erfüllt, glaubten daher einen Beruf zu haben, ein bescheidenes Wort der Bitte und des Rats an die kirchlichen Würdenträger der Welt zu richten, um ihrerseits der Wohlfahrt der Chinesen einen Hilfsdienst zu leisten.

Die Verfasser konstatieren dann weiter, daß es allerdings viele Formen der Religionen in der Welt gebe, aber trotz aller Differenzen in Lehre, Verfassung und Kultus seien die Grundprinzipien wenigstens aller fortgeschrittenen Religion im wesentlichen dieselben, speziell sei das der Fall bei denen, welche basiert sind auf das Prinzip der allgemeinen Menschenliebe, und in denen das Licht dieses Prinzips nutzbar gemacht wird, die Finsternis des Lebens zu zerstören, Myriaden von der Sünde und dem Elend zu befreien und sie in einen Zustand des Glücks zu versetzen, der durch die Entwicklung der Humanität zur höchsten Vollkommenheit gebracht werden könne. Dies Prinzip sei allein die allgemeine Wahrheit und der absolute Weg, und wenn die Religion auf dieser allgemeinen Wahrheit stehe, so müssen die Verbreiter derselben immer an ihr festhalten. Geschehe das nicht, wollten sie sonstige Eigentümlichkeiten ihrer Rasse, Civilisation und Sitten den Völkern aufdrängen, so seien lauter Verwirrungen die Folge.

¹⁾ Die Unterzeichner repräsentieren folgende 6 buddhistische Sekten bzw. Zweige derselben: 1. die Tendai-Sekte; 2. die Shingon-Sekte; 3. den Hiteizan-Zweig der Toba-Sekte; 4. den Nanzenji-Zweig der Rinzaï-Sekte; 5. den Diani-Zweig der Shin-Sekte und 6. die Obaku-Sekte. Sie unterzeichnen sich als die „Superintendenten“ derselben.

Von hier aus kommen nun die buddhistischen Würdenträger auf die christliche Mission in China zu reden und sagen ihr zuerst überraschende Artigkeiten über die Selbstlosigkeit ihrer Arbeiter, die Ausdehnung ihrer Arbeit, besonders auch ihrer zahlreichen Bemühungen um die Hebung der Bildung und Civilisation wie der Vinderung des leiblichen Elends, endlich auch über den bedeutenden Erfolg ihrer Thätigkeit. Sie, die Buddhisten, müßten sich schämen, dagegen weit zurückzustehen. Selber habe der Buddhismus in China „jede Spur von Einfluß auf die Moral der Menschen verloren“ und darum hätten seine Anhänger in Japan endlich auch eine Mission in China begonnen, sie sei aber noch ganz unbedeutend.

Für die vielen Wohlthaten der christlichen Mission müßten nun eigentlich die Chinesen sehr dankbar sein. Sie seien auch von Haus aus weder fremdenfeindlich noch intolerant; wenn nun dennoch jetzt eine so furchtbare Katastrophe ausgebrochen sei, so müsse eine solche Anomalie doch ihre Gründe haben. „Wenn wir nun alle diese Umstände ins Auge fassen, so können wir nicht anders als unsern tiefen Schmerz über die Thaten der Missionare in China ausdrücken.“ Nun wird die Schuld derselben an dem antireligiösen Geiste der Chinesen und ihrer Feindschaft gegen die Missionare dadurch erklärt, daß diese die alten Gebräuche und Sitten der Chinesen umstießen; daß sie ihre Anhänger gegen die Gesetze des Landes in ihren Schutz nähmen und ihre Kathedralen zu einer Art von Asylen für Verbrecher machten; daß sie endlich mit der Politik der fremden Mächte aufs intimste verbunden wären und zu Eroberungen denselben die Hand böten. Erst sei der Missionar gekommen, dann der Konsul und der General gefolgt — das habe die Chinesen gegen die Missionare aufgebracht und ein böses Vorurteil gegen ihre Religion erzeugt.

Nun erklärten sie, die Anhänger Buddhas, mit aller Energie, daß sie zwar die barbarischen Gewaltthätigkeiten der Chinesen verabscheuten, aber dennoch einer „Quasi-Sympathie“ mit ihnen sich nicht enthalten könnten. Die Missionare hätten den wahren Geist der Religion, auch ihrer Religion verleugnet und nun müsse Remedur geschaffen werden. Zu diesem Zwecke erlaubten sie, die Schüler Buddhas, sich 2 Vorschläge: 1. daß die kirchlichen Würdenträger in der ganzen Welt ihren Einfluß dahin geltend machen möchten, daß jeder Verdacht beseitigt werde, als seien die Missionare die politischen Agenten ihrer vaterländischen Mächte. Auch sollten sie keine Entschädigung für die erlittenen Verluste verlangen, am wenigsten Kompensationen durch Wegnahme von Land. Sie möchten sich an ihnen, den Buddhisten, ein Vorbild nehmen, die sie, als vor einiger Zeit ihr Tempel in Amoy zerstört worden sei, die japanische Regierung von jeder Sühneforderung im Interesse der Religion abgehalten hätten. Und 2. daß die Missionare Anweisung erhielten, von jedem Vorgehen, welches eine Änderung der „sozialen Institutionen“ Chinas bezwecke, definitiv abzusehen. „Es ist wahr, die chinesische Civilisation ist noch rudimentär und Veredelung der Sitten und Gebräuche ist in vieler Beziehung notwendig.“ Aber das mit einem Schlage thun und an ihre Stelle abendländische Sitten setzen zu wollen, sei ebenso verkehrt wie verwerflich. Die Schreiber sagen das nicht mit runden Worten, aber sie haben jedenfalls den Ahnenkultus wesentlich im Auge. Es folgen dann noch einige freundliche Worte zum Schluß, die ich aber als wenig von Bedeutung weglasse.

Nach allem, was bisher über die chinesische Missionskontroverse bei uns verhandelt worden ist, halte ich eine Besprechung dieses Schriftstücks für überflüssig.

Ich habe es nur mitgeteilt, um zu zeigen, was für eine erwünschte Gelegenheit die Angreifer der chinesischen Mission innerhalb der Christenheit ihren Segnern in der nichtchristlichen Welt gegeben haben, ihr die Leviten zu lesen; und mit welchem Triumph die christlichen Ankläger ihre buddhistischen Bundesgenossen, die doch nur das Echo ihrer Beschuldigungen repräsentieren, als ihre Eideshelfer ausspielen werden.

Die glänzenden Rechtfertigungen des Verhaltens der evangelischen Missionare und ihrer Christen in China aus dem Munde unbefangener Zeugen mehren sich. Zu der ungereimten Beschuldigung, die Christen, ja sogar die Missionare hätten sich durch Plünderungen schadlos gehalten (vgl. S. 8, Anm.) hat bereits am 3. Oktober der Vorsteher des Zollamtes in Schanghai, Mr. Bredon, der die Belagerung von Peking mit durchgemacht hat, in einem Schreiben an die North-China Daily News das Wort ergriffen. Diese Zeitung hatte nämlich geschrieben, daß das Verhalten der Missionsangehörigen während und nach der Belagerung nichts weniger als vertrauenerweckend gewesen sei, daß sie im Gegenteil in den Ruf der Räuber in Peking gekommen seien. Vielleicht ist das die Quelle, aus der Herr Satow geschöpft hat. Darauf entgegnet Mr. Bredon (wohlgemerkt bereits am 3. Oktober, abgedruckt am 4. Oktober, während die Tendenznachricht am 11. Dezember nach Berlin telegraphiert wurde): „Ich kann nicht begreifen, wie der Schreiber eine solche Behauptung rechtfertigen will. Ich war während der Belagerung Glied des allgemeinen Fürsorge-Komitees und hatte in dieser Eigenschaft die beste Gelegenheit zu beobachten, was vor sich ging, und ich muß sagen, daß das Verhalten der Missionare nach meiner Erfahrung nicht nur vertrauenerweckend, sondern geradezu bewunderungswürdig gewesen ist. Alles, was geschehen ist, unser Leben einigermaßen komfortabel und sicher zu gestalten, ist geschehen durch die Missionare und unter ihrer Führung. Die Hilfsbereitschaft und die Selbstlosigkeit, die die Missionsdamen an den Tag legten, von denen doch viele an eigenen drückenden Familienorgen schwer zu tragen hatten, sind über jedes Lob erhaben. Und was die eingeborenen Christen betrifft, von denen viele einer weit höheren Klasse angehören, als man gemeinlich annimmt, so haben sie willig alle Anstrengungen geteilt, die wir hatten, und ohne die wir es niemals hätten aushalten können. Ihre Lehrer haben sie selbst zu aller Arbeit angeleitet, oft auf sehr gefährlichen Posten. Ich hörte in der Gesandtschaft, daß die Missionsangehörigen große Mengen von Beute für sich genommen hätten. Als Komiteemitglied habe ich mir besondere Mühe gegeben, der Wahrheit dieser Anschuldigung nachzugehen. Aber ich habe absolut nichts gefunden, was sie hätte befähigen können. Tatsächlich war so etwas während der Belagerung ganz unmöglich. . . . (Es folgt eine genaue Darlegung der Verhältnisse, die ein solches Beutemachen ganz ausschlossen.) Die Missionare hatten alle genug zu thun, um ihre Arrangements zu treffen, die Gesandtschaft so schnell wie möglich zu verlassen, teils um sich in die Heimat zu begeben, teils um für sich und ihre Christen einen Zufluchtsort zu finden.“ Der Brief schließt dann mit den Worten: „Ich bin nur ein einzelnes Individuum und habe kein Recht, mich als Vertreter oder Wortführer der öffentlichen Meinung in Missionsfachen aufzuspielen. Ich glaube, ich weiß ungefähr eben so viel oder so wenig von den Missionaren und ihrer Arbeit als der Durchschnittsmensch

und nicht mehr. Ich habe immer das Gefühl gehabt, daß meine Kenntnisse von der Mission nicht genügten, um mir das Recht anzummaßen, sie entweder zu ver-spotten, wie es jetzt üblich ist, oder sie über Gebühr zu loben. Ich bin darauf angewiesen, mir in jedem einzelnen Fall meine bestimmte Überzeugung zu bilden, vorausgesetzt, daß ich Zeit habe, die einzelnen Daten zu sammeln. Für jetzt fühle ich, daß die Erfahrung, die ich während der Belagerung gemacht habe, meine Wert-schätzung der Missionare, sie seien Anglikaner oder nicht Anglikaner, sie seien Eng-länder oder Amerikaner, sowie ihrer Fähigkeit und ihrer Arbeit und der eingebornen Christen und des Einflusses der Religion auf sie ganz beträchtlich gesteigert ist."

Der Lieutenant-Gouverneur von Englisch-Menguinea sagte unlängst in einer Versammlung in Australien, er stehe nicht an zu behaupten, daß die Regierung den Missionen alles verdanke. Es würde der doppelte, vielleicht der vierfache Kraft-aufwand nötig gewesen sein, wenn da nicht längs der Küste die kleinen weiß-angestrichenen Häuser gestanden hätten, in denen die Missionare wohnen. „Jeder Penny, der für diese Mission beige-steuert wurde, war eine Hilfe für die Regierung der Königin, und jeder Penny der von den Missionaren ausgegeben wurde, ersparte der Verwaltung Pfunde. Denn die Missionare brachten Frieden, Gesetz und Ordnung. Die Missionare halfen der Regierung, und die Regierung war stolz darauf, die Hilfe zu erwidern.“

Die französische Regierung hat dem Missionar der S. P. G. Gregory in Madagaskar, Vorsteher eines Seminars in Ambatoharanana, nahe der Hauptstadt, „wegen seiner Verdienste um die eingeborne Bevölkerung und um die französischen Truppen“ das Kreuz der Ehrenlegion verliehen. Missionar Gregory ist der dritte Angehörige einer nichtfranzösischen evangelischen Mission in Madagaskar, der eine solche Anerkennung seitens der französischen Regierung erfahren hat. Vor ihm sind beforiert worden der bekannte Leiter der Norwegischen Mission, Dr. Borchgrevink, und eine Miß Nyam, vorstehende Schwester in dem Missionshospital nahe bei Antananarivo.

Litteratur - Bericht.

1. **Gorbach:** „Bischof von Anzers China-Mission in ihren Beziehungen zur Politik.“ Altenmäßige Darlegungen nach den Aussagen des Bischofs und seiner Missionare. Marburg 1901. 24 Seiten. 15 Pfg. — Der Titel dieser zweiten Gorbach'schen Kontroverschrift ist zu allgemein gehalten; er sollte präziser lauten: „Der vergebliche Versuch einer Weißwäsche des Bischofs Anzer seitens der Kölnischen Volkszeitung und des Centrumredners Bachem im deutschen Reichs-tage.“ Um was es sich handelt, ist den Lesern dieser Z. aus meinem Artikel in der Januar-Nummer derselben: „die Ausläufer der chinesischen Missionsdebatte“ be-kannt. Ich habe die Sache, um ihr nicht zu viel Raum zu widmen, relativ kurz abgemacht (Seite 15—22). Gorbach liefert, wie wir seine Art bereits aus seinem

„Offenen Briefe“ kennen gelernt, auf die detaillierteste Kenntnis des urkundlichen Materials gestützt, eine Spezialwiderlegung der Verteidigung Anzers seitens seiner ultramontanen Schildträger, die ein Meisterstück der Polemik ist und mit einer solchen Unerbittlichkeit der Logik die Unrichtigkeiten derselben ans Licht stellt, daß man gespannt sein muß, ob diesem Wahrheitsbeweise gegenüber die jesuitische Sophistik noch einmal für den Bischof die Lanze einzulegen wagt. Daß der Abg. Bachem das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigt, im deutschen Reichstage die „Unrichtigkeiten“ zurecht zu stellen, die ihm Horbach nachgewiesen, das wird die Welt wohl nicht erleben. Möchte das Schriftchen die weiteste Verbreitung finden, billig ist es ja. Selbst diejenigen, welche den „Offenen Brief“ nicht gelesen, erhalten vieles, was in demselben steht, kurz rekapituliert noch einmal.

Nachschrift. Eben übersendet mir der Verfasser nachstehenden mit dem Poststempel: Tsingtau Kiautschau China versehenen und dort am 10. Dezember 1900 abgegangenen, anonymen Brief. Horbach hatte seinen „Offenen Brief“ eingeschrieben an den Bischof Anzer nach China geschickt und laut Rückschein erfahren, daß derselbe am 21. November in seine Hände gelangt sei. Ob noch weitere Exemplare dieses „Offenen Briefes“ bis Anfang Dezember nach Tsingtau gekommen und in welchem Kreise man den Schreiber des folgenden Briefes zu suchen hat, darüber enthalte ich mich aller Vermutungen. Der Brief lautet:

P. P. In Ihrer Broschüre contra Bischof Anzer ist manches Wahre und Sie haben dem Herrn durch Veröffentlichung desselben einen wahren Dienst erwiesen. Was erst, wenn Sie die Verhältnisse künnten, wie sie de facto sind, wie er sich lobhudeln läßt als Großmandarin von Christen und Heiden und wie seine eigenen Missionare nur in Zittern und Zagen vor ihm erscheinen dürfen. Künnten Sie seine pompösen Aufzüge durch die chinesischen Gauen, wie er von 10 photographischen Aufnahmen wenigstens 8 verwirft und nur 2 behält, die ihm gut dünken — wie er bereits 2 Palais in der Mission hat und sich nun auch noch in Zindo ein neues bauen lassen will für vieles Geld, wie er seine Verteidigungsschriften sich von anderen schreiben läßt und nur seinen Namen darunter setzt u. s. w. u. s. w. Die Politik hat ihn auf Abwege gebracht und ihn sich nur selber suchen lassen. Lenkt Ihre Broschüre ihn in bessere Bahnen, dann haben Sie ein gutes Werk gethan.

2. **Grundemann:** „Jahrbuch der vereinigten nordostdeutschen Missionskonferenzen 1901.“ 96 Seiten. Ohne den „provinziellen Teil“ im Kommissionsverlag von M. Warnack, Berlin W. 50 Pfg. Eröffnet wird dieser 2. Jahrgang des Jahrbuchs durch einen Aufsatz, welcher „Hinke für die heimatlische Missionsarbeit des Pastors“ giebt, die sich aber darauf beschränken die Frage zu beantworten: „Wie erwirbt sich der Pastor eine angemessene Missionskenntnis?“ Und die Antwort läuft wesentlich darauf hinaus, durch das Studium der Missionsblätter sich zunächst eine gründliche Bekanntschaft mit ein paar Stationen einer Missions-Gesellschaft zu verschaffen. Der Verf. bezeichnet das allerdings nur als „die Unterstufe“ des Missionswissens, aber betont mit Nachdruck, „erst wenn man auf derselben in den gesteckten Grenzen eine ziemliche Sicherheit gewonnen hat, sollte man zu weiteren, mehr

wissenschaftlichen Studien übergehen.“ Der Rat ist gewiß sehr beherzigenswert, aber in ihm den Normalweg für das pastorale Missionsstudium zu erblicken, muß ich meinerseits beanstanden. Für das akademische Missionsstudium ist er jedenfalls nicht der geeignete; nur in meinem missionswissenschaftlichen Seminar, dessen Mitglieder selbständige Arbeiten zu leisten haben, befolge ich ihn je und je auch (nicht ausschließlich). Im übrigen verweise ich bezüglich meiner Differenz mit Grundemann in dieser Spezialfrage auf meine Evang. Missionslehre, II. Kap. 21, S. 115 ff.: „Wie arbeitet man sich am praktischsten in die Mission ein?“ — Auf diesem einleitenden Aufsatz folgen mehr oder weniger ausgeführte, recht brauchbare Stoffe zu Missionsvorträgen aus dem Gebiete der Berliner Missions-Gesellschaften I, II und III, bei deren Lektüre nur recht störend ist, daß von Seite 32—49 die Seiten verfehlt sind. Über dieselben Gesellschaften folgt später noch je ein Jahresbericht. Vor demselben steht eine Rundschau über die deutschen Missions-Gesellschaften überhaupt, die allerdings nach der in der Januar-Nummer dieser Zeitschrift gegebenen Übersicht ergänzt werden muß, wie auch die am Schluß des Jahrbuchs befindliche Statistik, in deren dritter Kolonne übrigens auch der Einschluß der Taufbewerber in die Zahl der Heidenchristen nicht konsequent durchgeführt ist. Entweder mußte dieser Einschluß bei allen Gesellschaften stattfinden oder bei keiner. Unter der Überschrift: „Ein neues Hilfsmittel zur Kenntnis der Mission“, folgt dann die vorläufige Anzeige der in kurzem zu erwartenden „Kleinen Missions-Geographie und Statistik“ von Grundemann, und eine kurze Übersicht über die deutsche Missionsliteratur von 1899/1900 macht den Schluß.

3. **Rörner:** „Kleine Missionsagenda. Eine Sammlung alter und neuer Gebete für die Mission.“ Leipzig 1900; geb. 1,20 Mk. Wenn der Verf. im Vorwort sagt, daß die Missionsliteratur bisher „nichts Geeignetes“ für den missionsliturgischen Gebrauch oder wie er sich ausdrückt, keine „Sammlung von Missionsgebeten“ geboten habe, so beruht das auf einem Irrtum. Von dem früheren Inspektor der Berliner Missions-Gesellschaft I, Petri, ist 1876 bereits in 2. Auflage eine sehr brauchbare „Missionsagenda“ erschienen, welche eine „Sammlung liturgischen und homiletischen Materials zum Gebrauch bei Missionsgottesdiensten geordnet und mit praktischen Winken versehen“ enthält, die im wesentlichen gab, was der Verf. vergeblich suchte. Dennoch ist auch seine fleißige Arbeit willkommen. Sie giebt zunächst für Missionsstunden (bezw. auch Missionskindergottesdienste) nach dem Kirchenjahr geordnet für jede Zeit desselben Gebete und Kollekten mit Versikeln, dann für Missionsfeste Gebete und Kollekten mit Introiten und Versikeln und endlich Fürbitten der verschiedensten Art. Der kirchliche Ton ist fast überall getroffen und der natürlich sich oft wiederholende Inhalt der Gebete meist sachentsprechend. So sehr ein solches Hilfsbuch dem liturgischen Bedürfnis entgegenkommt, so würden wir es aber doch beklagen, wenn es dazu verleitete, den freien Gebeten, die gerade in den Missionsgottesdiensten gepflegt werden müssen und wegen der Kasualia, auf die sie einzugehen haben, unentbehrlich sind, den ihnen gebührenden Raum zu verengen oder gar den Abschied zu geben.

4. **Rölbing:** „Biblisches Spruchbuch mit 260 Schriftstellen zur christlichen Glaubens- und Sittenlehre für die Vorbereitung auf den evang. Religionsunterricht nach Luthers kleinem Katechismus.“ 2. Aufl., Breslau 1901. 2,50, geb.

3 Mk. 188 Seiten. Schon die Thatfache, daß dieses „Spruchbuch“ nach 7 Monaten seine 2. Aufl. erlebt, ist eine Empfehlung, die ein gutes Vorurteil erweckt. Und in der That: wir haben hier ein Hilfsmittel für den Religionsunterricht von ebenso originaler Art wie ungewöhnlicher Brauchbarkeit. Der dem Lehrer zur Vorbereitung auf den Katechismusunterricht dargebotene Spruchschatz ist nicht nur mit großem Verständnis ausgewählt, sondern auch nach sinnigen Überschriften geordnet und jeder Hauptspruch ist nicht bloß durch treffende Bemerkungen erläutert, sondern sein Inhalt auch überaus übersichtlich und behaltlich gegliedert in 2 oder 3 Unterabteilungen, von denen jede wieder ihre Überschrift hat. Gerade diese durch gute, einpräglische Überschriften so lichtvolle Disponierung ist — neben dem sachlichen Werte — die Hauptstärke des Buches. Zur Veranschaulichung nur ein paar der Hauptüberschriften, mit denen das Buch beginnt: Das höchste Lebensziel: Matth. 6, 33. Die größte Gefahr: Matth. 16, 26. Das unentbehrliche Licht: Ps. 119, 105. (Wieder gegliedert in die 3 Fragen: Warum wir ein Licht brauchen? Woher wir es empfangen? Wie wir es benutzen sollen?) Die Schätze der Bibel: Joh. 5, 39. Der sicherste Führer durchs Leben: 2. Tim. 3, 15—17. — Auch der Mission gedenkt der Verf. wiederholt. So sofort eingangs unter dem 2. Abschnitt: Religion und Offenbarung, in dem er unter der Überschrift: Religion ein unveräußerlicher Besitz des Menschengeschlechts (Akt. 17, 26 ff.) behandelt 1. die Allgemeinheit der Anlage und des Bedürfnisses nach Religion und 2. die verschiedene Ausgestaltung der Religionen. Hier wird zum Schlusse der Mission gedacht, die die Pflicht des Christentums als der Weltreligion sei. Leider ist die beigegebene Statistik veraltet. Zum zweitenmale im 2. Artikel, wo unter der Hauptüberschrift: Der erhöhte König des Gottesreiches in dem Abschnitt: „Die Ausbreitung des Reiches Gottes“ der Missionsbefehl seinen Platz findet. Zum drittenmale im 4. Hauptstück, wo unter der Hauptrubrik: „Segen der Taufe“ gelegentlich der Errettung von der Obrigkeit der Finsternis noch einmal des Heidentums und der Bekehrung aus ihm gedacht wird. Genügend ist mir das allerdings noch nicht. Im 3. Artikel vermiße ich bei der Hauptüberschrift: „Die Kirche Jesu Christi“ eine Unterabteilung: wie durch die berufende und sammelnde Thätigkeit des heiligen Geistes zu allen Zeiten und an allen Orten die Kirche zustande gekommen ist und fort und fort zustande kommt. Bei der zweiten Bitte, deren Gesamtbehandlung mir überhaupt etwas dürftig vorkommt, läuft die Missionsbeziehung nur ganz nebenher, während sie doch zu ihrem Grundwesen gehört. Jedenfalls muß hier der Mission eine besondere Rubrik gewidmet sein. Vielleicht beseitigt der Verf. diese Defekte in einer wie ich glaube sicheren dritten Auflage. Ich bitte dann auch die neueste Statistik zu bringen.

5. „Geschichte des 19. Jahrhunderts“. Kallw und Stuttgart. Vereinsbuchh. 1901. Geb. 3 Mk. Auf 336 Seiten werden in diesem vollständig geschriebenen Buche alle wesentlichen Geschehnisse des geschichtlich bewegten 19. Jahrhunderts aus allen Teilen der Erde in übersichtlicher Ordnung dem Leser so vorgeführt, daß er von der Lektüre fast durchgehendes Geseffelt wird. Natürlich fehlt in einer Weltgeschichte des 19. Jahrhunderts, die der Kallwer Verlagsverein herausgibt, auch die Weltmission nicht. Am Schlusse des Buchs ist ihr noch ein besonderer Paragraph gewidmet, der 10 Seiten umfaßt und trotz aller Knappheit eine leidlich orientierende und zuverlässige Übersicht über dieselbe giebt.

6. „Aus Nord und Süd. Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.“ Erscheint monatlich in halben Quartbogen und illustriert für 25 Pfg. pro Jahr! Dieses erst seit Anfang 1900 von dem Redakteur des Missionsblatts der Brüdergemeine, Bechler, speziell für die Jugend herausgegebene Blatt ist allerdings schon Seite 28 unserer Zeitschrift erwähnt worden, auf besonderen Wunsch weise ich aber nochmals auf dasselbe hin. Nachdem ich den ganzen ersten Jahrgang durchgelesen, muß ich bezeugen, daß es dem Herausgeber gelungen ist, den Ton zu treffen und die Speise zu bieten, wie von der Mission zu der Jugend geredet werden muß. Ich halte es für eins der besten unserer Jugendmissionsblätter und empfehle es zur Verbreitung auch über die Brüdergemeine hinaus. Sofort der Eingangsartikel: „Aus Nord und Süd“ ist sehr ansprechend und neben den vielen Miscellen, die es bringt, sind die längeren Schilderungen und Erzählungen wohl geeignet, das jugendliche Interesse in der Mission zu wecken und zu fesseln. Ich nenne nur die indianische Doppelhochzeit auf der Moskitoküste; ein Eisbärbesuch in Hebron; die Konfirmationszeit in Grönland; Graf von Zinzendorf; durch den Eistunnel; ein Besuch auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatz; der schlimme Salomo; eine Karawanenreise ins Innere Afrikas, und Weihnachten in Eis und Schnee.

W a r n e c k.

Berichtigung.¹⁾

Seite 14, Zeile 12 von oben muß nicht gestrichen werden.

„ 24 muß der Absatz Zeile 14—16 von oben an den Schluß der Anmerkung gesetzt werden.

„ 27, Zeile 12 von unten ist statt 800 — 880 zu lesen.

In der Tabelle S. 38 wird in der Rubrik VIII nur die von der Heimat aus besrittene, nicht die gesamte Ausgabe der Brüdergemeinde angegeben. Die Gesamtausgabe beträgt 1 660 605 Mk.

¹⁾ Die bösen Druckfehler gehören zu den Leiden der Litteraten. Manchmal sind die Korrektoren schuld, daß sie stehen bleiben, aber manchmal treibt ein unerklärliches Spiel mit ihnen feinen Schabernack. So ist mir unbegreiflich, wie die beiden ersten der obengenannten in die Abzugsbogen kommen konnten, da sie sich in den durch meine Hände gegangenen Korrekturabzügen gar nicht fanden.

W a r n e c k.

Ethische Probleme auf dem Gebiete der Missionspraxis.

Von Pfarrer G l i e r in Groß-Simnau (Ostpreußen).

II.

Versuchen wir es zunächst mit einer anderen Unterscheidung, durch die man die neutestamentliche Toleranz der Sklaverei gegenüber begreiflich zu machen gesucht hat, und die man auf die uns vorliegenden sozialetischen Probleme hat anwenden wollen. Man kann sagen: in den Institutionen, die sich die Völker schaffen, wirkt neben dem heidnisch-religiösen und heidnisch-sittlichen oder unsittlichen Impulsen auch die natürlich berechnete Volksart; insofern werden alle diese Institutionen eine sozial und wirtschaftlich berechnete Seite tragen, die nicht ohne weiteres negiert werden darf.

Wenn die Polygamie doch nicht *πορνεία* sondern *γάμος* ist, wenn in dem Sklavenverhältnis doch auch die berechnete soziale Über- und Unterordnung zum Ausdruck kommt, wenn die Kaste die Sitte des Volkes auf Grund seiner schöpfungsmäßig gesetzten Eigenart auch bis in die äußersten, sittlich indifferenten Bethätigungen hinein regelt, sollte es da nicht möglich sein, aus allen diesen Institutionen einen berechneten Kern zu schälen, der, losgelöst aus der Verbindung mit heidnischer Unsittlichkeit, mit bestimmt wäre, der neu entstehenden Volkskirche ihr nationales Gepräge zu lassen? Die hier vorgeschlagene Unterscheidung reißt nicht, wie die von Form und Geist, zwei notwendig zusammengehörige, einander fordernde Hälften auseinander, sie geht auch von einer unzweifelhaft richtigen Voraussetzung aus. Dennoch wird sie unser Problem nicht lösen.

Wir werden gut thun, einen möglichst einfachen Fall zu wählen, um die Durchführbarkeit der vorgeschlagenen Unterscheidung zu prüfen. Denn wenn auch Polygamie, Sklaverei und Kaste neben der sittlichen eine sehr ausgeprägte rechtliche, soziale und wirtschaftliche Seite haben, so sind sie doch kompliziertere Erscheinungen und die praktische Komplikation erleichtert die prinzipielle Scheidung der verschiedenen Momente nicht.

Merensky erzählt in seinen „Erinnerungen aus dem Missionsleben in Südafrika“ ein Beispiel kluger Akkommodation an heidnische

Rechtsitte, das mir von jeher sehr instruktiv erschienen ist. Es sei gestattet, an die bekannte kleine Geschichte zu erinnern.

Es waren dem Missionar einst aus seinem Garten ein paar früh gereifte Maiskolben entwendet worden, die in Südafrika für Leckerbissen gelten. Ein Ziegenhirt, Mampe mit Namen, war der Dieb. Anstatt nun in der Sache europäisch zu verfahren, und den Zungen aufgreifen und durchprügeln zu lassen, — was vermutlich einen kleinen Krieg mit sämtlichen Ziegenhirten der Umgegend zur Folge gehabt hätte, — beschloß Merensky mit den Bassutho Sessutho zu reden. Zu Mametsi, dem Schulzen des Dorfes, aus dem der Dieb war, sandte er Gesandtschaft: „Wir haben uns hier als deine Freunde niedergelassen, und sind als Freunde mit dir umgegangen; weshalb beraubt uns dein Volk, und behandelt uns als Feinde? Man will, daß wir Hungers sterben. Unsere Gärten werden geplündert. Die Sache ist zu groß, als daß sie zwischen uns und dir abgemacht werden könnte, sie wird ihren Weg zum Königshofe finden, und zu Sekukunis Ohren kommen!“ — Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. Es erscheint ein stattlicher Zug vor dem Hause des Missionars, voran Mametsi mit seinen Schöffen dann der Vater des Delinquenten, einen stattlichen Schlachtbock am Stricke führend, zuletzt sein betrübtes Söhnlein, dem sein dummer Streich wohl schon in einem seltsamen Lichte erscheinen mochte. Dann hielt Mametsi eine Rede, darin er zugab, sein Volk habe die Missionare schlecht, wie Feinde behandelt, und niemand könne dagegen etwas einwenden, wenn Merensky die Sache beim Könige anhängig machen wollte. Dann aber würde die geringste Strafe, die dem Dorfe auferlegt würde, die Zahlung eines Ochsen sein. Die Missionare aber seien barmherzige, gütige Menschen, und man hoffe keine Fehlbitte zu thun, wenn man sie ersuche, von dem betreffenden Vater den Schlachtbock als Sühne anzunehmen. Merensky erklärte sich bereit, diese Gnade üben zu wollen, nahm den Bock, ließ sich ihn gut schmecken und wurde von Ziegenhirten nicht wieder belästigt.

Welche feine Empfindung für das Rechtsgefühl eines fremdgearteten Volkes! Wieviel sündigen da sonst Europäer, die, weil sie ihre gewohnten Ordnungen bei den fremden Völkern vermissen, überhaupt jede Ordnung abwesend glauben, und die sich nicht wundern dürfen, wenn sie von den Farbigen für außerhalb des Rechtes stehend angesehen werden, weil sie sich selbst außerhalb des Rechtes stellen, das kennen zu lernen sie sich nicht die Mühe geben. Wie fein ist hier das Wesen des patriarchalischen Verhältnisses beobachtet, das den Mametsi für die Fehler seiner Dorfeingefessenen verantwortlich macht, die Mäscherei des Ziegenjungen Mampe nicht ausgeschlossen. Die Form der Verhandlung, die Gesandtschaftsendung, die Drohung mit dem Könige, das alles entspricht berechtigten nationalen Formen, die zu zerbrechen ein schweres Unrecht wäre.

Die Sache hat aber doch noch eine andere Seite. In einer Schilderung, die uns D. Kropf von der Verlogenheit der Kosakassern machte, kamen etwa folgende Sätze vor: „Wenn ihnen eine Frucht ihres

Gartens geraubt ist, so erheben sie ein großes Geschrei: ihr ganzer Garten sei geplündert und verwüstet, sie müßten Hungers sterben! — —“ Ganz wie bei Merensky! — Es ist offenbar, daß die Form der Beschwerdeführung mit ihren Übertreibungen mit dazugehörte, wenn der Rechtserfolg erzielt werden sollte. Das Bewußtsein, daß es sich um eine Bagatelle handle, wäre der heidnischen Rechtsprechung gefährlich gewesen. Dagegen werden Mametsi und seine Schöffen stillschweigend die üblichen Abzüge von der Klage gemacht haben, so daß also weder die Absicht noch der Effekt einer Lüge vorlag. Die geschehene Akkommodation aber war und mußte sein eine Akkommodation an eine mit heidnischer Sünde verquickte heidnische Ordnung, nicht bloß an eine sittlich indifferente Seite dieser Ordnung. Wenn aber nicht einmal in diesem so einfachen Falle die Fäden des rein nationalen, bürgerlichen, und sozialen, aus der Verschlingung mit heidnisch-unsittlichen Elementen zu entwirren sind, wieviel weniger wird das bei Institutionen wie Polygamie, Sklaverei und Kaste möglich sein! Was bleibt denn von der Polygamie, wenn man das sittlich Verwerfliche daraus eliminieren will? Sie ist eben als ganzes ein Widerspruch gegen die wahre Sittlichkeit! — Das Natürlich-volkliche, Sittlich-indifferente besteht in der heidnischen Welt gar nicht für sich, sondern hat seine Wirklichkeit eben immer nur in der konkreten, heidnisch-sittlich oder unsittlich bestimmten Ausprägung. Auch die berechnigte Volksart bedarf eines Erneuerungs- und Verklärungsprozesses, ehe sie sich mit dem Christentum verträgt.

Wie Sie sehen, werden wir auch in diesem Zusammenhange bei dem Versuche zurückgewiesen, die sittlich erlaubte, resp. gebotene Akkommodation den in Frage stehenden sozial-ethischen Problemen gegenüber auf eine sittlich lediglich indifferente Seite der Erscheinung zu beschränken. Wenn Dinge wie Polygamie, Sklaverei, Kaste ertragen werden können, — und für die Sklaverei haben wir den Vorgang des Neuen Testaments, — so muß wirklich ihre sittliche Minderwertigkeit ertragen werden, es handelt sich hier um nichts anderes, als um das Recht des sittlich Minderwertigen und um das Maß dieses Rechtes; es handelt sich um die Frage: inwiefern kann eine absolut angesehen unsittliche Ordnung sittliche Geltung beanspruchen.

III.

Damit haben wir unser Problem aus allen lediglich missions-theoretischen Erwägungen heraus und auf die großen dogmatisch-ethischen Zusammenhänge zurückgeführt, von denen wir den Schlüssel prinzipiellen

Verständnisses erwarten. Auf die richtige Lehre vom natürlichen Menschen kommt es an, und auf die richtige Wertung des natürlichen Ethos.

Draußen in der Heidenwelt mag dem christlichen Missionar wohl zuweilen erst das volle Verständnis aufgehen für die harte Wahrheit, daß der natürlichen Menschheit kein Vermögen zum Guten innewohnt. Wer in widergöttlicher Selbstbestimmung das rechte Verhältnis zu Gott, dem höchsten Gute, verloren hat, dem verkehrt sich dann auch die Ordnung der relativen Güter, dem verabsolutieren sich Güter, die nicht Gott sind. Und die ihnen ergebenden Knechte der Sünde werden den Glaubensboten je nach dem Charakter des verabsolutierten Gutes viehisch oder teuflisch vorkommen.

Aber die natürliche Menschheit ist nicht bloß die *massa perditionis*, die unaufhaltsam dem Ziele des Verderbens entgegeneilt. Sie ist zunächst doch die zu erlösende, die, für die der Heilsratschluß da ist; die für den Gottmenschen werdende. Geben die Menschen Gott auf, so giebt darum Gott noch nicht die Menschen auf. Er hat vielmehr seine *παιδαγωγία εἰς Χριστόν* an der Arbeit. Stellt sich die Sünde dar als das Chaos, die alles auflösende Gewalt, die Macht des Todes, so zeigt sich Gottes Gegenwirkung in dem Entstehen von gewissen bindenden Ordnungen mitten in der scheinbar gottverlassenen Sünderwelt, von Ordnungen, die natürlich die Welt nehmen, wie sie ist, und darum einerseits die nun einmal vorhandene Sünde verfestigen, andererseits aber auch ihrem Überschaumen wehren. So rechtfertigt Jesus die laxer mosaische Ehecheidungspraxis, die eben mit dem wirklich sittlichen Stande des Volkes, seiner Herzenshärtigkeit, rechnet und rechnen muß, gegenüber der absoluten Strenge seiner eigenen Forderung. Wer erkennt nicht in der Institution der Polygamie beides, die Verfestigung der Sünde, zugleich aber auch die Ordnung, die der Sünde Schranken zieht. Nicht das Zusammentreffen berechtigter Volkseigentümlichkeiten mit heidnischem Sündenunwesen, sondern die Verbindung sittlicher Ordnungsmacht mit menschlicher Sünde zu einer relativ sittlichen Ordnung schafft unsere sozialethischen Probleme. Um eine relativ sittliche Ordnung handelt sichs; als solche steht sie der absoluten im Wege. Um eine sittliche, als solche bindet sie die Gewissen. Durch solche Ordnung, über der dann auch etwa in besonderm Sinne, segnend und fluchend, die göttliche Gerechtigkeit wacht, erzieht Gott auch die Heidenwelt zum Bewußtsein einer sittlichen Weltordnung und zum Gehorsam gegen die

Stimme des Gewissens. Wo wir solche sittlich wirkende Ordnungsmacht antreffen, da treffen wir ein *κατέχον* an gegenüber dem allgemeinen sittlichen Verfall, da haben wir eine Anknüpfung für die religiös-sittliche Arbeit, die auf die Besehrung abzielt. Wer mit rauher Hand diese Ordnungen zerbricht, der zerbricht das sittliche Schema, in das sich die höhere christliche Sittlichkeit einzuzeichnen hat. Das ist der Grund, warum diese Ordnungen — nicht ertragen werden dürfen; es ist hier nichts in das subjektive Belieben gestellt, sondern — da wo sie noch innerlich gewissenbindend wirken, ertragen werden müssen, weshalb Akkommodation unter Umständen sittliche Pflicht ist. Gerade weil diese natürlich-sittlichen Ordnungen, diese *νόμος*-artigen *στοιχεῖα τοῦ κόσμου* Macht haben über die Gewissen, und weil das Gewissen, auch das irrende, den Anspruch auf Gehorsam nicht aufgeben kann, läßt sich hier nichts mit Gesetz und Regel, nichts mit Zwang und Gewalt machen. Es genügt nicht, kann aber unter Umständen ein Schade sein, wenn der Heide das absolut Gute thut, nur weil der Missionar ihm das vorgeschrieben hat. Sondern darauf kommt alles an, daß ers auch als eigene Gewissensforderung empfinde.

So unterscheidet Paulus im vierzehnten Kapitel des Römerbriefes verschiedene Stufen christlicher Reife. Der eine magt nicht alles zu essen, der andere ist in dieser Beziehung im Gewissen frei. Der eine macht einen Unterschied unter den Tagen, er fühlt sich an die statutarischen Feiertage gebunden, der andere weiß, daß alle Tage des Herrn sind. Der Apostel, der selber frei ist, hütet sich doch, andere zur gleichen Freiheit mit Gewalt zu zwingen; die Regel, die er aufstellt heißt: *ἕκαστος ἐν τῷ ἰδίῳ νοὶ πληροπορεῖσθω* (R. 5). Nicht was objektiv gegen die höchste sittliche Ordnung verstößt, wird dem Christen als Sünde zugerechnet, sondern was nur mit Verletzung des subjektiven Gewissens geschehen kann, das ist Sünde. *Ὁ δὲ διακρινόμενος, ἐὰν φάγῃ κατακέριται, ὅτι οὐκ ἐκ πίστεως· πᾶν δὲ ὃ οὐκ ἐκ πίστεως ἁμαρτία ἐστίν* (R. 23)¹⁾.

Die Akkommodation gegenüber heidnischen Ordnungen hat also den Sinn, daß das Gewissen des redlichen, aber von der Herrschaft jener *στοιχεῖα* noch nicht innerlich frei gewordenen Menschen geschont werde. Man wende nicht ein: so zart sind die Heidengewissen nicht. Gewissensskrupel wären das letzte, was dem Heiden die Entlassung einer Ehefrau bereitete. Nun wohl, wo es ohne Gewissensverletzung abgeht, da löse

¹⁾ Diese Berufung auf Pauli Handlungsweise ist für das vorliegende Problem nicht ganz zutreffend. D. S.

man das polygamische Verhältniß. Aber man halte sich gegenwärtig, daß in allen Fällen unserer Probleme die Möglichkeit der Reaktion des heidnischen Gewissens vorliegt, schon darum, weil es ja der göttliche Zweck aller jener relativ sittlichen Ordnungen ist, das Bewußtsein einer sittlichen Weltordnung aufrecht zu erhalten, und weil sie darauf angelegt sind, daß ihre Verletzungen Übel, Strafen im Gefolge haben. Von hier aus erscheinen auch die praktischen Schwierigkeiten und Übel, die der Abolitionismus der Polygamie, der Sklaverei, der Rasse gegenüber heraufbeschwört, als keineswegs bloß zufällig. Und gerade wenn das Christentum auf den Plan tritt, so wird es zuerst und vor allem auch das heidnische Gewissen erwecken und beleben. Wohl möglich, daß die Sklaven der griechisch-römischen Kulturwelt in den Erschütterungen der Sklavenkriege verlernt hatten, ihr Abhängigkeitsverhältniß als Ordnung anzusehen. Als das Christentum auf den Plan trat, schärfte es ihnen das Gewissen: „Ihr Sklaven, seid gehorsam euren Herren mit Furcht und Zittern!“

Das heidnische Gewissen kann heidnisch-religiös bestimmt sein, wie bei den den Ahnen opfernden Chinesen. Auch in diesem Falle muß der Mensch seinem Gewissen folgen. Ein Christ kann er natürlich zu gleicher Zeit nicht sein. Die christlich-religiöse Überzeugung würde hier ja sofort die alte Ordnung aufheben. Das Religiöse ist das Prinzipielle, hier entscheidet sich mit der Bekehrung alles auf einen Schlag. Aber es ist im ganzen für die heidnischen Religionen charakteristisch, daß ihre Religiosität für die Gestaltung der Sittlichkeit nur zufällige Bedeutung hat, daß vielmehr die geschilderten sittlichen Ordnungsmächte, statt in der Religion zu wurzeln, neben der Religion hergehen. Darum sind sie auch natürlich nicht sofort mit der religiösen Bekehrung überwunden. Und hier tritt nun der Fall ein, wo jemand seiner innersten Überzeugung nach ein Christ sein kann, obwohl sein Gewissen noch nicht frei ist von dieser oder jener niederen sittlichen Ordnung. In diesem Falle halte man nicht mit der Taufe zurück, sondern trage einstweilen die Schwachheit.

Einstweilen, denn natürlich sollen auch diese *στοιχεῖα τοῦ κόσμου* dem *τέλος* eines jeden *νόμος*, Christo, weichen. Durch das richtige innerliche Mittel und vom richtigen Ende aus, mit viel Geduld sind sie zu überwinden. Ihre Duldung kann immer nur eine vorläufige sein.

IV.

Hiernach bemißt sich das praktische Verhalten zu den eigentümlichen heidnischen Ordnungen, der Polygamie, der Sklaverei, der Rasse,

dem Ahnendienste. Wir werden überall den Punkt suchen, wo das noch heidnisch gewöhnte Gewissen sprechen könnte, und werden das Gewissen, auch das irrende, zu schonen sorgfältig bemüht sein.

Die Polygamie ist nicht Konkubinat, sondern immerhin Ehe. Es kann sein, daß es sich in den meisten Fällen nur um das roheste Nebeneinanderherlaufen handelt. Das ist aber die sittliche Würde des Eheverhältnisses, daß es auch den Polygamisten nicht losläßt mit der Verständnis und Anerkennung heischenden Forderung, etwas höheres zu sein, als Konkubinat. Wäre es nicht möglich, daß einem Polygamisten die überzähligen Frauen, die er entlassen wollte, um Christ werden zu können, erklärten: „Was haben wir gethan, daß du uns verstößest? Wir haben dich lieb gehabt, haben dir die eheliche Treue bewahrt, haben für dich willig und gehorsam gearbeitet, — womit haben wir das verdient, daß du uns verstößest? Und was haben unsere Kinder gethan, daß du ihnen den Vater oder die Mutter rauben willst?“ Wäre es nicht denkbar, daß dem Manne die beabsichtigte Entlassung der Frauen als eine sittlich verwerfliche Ehescheidung, als eine Art Ehebruch erscheint, den sein Gewissen ihm verbietet? Warnock führt als gewichtigen Grund der Abolitionisten den auf, daß die Sünde der Polygamie zwar natürlich, wie jede andere Sünde vergeben werden könne, aber doch nur, wenn man Buße thue. Das fortgesetzte polygamische Verhältniß aber zeige gerade an, daß keine Buße vorhanden sei, also auch keine Vergebung; damit fehle aber die Bedingung für die Taufe. Der treffende, von Warnock geltend gemachte Gegengrund wäre der „daß die Zeit der Unwissenheit nachwirke“. Wir verstehen jetzt prinzipiell, warum und in welchem Sinne die Zeit der Unwissenheit nachwirkt, daß das an die Polygamie noch gebundene Gewissen des Polygamisten nicht durch Fortführung des polygamischen Verhältnisses sündigt, sondern durch seine Auflösung sündigen würde. Es ist keine Rede davon, daß der so beschaffene Polygamist durch die Fortsetzung einer offenbaren Sünde seine Unbußfertigkeit und Taufunwürdigkeit dokumentierte, wenn er die überzähligen Frauen nicht entläßt. Wenn die Abolitionisten weiter sagen: das Christentum fordere überhaupt Opfer, so liegt die Antwort nahe: es kann niemals das Opfer des Gewissens fordern. Die übrigen Gründe der Abolitionisten, die Sie in Warnock's Missionslehre zusammengestellt finden, entbehren vollends der prinzipiellen Bedeutung. Meist betonen sie nur den unbedingt zu zugestehenden Übelstand, der mit der Duldung polygamischer Verhältnisse in der Christengemeinde gegeben ist: besser eine kleine, als eine unreine Gemeinde; es sei inkonsequent und

werde nicht verstanden werden, wenn man dem Getauften die Polygamie verbiete, während man das vor der Taufe entstandene polygamische Verhältniß auch nach der Taufe dulde. Oder man beruft sich darauf, daß die Polygamie durch kein neutestamentliches Beispiel gedeckt sei, — als ob nicht gerade in diesem Falle die alttestamentlichen Beispiele die ausreichende Deckung wären! Oder man macht darauf aufmerksam, daß schon die heidnische Ordnung den Keim der Monogamie enthalte, wie wenn eine Frau als die große vor den andern ausgezeichnet ist, — aber wenn das nun nicht der Fall ist? Oder man weist auf den Erfolg der rigoristischen Praxis in Süd- und West-Afrika wie in der Südsee hin, wobei sich nur fragen würde, ob nicht bedenkliche Mißgriffe im einzelnen mit dem Erfolge im ganzen Hand in Hand gehen können. Uns beirren diese Gründe nicht. Wo es möglich ist, da löse man das polygamische Verhältniß. Aber man vergesse nicht, daß das Gewissen des Polygamisten, — natürlich das christlich beratene — und nicht des Missionars in letzter Instanz über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Lösung entscheidet. Ist man sicher, daß der in Polygamie lebende Taufkandidat ein gewissenhafter Mensch ist, und aufrichtig demütig genug, um die Demütigung zu ertragen, die darin liegt, daß er eine dauernde Anomalie in der Gemeinde sein wird, so taufe man ihn als Polygamisten, wenn er dieses sein Verhältniß nicht zu lösen vermag.

Ganz ähnlich steht es mit der Sklaverei. Auch in diesem Verhältniß steckt eine Ordnung, die trotz aller menschlicher Sünde göttliches¹⁾ Siegel trägt, nämlich die menschliche Über- und Unter-Ordnung. Herren und Sklaven haben aneinander sittliche Rechte und sittliche Pflichten. Gerade unter dem Einfluß der apostolischen Briefe kann bei einem angehenden Christen das Bewußtsein dieser Rechte und Pflichten früher erwachen und tiefer wurzeln, als die Einsicht in das sittlich Verwerfliche der Sklaverei, eine Einsicht die da schwer aufkommen kann, wo dieses Übel eben noch eine soziale Notwendigkeit ist. Auch hier wird es darauf ankommen, die Möglichkeit des Gewissensirrtums richtig herauszufühlen und das Recht des irrenden Gewissens anzuerkennen. Wie, wenn dem Sklavenbesitzer seine Sklaven in dem Lichte eines gottgegebenen, natürlich christlich zu gebrauchenden Mittels erscheinen, seinen unter dem Einflusse des Christentums erst in seinem sittlichen Wert erkannten irdischen Beruf zu erfüllen, während ohne die Sklavenemanzipation unter den in Sklavengegenden herrschenden Arbeitsverhältnissen die Möglichkeit nehme,

¹⁾ Das ist zu viel behauptet.

sich nach seinen neuen, sittlichen Trieben zu bethätigen?¹⁾ Die Sklavenemanzipation kann ihm im Lichte der Treulosigkeit gegenüber seinen Mit-
sklavenhaltern erscheinen, die unter seinem freiwillig übernommenen Ver-
zicht unfreiwillig mit leiden mußten. Involviert doch schon der Begriff
des legitimen Eigentumsrechtes an einem Menschen ein Gewissensurteil.
Erst wenn das Gewissen so weit im christlichen Geiste gereift ist, daß es
Sklaven überhaupt nicht mehr als legitimes Eigentum anzusehen vermag,
ist die Entlassung der Sklaven für den bisherigen Sklavenhalter unbedingt
Pflicht. Paulus setzt offenbar nicht voraus, daß dieser Fall bald und
leicht bei einem Sklavenbesitzer eintreten werde.

Die indische Kaste wird in entsprechend schonender Weise von der
Leipziger Lutherischen Tamulenmission behandelt. Entgegen der englischen
und amerikanischen Praxis, vornehmlich an der Ostentation des Kasten-
bruches den Ernst der Bekehrung zu erkennen, sagt man sich hier, daß
es nicht wohlgethan sei, Leuten, die ohne Kaste in sittlichem Sinne nie
aufrecht gehen gelernt haben, mit einem Schläge jeden Halt zu nehmen,
den sie an ihrer heilig gehaltenen Ordnung hatten. Natürlich, je ent-
schiedener ein konkreter Kastenbrauch der christlichen Sittlichkeit widerstrebt,
desto entschiedener muß er abgethan werden. Der Garant der Kaste ist
eben für den Indier vielfach das religiöse Bewußtsein, und das wird
durch die Bekehrung prinzipiell mit einem Schläge geändert, so daß hier
wirklich ein gutes Stück der Kaste durch die Bekehrung mit einem Male
abgethan wird. Ob z. B. das Gesetz der Nächstenliebe auch der tieferen
Kaste gegenüber gelte, darüber kann bei dem wohl kein Gewissenszweifel
aufkommen, der sich mit Bewußtsein für das Christentum entschieden hat.
Ob aber etwa bei einer Hochzeit für den Christen die Kastengebräuche
verbindlich bleiben, das sind Dinge, zu denen sich das noch nicht reife
Gewissen des christlichen Inders verschieden stellen kann. Hierzu tritt
das Verhältnis der Judenchristen zum jüdischen Ceremonial-Gesetz in nahe
Analogie. Wir meinen: der Gewinn wird größer sein, wenn die völlige Über-
windung der Kaste als reife Frucht des mündig gewordenen christlichen Gewissens
gewonnen werden kann, als wenn ein den unmündigen Indier in tausend Ge-
wissenskonflikte stürzendes äußeres Gesetz die Kaste ein für allemal zerbricht.
Das steht nicht im Widerspruch mit der kirchengesetzlichen Ordnung der
Kastenfrage, die Warned dem Missionar mitgeben möchte. Denn ihre
Festsetzungen stimmen überein mit den Grenzen, die das schwache oder

¹⁾ Das ist eine Idealisierung, die sich im wirklichen Leben nicht findet.

irrende christliche Gewissen von dem spezifisch heidnischen scheidet. Innerhalb der Taufgemeinde aber hat man nur ein irrendes christliches, kein heidnisches Gewissen zu schonen.¹⁾

Am einfachsten verhält es sich mit der chinesischen Ahnenverehrung. Ein wesentlich religiöser Akt, steht sie in unvereinbarem Widerspruch mit der ganzen christlichen Religion. Solange nicht Ahnenopfer und Ahnenverehrung als Götzendienst empfunden werden, solange kann ja von Christentum keine Rede sein. Einzig weil das Moment der kindlichen Pietät in dieser heidnischen Ordnung steckt, mag dabei auch das christliche Gewissen in Frage kommen. Da es aber unter allen Umständen möglich ist, der kindlichen Pietät ein sittlich reines Feld der Bethätigung zu eröffnen, so ist hier eine Akkomodation zur Schonung irrender Gewissen schlechterdings nicht am Platze.

Noch einmal sei's gesagt: uns hat die prinzipielle Seite unserer Probleme interessiert. Die Schonung jener relativ-sittlichen Ordnungen, die wir prinzipiell begründet haben, setzt natürlich immer die entsprechenden Gewissensurteile der Proselyten voraus. Faktisch wird es ja oft vorkommen, daß der Missionar keine Ursache hat, ein irrendes Gewissen zu schonen, sei es, daß das Gewissen des Heiden in diesen Dingen überhaupt nicht reagiert, sei es, daß es sich hat belehren lassen und zur evangelischen Reife durchgedrungen ist. Aber eben, weil das so ist, folgt noch nicht aus der Thatfache, daß der rigorose Abolitionismus vielleicht oft das Richtige getroffen hat, daß er nun auch immer richtig sei. Es ist vielmehr Aufgabe der Praxis, im konkreten Falle die richtige Anwendung unserer prinzipiellen Erkenntnis zu machen. Und eben dazu können statutarische Ordnungen wohl Handreichung thun, wie sie z. B. Warnecks Missionslehre bietet. Es besteht also nicht etwa ein Gegensatz zwischen ihnen und unserer Betonung des Gewissensstandpunktes. Vielmehr stimmen jene praktischen Erörterungen mit unsern prinzipiellen Erwägungen bis ins Einzelne vortrefflich zusammen, und bilden damit gleichsam die Probe auf unser Exempel.

Das relative Recht des irrenden Gewissens und die Notwendigkeit seiner Schonung haben wir als das Konstitutive der eigentümlichen ethischen Probleme unseres Themas erkannt. Vielleicht erscheint es aber doch als eine nicht ganz unbedenkliche Konzeßion, wenn nunmehr eine große Mannigfaltigkeit sittlicher Stufen in der Christenheit geduldet werden soll, da ihre Sittlichkeit doch eigentlich nur eine ist, normiert durch den einen,

¹⁾ Diese Erledigung der Rassenfrage ist doch etwas zu summarisch. D. S.

allezeit heiligen Gotteswillen. Aber wollen Sie bedenken, daß auch bei uns beides zu finden ist, jene relativen sittlichen Ordnungen, jene *στοιχεῖα τοῦ κόσμου*, und diese unterschiedlichen Stufen sittlicher Reife. Sohm hat bekanntlich das ganze Recht einen geborenen Heiden genannt, der nicht getauft werden könne. Denn es rechnet mit der „Herzenshärtigkeit“ des Volkes, und kann nicht anders. Gerade dem öffentlichen Rechte gegenüber wird sich der Grad der sittlichen Reife des Christen bewähren. Dem einen erscheint etwa ein rechtlich gangbarer Weg unbedenklich, während die Gewissenhaftigkeit des andern ihn nicht mehr gehen kann. Oder denken Sie an pietistische Unfreiheit. Da haben Sie ein Beispiel für falsche Gewissensbindung. Und doch wird niemand den Pietisten das Christentum absprechen wollen. — Nur weil die in unserm Volke lebenden Ordnungen, auch wenn sie natürlicher Art sind, längst christlich orientiert sind, fehlt es an so augenfälligen Differenzen des christlich-sittlichen Urteils, wie wir ihnen etwa bei jungen Heidenchristen in Bezug auf Polygamie, Sklaverei und Kaste begegnen. Wir dürfen niemals vergessen, daß die Konformität des christlich-sittlichen Urteils nicht etwa die Voraussetzung der Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinde bildet, sondern vielmehr nur das Ziel der intensivsten christlich-sittlichen Entwicklung der Individuen sein kann. Wir werden die Abnormitäten des sittlichen Urteils junger Heidenchristen in dem Maße milder beurteilen, als wir zunehmen in der Erkenntnis, wieviel uns selber noch daran fehlt, daß wir wirklich allseitig „prüfen mögen, welches da sei der gute, wohlgefällige und der vollkommene Gotteswille.“

Die Norwegische Missionsgesellschaft.

Von P. Berlin.

II. Die Missionsgebiete.

1. Das Sululand und Natal.

Es ist bekannt, einen wie schweren Anfang die norwegische Mission auf diesem Gebiete gehabt hat. Drei Abschnitte lassen sich hier unterscheiden: 1. Die Zeit bis zu Bischof Schreuders Austritt aus ihrem Dienst 1873, 2. die Zeit der politischen Wirren, die sich an die Namen Ketschwayo und Dinizulu knüpfen, bis 1888, 3. die Zeit ruhiger Entwicklung seitdem.

Die ersten 24 Jahre (1849—73) waren Jahre mühsamer Arbeit auf dem harten Boden der Sulu, welche der Mission innerlich widerstrebten und namentlich eine Einwirkung auf die Jugend aufs äußerste bekämpften. „Uns Alten — hieß es — kann es nichts schaden, wenn wir am Sonntag zu euch kommen, denn wir haben einen Schild in unserem Herzen, den die Pfeile eures Wortes nicht durchdringen können; aber die Kinder sind noch weich und biegsam und es könnte sein, daß sie von euch überwunden und gläubig würden, aber einen Gläubigen wollen wir in unserer Familie nicht haben.“ Daher belief sich die Zahl der Getauften 1873 erst auf 245, worunter 105 Kinder waren. Der zweite Abschnitt war eine Zeit voller Unruhe und Drangsal. Der Kampf zwischen den Sulu und den Engländern, bezw. holländischen Buren wurde ausgekämpft und dahin entschieden, daß die Sulu ihre Selbständigkeit verloren. Kurze Zeit berauscht durch ihren Sieg bei Isandihwana, mußten sie bald die englische Übermacht anerkennen, und ihre zeitweilige Anlehnung an die Buren führte nur zur Abtretung des nördlichen Stückes ihres Landes an Transvaal. Da mußten die Missionare ihre Stationen verlassen und fanden sie in Trümmern wieder. Auf eine kurze Friedenszeit folgten neue Unruhen, bis 1888 das Sululand unter englische Verwaltung kam. Bei allen Unruhen und Nöten waren diese 15 Jahre doch eine Zeit des Wachstums für die norwegische Mission: eine Anzahl neuer Stationen entstand und eine früher unmögliche Thätigkeit in der Umgegend der Stationen konnte beginnen. Die Anfänge von Gemeinden, welche die erste Periode gesehen hatte, wuchsen sich zu wirklichen Gemeinden aus, namentlich in Umpumulo und Gshome. Im dritten Abschnitt steht das Suluvolk, das stolze, unbändige, seiner Selbständigkeit beraubt da; es ist erniedrigt, freilich ohne sich zu demütigen; es lernt arbeiten und geht nach Johannesburg in die Goldfelder, nach Durban zur Hafenarbeit. „Gehören diese Leute“ — so fragt sich Missionar Stavem verwundert, wenn er die Sulujünglinge Balken tragen oder vor dem aus Japan eingeführten In-rischa laufen sieht — „demselben Volke an, das vor 20 Jahren einen englischen Bischof, der sich vom Könige Träger ausgebeten hatte, auf einen Hügel hinwarf und ausrief: „Sollen wir einen solchen umlungu (Europäer) tragen, der noch nicht einmal tot ist? Kann er nicht ebensogut auf seinen Beinen gehn wie andere?“ (56. J. B. S. 9.) Trotzdem ist der „materialistische konservative Volkscharakter nicht verändert“, und alle politische Erniedrigung, alle Heimsuchungen, wie zuletzt durch die furchtbare Kinderpest, haben eine wirkliche Geneigtheit zur Annahme des Evangeliums

nicht gebracht. Eine Erweckung ist durch das Volk noch nicht gegangen. Die Bedingungen für die Missionsarbeit sind aber doch zum Teil günstiger geworden, zum Teil allerdings schlechter. Der Erwerbsbetrieb führt die Leute oft in die Weite, namentlich ist Johannesburg der gewaltige Magnet, der weithin zieht. Das Eindringen der europäischen Civilisation hat seine Gefahren, die englischen Garnisonen sind nicht immer förderliche Elemente, der Branntwein verleugnet selbstverständlich auch dort seine Natur nicht. Aber vieles ist doch anders geworden. Die altheidnische Rechtspflege mit ihrem „Ausrichtungssystem“ ist geschwunden, die Gewaltherrschaft der heidnischen Häuptlinge ist beschränkt, die Jugend geht zahlreich durch die Schule mit ihrer Zucht, Vernunft regt sich in immer weiteren Kreisen. Die Erkenntnis von der Verkehrtheit des Heidentums geht hier und da auf, aber auch der Widerstand gegen das Wort wird bewußter. Alles in allem, eine neue Zeit ist für die Sulu angebrochen, und die — nicht bloß bei den Norwegern — wachsenden Zahlen der Übertritte (in Eshowe konnte das Jahr 1898 geradezu ein „Erntejahr“ genannt werden) wiesen darauf hin, daß die Morgendämmerung im Anzuge ist. Ist das Sulu-volk schwer zu gewinnen, warum soll es nicht einst, wenn das Evangelium es mehr und mehr innerlich durchdrungen und seine Gaben zu voller Entwicklung gebracht hat, ein Christenvolk werden, das ein Träger des Evangeliums wird, wie etwa einst in unserm Vaterlande die Sachsen? Ob freilich die „äthiopische Kirche“ mit ihrer mißtrauisch-neidischen Feindschaft gegen die Weißen einer solchen Entwicklung zu dienen vermag, muß sehr dahingestellt sein; übrigens sind die norwegischen Gemeinden von dieser Bewegung bisher nur wenig berührt worden (N. M. T. 1900. S. 136 ff.).

In Natal liegen 4 Stationen: Ziniambaty, Umpumulo, Gotimati (südlich vom Zugela) und Durban (zugleich Pflege einer skandinavischen Gemeinde und Seemannsmission). Im Sulu-lande liegen 10 Stationen: Eshowe, Ungoye, Empangeni, Umbonambi, Upatane, Imfule, Emahlabatini, Ekombe, Emamba, Ehlungwini, dazu eine Station in dem an Transvaal abgetretenen Teile, Inhsalatye. Eshowe mit 450 und Umpumulo mit 459 Christen sind die größten Stationen. Upatane, Emamba, Ehlungwini und Durban sind neuere mit kleinen Gemeinden. Die Gesamtzahl der Gemeindeglieder betrug Ende 1899 2072 mit 1204 Abendmahlsberechtigten — also eine Zunahme im letzten Jahrzehnt. Zu den Stationen gehören noch 88 Predigtplätze. Neben den 13 Missionaren (es fehlten einige an der vollen Besetzung) arbeiteten 41 eingeborene Gehilfen als Lehrer und Evangelisten, von denen einer, Simon, seit 1893 ordiniert ist. Die Missionsarbeit besteht in täglicher Hausandacht für die eingeborenen Diener, in dem Unterricht der Katechumenen in biblischer Geschichte und Katechismus, in der Abhaltung der sonntäglichen Gottesdienste, zu denen vielfach auch Heiden kommen, namentlich solche, die schon Beziehungen zu Christen haben, und in dem regelmäßigen Besuch der in der Umgebung der Station liegenden Kraale, der

wohl beschwerlich ist, aber als ein sehr wirksames Missionsmittel sich herausgestellt hat (N. M. T. 1900 S. 126). Dazu kommt die Schularbeit. Außer jenen vier jüngeren haben alle Stationen Schulen mit 444 Schülern, dazu finden sich noch 21 kleinere Schulen mit 224 Schülern und eine Anzahl von Schulen für Erwachsene mit 182 Teilnehmern. Die Schulen erhielten Staatsunterstützungen von zuletzt über 5000 Mk. Die Kinder in den Schulen sind meistens getauft; die Heiden schicken ihre Kinder nicht gern in die Schule. Zur Förderung der Schulen wie der evangelistischen Thätigkeit in den Stationsgebieten ist in Umpumulo unter Miss. Ingebriffsen ein Seminar errichtet, das — nach Aufhebung der früher dort bestehenden Schule für Missionskinder räumlich erweitert — junge Männer in biblischer Geschichte, Bibellehre, Englisch und in der Muttersprache, Geographie, Schreiben, Rechnen und Singen unterrichtet. Da die Vorkenntnisse meist nur gering sind, so ist die Ausbildung der jungen Lehrer noch nicht bedeutend, doch läßt sich ein Fortschritt darin schon erkennen, und was wichtiger ist, Fleiß und Führung der jungen Leute sind im allgemeinen zu loben, wie denn auch über die Leistungen und die Persönlichkeit der eingeborenen Gehilfen meist anerkennende Urteile gefällt werden. Diese Mitarbeit der Eingeborenen, zu welcher auch manche freiwillige Thätigkeit anderer Christen kommt, ist jedenfalls ein hoffnungsvolles Zeichen und beweist, daß das Evangelium trotz des harten Bodens schon Wurzel geschlagen hat. Eine „Arbeitschule“ in Eshowe, Schmiede und Wagenbauerei, hatte sich erfreulich entwickelt und ökonomische Selbständigkeit gewonnen, als die Rinderpest, welche den gesamten Transport lahm legte, auch hier flörend eingriff. Die Zahl der Lehrlinge mußte bedeutend herabgesetzt werden, so daß die Anstalt eigentlich ihre Bedeutung verloren hat. Während des Krieges kam sie gänzlich zum Stillstand. Auch auf den andern Stationen wird die Arbeit gepflegt, namentlich durch Nähschulen. Die Frauen werden in manchen Stationen zu Näharbeiten für die Zwecke der Mission gesammelt. Auch diese kleinen, von den Missionarsfrauen gepflegten Frauenvereine sollen das Bewußtsein vertiefen, daß die Gemeinden zur Verbreitung des Evangeliums mithelfen müssen. Eine wichtige Maßregel, welche mit dem Erstarken der Gemeinden zusammenhing, war seit 1895, die Selbständigkeit der Gemeinden zu begründen, teils durch Ansammlung von Geld für Gemeinde- oder Missionszwecke, teils durch die Gewöhnung der Eltern, für die Schulbedürfnisse ihrer Kinder selbst zu sorgen. Freilich haben auch hier die wirtschaftlichen Nöte der letzten Jahre, Heuschrecken, Dürre, Rinderpest, Hindernisse in den Weg gelegt, und die Befürchtung konnte entstehen, daß diese Hindernisse die Sache zum Scheitern bringen würden. Allein man sagte sich andrerseits, daß man doch vorwärts kommen würde, wenn man immer wieder mit unermüdlicher Ausdauer den Gemeinden ihre Verpflichtung zum Bewußtsein brächte, und man hat sich darin nicht getäuscht. Die Aufbringungen der Gemeinden sind trotz schlechter Zeiten gestiegen, sie betrugen für 1897 ca. 1500, für 1898 2520, 1899 2800 Mk., und mehr und mehr haben die Eltern angefangen, selbständig den Kindern die Schulbedürfnisse zu gewähren, auch ein kleines Schulgeld zu zahlen. Die Zeit, die Gemeinden zu einer vollen Selbstregierung zu organisieren, ist noch nicht gekommen; die missionarische Leitung der Gemeinden ist noch durchaus notwendig.

Die Verwaltungsordnung auf dem Missionsgebiete ist nicht immer dieselbe gewesen. In der ersten Zeit war Schreuder (seit 1866 Bischof)

die leitende Persönlichkeit, neben der die von der heimatischen Leitung angeordneten Konferenzen der Missionare nicht sehr zur Geltung kamen. Nach seinem Ausscheiden (1873) wurde eine Leitungskommission (Bestyrelseskomitee) aus 3 Missionaren eingesetzt. 1877 trat eine neue Konferenzordnung in Kraft, nach welcher ein aufsichtsführender Missionar (Tilsynsmand), der von den Missionaren unter Bestätigung durch den Hauptvorstand jedesmal auf 5 Jahre gewählt wurde, die Leitung der Mission übernahm. Dieser Missionsuperintendent hat mindestens einmal im Laufe von 2 Jahren die Stationen zu visitieren, die Konferenz zu vertreten, die Verwaltung zu führen, den Verkehr mit dem Hauptvorstand zu vermitteln und die jährlichen Versammlungen vorzubereiten.¹⁾ Superintendent ist seit 1887 Missionar Stavem als Nachfolger des 38 Jahre in Afrika thätig gewesenen Missionars Østebro, † 1893.²⁾ Die Missionare versammeln sich jährlich einmal (eventuell in Notfällen außerordentlich) zu einer Konferenz, auf welcher der Superintendent über den Stand des Missionswerkes berichtet und die gemeinsamen Angelegenheiten — Anlage von Stationen, Versetzung von Missionaren, Bau von Kirchen, Schulen u. s. w., allgemeine Schulsachen, litterarische Arbeiten, etwa vorgekommene Differenzen, ökonomische Fragen u. a. — geordnet werden; die Beschlüsse werden dem Hauptvorstand zur Bestätigung eingereicht. Die jungen Missionare, welche noch nicht 2 Jahre im Dienst sind, haben kein Stimmrecht. Diese mit Gottesdienst und Abendmahlsfeier eingeleiteten Konferenztage sind für die zerstreuten Missionen herbeigesehnte Festtage, welche das Bewußtsein der Gemeinschaft bei ihnen pflegen und sie zu neuer Arbeit stärken.

Wichtig für die Zukunft der Stationen und die ganze Missionsarbeit sind die Besitzverhältnisse. Nachdem die Sonderstellung, welche das Sululand zuerst in Bezug auf die Landesverwaltung eingenommen hatte, zu Ende gegangen war (1897), faßte der leitende Missionar Stavem die Regelung der Landfrage ins Auge, um den Stationen die früher erworbenen Besitzrechte zu sichern und womöglich das Eindringen von vielleicht zweifelhaften europäischen Elementen in die Missionsgebiete zu verhindern, da die Einrichtung von sog. Lokationen in Aussicht genommen war. Er stellte, so gut es ging, die Grenzen der Stationsländereien, die Besitzrechte, die wünschenswerten Lokationen fest und suchte ihre An-

¹⁾ Instrug for det Norske Missionssekrets Udsendinge, § 18 ff.

²⁾ Mit seiner 1899 in Eshowe, seiner alten Station, gestorbenen Witwe ist nun das letzte Glied der ältesten Missionärgeneration heimgegangen.

erkenntnis bei der englischen Behörde 1898 nach, doch war die Kommission, welche das Land bereisen und Vorschläge für die neue Ordnung machen sollte, 1899 noch nicht gebildet. Der Burenkrieg hat diese Angelegenheit natürlich nicht gefördert.

Auch sonst hat er, abgesehen von der Teuerung, die er verursacht hat, allerlei Störungen mit sich gebracht. Die in Transvaal liegende Station Insafhatye hat Missionar Vorgen verlassen und sich nach Ekombe begeben. Auch Ematlabatini mußte eine Zeit lang verlassen werden und erlitt Plünderung. Ekombe, als die westlichste und dem Kriegsschauplatz um Ladysmith am nächsten gelegene Station, ist im Februar 1900 in die Kriegsunruhen hineingezogen worden. Ein Teil der Bewohner flüchtete, das Schulhaus wurde zum Lazarett, mehrere Wochen lag die Missionsarbeit still und war die Station vom Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten. Da der Krieg später eine andere Wendung nahm, so schwand auch für diese vorgeschobene Station weitere Gefahr.

Die Gedanken der Raffern waren vom Kriege sehr stark eingenommen, selbst die alten Frauen sprechen vom Kriege, als ob ihre eigenen Söhne im Felde ständen (N. M. T. 1900 S. 55).

Mit den übrigen in Sululand und Natal arbeitenden Missionsgesellschaften hat die norwegische stets in gutem Einvernehmen gestanden. Ein Zeugnis dafür ist die „lutherische Konferenz“, welche, aus deutschen, norwegischen und schwedischen Missionaren bestehend, jetzt ein Sulugesangbuch herausgegeben hat, dessen Erscheinen freudig begrüßt worden ist.

2. Das Inland von Madagaskar.

Der Regierungswechsel, welcher im Jahre 1861 in Madagaskar nach der schweren Verfolgungszeit Religionsfreiheit brachte und damit einen neuen Abschnitt in der Entwicklung des Landes bezeichnet, hatte die Aufmerksamkeit des Hauptvorstandes in Stavanger auf Madagaskar gerichtet, und da die Verhältnisse im Lande günstig waren, die Londoner Mission kein Bedenken gegen den Eintritt der Norweger hatte und außerdem Missionare zur Verfügung standen, so wurden nach vielfachen Vorbereitungen und Erkundigungen 1866 die beiden ersten Missionare, Engh und Nilsen, nach Madagaskar gesandt, wo sie in Antananarivo bei den Londonern gute Aufnahme fanden und zunächst die Landessprache sich aneigneten. Im nächsten Jahre kam Bischof Schreuder nach Antananarivo und verhandelte mit den Londonern über die Abgrenzung des den Norwegern zuzuwiesenden Missionsgebietes. Von den ihnen zur Verfügung gestellten

Gebieten wählten die Norweger die südlich von der Hauptstadt gelegene volkreiche Provinz Betsileo, während die Londoner Zimerina für sich behielten, doch so, daß die Norweger auch in der Hauptstadt eine „repräsentative“ Station hatten, um in Verbindung mit der Landesregierung bleiben und ihre zu Frondiensten u. s. w. nach der Hauptstadt kommenden Angehörigen geistlich pflegen zu können. Eigentliche Missionsthätigkeit wollten sie in der Hauptstadt nicht entfalten. Leider machten die Londoner später, als die Zahl der Norweger größer wurde und der Strom der Christianisierung zu fluten begann, in etwas selbstüchtiger Weise den Versuch, die Norweger aus der Hauptstadt und aus Betsileo zu verdrängen, so daß das freundschaftliche Verhältnis zwischen beiden Gesellschaften zeitweise beeinträchtigt wurde, bis die weitere Entwicklung den Norwegern Recht gab. Diese hielten sich an die Abmachungen Schreuders fest gebunden. Später führte der Gegensatz gegen die Katholiken, die Bibelrevision und die gemeinsame Thätigkeit an der medizinischen Schule in der Hauptstadt die beiden Gesellschaften wieder näher, doch konnte eine Abgrenzung der beiderseitigen Missionsgebiete in Südbetsileo nicht erreicht werden.

Die madagassische Landesregierung sah den neuen Ankömmlingen mit einer gewissen Bedenkllichkeit entgegen, da Norwegen weder einen Konsul im Lande hatte, noch in einem Vertragsverhältnis zu ihm stand. Allein diese Schwierigkeiten erledigten sich bald, je mehr es klar wurde, daß die Missionare nur das Evangelium verkündigen und Seelen für den Herrn gewinnen wollten, und die Norweger haben diesen Zustand der „Rechtslosigkeit“ nie als einen Übelstand empfunden, sondern sind im Gegenteil durch freundschaftliche Verhandlungen mit der Regierung, bezw. den örtlichen Behörden — allerdings mit viel Geduld und Selbstbeschränkung — genügend zu ihrem Ziele gekommen. Sie hatten das Bewußtsein, daß sie nur an das Gerechtigkeitsgefühl und den guten Willen der Regierung appellieren, niemals aber sie in politische Schwierigkeiten verwickeln konnten, und „damit“ — sagt Missions-Superintendent Dahle¹⁾ — „kommt man am weitesten. Es ist überhaupt miserabel, daß ein Missionar genötigt sein soll, sich an den Beistand einer außenstehenden Macht gegen die Landesregierung zu wenden, und er wird es möglichst zu vermeiden suchen, selbst wenn er Anlaß dazu hat. Das setzt oft böses Blut und schadet seiner Stellung im Lande, und damit seiner Missionsthätigkeit“ — ein Grundsatz, dessen Wahrheit sich auch jetzt wieder in China gezeigt hat.

¹⁾ Mitgeteilt in Dahles Jubiläumsschrift S. 154.

Die Norweger konnten die Arbeit in Madagaskar mit zahlreichen Kräften beginnen und schnell eine Anzahl von Stationen besetzen, die — wie sie später erkannt haben — zu nahe bei einander angelegt waren und somit nicht die Auffassung des Volkes in einem weiteren Umkreise ermöglichten. Dies wäre sehr vorteilhaft gewesen, da die 1868 den Thron bestiegende Königin Ranavalona II. den Wunsch hatte, ihre Unterthanen „beten“ zu sehen, und durch ihren Übertritt zum Christentum 1869 eine christentumsfreundliche Bewegung im Lande hervorrief. Engh und Borgen ließen sich Ende 1867 in Betafo nieder, 1869 wurden die Stationen Masinandraina und Sirabe (östlich bzw. südlich von B.) gegründet, 1870 folgten Ambohimasina, Soavina, Loharano und Manondona, so daß nun Nordbetsileo zur Genüge besetzt war. Die spätere Aussendung von Missionsarbeitern ermöglichte daher in den siebziger Jahren die Besetzung von Mittel- (Ambato, Fihafinana) und Südbetsileo (Fianarantsoa und Soatanana), ja, es konnten sogar schon Missionare nach der Westküste gesandt werden, um auch hier mit der Verkündigung des Evangeliums zu beginnen. So zeigt das erste Jahrzehnt eine schnelle Ausdehnung der Mission, aber auch schon erfreuliche Früchte der sorgfältigen und vielseitigen Arbeit. Mancherlei Umstände begünstigten die Arbeit, namentlich die politische Ruhe im Lande, eine Folge von Radamas I. Geschick, die kleinen Könige im Lande seiner Macht unterthan zu machen, sowie die eingeführte Religionsfreiheit und die christentumsfreundliche Stellung der Königin Ranavalona. Aber es fehlte auch an Hindernissen nicht: die Wurzeln des Heidentums reichten noch tief in die Herzen hinein, trotz aller Begünstigungen des Christentums von oben her, namentlich gingen von einzelnen Orten starke heidnische Gegenwirkungen aus. Auch daß die Königin einer andern kirchlichen Gemeinschaft angehörte, wurde gegen die Norweger benutzt, namentlich von Männern, die dem Hofe nahe standen, und schon in jener Zeit finden sich Versuche der Katholiken, sich in die evangelische Mission störend einzudrängen. Doch die Arbeit ging vorwärts, der ersten Laufe in Betafo 1869 folgten bald mehr, und 1877 waren etwa 800 Christen, meist in kleinen Gemeinden, gesammelt, deren jede ihr Kirchlein hatte, so daß dadurch die Aufsicht erschwert wurde, zumal es den Missionaren damals noch an hinreichend vorgebildeten, zuverlässigen eingebornen Gehilfen fehlte, zu deren Gewinnung seit 1871 in der Hauptstadt Miss. Dahle ein theologisches Seminar angelegt hatte, während Borchgrevink hier eine mehr und mehr sich ausbreitende ärztliche Thätigkeit entfaltete.

Zeigt das erste Jahrzehnt eine schnelle Ausdehnung der Arbeit, so ist das zweite mehr eine Zeit des Stillstandes nach außen und zugleich einer überaus angestregten inneren Thätigkeit, der die 1877 in Antananarivo angelegte Druckerei sehr zu gute kam. Es war richtig, daß durch die Einführung einer festen Konferenzordnung 1877 die Gleichmäßigkeit und Einheitlichkeit der Arbeit gesichert wurde. Seit Bischof Schreuders Austritt (1873) hatten die Missionare in dem Bedürfnis gegenseitiger Anlehnung und Stärkung freie Konferenzen gehalten, welche bei der Eintracht zwischen den Missionaren und dem heimatlichen Vorstande segensreich waren; aber die Ordnung und feste Umgrenzung der Befugnisse

der Konferenzen und die Einsetzung eines aufsichtsführenden Missionars — der erste Superintendent war Missionar Dahle 1877—87 — erwies sich als eine sehr heilsame Maßregel, gerade bei der neuen Wendung, welche die Missionsarbeit nun nehmen sollte. Im Jahre 1880 wurde nämlich die allgemeine Schulpflicht für die Jugend von 8—16 Jahren durch die Regierung eingeführt, und zwar wurde, nachdem zuerst — wie so häufig — zwischen Anordnung und Ausführung eine starke Kluft gewesen war, 1882 Ernst mit der Ausführung dieser Maßregel gemacht, und die Zahl der eingeschriebenen Schüler (trotzdem die landesübliche Bestechung manche Unvollkommenheit in die Listen gebracht hatte) stieg in Imerina und Vetsileo auf 100000, wovon auf die Norweger 30000 kamen, das war ein Zuwachs von 20000 Kindern auf einmal! Es war keine leichte Sache, für eine solche Schar Schulhäuser, Lehrer, Bücher und sonstiges Material zu schaffen, und es war um so weniger leicht, als der Konferenz von 1882 vom Hauptvorstande die größte Sparsamkeit bei der Aufstellung des Haushaltanschlages zur Pflicht gemacht worden war. Sollte man der Mittel wegen hier zurücktreten und diese Schar von Kindern, die zukünftige madagassische Generation, womöglich den Jesuiten überlassen? Die Kommission beschloß, „ihren Gefellen zu winken, die im anderen Schiffe waren“, d. h. einen Appell an die heimische Missionsgemeinde, die Generalversammlung, zu richten, und diese, getreu dem rechten Missionsglauben, „daß eine Missionsthätigkeit nicht auf bereits vorhandene Kapitalien gegründet werden dürfe, sondern auf das Vertrauen zu dem Herrn, dessen Sache sie ist, und in dessen Namen sie begonnen und fortgesetzt werden muß“, schreckte nicht davor zurück, die erforderlichen Missionsmittel von 200000 auf 300000 Kr. zu erhöhen. Und so kam die vergrößerte Schulthätigkeit, freilich in dürftiger Ausstattung, in Gang und wurde so reich gesegnet, daß die Zahl der Gemeindeglieder, welche 1881 schon 3000 betrug, mit jedem Jahre um mehrere Tausend wuchs. Die Missionsarbeit wurde jetzt ein hervortretender Faktor in der Entwicklung des madagassischen Volkes; aus der Arbeit an den Einzelnen war eine Arbeit geworden, welche ihre Bedeutung hatte für das ganze Volksleben. Eine große Störung brachte der Krieg zwischen Frankreich und Madagaskar 1883, in welchem die Missionare ihre Stationen verlassen und in Antananarivo und Fianarantsoa sich sammeln mußten, so daß monatelang die Missionsarbeit darnieder lag. Dazu hatte der Krieg viel Räuberei, Einfälle der Sakalawen, Fortschleppung von Sklaven im Gefolge, sodaß es an dunklen

Schatten in dieser Zeit nicht fehlt. Aber dann ging die Arbeit weiter und Segen begleitete sie. In Betafo konnten nach einer Erweckung an einem Tage 95 Erwachsene getauft werden, und 1887 belief sich die Zahl der Gemeindeglieder auf ca 16000 — welch ein Wachstum in sechs Jahren! Auch dieses Wachstum stellte seine Aufgaben, schuf Freude mit Bittern: viele ließen sich von dem Strome treiben, der durch das Volk hindurchging und einen allgemeinen Übergang zum Christentum bedeutete. Da war es die Aufgabe der Mission, diesen Strom in das rechte Bett zu leiten und Fürsorge zu treffen, daß die Gemeinden auch aufgebaut wurden aus lebendigen Steinen. Und gerade in dieser Beziehung haben die Norweger gründliche Arbeit geleistet und der Versuchung widerstanden, die so nahe lag und der die Londoner Mission unterlegen ist, die Quantität auf Kosten der Qualität zu überschätzen. Man öffnete hier die Thore weit und nahm auf alles was kam, in der Hoffnung, durch nachfolgende christliche Unterweisung die unwissenden Leute zu rechten Christen zu machen. Man begnügte sich mit ihrer Erklärung, Christen werden zu wollen, und taufte sie daraufhin, während die Norweger nur tauften, wenn die Täuflinge den lutherischen Katechismus und das wichtigste von der biblischen Geschichte inne hatten und lesen konnten — höchstens bei älteren Personen ließen sie davon etwas nach. Dazu kam, daß die Londoner, weil die Königin und der Hof ihnen zugehörten, großes Ansehen besaßen und viele, welche um der Menschen willen dem Strome folgten, sich gerade ihnen angeschlossen, während es bei den Norwegern an einem solchen äußeren Anreiz fehlte. Sie behielten auch die Kontrolle über die Täuflinge mehr in ihrer eigenen Hand, statt sie mit den Londonern den eingeborenen Predigern zu überlassen. Was Missionar Meeg im Jahre 1899 über den Katechumenen-Unterricht schreibt, kann auch auf die damalige Zeit angewendet werden (N. M. T. 1899 S. 165).

„Wir haben, zum Teil durch bittere Erfahrungen und in dem Maße, wie die Gemeinden wuchsen und ihr Zustand bekannt wurde, eingesehen, daß hier die grundlegende Gemeindegarbeit ist. Das Ziel des Taufunterrichts kann nur das fundamentale sein: Gott und Jesum zu kennen, wie ihn die heilige Geschichte uns darbietet. In der Regel wird keine Taufhandlung von meinem eingebornen Pastor vorgenommen, ohne daß ich vorher von den Kenntnissen der Katechumenen mich vergewissert habe.“

Denn was die eingeborenen Christen, auch die Pastoren, angeht, so wird oft darüber geklagt, daß es ihnen an Reife und Selbständigkeit des Charakters fehlt, daß, wo sie zu leiten haben, es leicht darüber und darunter geht, und daß sie eine planmäßige, die Zukunft vorbereitende

Arbeit nicht kennen. So wird es begreiflich, daß die norwegischen Gemeinden fester gegründet waren als die der Londoner Mission und daß ihre kleineren Mitgliederzahlen durchaus nicht ihre Schwäche ausmachten.

Der Beginn des dritten Jahrzehnts brachte, da neue Kräfte aus der Heimat nicht bloß die Lücken auf den alten Gebieten ausfüllten, eine neue Erweiterung der Mission, nachdem der kühne Entdecker, Missionar Nil sen-Lund, seine erste Forschungsreise ins Gebiet der Barastämme (südlich von Betsileo) und an die Südostküste unternommen hatte.

1888 wurden die Stationen Ihojy im Baralande, Bangaindrano unter den Tsijaka und Fort Dauphin unter den Tanosi an der Südostküste gegründet, Erweiterungen, welche aber bald genug durch Todesfälle und schwere Erkrankungen allerlei Wechsel unter den Missionsarbeitern verursachten. Die Mission auf der Südküste von St. Augustin bis Fort Dauphin wurde durch Beschluß der Generalversammlung 1892 der „vereinigten norwegischen Kirche“ in Amerika überlassen, dagegen wurden die an Betsileo angrenzenden Gebiete besetzt. Mibongy im Westen (eine Art Verbindung mit dem Sakalawagebiete an der Westküste), Ambohimanafoa (Tsalo) in Westbara, Ivohibe in Ostbara, Ambohimangafeli im Tanalalande (östlich von Betsileo) und die nördlich hiervon gelegene Waldgegend. Im Interesse der besseren Beaufsichtigung und mit Rücksicht auf die geographische Lage ist das Missionsgebiet in Madagaskar jetzt in 3 Konferenzbezirke eingeteilt: Inland mit Bara- und Tanalaland, Westküste und Ostküste, deren jeder seinen Superintendenten hat.

Auf diese Periode der Ausdehnung folgt nun wieder eine Periode der inneren Arbeit, der Sichtung und Befestigung, eingeleitet durch die großen Umwälzungen, welche die französische Eroberung 1895 hervorgerufen hat. Was Dahle 1892 schrieb (Zubil. Schr. S. 230), daß das Verhältnis Frankreichs zu Madagaskar zu einem Kriege dränge, dessen Folgen für die Mission unberechenbar seien, das ist zur Thatsache geworden; die damals sich ansammelnden Gewitterwolken sind nicht vorübergezogen, sondern haben einen tropischen Sturm mit verheerenden Wirkungen gebracht. Auf den französischen Krieg und die darauf folgende heidnisch-nationale Reaktion, welche gegen die christlichen Missionen wütete und gegen 1000 christliche Kirchen zerstörte, im einzelnen einzugehen, erübrigt sich, da die Kurze'schen Aufsätze über die Lage in Madagaskar in dieser Zeitschrift ausführliche Mitteilungen gebracht haben. Die Verwüstungen dieser Zeit, in welcher ein eingeborener Pastor ermordet, die Station Loharano zerstört, Sirabe unter schweren Beschädigungen und Verlusten an wertvollen Gebäuden wunderbar gerettet, aber nicht einmal das nahe dabei gelegene Ausfäzigidorf verschont wurde, sind wieder überwunden, Kirchen und Stationsgebäude wieder aufgebaut, die Ge-

meinden wieder gesammelt worden. Aber nun handelte es sich um zwei schwierige Dinge: um das Eindringen der Katholiken, namentlich der Jesuiten in die norwegische Mission und um das Einleben in die durch die französische Besitzergreifung entstehende politisch-soziale Neugestaltung der Verhältnisse.

Die Jesuiten versuchten nicht bloß, die Mitglieder der norwegischen Gemeinden zum Katholicismus herüberzuziehen, indem sie die Losung ausgaben, katholisch und französisch sei ein und dasselbe, Schmähungen gegen die evangelische Kirche und die Reformatoren verbreiteten und das evangelische Bekenntnis als einen Irrweg darstellten, sondern sie suchten die Leute auf jede Weise einzuschüchtern und zu tyrannisieren, um namentlich Schulen und Kirchen in ihre Gewalt zu bekommen, sie bedrohten die Evangelischen mit dem Tode, versuchten, ihnen Geldstrafen aufzuerlegen, mischten sich in die Rechtspflege zu Ungunsten der Evangelischen. Viele von den höheren oder niederen Beamten standen dabei mehr oder weniger unter ihrem Einfluß, so daß schon ein einigermaßen unparteiischer Beamter für die norwegischen Missionare und ihre Gemeinden eine große Wohlthat war. Die Stationsgebäude von Ambohimanga waren unter dem Vorwande, daß Missionar Holsti politische Umtriebe geschmiedet, den Norwegern heinabe genommen worden. Ein „hartes Jahr“ nennt Missionar Einrem in Midongy das Jahr 1898; erfüllt von Kampf und Streit, hatte es ihn so mitgenommen, daß er auf 3 Monate an die Heilquellen von Sirabe gehen mußte. In Fitampito — um ein Beispiel aus diesen Kämpfen anzuführen — mußte er eine größere Kirche bauen. Als sie fast fertig war, beschuldigten die Katholiken ihn, auf einem ihnen gehörigen Plage unrechtmäßiger Weise gebaut zu haben, und brachten den französischen Kapitän dahin, den Platz mit der fast fertigen Kirche ihnen zuzusprechen, ohne daß er Einrem über die Sache verhört hatte. Glücklicherweise kam der französisch-lutherische Pastor Pechin gerade nach Midongy und stand Einrem so wirksam bei, daß der Kapitän das Recht der Norweger anerkannte und entriistet war über die katholischen Lügen. An manchen Orten versammelten sich die Katholiken vor den evangelischen Kirchen und störten die Predigt durch andauernden Gesang. Im Bezirke von Masinandrana hatten sie in allen 23 Außengemeinden katholische Kirchen neben die evangelischen gebaut, in Abständen von 20—4 m und störten die evangelischen Gottesdienste; in Nlaka hatten sie sogar ihre Kirche 1 m vor dem Eingang der evangelischen gebaut — hier mußten sie die Kirche freilich wieder aufgeben. Überhaupt war Nlaka (Bezirk Tandriana) ein besonders hart angegriffener Punkt, so daß Missionar Erlandsen dorthin geschickt werden mußte, damit nur die in Schrecken gesetzte Bevölkerung überhaupt Mut behielt Widerstand zu wagen; er konnte von einem ganzen Jahre des Kampfes reden. Im ersten Monat nach seiner Ankunft, welche die Jesuiten rasend gemacht hatte, verging nicht ein Tag, an welchem nicht Evangelische von ihnen überfallen, zerschlagen, und ihre Kleider zerrissen worden wären. Sonntags stürzten Jesuiten mit Geschrei in die evangelische Kirche, rissen die Schulkinder heraus und schlugen sie blutig, wenn sie nicht folgen wollten. Die Kinder wurden vom Besuch der evangelischen Schule zurückgeschreckt, mit Gewalt aus ihren Häusern in die katholische Kirche geschleppt, so daß Erlandsen sich veranlaßt sah, nach der katholischen Kirche zu gehen, um sie zurückzufordern.

Er mußte warten, bis sie 150—200 Verse herunter gesungen hatten, dann nahmen die Katholiken eine drohende Stellung ein und ließen sich kaum durch einen Brief des Residenten zu einer andern Haltung bewegen, bis schließlich von beiden Seiten je 5 Leute mit Gefängnis bestraft wurden — ein Fortschritt, da doch diesmal auch Katholiken Strafe erhielten! Im Bezirke von Sirabe, wo die Jesuiten insolge längerer Arbeitsunfähigkeit von Missionar Wig viel Boden gewonnen hatten, hatte ein alter, angesehener evangelischer Lehrer sich eines Mädchens angenommen, das der katholische Lehrer mit Peitschenhieben wieder in die katholische Kirche zurückbringen wollte, und ihn beim Kapitän von Sirabe verklagt. Da intervenierte der Jesuit und drehte die Sache um, so daß der Kapitän ohne weiteres den evangelischen Lehrer ins Gefängnis setzen ließ. Missionar Johnson trat nun für seinen Lehrer ein und erwirkte eine Untersuchung in dieser Sache, welche trotz aller Machinationen von katholischer Seite damit endete, daß das Verhalten des evangelischen Lehrers Anerkennung erhielt, während der katholische 3 Monate in Fesseln gelegt wurde. Es widerstrebt, solche Dinge zu lesen und zu berichten; Gewaltthaten, Ungerechtigkeiten, Aufhebungen, Bestrafungen und Verdächtigungen unschuldiger Leute, die nur ihre Pflicht thun, Bestechungen, Lügen — das sind die Waffen, mit denen die Jesuiten und ihr Anhang kämpfen, und man muß sich immer wieder fragen: ist es möglich, daß Christen, daß solche, die den Namen Jesu für sich in Anspruch nehmen, solche Dinge thun, um das Reich des Herrn zu bauen?

Ein Gutes hatten diese Umtriebe wenigstens, daß den Madagassen, ja auch einem Teile der französischen Beamten die Augen geöffnet wurden. Ihre Lügen und Ungerechtigkeiten haben den Jesuiten bei den Madagassen den Kredit geraubt. „Wegen ihrer Lügen und Gewaltthaten stehen sie vor der Bevölkerung da als der Inbegriff alles Bösen“ (N. M. T. 99 S. 128). Das hochherzige Eintreten der französischen Glaubensgenossen, welche nicht bloß einen großen Teil der Londoner Stationen übernahmen, sondern auch den Norwegern mit Predigern und Lehrern zur Seite standen, zerstörte ihre Losung: Französisch ist katholisch, welche zuerst so viel Einfluß geübt hatte. Ihre von unwürdigen Leuten geleiteten Gemeinden, welche bei dem Volke den Namen „die Gemeinde der Trunkenen“ bekamen, wirkten abschreckend. Allmählich kehrten viele, welche ihnen zuerst sich angeschlossen hatten, auch Lehrer, ihnen wieder den Rücken, die Schulkinder besuchten wieder die evangelischen Schulen, und wie die norwegischen Missionare manche Freude an der Standhaftigkeit ihrer Gemeindeglieder, Evangelisten, Lehrer gehabt hatten als einen Trost mitten in den Bedrängnissen, so konnten sie nachher sich freuen an der Rückkehr der Zerstreuten. „Es kommen mehr zu uns, als zu den Katholiken übergehen,“ so heißt es öfter in den Berichten. Man kann wohl sagen, daß die norwegischen Gemeinden den Kampf gegen die Angriffe der Jesuiten siegreich bestanden haben und daß die kritische Zeit nun vorüber ist. „Der Ausfall des Streites hat unsre Stellung im Volke gestärkt,“ sagt der stellvertretende Missions-Superintendent Jacobsen (N. M. T. 99 S. 145). „Ich muß daran denken — schreibt Missionar Nilsen von einem Besuch in Mlaka Ende 1899 (ib. 1900 S. 68) — wie es hier vor 2 Jahren aussah, als hier die Katholiken am schlimmsten müteten, als ich mich einsam fühlte wie der Prophet. Niemand durfte sich mir nähern außer zur Nachtzeit, niemand durfte in dem der Mission gehörigen Hause wohnen, selbst meine Träger hatten Mühe, sich Speise zu verschaffen. Alles ist nun, Gott sei Dank! verändert, und mit Freude konnte ich über die ziemlich große

und aufmerksame Gemeinde blicken. Alles ist nun ruhig, und jeder weiß, daß er frei die Kirchengemeinschaft wählen kann, der er angehören will.“ „Die gewaltsamen Stürme von katholischer Seite, welche ein paar Jahre über die Protestanten ergangen sind, sind nun hoffentlich vorüber — es beginnt nun mehr und mehr ins Volk zu dringen, daß Katholiken und Protestanten vor dem Gesetze gleich sind,“ heißt es von Loharano (Ende 1899).

Es handelt sich jetzt aber nicht bloß um die Arbeit, das Zerstreute zu sammeln, das Zerstörte zu bauen, das matt Gewordene zu stärken, sondern auch darum, unter den neuen politischen und sozialen Verhältnissen die Gemeinden zu erziehen und sie für den Übergang aus der alten in die neue Zeit tüchtig zu machen.

„Die größte Schwierigkeit (schreibt Missionar Johnson N. M. T. 1899 S. 249) ist, glaube ich, und wird noch lange die sein, daß alle leiblichen und geistigen Kräfte des Volkes in Anspruch genommen werden durch die große Veränderung, die jetzt vor sich geht. Aus einem Haufen halbwilder Stämme, welche zurückgeblieben waren und niemals weiter kamen, sind die Madagassen nun eine französische Kolonie geworden und werden in den Fortschrittsstrom hineingerissen, welcher die europäische Civilisation heißt.“ Wie tief und förderlich die französische Herrschaft in die äußeren Verhältnisse eingegriffen hat, ist in dem Aufsatz von Kurze (N. M.-Z. 1900 Heft 1) ausgeführt. Auch die norwegischen Missionare erkennen — wenn es auch vielleicht einzelnen unter den älteren schwer wird, sich von den früheren Verhältnissen zu trennen — es an, daß der Sturz der Howaregierung verdient war. Daß Madagaskar unter der Leitung der Howa sich zu einem selbständigen Staate mit europäischer Civilisation hätte entwickeln können, erklärt Missionar Johnson für unmöglich; trotz ihrer sonstigen Tüchtigkeit hatten die Howa dazu das Zeug nicht. Die Bestechlichkeit der Beamten, welche jede Rechtspflege vernichtete, die Erpressungen der Gouverneure, welche die Leute um die Frucht ihrer Arbeit brachten, die Kraftlosigkeit gegenüber den Sakalawa und Bara, welche weite Landstriche verödeten, luden auf das Howaregiment eine große Schuld. In diesen Dingen hat das französische Regiment wohlthätigen Wandel gebracht, wenn auch natürlich die Gewohnheit der eingeborenen Beamten, ihre Tasche zu füllen, sich nicht mit einem Schlage beseitigen läßt.¹⁾ Tief eingreifend ist die Aufhebung der Sklaverei gewesen, welche, ohne jede Entschädigung durchgeführt, Reiche arm machte und so eine

¹⁾ Von einem derselben wird erzählt, daß er eine vom französischen Kapitän verhängte Strafe von 150 Franken eigenmächtig um 600 Franken erhöhte, die dann natürlich seinen Gewinn ausmachten.

starke Nötigung zur Erwerbsarbeit bildete, wie andererseits die Möglichkeit, durch Zahlung einer Steuer von den verhaßten Frondiensten frei zu werden, zum Gelderwerb reizte, so daß das Aufkommen der Geldwirtschaft ein wichtiger Zug in dem Bilde des neuen Madagaskar geworden ist, unerfreulich natürlich durch die starke Belastung des Volkes und die eingetretene Teuerung, welche der Mission viel zu schaffen gemacht hat. Solche Veränderungen stellen große Ansprüche an die Kraft eines Volkes — darüber sind sich die norwegischen Missionare völlig klar. So spricht sich Missionar Johnson in Sirabe über diesen Punkt aus (N. M. T. 1899 S. 275):

„Die Civilisation und ihre Voraussetzung, die angestrengte geistige und leibliche Arbeit, ist eine Last, welche die Starken stärkt und die Schwachen vernichtet. Es sind Stämme in Madagaskar, welche theils physisch, theils moralisch und intellektuell, untauglich dazu scheinen, in diese Fortschrittsbewegung mit einzutreten; besonders dürfte dies den Sakalaven gelten, die vermutlich lieber zu Grunde gehen, als ihre Schultern unter die Last der regelmäßigen, gedulbigen Arbeit beugen werden. Aber von den Howa- und Betseleostämmen gilt das ganz gewiß nicht. Es sieht aus, als ob sie doch ziemlich schnell in Bewegung kommen wollten. Ihre ökonomischen Fähigkeiten sind in raschem Wachstum; große und immer größere Strecken werden angebaut, Flächen, welche seit Menschenaltern leer waren, füllen sich wieder, und die große Anwendung eingeborner Beamten macht dem Volke den Nutzen einer litterarischen und sonstigen europäischen Bildung klar.“

Diejenigen nun, welche dazu sich am meisten eignen, sind die Christen, welche sittlich wie in Kenntnissen und Tüchtigkeit am höchsten stehen; die Kinder christlicher Familien liefern die Schüler der höheren Schulen. Für die Zusammenarbeit mit den Franzosen ist aber Kenntniß der französischen Sprache notwendig. Der einzelne hat in ihr ein Mittel zum besseren Vorwärtstommen, erweckt den Machthabern den Eindruck der Bildungsfähigkeit des madagassischen Volkes, kann seinen Landsleuten im Verkehr mit den Behörden dienstlich sein und hat eine Brücke zum Übergang in europäisches Geistesleben. Hier hat die Mission die Aufgabe der Vermittelung; nicht als ob — wie einzelne Franzosen hoffen — das Französische Volkssprache werden würde, dazu ist das kolonisatorische Talent der Franzosen zu gering und die schon vorhandene madagassische Litteratur zu groß (die Bibel); aber das Französische wird, wie das Englische in Indien, die besondere Sprache der gebildeten Klasse werden, die freilich erst im Entstehen begriffen ist, und darum muß die Mission den Unterricht im Französischen ernstlich ins Auge fassen und dazu höhere Stationschulen einrichten.

Diese Ausführungen Johnsons führen uns zu einem Punkte, der für uns ein besonderes Interesse hat, zu der Schulfrage.

Die Norweger hatten bereits seit 1882 eine sehr bedeutende Schülthätigkeit entwickelt, und Jahre hindurch an 30000 Kinder unterrichtet. Ein theologisches Seminar, seit 1871 zuerst in der Hauptstadt, später in Masinandraina, und zwei Lehrerseminare in Masinandraina und Fianarantsoa, lieferten Lehrkräfte, zu denen allerdings noch viele weniger ausgebildete Hilfs- und andere Lehrer kamen, so daß 1892 im ganzen 1100 Mann im Schulwesen thätig waren. Der Unterricht im Christentum hatte in diesen Schulen eine breite Stelle und trug mit dazu bei, daß in der späteren Zeit jährlich 3—5000 Leute zur Taufe kamen: die Schule war der Vorhof der Kirche. Dieser ganze Zustand wurde durch die französische Herrschaft nach zwei Seiten hin bedroht: 1. sollte die Hälfte der Zeit in französischer Sprache, 2. in der anderen Hälfte in bürgerlichen Fächern unterrichtet werden. Woher sollte man soviel französisch sprechende Lehrer so schnell bekommen? hieß das nicht aus den Missionschulen den christlichen Missionsunterricht herausnehmen? und war damit nicht das ganze Missionschulwesen gesprengt — zur Freude der Jesuiten, die dann als lachende Erben in die preisgegebenen Schulen einziehen konnten? Aber eben darum konnten und durften die Norweger ihre Schulen nicht aufgeben. Zunächst gelang es, einen Aufschub von einem Jahre bis zum Inkrafttreten des Gesetzes zu erwirken und diese Zeit zur Ausbildung von Lehrern im Französischen zu benutzen. Der Religionsunterricht, obzwar etwas beschränkt, behielt doch seinen Platz in den Schulen, die Schülerzahl stieg auf 40000, und bei einer Schulprüfung durch den General Gallieu erhielten die evangelischen Schulen mehr Anerkennung als die katholischen, zum großen Verdruß der Jesuiten, welche die evangelischen Schulen schon als sichere Beute betrachtet hatten. Wichtig war es auch, daß die oberste französische Verwaltung trotz der Bestrebungen der Jesuiten das Prinzip der Religionsfreiheit festhielt. Ein verderblicher Stoß schien aber dem ganzen Schulwesen versetzt zu werden, als in Nord- und Südetsileo der Schulzwang aufgehoben wurde, um den französischen Kolonisten zahlreiche und billige Arbeitskräfte zu verschaffen, und als die Regierung anfang, religionslose Laienschulen einzurichten, um allmählich auch das niedere Schulwesen in ihre Hand zu bekommen; ein französisches Staatsgymnasium war gleichfalls eingerichtet worden. Die Lehrer an diesen Regierungsschulen erhielten Freiheit von Frondiensten, während diese den Lehrern an Missionschulen (ebensowenig wie den eingeborenen Predigern) nicht zugestanden wurde. Bei der starken Abneigung gegen die unglückseligen Frondienste lag darin eine große Versuchung für die eingeborenen

Lehrer, den Dienst an den Missionschulen mit dem an den Regierungsschulen zu vertauschen, eine Versuchung, der manche unterlagen, viele andere aber trogten. Doch wurde jene Freiheit den Lehrern an Missionschulen zugestanden, wenn sie in Gartenbau und Industrie Unterricht erteilten, etwas, worauf die französische Regierung großes Gewicht legte, wie denn auch die Industrieschule der Norweger in Nanovelona (Bezirk Ambohimafina) durch ihre vorgeführten Tischlerarbeiten große Anerkennung fand. In andern Fällen wurde Lozkauf von dem 30tägigen Frondienst (der vielfach im Tragen von Kriegslasten in die Fiebergegenden des Westens bestand) gestattet, was der Mission natürlich Kosten verursachte. Die Bestimmungen in diesen Dingen waren aber so schwankend und wechselnd, daß eigentlich niemand wußte, woran man war, und die Unruhe der französischen Verwaltung viel Not machte und viel Klagen hervorrief. Endlich wurde ein ausführliches Schulgesetz gegeben (Inhalt f. N. M.-Z. 1900 S. 30 ff.), welches glücklicherweise das Französische als Unterrichtssprache beseitigte, aber natürlich als Unterrichtsgegenstand festhielt und auch die Dienstverhältnisse der Lehrer ordnete. Danach sind die Lehrer an Privat-, d. h. auch den Missionschulen, dem Militär- und Frondienst unterworfen, sofern sie nicht an staatlich unterstützten Schulen arbeiten und dazu eine staatliche Prüfung bestanden haben.

Noch läßt sich nicht absehen, wie dieß neue Schulgesetz auf die Missionschulen wirken wird. Man verspricht sich gutes davon, insofern man freie Hände für den Religionsunterricht bekommt. An Schwierigkeiten fehlt es nicht. Die dem Frondienst unterworfenen Lehrer müssen durch andre ersetzt werden, so daß ein großer Wechsel im Personal eintritt. Die älteren, erprobten Lehrer sucht man — auch wegen des Einflusses, den sie auf die Bevölkerung haben — zu halten, erforderlichen Falles dadurch, daß ein Ersatzmann für ihre Frondienste gestellt wird. Dazu kommt die geringe Besoldung der Lehrer, welche bei der eingetretenen starken Preissteigerung ihnen das Auskommen unmöglich macht, so daß sie auf Nebenerwerb bedacht sein müssen, was dann leicht ihre eigentliche Thätigkeit beeinträchtigt. Vielsach sind die älteren Schüler aus den Schulen genommen, um Fron- oder Militärdienste zu leisten. Ihr Alter läßt sich ja bei dem Mangel an Registern nicht immer genau feststellen; so wird mancher, der körperlich stärker ist, vor der Zeit genommen. Die Schulen haben daher meist nur jüngere Schüler, kürzere Schulzeit und dabei noch unregelmäßigen Besuch, wodurch die Leistungen natürlich beeinträchtigt werden. Doch lernen die Kinder in der Regel Lesen und Schreiben, den kleinen Katechismus und die wichtigsten Stücke der biblischen Geschichte, so daß sie imstande sind, sich für das christliche Bekenntnis zu entscheiden. Viele Eltern haben wenig Lust, ihre Kinder in die Schule zu schicken („Was haben sie davon, wenn sie nachher doch Frondienste leisten müssen?“) oder die teuren Schulmaterialien für sie zu beschaffen, es sei besser für sie, Geld zu verdienen. Daneben finden sich aber auch andere Anschauungen.

Namentlich in Nordbetsileo ist das Bildungsbedürfnis stärker entwickelt, als in Südbetsileo; im Bezirk von Betafo werden monatlich für 3—400 Kr. Schulmaterialien verkauft! Viele Eltern bringen ihre Söhne gern auf höhere Schulen, weil sie während ihres Aufenthalts dort von Fronddienst frei sind und nachher in Stellen aufsteigen können, welche ihnen weitere Freiheit davon gewähren. Darum wird vielleicht in jedem Bezirke eine höhere, staatlich unterstützte Schule notwendig werden. Selbstverständlich müssen die dazu erforderlichen Schulgebäude den staatlichen Anforderungen entsprechen, es müssen tüchtige Lehrer dazu vorhanden sein, und selbstverständlich müssen die Missionare selbst alle der französischen Sprache mächtig sein¹⁾ usw. — man sieht, die norwegische Mission steht hier noch vor großen Aufgaben.

Ende 1899 waren in der Inlandmission (einschließlich Bara) vorhanden 892 Schulen mit 1632 Lehrern, von denen 1272 ohne besondere Ausbildung waren und 588 französischen Unterricht erteilten, 50 275 eingeschriebene und 42 414 die Schule besuchende Schüler, wovon 17 855 als lese-, 12 069 als schreibkundig bezeichnet werden. Unterricht im Französischen erhalten 33 695 Schüler, die Leistungen darin werden bei den Revisionen meist nur als schwach bezeichnet.

Die dritte General-Konferenz der protestantischen Missionare in Japan.

Vom 24. bis zum 31. Oktober 1900.

Von Missionar F. W. Bögelein (im Auftrag der Konferenz berichtet²⁾).

Die dritte General-Konferenz der protestantischen Missionare in Japan, welche vom 24. bis zum 31. Oktober 1900 in Tokio tagte, ist einem tief empfundenen Bedürfnis entsprungen. Schon mehr als 17 Jahre sind verstrichen, seitdem die letzte allgemeine Konferenz abgehalten wurde. Der zuständige Ausschuß, welcher das Programm zu verfassen hatte, erachtete die in 1883 in Osaka abgehaltene als die erste und mithin die für 1900 projektierte als die zweite derartige Konferenz in Japan. Allein einige der älteren Missionare hielten diese Annahme für historisch unrichtig, da in 1872 in Yokohama eine, wenn auch kleine allgemeine Konferenz stattgefunden, an der sich thatsächlich alle protestantischen Missionare, die zur Zeit in Japan waren, beteiligten. Dies wurde denn auch von der letzten Konferenz als

¹⁾ Verschiedene Missionare sind auf der Heimreise in Frankreich gewesen, um sich sprachlich zu vervollkommenen; die jetzt in der Ausbildung begriffenen Missionskandidaten erhalten auf der Missionschule französischen Unterricht.

²⁾ Ich drucke natürlich den mir im Auftrage der betreffenden Konferenz freundlichst übermittelten Bericht ganz so, wie er mir zugegangen ist. Nur einige sprachliche Unkorrektheiten des an den Gebrauch der deutschen Sprache nicht mehr sehr gewöhnten amerikanischen Berichterstatters, der im Dienste der Japan Mission of the Evangelical Association steht, habe ich beseitigt.

richtig anerkannt und sie nannte sich daher die „Dritte General-Konferenz der protestantischen Missionare in Japan“. Die Reichshauptstadt Tokio hatte man ihrer centralen Lage wegen erkoren und das im Centrum dieser Millionenstadt schön gelegene, prächtige Gebäude der sehr thätigen Gesellschaft christlicher junger Männer eignete sich trefflich zur Abhaltung der Konferenz. Daß eine Anzahl Ausschüsse die nötige Vorbereitungsarbeit gut besorgt hatte, daß man in Tokio möglichst ausgedehnte christliche Gastfreundschaft übte, und daß die Konferenz von außerordentlich schönem Herbstwetter begünstigt war u., sei nur kurz erwähnt. Daß man die Konferenz auf den Herbst verschob kam daher, weil im Frühjahr dieses Jahres die große Missionskonferenz in New-York stattfand und für 1901 eine Missionskonferenz für China in Aussicht gestellt worden war. Da die protestantischen Missionare bereits über ganz Japan zerstreut wohnen — denn man findet sie jetzt sowohl auf der Hokkaido-Insel im hohen Norden, als auf der Kjusiu- und andern Inseln im fernen Süden — sogar Formosa (japanisch Taiwan genannt), welche China bekanntlich 1895 an Japan abtreten mußte, wird jetzt zum japanischen Missionsgebiet gezählt, — war es selbstverständlich keine leichte Sache, dieselben zu einer Zeit und an einem Ort zusammen zu bringen. Ein solches Unternehmen ist mit keinen geringen Aufkosten verbunden. Als aber der zuständige Ausschuß bei den verschiedenen Missionen diesbezüglich anfragte, waren die Antworten, ohne namhafte Ausnahmen, von solch zustimmender Art, daß man ohne Zaudern voranzugehen imstande war. Selbstverständlich war es der Wunsch all derer, die an der Vorbereitungsarbeit teilnahmen, daß alle Missionare und Missionarinnen, wenn möglich, beizuhören möchten und dem entsprechend wurden alle eingeladen. Die einzige Ausnahme, welche der allgemeine Ausschuß zu machen für nötig hielt, bestand darin, daß keine der „freisinnigen Theologie“ huldigenden Missionare eingeladen wurden. Man sagte sich nämlich, daß Männer, die das verwerten und sogar verspotten, was allen wahrhaft gläubigen Christen der innerste Mittelpunkt ihres Glaubens bildet, nämlich den Glauben an den dreieinigen Gott, an die Gottheit Christi, an seinen sühnenden Tod, seine Auferstehung und Himmelfahrt, und die statt dessen eine „verwässerte Theologie“ lehren und damit namentlich in einem Heidenlande Verwirrung und Schaden anrichten, nicht eingeladen werden können an einer Konferenz gläubiger Missionare teilzunehmen. Man bedauerte die Notwendigkeit dieses Schrittes, obgleich es, was die Zahlen betrifft, nicht erheblich in die Waagschale fiel. Da die amerikanischen Unitarier sich im Laufe des letzten Jahrs aus Mangel an entsprechendem Erfolg aus Japan zurückgezogen haben, kann man die noch vorhandenen „Freisinnigen“ bereits an den Fingern einer Hand zählen, — während über 600 protestantische Missionare (beiderlei Geschlechts) in Japan thätig sind. Von diesen waren bei der Eröffnung am 24. Oktober nicht weniger als 458 anwesend. Man wußte, daß manche der Missionare, namentlich solche die Lehrstellen bedienen, andere Krankheit oder anderer Umstände halber unmöglich beizuhören konnten. In anbetracht dessen mußte die Zahl der Anwesenden als höchst befriedigend bezeichnet werden. Nebst diesen, die als Mitglieder der Konferenz Anteil nahmen, war eine schöne Anzahl Missionare aus China zugegen. Diese lieben Gottesmänner, die teils als Flüchtlinge in dem Aufruhr in China alles zurücklassend, zur Not ihr Leben retteten, wurden von der Konferenz auf besondere Weise herzlich willkommen geheißen. Auch japanische Prediger und hervorragende Laien, die englisch verstanden, wohnten der Konferenz bei, so daß bei allen Sitzungen mindestens 500, aber öfter

bedeutend mehr zugegen waren. Laut den Berichten waren bei der vorhin erwähnten ersten Konferenz in 1872 20 Mitglieder anwesend, bei der zweiten in 1883 200, — mithin bei dieser letzten bedeutend mehr als noch einmal soviel.

Der Ausschuß hatte einige Monate zuvor einen Aufruf ergehen lassen, dahin lautend, „daß alle Missionare für das Gedeihen dieser Konferenz ernstlich und anhaltend zu Gott flehen möchten, um seinen Segen in der Vorbereitung für sie und für die Gegenwart und Kraft des heiligen Geistes in allen Sitzungen derselben“. In diesem Sinn und Geist kam man dann auch zusammen und betete viel und ernstlich. Es war nicht vergeblich gewesen, denn man konnte es der Versammlung abfühlen, daß Gottes Geist in ihrer Mitte war.

Das Programm war für eine tägliche Vormittags- und Nachmittags-Sitzung geplant, während abends namentlich Erbauungsstunden in verschiedenen Lokalen in Tokio abgehalten wurden.

Die Themata, über die während der Konferenz referiert werden sollte, waren folgende:

Erster Tag.

Nach der Organisation: Eröffnungsrede über „Unsere Botschaft“, dann ein historischer Überblick über die Missionsarbeit in Japan seit dem Jahr 1883.
1. Die Zustände, unter denen das Werk betrieben ward. 2. Der Fortschritt des Werks.

Nachmittags. Evangelisationsarbeit. 1. Inwieweit ist das Gebiet durch die derzeit bestehenden Veranstellungen (Agencies) besetzt? 2. Weibliche Missionsthätigkeit, bisherige Arbeit, Erfolg und derzeitige Gelegenheiten.

Zweiter Tag.

Zur Erbauung: „Das persönliche, geistliche Leben des Missionars“.

Thema, — Methoden der Evangelisationsarbeit. (Evangelistic Work.) 1. Die relative Wichtigkeit von a) Pastoralpflichten, b) Reisepredigerdienst, und c) praktischer Heranbildung eingeborener Kräfte für den Missionsdienst. 2. Die besten Methoden a) Nichtgläubige zu gewinnen, b) Unterricht der Taufapplicants, c) Aufbau eines christlichen Charakters.

Nachmittags. — Besondere Missionsfelder innerhalb dieses Reichs. 1. Christliche Missionsarbeit in Formosa. 2. Christliche Missionsarbeit auf den Riuchiu Inseln. 3. Christliche Missionsarbeit unter den Ainu.

Dritter Tag.

Zur Erbauung: „Das Bibelstudium in Bezug auf das persönliche Leben des Missionars.“

Thema. Das Schulwesen, bisherige Resultate und Aussichten. 1. Schulen und Kollegien für junge Männer. 2. Schulen und Kollegien für Jungfrauen. 3. Ausbildungsschulen für Bibelfrauen.

Vierter Tag.

Erbauungsstunde: „Die Stelle des Gebets und der Fürbitte im Leben des Missionars.“

Themata. — Das Christentum und die gebildeten Klassen. 1. Die Stellung der gebildeten Klassen dem Christentum gegenüber. 2. Methoden zur

Erreichung der studierenden Klasse und die Arbeit der Gesellschaft christlicher junger Männer. (J. M. C. A.)

Die Religion in der Familie und die Arbeit unter den Kindern.

1. Die Sonntagschule. 2. Die Arbeit unter den Kindern und der Kindergarten.

3. Die Religion in der Familie und praktische Beobachtungen hinsichtlich des Sonntags.

Fünfter Tag.

Sonntag den 28. Oktober, Gegenstand für die allgemeine Erbauungsstunde am Nachmittag, „Das geistliche Leben des Missionars und dessen Einfluß auf andere“.

Sechster Tag.

Erbauungsstunde: „Hindernisse die dem geistlichen Leben des Missionars entgegenstehen.“

Themata: Christliche Litteratur in Japan. 1. Präparation und Verbreitung christlicher Litteratur: die Arbeit in der Vergangenheit und die gegenwärtigen Bedürfnisse. 2. Kirchengesang (Hymnology) in Japan, die Geschichte desselben in der Vergangenheit und die Zweckmäßigkeit eines gemeinsamen Gesangbuchs.

Die Revision und Verbreitung der heiligen Schrift. 1. Ist es wünschenswert, eine baldige Revision der japanischen Version der Bibel vorzunehmen? 2. Bibelverbreitung in Japan.

Soziale Bewegungen: 1. Die Mäßigkeitsfrage in Japan und ihre Beziehungen zur Missionsarbeit. 2. das Werk christlicher Wohlthätigkeit. 3. Ärztliche Arbeit, die bisherigen Resultate und die Aussichten.

Siebenter Tag.

Erbauungsstunde: „Das Heil“.

Themata: Selbsterhaltung japanischer Gemeinden. Die bisherigen Methoden und deren Resultate.

Achter Tag.

Erbauungsstunde: „Die Fülle des Geistes“.

Themata: Die besten Mittel zur Förderung sich selbsterhaltender Gemeinden.

„Ist es möglich, Japan in der jetzigen Generation zu evangelisieren? Wenn so, mit welchem Mitteln?“

Schluß am Nachmittag des achten Tages.

Es fand nur einmal abends eine konferenzliche Sitzung statt. Es waren aber außerdem für jeden Abend an mehreren Orten Gottesdienste anberaumt worden, die jedesmal gut besucht waren und köstliche Erbauung boten. Die täglichen Erbauungsstunden in der Konferenz waren ebenfalls sehr gesegnete Stunden. Die geistlichen Themata, welche zum Vortrag kamen, dürfen ohne Ausnahme als gut gewählt und von den Rednern in belehrender und geistreicher Weise, zur allgemeinen Erbauung und Ermunterung vorgetragen, bezeichnet werden.

Die Eröffnung der Konferenz geschah am 24. Oktober vormittags durch den Rev. A. Oltmans von der amerikanisch-holländisch reformierten Mission. Herr D., ein Holländisch-Amerikaner von rechtem Schlag, hatte sich durch seine mustervolle

Leitung der Geschäfte des allgemeinen Ausschusses sehr verdient gemacht, und als die Konferenz ihm für seine aufopfernde Dienste einen Dankbeschluß darbringen wollte, erklärte er, daß er und andere wünschen, daß in dieser Konferenz aller Dank und alle Ehre dem Herrn allein dargebracht und mithin keinem Mitglied der Konferenz für etwaige Dienste öffentlich gedankt werde. Die Konferenz respektierte diesen Wunsch und handelte demgemäß. Nach gottesdienstlicher Eröffnung schritt man zur formellen Organisation. Rev. J. D. Davis D. D. von dem American Board, ein allgemein geachteter Veteran unter den Missionaren in Japan, ward einstimmig als Präsident erwählt und ihm zur Seite wurden drei Vize-Präsidenten gestellt, je einer von der amerikanischen Presbyterianer, „der Methodist“ und der englischen Kirchenmission, nämlich Rev. Imbrie D. D., Rev. Spencer und Rev. Andrews.

Der Präsident hielt seine Eröffnungsrede über das Thema, Unsere Botschaft. Dieser gediegene Vortrag machte einen tiefen Eindruck und ward gewissermaßen tonangebend für die ganze Konferenz. Ich kann mir nicht versagen, einen kurzen Auszug zu geben.

I. Unsere Botschaft im allgemeinem Sinn. Wir haben 1. eine Botschaft an diese Nation schon darum, weil Japan innerhalb der letzten 30 Jahre zum Zweck einer materiellen Civilisation in der ganzen civilisierten Welt das Beste zu finden strebte, aber nichts that, um das moralische Bedürfnis der Nation zu befriedigen. In moralischer Beziehung gilt noch immer das alte chinesische „Kampo-“ System, wie vor 300 Jahren. Kein entsprechendes Moralsystem wird in den Schulen dieses Reichs gelehrt. Religion und Schulbildung sind streng geschieden. Wir müssen daher diesem Volk helfen zur Erkenntnis zu gelangen, daß der lebendige Gott allein die wahre Grundlage der Moralität ist, und daß moralische Bildung mit intellektueller Erziehung Hand in Hand gehen sollte. Auch unsere Heimaten haben eine Botschaft an diese Nation hinsichtlich der Monogamie und der Würde und Stellung des Weibes. Wir haben ferner, eine Botschaft in Bezug auf Wahrhaftigkeit, Treue und manche andere Dinge.

2. Unsere Botschaft an die Kirche in Japan. Die Wichtigkeit unserer Botschaft an die Kirche hat ihren Grund zunächst in der materialistischen und pantheistischen Erbschaft und der Umgebung der Japaner. Sie bedürfen unseres Beistands um die Thatsache klar erfassen zu können, daß es einen persönlichen Gott giebt, dergleichen auch ihre eigene Individualität, Verantwortlichkeit, das Wesen der Sünde, und die Notwendigkeit eines göttlichen Erlösers von Sünden. Die angeerbten materialistischen und pantheistischen Ideen in Japan haben die Tendenz, das Übernatürliche zu bezweifeln und daher eine modifizierte oder humanistische Anschauung von Christus anzunehmen. Allein Geschichte der Philosophie und Theologie zeigen uns, daß keine Alternative besteht. Man hat zu wählen zwischen einem wahren, göttlichen Christus oder Humanitarianismus. Die verschiedenen Schulen, welche, hinsichtlich der Gottheit Christi modifizierten Anschauungen huldigen, sind entweder zum richtigen Glauben an seine Gottheit zurückgekehrt oder sind zu einer rein humanistischen Anschauung hinabgesunken. Auch haben wir zu zeugen von der wesentlichen Integrität der Bibel, der Notwendigkeit des Sabbaths und der Wichtigkeit der Heilighaltung desselben. Wir dürfen nicht erwarten, daß die erste Generation der japanischen Christen — in anbetracht ihrer überlieferten pantheistischen Anschauungen und ihrer materialistischen Umgebung — die Bedeutung der Lebenswahr-

heiten des Christentums vollkommen erfahren. Sie bedürfen mithin des Einflusses und Beistands der Missionare.

II. Unsere Evangeliumsbottschaft. Christus gab uns unsere Botschaft, „Gehet hin in alle Welt, und prediget das Evangelium aller Kreatur.“ Eine Generation ist, seitdem einige von uns nach Japan kamen, in die Ewigkeit gerückt, ohne unsere Botschaft gehört zu haben. Diese Botschaft ist nicht Wissenschaft, auch nicht Philosophie, noch theologische Feinheiten (niceties). Es ist das einfache Evangelium von Christo. Wir müssen auf die großen lebendigen Grundwahrheiten Nachdruck legen; daß es einen lebendigen, liebenden, vollkommenen, himmlischen Vater giebt; daß der Mensch nach Gottes Ebenbild geschaffen wurde; ferner, auf das System der Sünde. — Christus der gekreuzigte Gottessohn sollte stets der Centralgegenstand unserer Botschaft sein. Noch nie hat ein Missionar mit einer andern Botschaft Erfolg gehabt. Auch muß Nachdruck auf das große Verlöbnißswerk Christi gelegt werden. Wir müssen aber, gleich wie Paulus, noch weiter gehen, als bloß zur Kreuzigung Christi, wir müssen seine Auferstehung und Himmelfahrt predigen. Wir müssen nachdrücklich den auferstandenen und lebendigen Christus verkündigen. Auch müssen wir klarlegen, daß das Christentum nicht in einer Verfassungsform (polity), noch in Ceremonieen, noch in Dogmen, noch in der Bibel besteht, sondern daß es ein Leben und eine Lebensseinheit in Christus ist. Wir sollten lieber predigen, als Vorlesungen (lectures) halten. Anstatt über die Bibel, über Christus und Christentum zu predigen, ist es vielmehr nötig, die Bibel, Christus und Christentum zu predigen. Lasset uns, gleich wie Christus und Paulus, auf die Lebensgemeinschaft mit Christus Nachdruck legen. — Lasset uns den dreifachen Ausfluß des dreieinigen Gottes hervorheben: Christus zu unserer Erlösung, der heilige Geist zu unserer Regeneration, und das stete Wirken und ewige Innewohnen des dreieinigen Gottes in allen Christenherzen durch den heiligen Geist.

III. Unsere geistliche Botschaft. Letzteres ist vielleicht wichtiger, denn alles andere. Was wir thun ist wichtig, was wir sagen ist wichtig, aber was wir sind ist das wichtigste von allem, es ist das sine qua non unseres Erfolgs. Das Leben hinter unsern Worten und Handlungen fixiert ihren Wert und macht sie erfolgreich.

Wir müssen „glauben an den heiligen Geist und mit demselben erfüllt sein“. Nach dieser ernstesten Eröffnungsrede wurden die Vorträge nach ihrer Ordnung vorgenommen. Rev. Dr. Greene, ebenfalls von dem American Board und Rev. Dr. Thomson, Presbyterianer, beide Veteranen im Missionsdienst, hatten das historische Gebiet zu verhandeln. Ersterer schilderte die politische Entwicklung in Japan seit 1883. Die gesetzlichen Reformen und die Einführung einer konstitutionellen Regierung waren durchgreifender Art. Auch im internationalen Verkehr ist Japan in ein ganz neues Stadium getreten. Die Einwohnerzahl hat sich von 1884 bis 1900 von 37461764 auf 43228873 vermehrt. Ein Zuwachs von 5767109. Das Einkommen des Reichs ist dementsprechend ungeheuer gewachsen. Die japanische Armee hat sich im Lauf dieser Jahren verdoppelt und die Marine vervierfacht. Das Abendland hat auf Japan einen gewaltigen Einfluß ausgeübt. Zunächst ist dieser Einfluß materialistisch, aber der Redner glaubte jetzt schon hoffnungsvolle Zeichen zu sehen, daß Japan, auch in religiöser Beziehung nach und nach dem Abendlande näher tritt. Dr. Thomson gab einen kurzen Abriß der Entwicklung des

Missionswerks seit 1883. Der verehrte, unvergeßliche Rev. Dr. Verbeek, hatte in der Osaka-Konferenz in 1883 eine möglichst ausführliche Geschichte von der Entstehung und Entwicklung der protestantischen Missionen in Japan verfaßt. Indessen haben die 5 Hauptgruppen der Missionen, nämlich Kongregationalisten, Episkopale, Methodist, Presbyterianer und Baptisten angefangen, Geschichten ihrer respektiven Zweige zu verfassen, weshalb Dr. Th. nur einen flüchtigen Überblick zu geben für nötig hielt. In diesem Gesamtüberblick hob er hervor, daß trotzdem in den letzten 10 bis 15 Jahren der Missionsache große und mannigfache Hindernisse entgegen traten, doch auf der ganzen Linie einiger Fortschritt zu verzeichnen und die Aussicht für die Zukunft nichts weniger als hoffnungslos sei. Erfreulich sei auch die Kooperation unter den protestantischen Missionen, die hoffentlich immer inniger sich gestalten werde.

Nach diesen historischen Mitteilungen kam die praktische Missionsarbeit zur Verhandlung. Die öffentliche Predigt, Missionsreisen im Innern des Landes, Taufunterricht zc. wird bekanntlich in englischer Sprache mit dem ziemlich dehnbaren Ausdruck, *Evangelistic Work* bezeichnet. Auch die weibliche Missionsthätigkeit, Bibelunterricht, die Arbeit der sogenannten Bibelfrauen zc. ist darin einbegriffen. Rev. Draper (Methodist) behandelte die Frage: inwiefern die vorhandenen Arbeitskräfte das japanische Missionsgebiet decken. Er gab an, daß die Gesamtzahl der im aktiven Dienst stehenden christlichen Arbeiter und Arbeiterinnen, Fremde und Eingeborene, nur die Frauen der Missionare ausgenommen, sich zusammen auf etwa 1345 belaufen, und berechnete, daß mithin auf je 34 000 Seelen ein Arbeiter oder eine Arbeiterin komme.¹⁾ Aber diese Arbeitskräfte sind keineswegs gleichmäßig über Japan verteilt. Die Reichshauptstadt Tokio hat $3\frac{1}{3}$ Prozent der Einwohner des Reichs, aber in dieser Stadt wohnen 20 Prozent der christlichen Arbeiter. Trotzdem würde er nicht sagen, daß Tokio überfüllt sei. In 67 Städten oder Dörfern wohnen Missionare. Es giebt aber manche große Landstädte, die das Evangelium noch kaum gehört und von demselben so gut wie gar nicht beeinflusst worden sind, nichts zu sagen von den vielen Dörfern, die thatsächlich noch nicht berührt wurden. Man könne sagen, in der Christianisierung Japans sei erst ein Anfang gemacht worden. In der Diskussion ward hervorgehoben, daß eine mehr allgemeine Besetzung wichtiger Punkte, namentlich auch Präfekturalstädte, sehr zu wünschen wäre. Ob die Zahl der Missionare erheblich vermehrt werden sollte oder nicht, darüber herrschte erst große Meinungsverschiedenheit; man einigte sich aber später in einem Konferenzbeschlusse, der einstimmig angenommen wurde. Über die weibliche Missionsarbeit ward von Fräulein Dudley (American Board), die schon über 20 Jahre in Japan diente, referiert. Die erste Missionarin kam in 1869 nach Japan (Amerikanisch-holländisch Ref. Mission). Dieser folgten in 1871, 1873 und 1875 noch weitere von verschiedenen amerikanischen Gesellschaften. Von England kamen erst in 1888 — von der Kirchenmissionsgesellschaft gesandt — weibliche Arbeiterinnen nach Japan, trotzdem sind sie jetzt allen andern an Zahl überlegen. Die Gesamtzahl der vom Ausland gekommenen Arbeiterinnen beläuft sich jetzt auf 260. In Tokio sind 56 thätig, in Osaka 20 und in Kioto 5. Die übrigen arbeiten in 28 verschiedenen Präfecturen, während 15 Präfecturen noch unbesezt sind. Ein erheblicher Teil dieser Arbeiterinnen ist in Mädchenschulen, sogenannten „boarding schools“ beschäftigt. Auch

¹⁾ Dieses Divisionsergemmel sollte man doch endlich einmal unterlassen. D. S.

unter den Fabrikmädchen wird der Samen des Worts ausgestreut. Eine Anzahl der Missionarinnen thun Reisedienst. Diese gehen von Ort zu Ort und erteilen christliche Lehre unter Frauen und Kindern. Laut ihrer Berichte finden sie an vielen Orten erfreulichen Eingang. Auch auf dem Wege christlicher Wohlthätigkeit, unter den Armen wird viel Segen gesät.

Rev. Andrews (Engl. Kirchenmissionsgesellschaft) behandelt den sehr wichtigen Gegenstand der „relativen Wichtigkeit 1. der Pastoralpflichten, 2. des Reisepredigerdienstes und 3. der praktischen Ausbildung der eingeborenen Arbeiter.“ Er verglich die Arbeit mit einem aufzuführenden Bau. Der Herr ist der Architekt, die eingeborenen Prediger sind die Steinmeker und die Missionare ihre Handlanger. Schon in der Ausbildung der Predigtamtskandidaten sei es der Missionar, der das „Material“ liefern müsse, welches dann von den Eingeborenen zur Verwendung komme. Nach diesem Bilde sei die Stellung des Missionars eine scheinbar untergeordnete, aber nichtsdestoweniger sehr wichtige. In der Diskussion fand das Gleichnis Gegner, welche glaubten, es werde in ihm, des Missionars Stellung sehr unrichtig gezeichnet; es würde richtiger sein, zu sagen, die Eingeborenen seien zunächst — und sogar für längere Zeit — die „Handlanger“ der Missionare. Schon ihr Mangel an praktischer Erfahrung weise ihnen diese Stellung an.

Über die beste Methode 1. Nichtgläubige zu gewinnen, 2. den Unterricht der Taufapplikanten, 3. die christliche Charakterbildung verbreitete sich Rev. Oltmans in meisterlicher Weise. Wie der Arzt den Zustand seines Patienten möglichst genau prüft, also müssen auch wir den natürlichen Zustand derer kennen lernen, die wir zu gewinnen hoffen. Eine Massenprüfung ist nicht genügend, es muß individuelle Arbeit eingesetzt werden. Direkte Mittel sind immer besser als indirekte. Christliche Sympathie, persönliche Beispiele und über allem Gebet muß in Anwendung gebracht werden. Hier heißt es: „ora et labora.“ Die Taufapplikanten müssen zur gründlichen Erkenntnis der Heilswahrheiten gebracht werden. Aber das genügt nicht, sie müssen wahrhaft gläubig werden und Herzenserfahrung haben, ehe sie die heilige Taufe erlangen. Ein übereiltes Taufen ist verwerflich. Es sollte stets mit großer Vorsicht gehandelt werden.

Der Bericht von Rev. Thomson (Baptist) über die Missionsarbeit auf den Liu-Chiu-Inseln konstatierte, daß das Werk noch im Anfangsstadium seiner Entwicklung steht. Erst anfangs der neunziger Jahre ward damit der Anfang gemacht. Zwar ging schon im Jahre 1846 ein christlicher Arzt, von Geburt ein ungarischer Jude, unterstützt von englischen Marinebeamten, dorthin, um Missionsarbeit zu verrichten. Er wohnte mit seiner Familie in Napha. Dr. Bettelheim, so hieß er, unterzog sich großer Mühe und vielen Verleugnungen, um diesen noch ganz uncivilisierten Insulanern das Wort des Lebens zu bringen. Der Erfolg war gering, dagegen die Opposition groß, besonders seitens der Beamten. Er ward verfolgt und war zuweilen in Lebensgefahr. Trotzdem hielt er 7 Jahre aus bis seine gebrochene Gesundheit es nötig machte, die Liu-Chiu zu verlassen. 40 Jahre blieb dann dies Feld unbefest. Die neueren Versuche versprachen bessere Resultate, aber es ist auch jetzt noch ein hartes Feld.

Über das Werk unter den Ainu auf der Hokkaido-Insel im Norden, konnte Rev. Batchelor (Engl. Kirchenmission), der schon viele Jahre unter ihnen wirkt, erfreulichen Fortschritt berichten.

Rev. Dr. Wainwright (Süd. Methodist) behandelte das Erziehungs-
wesen in Japan mit besonderer Rücksicht auf die Missionschulen und Kollegien.
Sein Vortrag stand in vollem Einklang mit dem, was der Präsident in seiner
Eröffnungsrede betonte, nämlich, daß dem japanischen Erziehungswesen die moralische
Basis fehlt. Christliche Schulen höherer und niederer Grade sind mithin unbedingt
geboten. Voriges Jahr schien es, als wolle die Regierung alle Missionschulen
durch drastische Maßregeln unterdrücken und eine Anzahl derselben wurden darauf-
hin auch wirklich eingestellt. Man hat sich indessen an höherer Stelle eines Besseren
besonnen und nun Verordnungen ergehen lassen, welche den Missionschulen ihren
Betrieb wieder ermöglichen. Auch Mädchenschulen sind für das heranwachsende
Geschlecht dringend nötig und stiften viel Segen, wie Frä. Searle (Amer. Board)
in einem trefflichen Vortrag zeigte. Rev. Learned hielt einen Vortrag über „Theol.
Schulen“. Daß dieselben unbedingt nötig sind, um die eingeborenen Predigtamts-
kandidaten für ihren hohen Beruf auszubilden, meinte Dr. L., sei selbstverständlich.
Dabei müsse aber schon bei der Aufnahme in die Schulen streng verfahren werden.
Eine entsprechende Vorbildung müsse unter allen Umständen verlangt werden. In
der Schule müsse dann besonders das religiöse Leben gepflegt und auf Charakter-
bildung Gewicht gelegt werden. Griechisch und Hebräisch habe sich als unpraktisch
erwiesen, dagegen sollte jeder Zögling wenigstens englisch lesen können. Frä. West,
Presbyterianer, behandelte die Notwendigkeit und den Zweck von Schulen für Bibel-
frauen, in einem Vortrag, worin sie die Wichtigkeit der praktischen Missionsarbeit
der eingeborenen Arbeiterinnen lebhaft schilderte und eine entsprechende Vorbereitung
als eine wichtige Aufgabe bezeichnete.

Die Heilighaltung des Sabbathtag ward einer eingehenden Erörterung
unterzogen. Der Hauptvortrag von Rev. Mosely, Süd. Methodist, war eine historische
Revue der Sabbathfrage. Daran knüpft sich eine lebhafte Diskussion, wobei auf
die obwaltenden Schwierigkeiten in Japan hingewiesen wurde. Einige vertraten den
Standpunkt, daß kein Lauffappellant zugelassen werden sollte, der sich nicht feierlich
verpflichte, den Tag des Herrn heilig zu halten. Andere waren der Meinung, man
müsse doch die eigentümlichen Umstände, wie sie nun einmal hier obwalten,
mit in Betracht nehmen. Bischof Andry (Engl. Kirchenmission) führte ein Beispiel
von einem bekehrten Jüngling an, dessen heidnischer Vater am Sonntag gewisse
Arbeit zu thun gebot, der Jüngling solle aber das vierte und fünfte Gebot (nach
reformierter Zählung) halten; wie sei das in diesem Falle möglich?

Die Hindernisse im geistlichen Leben des Missionars wurden in einem Vortrag
von Rev. Dr. Schneider (deutsche reformierte Kirche der Vereinigten Staaten) auf
eine sehr zutreffende Weise geschildert. Die Erlernung der Sprache; der tötende
Einfluß heidnischer Umgebung welcher abstumpft; Überarbeit und manche andere
Hindernisse haben die Tendenz, das geistliche Leben zu dämpfen. Dieser Gefahr
muß entschieden entgegengewirkt werden und zwar dadurch, daß man in inniger
Gemeinschaft mit Gott lebt, arbeitet und dahin strebt, die Hindernisse in Hilfsmittel
umzuwandeln. Auf dem Gebiete christlicher Litteratur ist, wie Rev. Dr. Alexander,
(Amer. Presbyterian) vortrug, schon bedeutendes geleistet worden, trotzdem bleibt
noch sehr viel zu wünschen übrig. Traktate sind schon in großer Masse erschienen,
auch gute Bücher, aber mit christlichen Zeitschriften, und zwar namentlich seitens
japanischer Geistlicher ist der größte Fortschritt zu verzeichnen. Christliche Litteratur

in Japan trage aber noch immer ein transitorisches Gepräge. Werke von größerem Umfang seien nicht erschienen.

Der musikalisch angelegte Rev. Allchin, welcher den Gesang der Konferenz leitete, hielt einen Vortrag über japanische „Hymnology“. Er befürwortete ernstlich, die Abfassung eines allgemeinen Gesangbuchs an Stelle der 5 oder 6, die jetzt von den verschiedenen Gemeinschaften gebraucht werden. Manche der Kernlieder der Heimatskirche finden sich in all diesen Büchern, — leider in ebensovieleen Übersetzungen. Könnte aber nicht sofort ein allgemeines Gesangbuch zustande gebracht werden, so möge man zunächst etwa 100 der Kernlieder in gleicher Übersetzung und gleichlaufenden Nummern allen Gesangbüchern einverleiben. Die Konferenz ging auf diese Vorschläge ein und ernannte einen stehenden Ausschuß.

Bischof Fryson (Engl. Kirchenmission) hatte die sehr wichtige Frage zu behandeln, ob eine Revision der japanische Bibel geboten sei. Er befürwortete eine baldige Revision. In der Diskussion teilte die Mehrheit seine Ansicht nicht und es wurde dann auch nichts weiter in der Sache gethan. Die jetzige Version ist freilich keineswegs vollkommen, aber dabei doch nicht so mangelhaft, daß sie ihrem hohen Zweck nicht entspräche. Der Generalagent der amerikanischen Bibelgesellschaft, Rev. S. Zoomis, behandelte den Gegenstand der Bibelverbreitung. Man hatte seit Jahren die Schrift durch japanische Kolporteure zu verbreiten gesucht, und es wurden durch sie schon viel tausende von Exemplare verkauft. Aber diese Methode hat sich nicht allgemein zufriedenstellend erwiesen. Da in den letzten Jahrzehnten das Vorurteil gegen die Bibel sich sehr vermindert hat, ist es jetzt möglich, die Bücher durch Buchhändler zu verkaufen. Der Anfang ist bereits gemacht, und zwar mit ausgezeichnetem Erfolg. Drei (amerikanische, britische und schottische) Bibelgesellschaften sind in Japan vertreten, welche gemeinsam an der Verbreitung des Wortes Gottes arbeiten.

Eins der schwierigsten Probleme für die christliche Kirche in Japan ist das der Selbsterhaltung. Der weit größere Teil der Gemeinden — man sollte sagen Gemeindlein — erhält noch immer ganz erheblichen Zuschuß von den Missionsgesellschaften, und ohne solche auswärtige Hilfe könnten sie nicht bestehen. Rev. Hail (Cumberland Presby.) und Rev. Van Dyle (Meth. Prot.) hielten Vorträge über diesen Gegenstand. Eine lebhafteste Diskussion folgte. Manche glauben, es sei von Anfang an ein Grundfehler gewesen, daß man den Gemeinden auswärtige Geldunterstützung zukommen ließ. Andere hielten diese fremde Hilfe im Prinzip nicht für unrecht; der Grundsatz habe von jeher gegolten, daß die stärkeren den schwächeren helfen sollen, schon im apostolischen Zeitalter half man einander. In Amerika haben die größeren Gemeinden im Osten den Grenzgemeinden im Westen für Jahre Unterstützung zukommen lassen und zwar mit gutem Erfolg; die meisten der japanischen Christen sind in irdischer Beziehung arm und können daher mit dem besten Willen nicht sofort alle Gemeindkosten bestreiten, nur müsse gegen Mißbrauch Verwahrung eingelegt werden. Sobald eine Gemeinde in der Lage sei, ihre laufenden Kosten zu bestreiten, einschließlich den Gehalt des Seelsorgers, solle selbstredend keine weitere Unterstützung aus der Missionskasse ihr zufließen.

Der letzte Vortrag von Rev. Jones (Baptist), über den in englischer Sprache so viel gebrauchten Ausdruck, „Evangelization in the present Generation“, auf Japan angewandt, bot durchaus nichts Sensationelles. Man versteht unter diesem Ausdruck zunächst nicht Christanisierung und noch weniger Organisierung von Christlichen

Gemeinden. Man versteht darunter vielmehr nur den Befehl, „Predigt das Evangelium aller Kreatur.“ Alle sollen den „Schall des Evangeliums“ hören zu einem Zeugnis über sie. Behufs dessen ward ein gemeinsames, systematisches Zusammenwirken und Einführung des apostolischen Laiendienstes nahegelegt.

Unter den verschiedenen B e s c h l ü s s e n, welche von der Konferenz angenommen wurden, hielt man den folgenden, der durch Erheben von den Sätzen einmütig angenommen wurde, für besonders wichtig. „Diese Konferenz von Missionaren in der Stadt Tokio versammelt, verkündigt hiermit ihre Ansicht, daß alle die, welche durch den Glauben eins sind mit Christo, auch Ein Leib sind, und sie ersucht daher alle die, welche den Herrn Jesum und seine Kirche aufrichtig lieben, dafür zu beten und dahin zu wirken, daß die leibhafte Einheit, für die der Meister in der Nacht da er verraten ward betete, verwirklicht werde.“

Vom Anfang bis zum Schluß waltete der Geist des Herrn in der Mitte seiner Diener und, es fiel nichts vor, was in irgend einer Weise die brüderliche Einmütigkeit trübte.

Die volle Aufmerksamkeit, welche der Gesandte der Vereinigten Staaten, Herr Buck, dieser Generalkonferenz schenkte, verdient Erwähnung. Er beehrte die Konferenz mit einem persönlichen Besuch und gab aus freien Stücken eine namhafte Summe zur Deckung der Auslagen, dann lud er samt seiner Gemahlin sämtliche Mitglieder der Konferenz zu einem Abendempfang in der amerikanischen Legation ein, — wo man die so oft verkannten Missionare auf das zuvorkommendste empfing und bewirtete. Auch dem Kaiser von Japan wurde folgendes Telegramm achtungsvoll zugestellt: „B e s c h l o s s e n, daß ein Körper ausländischer Missionare, die in Japan wohnen und arbeiten und in Tokio versammelt beraten, hinsichtlich des Fortschritts des Christentums, sich unterwinden, sehr achtungsvoll Sr. Kaiserlichen Majestät, dem Kaiser von Japan, für die erlauchte und gedeihliche Regierung Sr. Majestät ihre herzlichste Anerkennung zu unterbreiten; und sie versichern Sr. Majestät, unterthänigst, daß sie seinetwegen zu Gott beten, daß er noch lange lebe um in Frieden und mit Erfolg über seine Unterthanen, und über die, welche aus anderen Ländern kommend hier wohnen, regieren möge.“

Hinsichtlich der Frage, ob die Zahl der Missionare in Japan erheblich vermehrt werden sollte oder nicht, kam folgender Beschluß zur Annahme: „Daß, obgleich die japanischen Christen in zunehmendem Maße die Verantwortlichkeit der Christianisierung des Landes übernehmen müssen, doch noch für längere Zeit der Dienst von Missionaren aus andern Ländern nötig sei. Wir ersuchen daher unsere Missionsbehörden, die jetzigen Arbeitskräfte hier nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern auch Ansuchen von hier um weitere Verstärkung für besondere Bedürfnisse entsprechend zu berücksichtigen.“

Chronik.

Der Independent vom 3. Januar 1901 veröffentlicht die Statistik der religiösen Körperschaften in den Vereinigten Staaten, welche den Bestand in 1900 darstellt. Freilich giebt sie diesen Bestand nur mit annähernder Sicherheit. Denn die Regierung

hat in ihren Censüs die religiöse bzw. kirchliche Statistik nicht mit aufgenommen, sie hat also auf privatem Wege stattfinden müssen, und da die Angaben von der Freiwilligkeit der religiösen Körperschaften abhingen, so ist nach der allgemeinen Erfahrung das Ergebnis weder ein lückenloses noch ein absolut zuverlässiges. Dazu kommt, daß bei der Denominationenfülle in den Vereinigten Staaten es fast unmöglich ist, von allen die gewünschten Zahlen zu erhalten. In einer dritten Tabelle werden allein 53 Kirchenkörper aufgeführt, von denen es nur je und je gelinge, statistische Angaben zu erhalten. Mit diesen 53 bringt der vorliegende religiöse Censüs die Statistik von 129 protestantischen Denominationen. Nun darf man die Gesamtzahl dieser Denominationen auf mindestens 150 schätzen, die allerkleinsten nicht mit gerechnet, es fehlen also nach mäßiger Annahme immer noch 20 Denominationen in den gegebenen Tabellen. Endlich wird die Statistik auch dadurch verwirrt, daß bei der nahen Verwandtschaft nicht weniger Denominationen der kirchliche Censüs derselben nicht reinlich geschieden werden kann.

Ich gebe nun die Übersicht selbst, nicht alphabetisch, sondern nach der Höhe der Kommunikantenzahl der einzelnen Kirchenkörper geordnet und in Klammern die Anzahl der Unterabteilungen bezeichnend, in welche die betreffenden denominationellen Gruppen zerfallen, die aber meist durch keinen kirchlichen Verband miteinander zusammengeschlossen sind. Daß die Amerikaner nur nach Kommunikanten, d. h. nach erwachsenen selbständigen Kirchengliedern (members) zählen, ist bekannt. Die getauften Kinder und die sonstigen Erwachsenen, die sich zu den respektiven Kirchengemeinschaften halten, aber die volle Kirchenmitgliedschaft noch nicht besitzen, sind also nicht mitgezählt. Es ist daher nicht möglich, wie bei uns, die Seelenzahl der Kirchenangehörigen bzw. der Getauften zu bestimmen. Man bleibt da immer auf Schätzung angewiesen. Gewöhnlich nimmt man an, daß die letztere Zahl, die der members um das 3 bis $3\frac{1}{2}$ fache übertreffe. Das ist aber keineswegs allgemein zutreffend, weil das Alter, in welchem der völlig freiwillige Eintritt in die volle Kirchenmitgliedschaft stattfindet, ein sehr verschiedenes ist. Ebenso ist die Menge der sogenannten „Unklassifizierten“, welche sich zu den einzelnen Denominationen hält, ohne die Kirchenmitgliedschaft zu erwerben, eine sehr ungleichartige.

Die gegebene Statistik umfaßt alle religiösen Gemeinschaften der Vereinigten Staaten, neben den Katholiken auch die Griechen und die Juden; ich gebe aber zunächst nur die protestantische.

1. Methodisten (17)	5 852 425.
2. Baptisten (13)	4 744 874.
3. Lutheraner (5)	1 665 878.
4. Presbyterianer (20)	1 659 765.
5. Jünger Christi	1 149 982.
6. Christlicher Scientisten	1 000 000.
7. Episkopale (2)	726 174.
8. Kongregationalisten	629 874.
9. Vereinigte Brüder (2)	470 484.
10. Reformierte (3)	369 235.
11. Heilige der letzten Tage (2)	345 500.

Zu übertragen: 18 614 191.

Übertrag: 18 614 191.

12. Deutsche (unierte) Synode	203 574.
13. Evangelische Vereinigung	118 865.
14. Quäker (4)	117 868.
15. Christianer (2)	111 835.
16. Dunkards, Täufer (4).	111 481.
17. Adventisten (6)	88 798.
18. Unitarier	71 000.
19. Unierte evangelische Kirche	60 933.
20. Mennoniten (12).	58 428.
21. Universalisten	48 426.
22. Heilsarmee	40 000.
23. Christkatholische	40 000.
24. Kirche Gottes	38 000.
25. Deutsche evangelische Protestanten .	36 156.
26. Christliche Vereinigung	18 214.
27. Herrnhuter	14 817.
28. Kirche des neuen Jerusalem	7 679.
29. Plymouth Brüder (4).	6 661.
30. Brüder in Christus (3)	4 739.
31. Kommunisten (8).	3 784.
32. Irvingianer	1 394.
33. Christadelphier	1 277.
34. Christliche Vereinigung	754.
35. Triumphierende Kirche (2)	589.

 19 819 463.

Auf Grund der vorliegenden Tabellen kommen von diesen rund 20 Millionen erwachsenen Gliedern der nordamerikanischen evangelischen Kirchengemeinschaften auf die farbige, d. h. auf die Negerbevölkerung $3\frac{1}{3}$ Millionen, die sich in besondern colored churches organisiert folgendermaßen verteilen:

1. Baptisten (1)	1 864 600
2. Methodisten (5).	1 411 300
3. Presbyterianer (1)	39 000

 3 314 900.

Leider giebt der Regierungscensus keinen Anhalt für eine Berechnung der gesamten Negerbevölkerung; vermutlich beträgt sie jetzt wenigstens 8 Millionen, sie wird also fast ganz evangelisch sein. Über die Zahl der evangelischen Indianer enthält die religiöse Statistik keine Angabe. — Die weiße Bevölkerung der Vereinigten Staaten wird also ca. $16\frac{1}{2}$ Millionen erwachsene evangelische Kirchenglieder und etwa 50 Millionen evangelische Christen zählen.

Die gesamte katholische Bevölkerung, die sich übrigens stark vermehrt, beträgt nach Abzug von 26 500 unabhängigen Reform-, Alt- und Polnischen Katholiken: 10 129 677 und zwar nach dem offiziellen katholischen Jahrbuche; sie bildet also jetzt etwa den fünften Teil der weißen Bevölkerung der Vereinigten Staaten. Wenn in der vorliegenden Tabelle als katholische members 8 610 226 angegeben

sind, so ist das ganz irreführend, denn diese Zahl repräsentiert die geschätzte Summe der Gefirmten und die Firmung findet in der Regel im 9. oder 10. Jahre statt.

Griechen giebt es in den Vereinigten Staaten mit Einschluß von 8500 Armeniern nur 73 500, dagegen beläuft sich — überraschenderweise — die jüdische Bevölkerung auf 1 058 135.

Eine Rede des chinesischen Gesandten in Washington Wu Ting Fang in der Gesellschaft für ethische Kultur in New York. Mitgeteilt nach den Mississippi-Blättern vom 16. Dezember 1900. Sie war die zweite in einer Serie von Vorträgen über die Gründer großer Religionen.

1.

Im Auslande denkt man, daß China drei Religionsysteme habe: Konfuzianismus, Taoismus und Buddhismus.

Wahr ist nur, daß die Regierung in den Grundgesetzen und Einzelbestimmungen des Landes alle drei anerkennt, aber als irrtümlich muß ich die Annahme bezeichnen, daß sie alle drei in der Achtung und Zuneigung des Volkes gleichstehen.

Der Kampf um die Suprematie ward vor grauen alten Zeiten entschieden; der Konfuzianismus ging als Sieger hervor und hat seitdem als Herr das Feld behauptet.¹⁾

Er eroberte das Reich der Lebenden, während die anderen beiden nichts weiter zu thun haben, als vom Reiche der Toten Besitz zu ergreifen.

Nach dem Dahinscheiden eines wohlhabenden Chinesen ereignet es sich oft, daß taoistische und buddhistische Priester ein Requiem für die entflozene Seele singen, und man sieht sie dann auch am Leichenbegängnisse teilnehmen. Wir sind ein praktisches Volk; wir lassen die Priester bei solchen Anlässen uns gefallen, um dessen sicher zu sein, daß, wenn die eine Religion nicht ewige Seligkeit dem Verstorbenen bringt, die andere es thut. Diese Art von Priesterdienst wird heiläufig als erwerbsberufliche betrachtet und immer bezahlt.

Unwissenheit ist die Hauptstütze von Taoismus und Buddhismus; sie werden daher immer schwächer, je intelligenter das Volk wird.

Anders ist es mit dem Konfuzianismus; er beherrscht das nationale Leben der Chinesen. In den Schulen werden die klassischen Werke des Konfuzius gelehrt und alljährlich Prüfungen der Studenten in diesem Gegenstande abgehalten. Jeder Chinese, der die Beamtenkarriere ergreifen will, muß diese Klassiker studiert haben. Sie sehen also, daß der Konfuzianismus dem sozialen, politischen und nationalen Leben zu Grunde liegt; er bindet die verschiedenen Elemente des Reiches zu einem gleichartigen Ganzen; er beeinflusst den Gedanken, den Charakter und die Sprache des Volkes — und sein Einfluß wird mit der Zeit immer stärker.

Es ist zwar nichts Seltenes, daß ein Mann in den Taoisten- oder Buddhistentempel geht, um Opfer darzubringen; aber er nennt sich darum nicht Taoist oder Buddhist; denn er glaubt, daß diese Handlung auf seine Lebensführung keinen Ein-

¹⁾ Man sieht also, wie thöricht es ist, alle Chinesen in den religionsgeschichtlichen Tabellen als Buddhisten zu rubrizieren.

fluß übt. Wenn Sie ihn fragen, was er ist, wird er Ihnen sagen: „Ich bin ein Anhänger von Konfuzius.“

Der Politiker, der Kaufmann und der Student würden sich schämen, unter etwas anderes als die Konfuzianisten sich zu rangieren. Wenn Amerika eine christliche Nation heißt, weil das Volk dem christlichen Glauben angehört, kann man mit gleichem Rechte China ein konfuzianisches Land nennen.

2.

Was ist Konfuzianismus?

Sagen wir zunächst, was er nicht ist.

Er ist keine Religion im rituellen Sinne des Wortes, hat weder Kultusystem noch Doktrin. Ein Religionsystem dieser Art anerkennt das Dasein eines göttlichen höchsten Wesens und von Geistern, welche die Schicksale der Menschen kontrollieren; sie wollen uns von falschen Wegen zurückbringen, indem sie in uns die Furcht vor ewiger Strafe vorhalten und für gute Thaten ewige Seligkeit versprechen.

Eine der Haupttheorien solchen Systems ist, daß es etwas wie ein Leben nach dem Tode giebt. Ich gestehe, daß der Gedanke der Seelenunsterblichkeit ein sehr angenehmer ist; ich wünschte, er wäre wahr, und ich hoffe, daß er wahr ist. Trotz aller Beweisführung Platons aber haben wir nur eine starke Wahrscheinlichkeit dafür. Und trotz aller Wissenschaftsfortschritte seit Plato sind wir über die Unsicherheit noch keinen Schritt hinausgekommen.

Konfuzius hat diese Dinge nicht geleugnet, aber er betrachtet das Grübeln hierüber als zwecklos und unpraktisch. Lebte er heute, würde man ihn für einen Agnostiker erklären.

„Was ist Tod?“ fragte ihn einmal ein Schüler, und der Meister antwortete: „Du weißt noch nicht, was Leben ist — wie kannst Du den Tod ergründen?“

So vorsichtig drückte er sich über diesen Gegenstand aus.

Das Leben selbst ist voller Geheimnisse, welche durch menschliches Denken sich nicht erklären lassen. Wozu also den Todes Schleier zu lüften versuchen, um einen Blick in das Jenseits zu werfen? Niemand war noch imstande, ein Eitelchen von Beweis über die Zukunft des Menschen nach dem Tode und die Geisterwelt zu liefern. Konfuzius that daher recht, eine direkte Antwort zu verweigern und diesen Gegenstand fallen zu lassen.

Horace Greeley sagte:

„Wer prompt und treu alle seine Pflichten gegen die Mitwelt erfüllt, kann nur wenig Zeit erübrigen, um ins Leben nach dem Tode hinüber zu gucken. Besser, man besorgt das eine wie das andere zu seiner rechten Zeit.“

Das ist etwas Ähnliches wie des Konfuzius Ausspruch.

Des letzteren Lehre bezweckt nur, den Menschen durch diese Welt zu führen, sein System ist daher sehr human und praktisch. Über das, was nach dem Tode ist, grübelt er nicht nach.

3.

Untersuchen wir den Konfuzianismus!

Der Mensch wird als ein mit sozialem Instinkt begabtes tierisches Wesen betrachtet, welches 5 Hauptbeziehungen hat: Souverän und Unterthan; Vater und Kind; älterer und jüngerer Bruder; Gatte und Weib; Freund und Freund.

An einem praktischen Beispiele will ich Ihnen zeigen, wie durch diese fünf Beziehungen der Gegensatz von Höherem und Niedrerem als rother Faden läuft.

Ich war einmal mit Li Hung Schang im Vertragshafen Tientsin. Da kam eines Tages der amerikanische Konsul zu ihm, dem Vizekönig, um seinen Schutz für etliche Missionare zu ersuchen, welchen in einer benachbarten Provinz Unannehmlichkeiten zugestoßen waren.

Li erwiderte: „Ich kann nichts thun, da jene Provinz nicht unter meiner Jurisdiktion steht.“

Man unterhielt sich noch eine Weile und Li fragte:

„Wie viele Jahre zählen Sie?“

„73,“ antwortete der Konsul.

Li überlegte einen Augenblick und sagte:

„Herr Konsul, ich will Ihnen den Gefallen thun; zwar Ansprüche haben Sie nicht auf meinen Dienst, da jene Provinz, wie gesagt, unter anderer Jurisdiktion als meiner steht. Aber da Sie älter sind als ich, habe ich Sie als einen Höherstehenden zu behandeln und darum thue ich ein Übriges.“

Dies illustriert Ihnen den Grundzug der konfuzianischen Lehre.

4.

Der Redner fügte hinzu: Konfuzius habe das Hauptgewicht auf die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern gelegt, da er das als die Grundlage aller Moral betrachtete. Die von Konfuzius empfohlenen Tugenden seien Wohlthätigkeit, Rechtlichkeit, Anstand, Einsicht und Aufrichtigkeit. Redner verglich hier die Lehren des Konfuzius mit jenen Christi und bemerkte, daß die von letzterem geforderte Feindesliebe etwas Übermenschliches sei. Sie werde auch niemals ausgeübt, gerade jetzt forderten christliche Missionäre zu blutiger Rache an Chinesen auf und christliche Soldaten verheerten einen Teil Chinas. Theorie und Praxis seien eben stets verschieden. Konfuzius forderte nur Milde gegen Feinde, er verbiete lediglich Rachsucht, wie sie jetzt von Bekennern des christlichen Glaubens in China geübt werde.

Die größte Übereinstimmung zwischen Konfuzius und Christus bestehe in der Lehre: „Was du nicht willst, das man dir thu, das füg' auch keinem andern zu.“ Ein guter Christ sei auch ein guter Konfuzius-Bekenner und umgekehrt. Der Himmel müsse jedem guten Menschen ohne Rücksicht auf Dogmen offen sein. Konfuzius lehre, daß man das Gute um des Guten willen thun müsse, und nicht in der Hoffnung auf Belohnung oder aus Furcht vor Strafe. Redner bezeichnete dann die Religion des Konfuzius als die höchste aller. Die Welt komme ihr immer näher. Ein Beweis dafür sei die Zunahme des Agnostizismus. Die Menschen würden nicht mehr durch die ihnen von den Kanzeln herab angedrohten Strafen gescheckt. Ein anderer Beweis sei der Fortschritt der Bewegung zu Gunsten des Weltfriedens, welchen Konfuzius schon 500 Jahre vor Christus predigte. Das chinesische Volk habe sich dem Frieden ergeben. Wenn auch die Aussichten auf einen allgemeinen Frieden jetzt nicht günstig erschienen, so werde er zweifellos doch kommen und ein Wunsch nach einem solchen sei eine Anerkennung des Konfuzius, dessen Lehren sich über Japan und Korea verbreiteten, ohne daß Blutspuren ihren Weg bezeichneten. Seine Macht werde nicht durch Gewalt oder Schrecken, sondern durch freiwillige Unterwerfung der Herzen errungen.

Verluste der schwedischen Missionen in China. Die Missionare des „Heiligungsbundes (im Verband mit der Ch. F. M.) in Nordchina sind sämtlich ermordet, 10 Personen. Nur 1 in Szechuan arbeitende Schwester ist zur Küste gekommen.

Die skandinavische Allianzmission (meist amerikanische Schweden) hat verloren: A. B. Lundgren (Däne) mit Frau in Chaitufen, sowie ihre in der Mongolei arbeitenden Missionare Stenberg und Suber, Frä. Hilba Anderfson, Frä. Clara Anderfson, Frä. Hanna Lund. Von diesen Missionaren ist nur Fridström gerettet worden.

Die amerikanische internationale Allianz-Mission (jetzt Christian and Missionary Alliance genannt) hat von ihren schwedischen Arbeitern verloren: Emil Olsson mit Frau und 3 Kindern, Karl Lundberg mit Frau und 2 Kindern, Emil (Edwin?) Anderfson mit Frau und 2 Kindern, Frä. Emilie Erikson. Diese sind angeblich auf dem Wege nach Urga von den Chinesen verbrannt worden. Wilhelm Norén mit Frau und 2 Kindern, Karl Blomberg mit Frau und 1 Kind, Aug. Palm, Oscar Forsberg mit Frau und 1 Kind, Olof Vingmark mit Frau und 2 Kindern, Alfred Ögren. Noch keine Nachricht über: Martin Nyström und Frau, Frä. Clara Hull und Frä. Kristina Öre.

Schwedische Mongolen-Mission (neu, unter Prinz Bernadotte). Über Missionar Sjöberg und Frau und Missionar Wahlstedt (Wahlström?) noch keine Nachricht.

Der schwedische Missionsbund hat seine Arbeit in Wuchang wieder aufgenommen.

Die schwedische Kirchenmission hat sich in Indien von der Leipziger Gesellschaft durch Übereinkommen gelöst und die 3 Stationen Madura, Pudukotah und Aneikada als eigene Stationen übernommen. In Afrika beabsichtigt sie, so bald die Verhältnisse es gestatten, die Arbeit in Johannesburg und im Matabele-Lande zu beginnen.

Immer mehr werden die erschütternden Einzelheiten bekannt, unter denen die Hinschlachtung der evangelischen Missionare in China stattfand. Einen ergreifenden Eindruck machen unter anderem drei Briefe, die von einer Missionarsfrau angesichts ihres schrecklichen Todes geschrieben, und die jetzt in Schanghai angekommen sind. Sie waren von der Schreiberin, der Frau des amerikanischen Missionars Atwater, dem Thormächter zur Beförderung übergeben worden. Missionar Atwater und Frau mit 2 Kindern gehörten zu den Opfern von Fent-schau-fu in der Provinz Schansi, wo der schreckliche Yü-Hsien die Blutbefehle ausgehen ließ. Zwei andere Kinder Atwaters hatten bereits am 9. Juli bei der entsetzlichen Schlächtereierie in der Provinzialhauptstadt Tai-juen-fu ihr junges Leben verloren. In Fent-schau-fu hatte anfangs der Stadtpräfekt die Missionare schützen wollen, wurde aber gerade deshalb auf Befehl des blutdürstigen Gouverneurs durch einen anderen ersetzt.

Der erste Brief ist datiert vom 30. Juli und wie die folgenden an die Frau des gleichfalls amerikanischen Missionars Clapp und die Fräuleins Bird und Partridge in Taihu, der anderen Station des Amerikanischen Board in der Schansi-Provinz,

gerichtet. Er lautet: „Meine Lieben! Eure letzten Nachrichten, die unsere Befürchtungen für unsere Lieben in Taitu bestätigten, waren hart, Gott weiß es, wie hart für uns zu tragen; aber ich kann jetzt nichts darüber schreiben. Wir verbrachten eine schreckliche Nacht. Am Morgen erschien eine sehr strenge Proklamation, die unsere sofortige Ausweisung befahl. Ich konnte nichts anderes thun, als zu Gott schreien. Es schien mir, als könnte ich es in unserer jetzigen Lage nicht mehr aushalten. Niemand sprach bei Tisch ein Wort. Es schien, daß wir unser Ende zu erwarten hatten, und ich für mein Teil sehne mich danach, daß es schnell kommt. Hi Kau, der brave Bursche (wahrscheinlich ein Christ) ging in das Yamen, um zu sehen, ob wir nicht eine Begleitung bekommen könnten, die uns an den Fluß brächte. Denn wir können uns keine verschaffen, wenn uns der Präsekt nicht hilft. Aber obwohl uns jetzt Versprechungen gemacht sind, fühle ich mich sehr beschwert. Denn der neue Präsekt ist gekommen und der alte will seine Autorität nicht aufgeben. Die Folge sind starke Reibungen zwischen beiden. Wie es weiter gehen wird, ich weiß es nicht. Wir sind in des Herrn Hand. Gott behüte Euch alle. Er ist unsere einzige Hilfe.“

Die Adressaten haben diesen Brief nie gelesen. Schon am 31. fielen sie als Opfer des Blutbades in Taitu. Auch der zweite Brief vom 2. August ist an dieselben Adressaten gerichtet: „Unser Plan (der Abreise) ist umgeworfen. Wir glauben, wir können nicht mehr fliehen. Mehrere unserer Gemeindeglieder beschloßen, uns zu verstecken, wenn wir uns verteilten. Es ist hart, das zu thun. Lei will mich in seinem Hause verbergen; aber ich möchte bei meinem lieben Manne bleiben, so lange uns noch das Leben geschenkt ist. Der Himmel scheint mir in diesen letzten Stunden viel näher zu sein, und ich fühle mich ganz ruhig. Was wird das für eine Freude sein, wenn wir uns dort droben alle wiedersehen. Mehr und mehr richte ich meine Gedanken ganz auf die zukünftige Herrlichkeit; und das giebt mir wunderbaren Frieden ins Herz. Gott segne Euch alle. In seliger Hoffnung bin ich zc.“

Und endlich der dritte Brief vom 3. August:

„Liebe, liebe Geschwister! Ich habe versucht, mich zusammenzuraffen, an Euch noch einmal zu schreiben. Wie soll ich Euch all die schrecklichen Einzelheiten mittheilen! Ich wollte es Euch lieber schenken. Unsere Lieben in Scheyang, sieben im ganzen, darunter unsere beiden heißgeliebten Töchterchen, wurden gefangen genommen, in Ketten nach Tai-juen-fu gebracht und dort auf Befehl des Gouverneurs enthauptet, zusammen mit den Freunden in Tai-juen-fu selbst 33 Seelen. Wir warten jetzt nur noch auf unseren Heimgang. Wir haben versucht, in die Berge zu entkommen, aber der Plan konnte nicht ausgeführt werden. Alle unsere Sachen sind uns gestohlen, denn die Leute wissen, daß wir dem Tode verfallen sind. Warum man mit der Vollstreckung noch wartet, können wir nicht sagen. Die Proklamation sagt, daß, wer uns immer tötet, dem Gouverneur einen großen Dienst erweisen würde. Meine Lieben! Ich sehne mich nach den Anblick Eurer Gesichter; aber ich fürchte, wir werden uns auf Erden nicht mehr wiedersehen. Ich habe Euch alle so sehr lieb. Es giebt keine besseren Brüder und Schwestern, als ich sie habe! Ich bin gesaßt auf mein Ende und ganz ruhig und still. Der Herr ist mir und allen nahe und wird uns nicht verlassen. Ich war sehr unruhig und aufgereggt, so lange noch ein Schimmer von Lebenshoffnung war, aber Gott hat dies Gefühl von mir genommen, und ich danke ihm für seine Gnade, mutig dem schrecklichen Ende entgegen gehen zu

können. Der Schmerz wird bald vorüber sein, und dann, o, welch süßes Willkommen dort droben! Mein kleines Baby wird mit mir gehen! Ich denke, Gott wird es mir im Himmel wiedergeben, und meine treue Mutter wird so froh sein, uns wieder zu sehen. Ich kann mir des Heilandes Willkommen gar nicht ausdenken. O, das wird all diese Tage des Hangens und Bangens aufwiegen. Meine Lieben, lebt doch immer in Gottes Nähe und lebt weniger an der Erde. Es giebt keinen anderen Weg, den Frieden zu erhalten, der alles Denken übersteigt. Ich würde Euch gerne jedem eine besondere Botschaft noch senden; aber das würde mich zu sehr aufregen. Ich muß mich in diesen Stunden ganz ruhig und still verhalten. Ich bedauere nicht einen Augenblick, daß ich nach China gegangen bin, aber ich bin betrübt, daß ich so wenig gethan habe. Ich war so glücklich verheiratet. Wir werden nun zusammen sterben, mein lieber Mann und ich. Ich fürchtete immer eine Trennung. Wenn wir jetzt noch entkommen, so ist's ein Wunder. Ich sende Euch allen viele Liebesgrüße. Eure Freunde, denkt an mich. Eure Euch liebende Schwester."

Das ist der letzte Brief. Zwölf Tage haben sie noch warten müssen. Am 15. August erlitten sie dann den Tod, indem sie auf dem Wege von der sie begleitenden militärischen Eskorte niedergemacht wurden.

Die Baseler Missions-Gesellschaft hat den wichtigen Beschluß gefaßt, falls es ihre finanzielle Lage erlaubt, im Innern Togos, und zwar in Akpaso im Laufe dieses Jahres eine Europäerstation mit zunächst 2 Europäerhäusern zu gründen. Das Baseler Comité hat sich durch die Erwägung dazu genötigt gesehen, daß nur auf diese Weise die Mission in Togo, die seit den letzten 15 Jahren von Anum aus ins Werk gesetzt worden ist, weiter geführt werden kann; daß ferner nur so die in 12 kleinen Gemeinden bereits gesammelten 1000 Christen gebührend gepflegt werden können; daß nur so die weitere Ausdehnung der Mission in das volkreichere, vom Islam bedrohte Innere vorbereitet werden kann; daß schließlich namentlich nur so taugliche Gehilfen für die Arbeit auf deutschem Gebiete herangezogen werden können. Als Leiter der neuen Station ist Missionar Martin bestimmt, der in den letzten Jahren die Baseler Mission in Togo gepflegt hat.

Die Pariser Missions-Gesellschaft hat trotz der geringen Ausdehnung, welche unter den mancherlei Schwierigkeiten, mit denen sie dort zu kämpfen hat, ihre Arbeit in Senegambien erst gewonnen, stets den Plan im Auge behalten, von hier aus in den Sudan einzudringen. Neuerdings hat sich ihr nun eine Aussicht eröffnet, von anderer Seite her an dies ersehnte Ziel zu gelangen. Sie hat von der französischen Regierung die Aufforderung erhalten, in Conacry, der Hauptstadt des französischen Guinea, eine Arbeit zu beginnen. Und sie hat sich dazu bereit erklärt, nachdem der Bischof von Liberia, dem die dortige Mission der farbigen westindischen Missionare untersteht, auf Anfrage mitgeteilt hat, daß seine Mission sich von Conacry zurückziehen gedenke. Da die Verbindung nach dem Innern von hier aus infolge der französischen Kolonial-Unternehmungen schon ziemlich geregelt ist, so hofft die Pariser Gesellschaft zuversichtlich, von hier aus endlich in den Sudan eindringen zu können.

Litteratur = Bericht.

1. „Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1901.“ 14. Jahrgang. Mit Karte des Kilimandscharo und des Pangani-Gebietes. Leipzig. 1,50 Mk. Wieder ein gediegener Jahrgang dieses bedeutendsten der von deutschen Missionskonferenzen herausgegebenen Jahrbücher. Neben den stehenden Arbeiten von Paul (Chronik und Missionslitteratur des vergangenen Jahres), Döhler (Übersichten über die deutschen Missions-Konferenzen und über den Stand der deutschen evangelischen Missionen, der letztere aus der N. M. Z. 1901. S. 38) und der biblisch-missionarischen Betrachtung von Kleinpaul (die in der Off. St. Joh. liegenden Missionsgedanken. 2. Hälfte) bringt das Jahrbuch einen sehr vielseitigen Inhalt. Einen Exkurs in die nachapostolische Zeit macht Professor Runze (Heidnische Polemik gegen das Christentum in den ersten Jahrhunderten der Kirche), während 4 Aufsätze die gegenwärtige Mission vertreten: Gehring: Mission und Schule in Südbindien; König: die ev.-luth. Batamba-Mission; Faßmann: die neue (Leipziger) Station in Nord-Pare (mit Karte); und Thiele-Wiegand: China. Schmeißer vertritt die Judenmission unter der Überschrift: Israel und Göttching liefert einen populär-erbaulichen Artikel über die Mission im Lichte des heiligen Vaterunsers. Eine kurze biblische Betrachtung über Röm. 1,17 (Aus Glauben in Glauben) eröffnet und Allerlei Mitteilungen über die Sächs. Miss.-Konf. schließen das inhaltreiche, 208 S. umfassende Jahrbuch.

2. **Fries:** „Geschichten und Bilder aus der Mission.“ Nr. 19. 25 Pfg. Halle. Waisenhausbuchhandlung. Es sind wieder 2 Aufsätze, welche diese bekannten gelben Hefte bringen: 1. das große Leidensjahr der evangelischen Mission in China (1900), und 2. der Kampf des Evangeliums um Kumase. Die begleitenden Bilder geben Porträts von dem Missionar Ramsayer und Frau und eine Ansicht von dem Baseler Missionshause in Kumase. Die schmerzlichen Erlebnisse des Jahres 1900 in China und Usante bilden also den Inhalt dieses Heftes, um dessen weiteste Verbreitung wieder angelegentlich gebeten wird.

3. **Baseler Missionsstudien.** Heft 1 und 2. à 40 Pfg. Basel. Missionsbuchhandlung.

a) **Miescher:** Die Mission, die Urheberin von Wirren.

b) **Lauterburg:** Rückblick auf die Geschichte der evangelischen Mission im 19. Jahrhundert.

Diese beiden Flugschriften bilden den Anfang einer unter dem angegebenen Gesamttitel erscheinenden Serie von zwanglosen Heften, die „von Fachmännern bearbeitet, allerlei wichtige Gegenstände aus Geschichte, Theorie und Praxis der Mission behandeln sollen“ und die darauf angelegt sind, „in den Kreisen der Gebildeten verbreitet zu werden, um den vielen weitverbreiteten Vorurteilen gegen die Mission im allgemeinen und gegen die Art und Weise ihrer Wirksamkeit im Einzelnen zu begegnen, um das Verständnis für ihre Bedeutung zu wecken und zu fördern ihre neue Freunde zuzuführen und das Studium der Missionswissenschaft zu erleichtern.“ Ein löbliches Unternehmen, dem wir viel Gelingen wünschen. Mieschers Schrift verdankt, wie schon ihr Titel andeutet, ihre Entstehung der chinesischen Missionsdebatte, die im vorigen Jahre die öffentliche Meinung so lebhaft beschäftigte.

Es ist ja nicht alles neu, was Miescher sagt, aber er behandelt seinen Gegenstand von einer prinzipiellen Seite, indem er untersucht, wie weit die Mission thatsächlich Aufregungen im Gefolge hat, und warum sie sie notwendig haben muß. Sehr übersichtlich thut er das in folgenden 6 Abschnitten: 1. Durch gute und böse Gerüchte; 2. Auffallende Erscheinungen und charakteristische Zeichen der Zeit; 3. Kann und darf die Mission alle Erregung von Wirren vermeiden? 4. Möglichkeit und Unmöglichkeit einer vorsichtigeren Methode; 5. Mancherlei Erregung, aber auch Erregung zum Heil; 6. Lehren für die Mission. Alles treffend, maßvoll, weise — sowohl in der Polemik gegen die Missionsgegner, wie in der Kritik für die Missionsfreunde. — Auch die Schrift von Lauterburg, ein Abdruck des einleitenden Artikels, mit welchem das *Ev. Miss.-Mag.* das neue Jahrhundert eröffnet, ist eine gediegene Arbeit, in der die Missionskenner allerdings vielen bekannten Gedankenreihen begegnen, die aber selbständig und mit gesundem Urteil verarbeitet und geeignet sind, jenseit der Kreise dieser Kenner als neue missionarische Gesichtspunkte eine werbende Kraft auszuüben. Bei einer etwaigen neuen Auflage wäre zu wünschen, daß durch charakteristische Überschriften die dem aufmerksamen Leser ja völlig durchsichtige Disposition leicht kenntlich gemacht und dadurch Übersichtlichkeit und Behaltlichkeit erleichtert würde.

4. **Warned:** „Die Mission in der Schule.“ Ein Handbuch für den Lehrer. Neunte verbesserte Auflage. Gütersloh 1901. 2 Mk., geb. 2,50 Mk. — In 9 Hauptabschnitten behandelt dieses bekannte Buch die für die Schule geeigneten Missionsstoffe in einer für den praktischen Gebrauch des Lehrers handlichen Form. Wesentlich unverändert sind nur außer der „Einleitung“ und den „Grundgedanken“ diejenigen Abschnitte geblieben, welche sich mit der „Mission in der biblischen Geschichte“, mit dem „Gange durch die Apostelgeschichte“ und der „Mission im Katechismusunterrichte“ beschäftigen. Der „Kurze Abriss der Missionsgeschichte“ und die „Mission im geographischen Unterrichte“ haben manche Verbesserungen erfahren und Zusätze erhalten, abgesehen davon, daß die geschichtlichen Ereignisse und die Statistik bis auf das Jahr 1901 fortgeführt sind. Die beiden Schlußabschnitte: „Die deutschen Kolonien“ und „Was hat Deutschland bisher für die Mission gethan?“ sind teilweise umgearbeitet worden, so daß thatsächlich nicht nur eine um 7 Seiten vermehrte, sondern auch eine verbesserte Auflage vorliegt.

Warned.

Die christliche Mission und die überseeische Politik.¹⁾

Vom Herausgeber.

Das Thema, das heute zur Verhandlung steht, ist nicht gesucht worden; die Katastrophe in China und die öffentliche Missionsdebatte, die sich an sie angeschlossen, hat es auf die Tagesordnung gesetzt. Es ist freilich ein altes Thema, das oft genug in der Missionsgeschichte eine bedeutende Rolle gespielt hat, und jetzt nur wieder einmal aktuell geworden ist, diesmal auch speziell für uns Deutsche, die wir in Sachen der überseeischen Politik und den mit ihr zusammenhängenden Fragen und Gefahren bis vor kurzem eine unversuchte Unschuld gewesen sind, und unsere Tapferkeit wesentlich darin bewiesen haben, daß wir über die Verfehlungen anderer Nationen zu Gericht geseßen. Die Splitter in den Augen der Nächsten sind ja immer Gegenstände bequemer Kritik, und so fühlten wir uns auf dem kritischen Roß sehr selbstgerecht.

Seit Beginn der deutschen Kolonialära haben wir nun aber daheim und draußen seltsame Dinge erlebt. In der ersten Sturm- und Drangperiode wurde geradezu verlangt, daß wir die Paulinischen Missionsgrundsätze „in die Kumpelkammer werfen“, an die Stelle der religiösen Missionsaufgabe die „arbeitserzieherische“ setzen und die Mission lediglich „in den Dienst der vaterländischen Interessen stellen“ müßten. Die Missionsfachleute, welche diesen Forderungen gegenüber den religiösen und universalen Charakter der Mission vertraten, wurden als „unpatriotisch“ denunziert. Und das geschah von denselben Männern, welche nicht müde wurden, die englischen Missionare in Anklagezustand zu versetzen, weil sie angeblich englisch-politischen Interessen dienten. Und wir haben noch mehr erlebt, nämlich direkte Eingriffe der katholischen Mission in die deutsche Chinapolitik und eine offizielle Legitimierung dieser Politik durch das katholische Missionsprotektorat. Die betreffenden, durch lauter urkundliche Zeugnisse belegten Vorgänge sind allgemein bekannt. Es unterliegt keinem Zweifel,

¹⁾ Vortrag auf der Missionskonferenz in der Provinz Sachsen zu Halle am 12. Februar d. J. Mit zahlreichen Anmerkungen versehen, und vermehrt durch einen Artikel, welcher das neueste Projekt: der katholischen Mission in China mit Hilfe der weltlichen Mächte eine kostenfreie Sühne- oder Straf-Universität zu errichten, beleuchtet — ist dieser Vortrag auch als Broschüre erschienen. Um möglichst weite Verbreitung derselben wird gebeten. D. S.

daß ein Schrei der Entrüstung durch Deutschland gegangen wäre, hätte ein englischer Missionar dieselbe Rolle eines politischen Agenten gespielt, welche Bischof Anzer gespielt hat, und hätte die englische Regierung die Dienste eines englischen Missionars für ihre vaterländischen Interessen in derselben Weise ausgebeutet wie die deutsche die des deutschen Missionars. Aber woraus man bei Engländern ein Verbrechen gemacht haben würde, das ist dem deutschen Bischof zum Verdienst angerechnet worden. Es wird also gemessen nach zweierlei Maß, je nachdem das eigene nationale Interesse in Frage kommt. Diesem Nationalegoismus gegenüber bleibt die prinzipielle Opposition leider nur zu oft erfolglos. Wir erleben das jetzt in unserm eigenen Vaterlande, und sollten daher unsere Kritik mäßigen, wenn es auch unter anderen Nationen erlebt wird.

Die berauschende Lösung Weltpolitik, welche heute alle abendländischen Großmächte in einen eifersüchtig nationalen Wettbewerb um überseeischen Besitz hineintreibt, und die den Weltfrieden in einer so besorgnisvollen Weise bedroht, zieht auch die Mission in ihre Wellenschläge hinein, sie mag es wollen oder nicht. Dieser übermächtigen Weltpolitik gegenüber ist sie völlig ohnmächtig; auf Schritt und Tritt kreuzen sich ihre Wege. Es hängt für die Mission thatsächlich auch viel davon ab, wie sich die Herrschaft der abendländischen Großmächte über die nichtchristliche Welt verteilt, denn sie gewähren weder alle Religionsfreiheit noch üben sie alle Duldung gegen die Missionare fremder Nationalitäten. Z. B. Rußlands und Frankreichs religiöse und nationale Intoleranz ist ja bekannt. In dieser Thatsache liegt unleugbar eine Versuchung für die Missionen, daß sie die Politik derjenigen Weltmächte begünstigen, von denen sie die größte Förderung ihrer Arbeit erwarten. Mit der berechnendsten Klugheit geht diesen Weg die römische Mission, deren Ideal bis auf den heutigen Tag der mittelalterliche Bund zwischen weltlicher und geistlicher Macht ist. Erhofft sie Gewinn davon, so er bietet sie sich den Kolonialmächten, vornehmlich Frankreich, jetzt leider auch Deutschland, als politische Bundesgenossin, und diese gehen auf das Angebot ein, wenn ihrem politischen Interesse dadurch ein Dienst geschieht.

Denn die überseeischen Mächte haben auch ihrerseits die früher von ihnen bekämpften oder ignorierten Missionen längst in ihren politischen Kalkül hineingezogen, und begünstigen oder hemmen sie mit mehr oder weniger Hochdruck, je nachdem sie glauben von ihnen Vorteil oder Nachteil zu haben. Je eifersüchtiger eine nationale Kolonialpolitik ist und je

weniger Verständnis sie hat für die religiöse Aufgabe und die geistlichen Betriebsmittel der Mission, desto unduldsamer wird sie gegen Missionare anderer Nationalitäten, als schaden sie ihren vaterländischen Interessen, und desto mehr versucht sie die Missionare der eignen Nationalität, diesen Interessen in einer Weise zu dienen, die sich mit der Missionsaufgabe nicht verträgt. Aber auch abgesehen von der auf Erweiterung und Sicherung des überseeischen Besitzes gerichteten Seite der Kolonialpolitik, giebt es zwischen dieser und der Mission noch eine Menge interner Beziehungen, die sich wesentlich um die Stellung zu den Eingeborenen drehen und die uns vor zum Teil recht schwierige Fragen stellen.

Was die Verständigung über alle diese Fragen so erschwert, das ist nicht bloß der kolonialpolitische Egoismus, dem oft genug Macht vor Recht geht, sondern auch der Mangel einer autoritativen Norm, nach welcher die Mission ihre Entscheidung zu bemessen hat. Die römische Mission besitzt diese Norm in der päpstlichen Autorität, die evangelische sucht sie in der Schriftautorität. Nun ist aber die neutestamentliche Schrift kein missionsmethodisches und noch weniger ein missionspolitisches Kompendium, und selbst wenn sie es wäre, könnte sie keine kasuistische Lösung von Problemen geben, die gestellt werden durch die von den apostolischen ganz verschiedenen modernen überseeischen Weltverhältnisse, mit deren Realitäten wir heute zu rechnen haben. Wir können uns also, von spärlichen Spezialanweisungen abgesehen, im wesentlichen nur an die unwandelbaren evangelischen Missionsgrundsätze halten und müssen von ihnen aus, mit einem durch den Geist Gottes und die Erfahrung erleuchteten Urteil unsre Entscheidung treffen, was dann freilich zur Folge hat, daß diese Entscheidung nicht über jede Frage bei allen Urteilsfähigen die gleiche ist.

Schon aus diesen Andeutungen ist ersichtlich, daß wir es mit einem komplizierten Thema zu thun haben, das man in einem Vortrage nicht einmal ganz aufrollen, geschweige erledigen kann. Ich muß mich daher damit begnügen, es zu skizzieren und zur Lösung der vielen Fragen, die es in sich schließt, Richtlinien zu geben. Ich will es versuchen, indem ich:

- I. Die Verschiedenartigkeit der gegenseitigen Aufgaben klar stelle, und
- II. die Unvermeidlichkeit der gegenseitigen Berührungen aufweise.

Während die erste: die prinzipielle Scheidung des Missionsbetriebes von der politischen Thätigkeit als ihre natürliche Konsequenz fordert,

zeigt uns die zweite: wie hart im Raume sich die Sachen stoßen und wie viele Gelegenheiten sowohl zu gegenseitigen Förderungen, wie Hemmungen, Versuchungen, Reibungen, ja Konflikten dadurch gegeben sind.

I.

1. Die Missionsaufgabe ist nicht eine aus menschlichem Belieben hervorgegangene und darum auch nicht in menschliches Belieben gestellte; sie beruht auf einem Auftrage, der in dem innersten Wesen der Heilsoffenbarung Gottes in Christo und mit dieser in dem ewigen Ratschlusse Gottes begründet ist. Sie ist also göttlich legitimiert und in dieser Legitimierung trägt sie beides: ihr Recht wie ihre Verpflichtung. Ihr Motiv ist Gehorsam gegen den Willen Gottes und zwar ein Gehorsam, der aus der Gottes- und Menschenliebe fließt. Die Missionsaufgabe ist weiter unterschiedslos die gleiche, von wem und an wem sie auch ausgerichtet wird. Das macht sie international: ihre Subjekte mögen einer Nation angehören, welcher sie wollen, sie haben den gleichen Auftrag; und das macht sie universal: ihre Objekte mögen nach Religion, Volksart und Kulturstand noch so verschieden sein, an alle ergeht die gleiche Anbietung. Träger der Missionsaufgabe ist die gesamte Christenheit, Gegenstand derselben die ganze nichtchristliche Menschheit.

Ihrem Inhalte nach ist die Missionsaufgabe durch und durch eine religiös-ethische. Darin besteht sie: Die Nichtchristen in der ganzen Welt zu bewegen, daß sie Jesu als ihrem Lehrer, Heiland und Herrn anhängen, vertrauen und folgen, und also ihren väterlichen Glauben samt dem mit ihm verbundenen Wandel nach väterlicher Weise einwechseln gegen den christlichen Glauben und die sittliche Lebensordnung, die er in seinem Gefolge hat. Diese Aufgabe beschränkt sich nicht auf die Gewinnung von einzelnen Individuen; sie umfaßt zugleich nicht nur Kirchengründung und Kirchenorganisation bis hin zu dem letzten Ziele der kirchlichen Verselbstständigung, sondern auch eine erziehlche Einwirkung auf das Volksganze und eine Versittlichung seiner gesellschaftlichen Naturverbände vermittelt einer Durchbringung derselben mit den Sauerteigskräften des Evangelii. Aber nach allen diesen Seiten hin: nach der individualistischen, der kirchlichen, der vollstlichen bleibt sie immer eine religiös-ethische.

Sie bleibt das, selbst wenn sie in das Kulturgebiet eingreift und eine neue Gesittung, eine neue Bildung und zum Teil auch ein neues wirtschaftliches Leben pflanzt. Die neue von der christlichen Humanität getragene Gesittung ist die Ausprägung der neuen religiös-sittlichen Gesinnung, die neue Bildung die aus der geistlichen Hebung resultierende

geistige Befruchtung, und der Fortschritt im wirtschaftlichen Leben das Ergebnis der Antriebe und Bedürfnisse, die in Verbindung mit der gehobenen Gesittung und Bildung die Christianisierung weckt. Die Rettung der Seelen bleibt immer die Seele der Missionsarbeit, aber indem sie daran arbeitet, eine in Sünden tote Welt lebendig zu machen, setzt sie himmlische Kräfte in Kurs, die erneuernd auch in das irdische Leben eingreifen und die Verhältnisse desselben neu gestalten, indem sie aus den Menschen neue Kreaturen machen. Und insofern kann man auch von einer Kulturaufgabe der Mission reden. Im engsten Zusammenhange mit dieser zivilisatorischen Beeinflussung steht die Aufgabe der Mission gegenüber dem vielgestaltigen äußeren Elend, unter dem die Heidenwelt leidet. Da sie nicht bloß als die Botschafterin sondern als die Verkörperung der barmherzigen Menschenliebe in die Heidenwelt tritt, so soll sie auch diesem Elend Trost, Rat und Rettung bringen, in der Nachfolge dessen, der einst segnend und wohlthuend das jüdische Land durchzog. An der Mission soll die Heidenwelt eine durch und durch selbstlose Wohlthäterin haben, die nur das Wohl der Heiden, nicht das ihre sucht, nicht nehmen sondern geben, nicht sich dienen lassen sondern dienen will.

In voller Kongenialität mit dieser Aufgabe steht es nun, wenn Jesus, als die maßgebende Missionsautorität, unter Verschmähung aller groben und feinen Anwendung von Weltgewalt und aller klugen Anlockung durch Weltgewinn nur ein geistiges Missionsmittel: das Wort zur Verfügung stellt. Nun differenziert sich allerdings dieses Wort nicht bloß in das mündliche und in das schriftliche, auch nicht bloß in das der Predigt und des Unterrichts, sondern auch in das durch das Leben und Leiden seiner Zeugen personifizierte wie in ihren Werken geübte; aber auch wenn neben der Rede und Schrift der Veranschaulichung des Wortes durch die That der breiteste Raum gewährt wird, immer bleibt es eine geistige Macht, durch welche der Mission ihre Aufgabe zu lösen geboten ist. Und das ist begründet in der Natur der Aufgabe. Der Eintritt in die Jesusjüngerschaft kann nur, weil er bedingt ist durch Sinnesänderung und Vertrauen, ein Akt freier überzeugungsvoller Entschließung sein, und diese Entschließung darum nur herbeigeführt werden durch eine Einwirkung auf Erkenntnis, Gemüt, Gewissen und Willen. Die Art, wie sich diese Einwirkung vermittelt, ist im Leben sehr mannigfaltig und der kausale Zusammenhang zwischen ihr und dem Worte nicht immer greifbar. Aber in letzter Instanz ist es doch die geistige Macht des verkündigten, geschriebenen, gelebten, veranschaulichten

Worts, welche die Christianisierung bewirkt, wie sie dem Sinne Jesu entspricht.

Freilich, wenn einer so riesigen Aufgabe, wie die Christianisierung der Welt sie stellt, zur Ausführung nur das Wort gegeben wird, so begreift man die kühne Paradoxie, mit welcher der Apostel der Heiden von einer *μωρία τὸν κηρύγματος* (1. Kor. 1. 21) redet; aber ist uns dieses Wort göttliche Heilsbotschaft und als solche Träger göttlichen Lebens, Same der Wiegeburt, Kraft Gottes zur Errettung für jeden der glaubt, so sind wir gewiß, daß die göttliche Thorheit weiser und die göttliche Schwachheit stärker ist als alle Waffen fleischlicher Ritterschaft.

Es war die Heroenzeit des Christentums und die Zeit der klassischen Mission, als allein dieses im Leben wie im Tode seiner Gläubigen bezeugte Wort der Sieg über das antike Heidentum wurde. Später ist ja der Missionsbetrieb vielfach entartet; aber in der evangelischen Mission ist das alte apostolische Ideal wieder aufgelebt und hat das christliche Urteil so beeinflußt, daß heute — wenigstens in der Theorie — niemand, auch kein Vertreter des Romanismus, einer direkten Gewaltanwendung nach mittelalterlichem Vorbild in der Christianisierung das Wort zu reden wagt.

2. Bei der Mission ist die Präzisierung ihrer Aufgabe wenigstens in den allgemeinen Umrissen relativ einfach. Bei der überseeischen Politik setzt sie uns in Verlegenheit. Ein direkter Auftrag, überseeische Politik zu treiben, ist den weltlichen Mächten nicht gegeben. Man kann sagen: sie ist eine weltgeschichtliche Notwendigkeit, noch mehr, sie steht auch unter göttlicher Providenz und dient göttlichen Zwecken.

Aber sie wird nicht ins Werk gesetzt um dieser Zwecke willen, die gemeiniglich ihren Urhebern verborgen sind und ohne, ja wider den Willen derselben erreicht werden. Die überseeische Politik ist der Wettkampf um Weltbesitz, zu dem nationales Kraftgefühl, national-wirtschaftliches Bedürfnis und nationale Eifersucht treibt. Die Legitimierung derselben ist lediglich das Interesse und zwar heute das eifersuchtsvoll verfolgte nationale Sonderinteresse; diesem Interesse zu dienen betrachten die Weltmächte als die Aufgabe ihrer Politik.

Es wird allerdings viel geredet von einer Kulturaufgabe der Weltpolitik. Nun sind ohne Zweifel die Kolonialmächte Kulturfaktoren von großer Bedeutung; willens und unwillens bringen sie eine mächtige Bewegung in den zivilisatorischen Fortschritt der Menschheit. Ja, man kann von einer Kulturaufgabe derselben gegenüber den unter ihre Herrschaft oder ihren Einfluß gebrachten fremden Völkern reden; sie sollten den

wirtschaftlichen Fortschritt dieser Völker fördern; ihre geistige und sittliche Hebung sich angelegen sein lassen; Ruhe, Ordnung und Sicherheit schaffen; die Schwachen schützen; und Recht und Gerechtigkeit üben. Leider entspricht nur die kolonialpolitische Praxis dieser idealen Aufgabe oft genug sehr wenig. Die Kolonialgeschichte ist bis auf diesen Tag reich genug an Thaten oder vielmehr Unthaten, die sich wie ein Hohn auf die Kultur und gar die christliche Kultur ausnehmen. Aber auch wenn die Kolonialmächte an der Erfüllung einer Kulturaufgabe wirklich arbeiten — das Motiv ihrer Politik ist sie nicht. Wird die Kulturaufgabe als solches ausgegeben, so ist das eine oratorische Firma. In der ganzen Kolonialgeschichte giebt es bis heute keine einzige Macht, die in Wahrheit um des kulturellen Wohles fremder Völker willen überseeische Politik getrieben hätte. Das ist eine so unleugbare Thatsache, daß ich darauf verzichten kann, es durch Citate zu beweisen, die in teilweise geradezu verblüffender Offenheit es aussprechen, daß wir, auch wir Deutsche, lediglich um unsres eignen Vorteils willen nach Weltbesitz trachten. Das Leitmotiv aller Politik, wir haben das ja erst jüngst wieder von autoritativster Stelle gehört, und speziell aller überseeischen Politik, ist der nationale Egoismus. Im besten Falle betrachtet diese Politik die Erfüllung einer Kulturaufgabe als Mittel zum Zweck, denn sie liegt in ihrem eignen wohlverstandenen Interesse, und kulturelle Förderung der von ihr beeinflussten Völker ergiebt sich dann als Folge. Aber Selbstzweck bleibt immer das nationale Interesse; Humanität und Moral müssen zurückstehen, wenn sie diesem Interesse nicht dienen oder nicht zu dienen scheinen.

Entsprechend der von ihr selbst sich gestellten Aufgabe ist das Hauptmittel, dessen die überseeische Politik zur Erreichung derselben sich bedient, die Gewalt. Nicht immer die größte Gewalt, ja scheinbar manchmal gar keine Gewalt, nämlich wenn der Zweck durch Verträge erreicht wird. Manche Verträge kommen ja lediglich auf dem Wege diplomatischer Verhandlungen zustande; häufiger aber steht wenigstens eine Drohung mit Gewalt dahinter. Bei den sogen. Naturvölkern sind die Verträge meist eine reine Komödie und bei den großen Kulturnationen das Ergebnis vorhergegangener, leider oft genug ungerechter Kriege. Am wenigsten gewalthätig ist die Erschließung Japans zustande gekommen. Über die Aufteilung Afrikas und zum Teil auch Ozeaniens haben sich die Großmächte unter einander verständigt, aber die Eingebornen sind nicht gefragt worden, sondern mußten sich der völkerrechtlich sanktionierten Gewalt fügen. Von der Entdeckung Amerikas an bis heute ist die Geschichte der Besitzergreifung

der überseeischen Welt eine Geschichte der mehr oder weniger kriegerischen Eroberung; es giebt keine Kolonialmacht, die nicht durch Gewalt ihren Kolonialbesitz erworben, gesichert oder ausgebreitet hätte.

Bei einer solchen Verschiedenartigkeit der gegenseitigen Aufgaben, Motive und Mittel sollte es selbstverständlich sein, daß weder die Mission die Politik, noch die Politik die Mission direkt in ihren Dienst stellen darf. Es ist tief beschämend, für Christen, wenn die katholischen Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens nicht müde werden, in hymnenartiger Rhetorik Frankreich als den „Arm Gottes“ und „die Hoffnung und die Stütze der Kirche“ zu verherrlichen, „dessen Schwert überall das Werk Gottes vollbringt“ und dessen „siegreiche Fahne sich rasch und plötzlich wie der Blitz zeigt,“ wo die Mission in Bedrängnis ist. Ebenso, wenn die Festsetzung der deutschen Macht in Kiautschau „als eine Lebensfrage nicht nur für das Gedeihen, sondern geradezu für den Fortbestand der katholischen Mission in China“ bezeichnet worden ist. Das heißt: den geistlichen Charakter der Mission verleugnen und Fleisch für seinen Arm halten. Die Folge ist: eine Entwürdigung des Christentums und eine Verdächtigung der Missionare als politischer Agenten, die ihnen die Herzen verschließt und Mißtrauen, ja Haß gegen sie erregt. Das abschreckendste Beispiel ist China. Nirgends hat es so viel Konflikte gegeben, ist so viel Erbitterung gegen die Mission erregt und so viel Blut vergossen worden als gerade in China.

Natürlich ist es ebenso verhängnisvoll für die Mission, wenn die Politik sie in ihren Kalkül hineinzieht. Leibt eine Weltmacht, z. B. Frankreich oder Deutschland der Mission ihren starken Arm, so wäre es naiv, ihr religiöse Motive zuzuschreiben; sie thut es, weil sie politische Vorteile erwartet, und daß das die Mission in den Verruf bringen muß, eine Handlangerin fremder Herrschaftsgelüste zu sein, ist unvermeidlich. Aber angenommen, es gäbe heute eine weltliche Macht, in deren überseeische Politik eine Kreuzzugsromantik hineinspielte, so wäre dieser Anachronismus immer eine schwere Verirrung, die heute nur unter ein strengeres Gericht fallen müßte als im Mittelalter. Es ist ein bloßer Idealismus zu behaupten, die auswärtige Politik eines nominell christlichen Staates müsse der Ausfluß eines christlichen Volkswillens sein und deshalb im Dienste christlicher Interessen stehen. Selbst wenn ein solcher christlicher Volkswille da wäre, so kümmert sich, wie wir das z. B. gelegentlich der armenischen Massakres erlebt haben, die Politik doch nicht um diesen Volkswillen, wenn er mit ihren Interessen nicht harmoniert.

Wir müssen, so schmerzlich das vom idealistischen Standpunkt aus auch sein mag, mit den realen Thatsachen rechnen, welche — und manchmal in recht brutaler Weise — konstatieren, daß nicht christlich-ideale, sondern national-egoistische Interessen für das politische Handeln maßgebend sind. Und angesichts dieser Thatsachen kann es die Aufgabe der Mission nur sein, möglichst unverworren mit der Politik zu bleiben. Wenn die deutsche Politik eine Landerwerbung in Ostasien für notwendig hält, so unterstellt das die evangelische Mission nicht ihrer Kritik; aber dagegen erhebt sie nachdrucksvoll Protest, daß diese Landerwerbung offiziell motiviert wird als Sühne für ermordete deutsche Missionare und als eine Lebensfrage für den Fortbestand der katholischen Mission in China. Und wenn die „Germania“ soweit geht, daß sie in jener Motivierung sogar „den stärksten Rechtstitel“ für die Besetzung von Kiautschau erblickt, so ist das nur ein trauriger Beweis dafür, daß ihr das Verständnis für die missionarischen Elementaria abhanden gekommen ist.

Die Mission soll sich in die politischen Projekte der überseeischen Mächte nicht einmischen, und wenn sie ihr zumuten, zu Eroberungen ihnen die Hand zu bieten, oder die glaubensgenossischen Missionare einer fremden Nationalität aus den vaterländischen Kolonien vertreiben zu helfen, so muß sie ihnen erklären, daß wir etwas so missionarisch Widersinniges nicht thun dürfen und nicht thun werden. Nicht zu Deutschen, Engländern, Franzosen oder Russen soll die Mission die Völker machen, sondern zu Christen. Ein Reich soll sie gründen, aber kein Weltreich, sondern ein Himmelreich, dessen König der Jesus ist, der statt das national-politische Messiasideal seiner Zeitgenossen zu verwirklichen, den Kreuzestod erlitt.

Von einer eigentlichen politischen Aufgabe der Mission kann demnach ebensowenig geredet werden wie von einer religiösen der Politik; dennoch sind sie beide vielfach auf einander angewiesen und können, ja sollen einander dienen; aber so, daß jede innerhalb ihrer Kompetenzen bleibt. Die Mission dient den überseeischen Politik treibenden weltlichen Mächten, indem sie Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für sie thut und thun lehrt; indem sie ihnen Ehrerbietung und Gehorsam erweist und erweisen lehrt; indem sie das Wohl der Kolonien und Schutzgebiete fördert durch die religiöse, sittliche, geistige und zivilisatorische Hebung der Eingebornen; und indem sie auf eine humane und gerechte Behandlung derselben hinwirkt. Um dieses Dienstes willen liegt eine freundliche Stellung zur Mission im Interesse der überseeischen Politik.

Und diese Politik dient der Mission, wenn sie ihr die Thüren der Welt aufthut; wenn sie unter ihrem Regimente ein geruhiges und stilles Leben zu führen ermöglicht; wenn sie Vergewaltigungen, Besitz- und Rechtsberaubungen wehrt; und wenn sie auf gesetzlichem Wege dasjenige heidnische Unwesen beseitigt, das schon nach dem natürlichen Moralgesetz greuelhaft und barbarisch ist. Um dieses Dienstes willen liegt eine freundliche Stellung zur überseeischen Politik im Interesse der Mission und es sollte beiden heiliger Ernst sein, diese freundliche Stellung gegenseitig zu pflegen. Thut dann jede, was ihres Amtes ist, ohne in das Amt der andern zu greifen, so leisten sie gemeinsam zugleich den nichtchristlichen Völkern, bei denen ihr Weg sie zusammenführt, den besten Dienst.

II.

Damit sind wir bereits in den zweiten Teil unserer Untersuchung eingetreten. Mit der prinzipiellen Scheidung von Mission und überseeischer Politik, welche aus der Verschiedenartigkeit ihrer Aufgaben folgt, ist das uns beschäftigende Thema keineswegs erledigt. Fortgehend und überall bringen die thatsächlichen Weltverhältnisse der Gegenwart beide mit einander in Berührung, und aus dieser gegenseitigen Berührung resultieren erst die schwierigsten Fragen.

Man kann diese Fragen in drei Hauptgruppen teilen, in solche die sich um die Besetzung der Missionsgebiete, die sich um den Schutz der Missionare und der Heidenchristen und die sich um das Wohl der Eingeborenen drehen.

1. Ein Blick auf die Arbeitsgebiete der Mission zeigt uns, daß sie mit wenig Ausnahmen sich in solchen Ländern befinden, die teils im Besitz der abendländischen Mächte sind, teils unter dem politischen Einflusse derselben, oder doch in einem Vertragsverhältnis mit ihnen stehen. Dadurch wird eine doppelte Thatsache konstatiert: daß die überseeische Politik entweder der Mission die Wege gebahnt hat, oder den Wegen der Mission gefolgt ist.

a) Sofort in ihren Anfängen plazierten sich die evangelischen Missionen in den Besitzungen der damaligen protestantischen Kolonialstaaten. Sie haben ihr Werk auch jenseit der Grenzen dieser Besitzungen getrieben; aber in dem Maße als der Weltbesitz der abendländischen Mächte sich ausdehnte, sind die verschiedenen Teile des großen Arbeitsfeldes der gegenwärtigen Mission innerhalb dieses Besitzes zu liegen gekommen. Und das setzt sich fort bis heute. Als Deutschland sich über-

seeische Besitzungen erwarb, wurde die missionarische Besetzung derselben allgemein als Pflicht erachtet. Nun ist fast aller dieser Weltbesitz unter die Herrschaft der abendländischen Mächte durch Eroberung gekommen; — that die Mission ein Unrecht, als sie trotzdem den Wegen der überseeischen Politik folgte?

Niemand wird diese Frage bejahen. Zweifellos thäte die Mission ein schweres Unrecht, wenn sie ihrerseits zu einer Eroberungspolitik antreiben wollte, um sich Arbeitsgebiete zu verschaffen; das hieße: die Unterjochung der Völker zu einem Missionsmittel machen. Geschieht aber die Eroberung unabhängig von ihr durch die Politik der Weltmächte, so können doch die großen Teile der nichtchristlichen Welt, die jetzt unter der Herrschaft derselben stehen, unmöglich von der Evangelisierung ausgeschlossen werden. Diese Teile liegen der missionarischen Besetzung vielmehr am nächsten und sind ihr die zugänglichsten. Die Weltpolitik ist ein freier Tummelplatz der selbstsüchtigsten Interessen; aber über diesen Interessen waltet die Hand des weltregierenden Gottes, dessen Triumph es ist, sie seinen höheren Plänen dienstbar zu machen, daß sie unwissentlich und unwillentlich auch der Ausbreitung des Christentums Wege bahnen müssen. Das ist, sozusagen, der Missionsbeitrag der Weltpolitik. Freilich, folgt die Mission diesen Wegen, so ist es unvermeidlich, daß mancher trübende Schatten auf ihr Werk fällt, daß sie in die mit der Kolonialgeschichte verbundenen Wechselfälle und selbst Kriege hineingezogen wird und oft mit Leiden muß, wo sie nicht mit gesündigt hat. Aber das gehört zu den Passionswegen, welche das Reich Gottes überhaupt in dieser Welt gehen muß, weil seine Geschichte so mit der Weltgeschichte verflochten ist, daß eine Scheidung zur Unmöglichkeit wird.

Das zeigt sich auch, wenn die überseeische Politik der abendländischen Mächte in selbständige nichtchristliche Reiche, mit denen sie nur Verträge geschlossen, der Mission Eingang verschafft. Am korrektesten ist das in Japan geschehen, wo die Vertragsmächte den christlichen Missionaren in ganz derselben Weise den Aufenthalt ermöglichten, wie allen andern ihrer Staatsangehörigen. Nur den im Lande sich aufhaltenden Amerikanern und Engländern selbst war freie Religionsübung stipuliert worden. Die Missionare genossen kein anderes Recht und keinen andern Schutz als die Ausländer überhaupt. Die spätere Gewährung der Religionsfreiheit war eine spontane That der japanischen Regierung. Streithandel mit den auswärtigen Mächten wegen der Mission sind daher in Japan nicht vorgekommen. Und es wäre das Verhängnis-

vollste, was geschehen könnte, wenn eine Einmischung dieser Mächte herbeigeführt würde zur Schlichtung missionarischer Streitfragen, z. B. jetzt, wo die japanische Regierung die Missionschulen brach zu legen sucht, indem sie ihnen alle Berechtigungen entzieht, wenn sie nicht wie die Staatsschulen den Religionsunterricht aus ihrem Lehrplan streichen. Kämpfe dieser Art müssen als innerjapanische geführt werden.

Anders lag die Sache in China. Hier wurde bekanntlich Missions- und Religionsfreiheit unter einem Zwangsdrucke in Verträgen durchgesetzt, welche den Abschluß von Kriegen, und zwar schwachvollen Kriegen, bildeten. Die schwierige Frage ist nun: Handelte die Mission und speziell die evangelische Mission recht, 1. daß sie nach dem Frieden von Nanjing (1842) infolge der Zwangsöffnung des Landes gleich andern Fremden in China eindrang, und 2. daß sie später in den Tientsiner Vertrag (1858) Bestimmungen aufnehmen ließ, welche den Chinesen eine Reihe von Rechtszugeständnissen an Mission und Christentum abnötigten? Den ersten Teil dieser Frage, glaube ich, darf man unbedenklich bejahen, bezüglich des zweiten ist meine Antwort ein Fragezeichen.

Die Vertreter auch der evangelischen Mission hatten nicht nur keine Bedenken, sondern sie erstrebten geradezu die religiösen Rechtsgarantien durch die Weltmächte. Man kann das voll begreifen. Die Freude, endlich in das von der evangelischen Mission lange belagerte China eindringen zu dürfen, die Pflicht der Fürsorge für die eingebornen Christen gegenüber dem Willkürregiment der chinesischen Richter, und die Überzeugung, daß in einem Zeitalter, zu dessen guten Errungenschaften die Religionsfreiheit gehöre, es eine humane Forderung sei, die Gewährleistung dieser Freiheit auch seitens der Chinesen zu verlangen — das alles ließ ihnen die Tientsiner Vertragsbestimmungen als einen großen Gewinn für die Mission erscheinen. Es ist auch zuzugeben, daß es heute, nachdem eine Geschichte von 40 Jahren den Beweis erbracht hat, daß die durch die weltlichen Mächte erzwungene Religionsfreiheit nicht nur zu unaufhörlichen Verwicklungen geführt, sondern thatsächlich auch keine Garantie gegen Gewaltthätigkeiten und Verfolgungen gewährt hat, daß es heute leicht ist, Kritik zu üben. Allein die Geschichte ist dazu da, daß man aus ihr lernt.

Die Mission war ja allerdings völlig unschuldig an dem sogenannten Opiumkriege, aber es warf doch ein Odium auf sie, daß sie die durch diesen Krieg bewirkte Öffnung Chinas benutzte, um sofort ihre Vertreter in das Land zu senden. Alle ihre tapfere Opposition gegen den Opiumhandel hat sie von diesem Odium nie völlig gereinigt. Vermutlich

wäre es weiser gewesen, den Schein eines Zusammenhanges zwischen jenem schmachvollen Kriege und der Mission dadurch zu vermeiden, daß mit dem Beginn der letzteren ein wenig gewartet worden wäre. Die Geduld, die warten kann, ist eine Haupt-Missions-Tugend, welche vor vielen unnötigen Verwicklungen und Niederlagen bewahrt. Die Mahnung des Petrus: „wartet und eilet zu der Zukunft des Tages des Herrn“ enthält auch eine große missionarische Weisheit. Noch verdächtiger für die Mission in den Augen der erbitterten Chinesen war es, daß in dem Tientsiner Vertrage die weltlichen Mächte geradezu als die Vorkämpfer der Religion der Fremden dastanden, und damit diese Religion als ein Stück ihrer Politik erschien; ein Vorurteil, das bis auf den heutigen Tag nicht beseitigt worden ist, zumal infolge jenes Vertrags beständige Eingriffe der fremden Mächte, namentlich Frankreichs, in die chinesische Gerichtsbarkeit stattfanden, ja das Protektoratsrecht derselben sogar zu Besetzungen chinesischen Gebiets führte. Ist es auch ganz überwiegend die katholische Mission gewesen, die zu diesen Eingriffen bis hin zu den Landerwerbungen provoziert hat, so ist dadurch doch die gesamte chinesische Mission in den Verruf gekommen, ein Anhängsel der Politik der fremden Mächte, und ein ihnen willkommenes Mittel zur Erreichung ihrer politischen Interessen zu sein. Es wäre missionsmäßiger gerade in China gewesen, die christliche Religion in den Verträgen aus dem Spiele zu lassen und das Recht ihrer freien Ausübung nach und nach mit geistlichen Mitteln von der chinesischen Obrigkeit zu erkämpfen, auch auf die Gefahr hin, daß um des christlichen Glaubens willen zunächst gelitten werden mußte. Die Leiden sind trotz der erzwungenen Religionsfreiheit doch gekommen; haben aber nun viel von ihrer Martyriumskraft verloren, weil sie weniger ein religiöses als ein politisches Gepräge trugen.

Jetzt befinden wir uns freilich in China in einer Zwangslage, namentlich angesichts der furchtbaren Katastrophe von 1900. Für die fremden Mächte, die die Verträge geschlossen, ist es nun eine politische Notwendigkeit, nicht nur auf Grund derselben mit den Chinesen zu verhandeln, sondern sie auch aufrecht zu erhalten, allerdings mit allerlei Modifikationen, namentlich bezüglich der Eingriffe der Fremden in die chinesische Gerichtsbarkeit. Und für die Mission ist es fast eine Existenzfrage. Denn würden diese seit 40 Jahren völkerrechtlich bestehenden Vorträge jetzt aufgehoben, so hieße das nicht nur die grauenhaften Christenmorde rechtfertigen, sondern für die Zukunft Missionare und eingeborne Christen den wildesten Leidenschaften der Chinesen geradezu ausliefern. Die durch die Fehler der

Vergangenheit und durch die jüngsten Vorgänge in China geschaffne Situation macht es zu einer Forderung des gesunden Menschenverstandes, diesen Erwägungen jetzt Rechnung zu tragen.

b) Nun der zweite Fall: daß die überseeische Politik den Wegen der Mission gefolgt ist. Neben den Kolonialgebieten besetzte die evangelische Mission von Anfang an, namentlich in der Südsee und in weiten Teilen Afrikas, auch solche Länder, die mit den abendländischen Mächten bis dahin in noch gar keiner politischen Verbindung gestanden. Es dauerte aber nicht lange, so erschienen gerade diese von der Mission besetzten und der Kultur ein wenig erschlossenen Länder den immer fieberhafter und eifersüchtiger nach überseeischem Besitz strebenden abendländischen Mächten als besonders begehrenswerte Erwerbsobjekte und jetzt stehen sie fast alle unter ihrer Herrschaft. Nun trifft ja die Mission keine Schuld, soweit das ohne ihre Mitwirkung, vielleicht trotz ihrer Opposition geschehen ist, denn es fehlt ihr die Macht, es zu hindern; aber es wirft doch wieder einen Schatten auf sie, bringt sie in große Versuchungen und führt zu vielen Konflikten.

Es wirft einen Schatten auf sie: denn sie kommt dadurch in den Verruf, die Vorbereiterin von Eroberungen zu sein; und nach den Erfahrungen, die sie vor Augen haben, kann man es den Eingebornen nicht verdenken, wenn sie das Christentum abweisen, mit der Begründung: erst kommt der Missionar, dann der Konsul, dann der General.

Es bringt die Mission in Versuchung: denn thatsächlich ist das geordnete Regiment einer abendländischen Macht in vielen Fällen wirklich ein Gewinn für die unter Despotie oder Anarchie geknechtete eingeborne Bevölkerung, und es liegt dann sehr nahe, daß die Missionare eine Besitzergreifung begünstigen. Und die Versuchung zur politischen Einmischung wächst in dem Maße, als es sich bei der Besitzergreifung um der Mission geneigte oder nicht geneigte Mächte, vielleicht gar um das eigne Vaterland handelt.

Das alles bringt endlich die Mission in Konflikte, nicht bloß mit den Eingebornen und ihren Herrschern, sondern auch mit den abendländischen Mächten, die sie entweder bedrängen, ihren Interessen vorzuarbeiten, oder falls sie das Gegenteil befürchten, ihr Werk hemmen und wohl gar ihre Arbeiter vertreiben. Das giebt in concreto eine Fülle von Verwickelungen, die an die Weisheit und an den Charakter der Missionare so hohe Anforderungen stellen, daß man sehr zum Verzeihen geneigt wird, wenn Ver-

fehlungen vorkommen. Missionare sind auch Menschen und der Druck der realen Verhältnisse ist oft übergewaltig.

Indes muß es immer dabei bleiben, daß die Mission möglichst selbst jeden Schein zu vermeiden hat, als habe sie bei der Besitzergreifung eines Missionsgebietes ihre Hand im Spiele. Sie soll keine politische Vorsehung spielen. Nur so hat sie ein gutes Gewissen den Eingebornen gegenüber, und entwaffnet sie das Mißtrauen der abendländischen Mächte gegen die Missionare anderer Nationalitäten. Gerade die kolonialpolitische Eifersucht dieser Mächte unter einander ist eine Mahnung zur größten Vorsicht. Politische Intrigue ist unter allen Umständen eine missionarische Sünde, sie komme zugute, wem immer sie wolle; selbst der Patriotismus darf sie nicht rechtfertigen. Missionarische Politik ist Unterthänigkeit unter die Obrigkeit, die Gewalt hat. Politische Machtwechsel herbeizuführen oder herbeiführen zu helfen, ist der Mission selbst dann nicht gestattet, wenn sie unter der herrschenden Macht zu leiden hat. Wird sie in solchem Fall zur Aktion genötigt, so kann ihre Thätigkeit nur darin bestehen, Unrechtsakte und Grausamkeiten zu verhindern, die Gemüther zu beruhigen und möglichst Frieden zu stiften. Je freier sie sich von jeder kolonialpolitischen Agitation hält, desto sicherer wahrt sie sowohl ihren religiösen wie ihren internationalen Charakter.

2. Wir kommen nun zur Schutzfrage. Angesichts der heutigen weltpolitischen Situation müssen wir bei dieser Frage unterscheiden, in welchen Ländern sich die Missionsgebiete befinden, ob in solchen, die von den abendländischen Mächten noch ganz unabhängig, oder bereits von ihnen unterworfen sind, oder nur im Vertragsverhältnis zu ihnen stehen.

Jesus stellte seinen Boten gar keinen weltlichen Schutz in Aussicht, obgleich er wußte, daß sie gehaßt, verfolgt, ja getötet werden würden. Sein Auftrag lautete: Geht nur hin und lehret, und wenn es sein muß: leidet und sterbet — das ist Mein Weg zur Weltherrschaft. Der Passionsweg ist unzertrennlich mit der Mission verbunden und wer diesen Weg scheut, soll nicht in ihren Dienst treten. Hier heißt es: evangelizare necesse est, vivere non necesse est. Das Evangelium muß verkündigt werden, auch wo gar kein weltlicher Schutz für seine Boten vorhanden ist. Und es ist verkündigt worden und wird verkündigt in der gegenwärtigen Mission unter den wildesten Völkern, unter denen es kaum gesetzliche Zustände gab und fast jede Achtung vor dem Menschenleben fehlte. Überraschenderweise sind gerade auf diesen völlig

schutzlosen Missionsgebieten verhältnismäßig die wenigsten Missionare ermordet worden. Ja, es haben Morde stattgefunden, aber man dachte nicht daran, eine weltliche Macht zur Rache aufzufordern. Z. B. für die Ermordung von Williams und der Gebrüder Gordon auf Erromanga oder die der beiden evangelischen Missionsbischöfe Patteson auf Nukapu und Hannington in Uganda. Und der Verzicht auf Schutz bzw. auf Rache hat der Mission nicht zum Schaden sondern zum Gewinn gereicht.

Etwas anders liegt die Sache in den Schutzgebieten und Kolonien der abendländischen Mächte. Hier kommt das eigene Interesse und die obrigkeitliche Pflicht dieser Mächte, denen an der Sicherung von Leben und Eigentum ihrer Staatsangehörigen alles gelegen sein muß, wesentlich mit in Frage. Als Staatsangehörige müssen sie auch die Missionare betrachten und unter ihren Schutz stellen, schon um des eigenen Ansehens und um der Sicherheit der übrigen Europäer willen. Es sind Missionarismorde vorgekommen in den sogenannten Schutzgebieten, z. B. in Neu-Guinea und am Kilimandscharo. Die Rheinische und die Leipziger Missionsgesellschaft, deren Boten die Ermordeten waren, haben keine Strafanträge gestellt, aber die deutsche Kolonialregierung hat aus eigenem Pflichtantrieb Strafe vollzogen. Hier ist, wie ich achte, beiderseits korrekt gehandelt worden. Freilich hat die Schutzpflicht der überseeischen Mächte dann auch das Recht zur Folge, bei der Anlage von Missionsstationen gehört zu werden. Daß in denjenigen Kolonien, in welchen bereits völlig gesetzliche Zustände herrschen, die Kolonialobrigkeit die Pflicht hat, Leben und Eigentum der Missionare wie der eingebornen Christen unter ihren Schutz zu stellen, ist selbstverständlich.

Am schwierigsten liegt die Frage wieder da, wo nur Vertragsverhältnisse bestehen. Abgesehen von der schon früher skizzierten Zwangslage, welche augenblicklich in China die weltlichen Mächte nötigt, für die Missionare ihre Schutzpflicht speziell geltend zu machen, wenn diese nicht geradezu für vogelfrei erklärt und die begangenen Morde legitimiert werden sollen, abgesehen von diesem Spezialfall — liegt die Sache so: wo immer die überseeischen Mächte Verträge schließen, da sichern sie auch ihren Staatsangehörigen Schutz, und da die Missionare doch auch solche Staatsangehörige sind, so ist es eine einfache Pflicht der Gerechtigkeit, daß sie unter denselben Schutz gestellt werden wie ihre Mitbürger. Eine Sonderschutzgarantie für sie als Missionare begehren wir nicht, teils weil dieser Sonderschutz beiden: der Mission wie der Politik zu einer beständigen Versuchung zum Mißbrauch

wird, teils sie in unaufhörliche Konflikte bringt sowohl mit der heidnischen Obrigkeit wie unter einander. In allen Fällen ist eine Verdächtigung des religiösen Charakters der Mission die Folge. Speziell beanstanden wir die besonderen Missionsprotektorate, die allerdings eine spezifisch römische Institution sind, und von denen es offenbar ist, daß nicht bloß die Weltmächte sie ausnützen zu politischen Zwecken, sondern daß auch der Papst mit ihnen einen politischen Handel treibt. Einer der stärksten Beweise ist seine jüngste Drohung an Frankreich, daß er diesem ungeratenen Lieblingssohne der Kirche das Protektorat entziehen und an Deutschland übertragen werde, wenn er in der Kongregationenfrage dem Vatikan sich nicht gefügig erweist; und wenn der deutsche Reichskanzler es dem Bischof Anzer „zum hohen Verdienst anrechnet, daß er seine Mission unter deutschen Schutz gestellt,“ so ist das politische Motiv völlig durchsichtig. Wie verhängnisvoll dieses deutsche Missionsprotektorat geworden, darüber braucht kein Wort verloren zu werden.

Fordern wir für Missionare keinen andern Schutz als den, der allen ihren Mitbürgern zuteil wird, so dürfen wir uns auf das Vorbild des Paulus berufen, der gegenüber einer widergesetzlichen Behandlung seitens der römischen Obrigkeit sein römisches Bürgerrecht geltend macht, und an den Kaiser appelliert, weil er von feigen oder bestechlichen Organen der kaiserlichen Regierung ein ungerechtes Urteil befürchtet. Nun deckt sich ja die heutige missionarische Situation nicht mit der, in welcher sich Paulus befand; seine Berufung geht nicht an eine christliche, sondern an die heidnische Obrigkeit, und nicht an eine auswärtige, sondern an die inländische weltliche Macht. Zutreffend ist also die Analogie zunächst nur bei den eingebornen Christen, welche ihrer eignen heidnischen Obrigkeit gegenüber Protest gegen eine Behandlung erheben dürfen, die mit den Gesetzen des Landes in Widerspruch steht. Mit ihnen ist der fremde Missionar in der gleichen Lage da, wo, wie z. B. jetzt in Japan, das Recht der Exterritorialität für die Ausländer vertragsmäßig beseitigt ist. Wo es dagegen noch eine Notwendigkeit ist, dieses Recht der Exterritorialität aufrecht zu erhalten, welches im fremden Lande die Ausländer unter die Rechtspflege der vaterländischen Vertragsmächte stellt, da hat auch der durch seinen Paß legitimierte Missionar denselben Anspruch auf den Schutz dieser Mächte, wie jeder andre seiner Landsleute. Er soll ihn nur nicht geltend machen um der Religion willen und weil er ein Missionar, sondern wie Paulus, weil er ein Bürger des mit dem Schutze betrauten Staates ist. Als solcher

darf auch er bei einer geschlossenen Behandlung eventuell die Vermittelung der Gesandten oder Konsuln in Anspruch nehmen.

Aber — ein anderes ist es: das Recht haben und von dem Rechte Gebrauch machen. Bei dem Missionar heißt es oft: es frommt nicht alles, was erlaubt ist, und unrecht leiden kann mehr Frucht schaffen als Recht heischen. Eine Mission, die mit Beschwerden die Vertreter der weltlichen Mächte unaufhörlich in ihr Werk verslicht und hinter der der Soldat steht, ist vom Übel. Freilich nicht immer darf die Vergeltung an die Stelle der Vergeltung treten; sie darf es z. B. nicht, wo wie jetzt in China, die Obrigkeit selbst das Blutvergießen organisiert. Hier ist christliche Weisheit nötig von Fall zu Fall. Unter allen Umständen ist an einen Gewalteingriff der fremden Mächte nur bei außergewöhnlichen und raffinierten Schandthaten zu appellieren.

Besonders schwierig ist die Schutzfrage bezüglich der eingebornen Christen. Es ist ganz unmöglich, daß bei allen Unrechtsakten, welche gegen diese verübt werden, die fremden Vertragsmächte einschreiten; man käme dann aus den Streithändeln nicht heraus und die Folge wäre: immer gesteigerte Verbitterung und was noch schlimmer: eine Spekulation schlechter Subjekte, wenn sie dem Namen nach Christen werden, auf den Schutz der Fremden. Es klingt hart, aber es ist ganz evangelisch, daß den eingebornen Christen gesagt werden muß, sie hätten sich auf Leiden gefaßt zu machen und diese Leiden auch dann zu ertragen, wenn ihre eigne Obrigkeit ihnen nicht Recht schaffe. Die fremden Mächte sind außer stande, eine innere Gerechtigkeitsübung z. B. in China oder der Türkei zu erzwingen. Sie können durch diplomatischen Druck kraftvolle Appelle an die betreffenden Regierungen richten, aber doch nicht immer Krieg führen, und selbst ein siegreicher Krieg garantiert nicht die gerechte Behandlung der Christen seitens einer nichtchristlichen Obrigkeit. Religionsfreiheit mit ihren bürgerlichen Konsequenzen muß das Ergebnis inländischer Entwicklung sein.

Auf die Frage: Darf die Mission für zerstörtes Eigentum Entschädigung beanspruchen? läßt sich eine General-Antwort nicht geben. Auch hier muß von Fall zu Fall entschieden werden. Es kann ebenso christlich sein, auf eine Entschädigung zu bestehen, wie auf sie zu verzichten. Man muß auf sie bestehen, wenn der Verzicht nur eine Herausforderung zu neuen Zerstörungen werden würde, und man muß auf sie verzichten, wo entweder die Zerstörung von Leuten geschehen ist, die nicht wußten, was sie thaten, oder die Entschädigung auf Leute fallen würde, die ganz

oder relativ unschuldig sind. Jedenfalls darf zweierlei nicht geschehen: 1. es darf keine Geldentschädigung als Sühne für stattgefundene Morde erhoben werden, denn das wäre Blutgeld, und 2. dürfen keine Strafgeelder erhoben werden, um sogenannte Sühnekirchen oder bischöfliche Sühnepaläste zu erbauen, denn das wären Rachebauten. Muß — wie jetzt in China — auf Entschädigung bestanden werden, so hat sie sich auf Wiederherstellung des Zerstörten und eventuell auf Ersatz des Geraubten zu beschränken.

Die Frage endlich: ob es dem Missionar erlaubt ist, in Zeiten besonderer Gefahr, wie wir sie jetzt in China erlebt haben, durch die Flucht sein und der Seinigen Leben zu retten, liegt nur insoweit innerhalb unsres Themas, als diese Flucht durch einen Befehl der fremden Gesandten oder Konsuln geboten werden kann. Ich streife sie nur, um Protest einzulegen, gegen die neuliche apodiktische Erklärung Harnack's: „In Gegenden, wo der europäische Missionar in Zeiten der Verfolgung nicht unter allen Umständen bei seiner Herde bleiben bezw. sie mit ihm fliehen kann, soll er nicht gehen; ja, die direkte Mission wird besser in solchen Landstrichen abgebrochen, als das unerträgliche Beispiel einer Flucht der Hirten zugelassen.“ So leichter Hand läßt sich diese ernste und durch verschiedenartige Verhältnisse sehr komplizierte Frage nicht erledigen. Selbst Paulus ist wiederholt geflohen, ohne daß er die Gemeinden mitnahm, und er war doch ein ebenso heldenhafter wie wahrhaft evangelischer Missionar. Bleiben kann Pflicht sein, auch auf die Gefahr des Todes hin, und Fliehen kann Pflicht sein, auch auf die Gefahr der Feigheitsbeschuldigung hin; missionarische Gewissenhaftigkeit und Weisheit wird hier, wie so oft im konkreten Missionsleben, von Fall zu Fall entscheiden müssen.

3. Die dritte Gruppe der Berührungen zwischen Mission und überseeischer Politik dreht sich wesentlich um die Fürsorge für die Eingeborenen. Da ich aber Ihre Aufmerksamkeit schon ungebührlich lange in Anspruch genommen, werde ich mich mit der bloßen Andeutung der Fragen begnügen, welche hier noch liegen. Durch ihre ganze Aufgabe ist die Mission die natürliche Vertreterin der Interessen der Eingeborenen. Es ist ihr eine besondere Freude, wenn sie auf dem großen humanitären Gebiete Hand in Hand mit der Kolonialregierung diesen Interessen dienen kann, und Gelegenheit dazu giebt's die Fülle.

Aber es ist auch ihre Pflicht, als Anwalt der Eingeborenen aufzutreten, wo entweder der kolonialpolitische Egoismus oder der Mangel an pädagogischer Weisheit das Wohl derselben gefährdet. Und da kommt's

leicht zu Konflikten. Ganz abgesehen von der oft unmenschlichen Behandlung der Eingeborenen, die leider in den überseeischen Besitzungen der christlichen Mächte nur zu häufig vorkommt, bewegen sich diese Konflikte wesentlich um zwei, in concreto aber sehr vielgestaltige Fragen: nämlich um die selbstständige wirtschaftliche Existenz und um die Pflege der Nationalität der Eingeborenen. Leider geht die Tendenz der Kolonialregierungen nur zu oft dahin, besonders die sogenannten Naturvölker besitzlos und zu bloßen Knechten der Weißen zu machen, was ihre Proletarisierung zur Folge hat. So entsteht eine Landfrage, die jetzt z. B. in Kamerun brennend ist und die für die Missionskirchen eine nicht geringe Bedeutung hat.

Zum anderen europäisieren die fremden Kolonialregierungen willens und unwillens die Eingeborenen, was eine Entnationalisierung derselben zur Folge hat. Hieran knüpft sich, abgesehen von andern Verwickelungen, wesentlich ein Kampf um die Volkssprache, der wieder im engsten Zusammenhang mit der Schule steht, an deren Pflege Mission und Kolonialregierung lebhaft beteiligt sind.

Nimmt man endlich hinzu, daß auf der einen Seite die religiös neutrale Stellung der Kolonialregierung, und auf der andern ihr nicht selten erhobener Anspruch auf eine Art Summepiskopat die Mission vor eine Menge von Fragen stellt, deren Schwierigkeit und Delikatesse man erst begreift, wenn man sie konkretisiert, so ist ersichtlich, daß auch nach dieser Seite hin unser Thema in die bedeutungsvollsten Probleme hinein führt.

Weltmission und Weltpolitik greifen also sehr in einander und es gehört viel gegenseitige Weisheit und Achtung dazu, wenn die sehr ungleiche Macht, die sie beide haben, in ebensolcher Abgrenzung von einander wie im Bunde mit einander der nichtchristlichen Welt zum Segen gereichen soll.

Die neuen deutschen Missionsunternehmungen.

Ernste Bedenken den Freunden derselben zur Prüfung vorgelegt von dem Herausgeber.

Es war nicht meine Absicht, jetzt schon über die neuesten deutschen Missionsunternehmungen vor der Öffentlichkeit das Wort zu ergreifen; aber nachdem private Verhandlungen erfolglos geblieben und vermehrte mündliche und schriftliche Anfragen an mich ergangen sind, welche die

Beunruhigung konstatieren, die gerade in missionslebendigen Kreisen durch mehrere dieser Unternehmungen hervorgerufen worden ist, ist es mir zur Gewissenssache geworden, meinen Bedenken öffentlich Ausdruck zu geben. Der Versicherung, daß ich weit entfernt davon bin, den Missionsgeist zu dämpfen, wo er sich regt, darf ich mich wohl für überhoben erachten; aber ein jahrzehntelanges Missionsstudium, das mich zu einigem Missionsurteil berechtigt, hat mich gelehrt, daß man die Geister auch prüfen muß. Und gerade die Erlebnisse der letzten Zeit haben doch laut genug in die Missionswelt hineingerufen: prüfet den Missionsbetrieb, ob er gesund sei, und wachet darüber, daß er den Gegnern keinen gerechten Grund zu Angriffen gebe. Im ganzen hat das öffentliche Urteil den deutschen Missionen bisher das Zeugnis ausgestellt, daß sie ihr Werk in christlicher Besonnenheit getrieben haben; in der letzten Zeit ist aber von auswärts her eine Strömung auch bei uns mächtig geworden, die mit wachsender Persekution auch eine innere Gefährdung in unseren Missionsbetrieb zu bringen droht, ja schon gebracht hat, gegen welche die ernstesten Bedenken sich aufdrängen.

Wie die Leser dieser Zeitschrift aus dem Januar=Heft ersehen haben, sind im Laufe des letzten Jahrzehnts sieben neue deutsche Missionsunternehmungen ins Leben gerufen worden. Und diese Liste ist noch nicht einmal vollständig. Es kommen noch folgende hinzu:

8. Die Kieler China=Inlandmission, die von der englischen (S. Taylorschen) China=Inlandmission geschieden worden ist und nun unter Pastor Witt eine selbstständige Arbeit treibt und zwar in (dem übrigens bereits anderweitig besetzten) Pakhoi (Süd=Kanton) wie es scheint mit 2 Missionaren¹⁾ und einigen Fräuleins. Ihr Organ führt den charakteristischen Titel: „Er kommt“.

¹⁾ Einer derselben Namens Bach, hat im „Ostasiatischen Lloyd“ einen häßlichen Artikel gegen die Taylorsche China=Inlandmission geschrieben, „die auch in Deutschland durch ihre Agenten arbeite und junge Deutsche mit in das Elend ziehe.“ „Wenn man den Schild der deutschen Missionare blank erhalten wolle, müsse man gerade der China=Inlandmission in Deutschland gründlich das Handwerk legen.“ „Zu Hause werde Geld genug für sie eingezahlt, 100 Mk. pro Kopf, auf dem Felde bekommen sie dagegen nur 40—50 Mk., der Rest bleibe in den frommen Taschen der Missionsgesellschaft.“ Ich habe ja manches an der China=Inlandmission immer ausgesetzt und wünsche keinen Anschluß an dieselbe in Deutschland; und wenn Bach weiter nichts getadelt hätte als den Bildungsmangel vieler ihrer Arbeiter und die Verwendung alleinstehender Damen als Evangelistinnen, so stimmte ich ihm zu. Aber das hat mich empört, daß ein Mann, der selbst im Dienste der China=Inlandmission gestanden und jetzt im Dienste einer Privatmission steht, die mit der China=Inlandmission verbunden gewesen und derselben im deutschen Norden erst die Wege gebahnt hat, jetzt, nachdem nicht von Pastor Witt, sondern

9. Die deutsche Orientmission unter Dr. Lepsius, die zwar noch keine Missionare ausgesendet hat, aber doch bereits Theologen auffordert, um sich in Gr.-Nichterfelde für eine Mohammedanermision auszubilden zu lassen.

10. Dieselbe Aufforderung erläßt der Armenier Amirhanjanz, der von Lepsius sich separiert hat bzw. separiert worden ist, um auf eigene Hand eine Mohammedanermision zu beginnen, für welche er in einer unter diesem Titel seit Anfang 1901 erscheinenden Monatschrift wirbt. Die Geschäftsstelle ist Eisenach.

Dazu kommt noch 11. ein Verein „Frauenmission“, der in Freienwalde mit einem Bibelhause eine „Frauenmissionschule“ ins Leben gerufen hat und unter der Oberleitung des Pastor Lohmann mit Fräulein C. Rhiem als Sekretärin steht. Bis jetzt liegt es nicht in der Absicht dieser neuen Gründung, als selbständig aussendende Missionsgesellschaft zu fungieren; sie will nur den bestehenden Missionsgesellschaften Missionschweftern zur Verfügung stellen. Bleibt es bei dieser Absicht, so scheide ich diese Frauenmission (ebenso wie die Hildesheimer Blindenmission in China) von meiner Besprechung aus, nur den Wunsch hinzufügend, daß sie es ja vermeiden möge, nach dem englisch-amerikanischen Vorbilde aus ihren Schwestern Evangelistinnen, d. h. Reisepredigerinnen zu machen. Wir brauchen ja in Deutschland eine Vermehrung der weiblichen Missionskräfte, aber sie sollen keine predigenden Damen sein. In England und Amerika beginnt das weibliche Element das männliche in der Mission bereits zu überflügeln;¹⁾ das ist ungesund, und in diese Bahn dürfen wir uns nicht lenken lassen.

Diese Fülle neuer, kleinster Missionen in wenigen Jahren trägt eine Zersplitterung in die deutsche Missionswelt hinein, die unsere Kraft nicht stärkt, sondern schwächt, daheim und draußen beständig zu Reibungen führt und den Missionsbetrieb in unverantwortlicher Weise verteuert. Bis

von H. Taylor die Verbindung aus Gründen, die ich nicht erörtern mag, gelöst worden ist, Verdächtigungen gegen sie erhebt, wie die gesperrt gedruckte. Auf eine weitere Beleuchtung der hiesigen Polemik will ich mich nicht einlassen.

¹⁾ Nur 2 Beispiele. Von 1891—1900 hat die Church Miss. Soc. 389 Männer und 395 Frauen in ihren Dienst gestellt, während 1881—90 das Verhältnis noch 266 zu 75 war. Int. 1901, 5. Und der Almanac of Missions 1901, den der American Board herausgibt, berichtet p. 17, daß, während von 1880—1900 die Zahl seiner ordinierten Missionare sich nur um 4 (von 156 auf 160) vermehrt habe, die der Frauen von 246 auf 349 gestiegen sei. Von den im Jahre 1900 durch den Am. B. ausgesandten 40 Personen waren 11 Männer und — 29 Frauen!!

Bekanntlich ist in der China-Inlandmission ein ganz ähnliches Mißverhältnis. Hier kommt aber noch hinzu, daß ledige Damen als Pioniermissionarinnen ins Innere geschickt werden. Die furchtbare Katastrophe, der so viele von diesen Damen zum Opfer gefallen sind und deren wir mit Thränen gedenken, bewirkt hoffentlich eine Revision der Grundsätze dieser Mission, speziell gerade auch bezüglich der Indienststellung von ledigen Damen als reisender Evangelistinnen.

jetzt hatten wir in Deutschland verhältnismäßig noch wenig unter der Gespaltenheit zu leiden, welche in England und Amerika besonders die Denominationenmenge in die Mission hineinträgt; jetzt stehen wir in Gefahr, in einen Independentismus zu geraten, der bis zur Atomisierung in Personalmissionen führt. Die vorhandenen Missionsgesellschaften repräsentieren alle kirchlichen Richtungen; auch die neueste, die sog. Gemeinschaftsbewegung findet in der Neukirchener Missionsgesellschaft ihre Anschauungen vertreten und kann sich dieser anschließen, wenn ihr die übrigen nicht sympathisch genug sind. Ebenso ist es mit dem Konfessionalismus. Vom Missionsstandpunkte aus betrachtet sind es minutiöse Streitigkeiten, welche die Hannoversche evang.-luth. Freikirche zur Separation von der Hermannsburger Mission getrieben haben¹⁾ und wie es fast scheint, jetzt die (alt-)lutherische (Breslauer) Kirche in Preußen zur Trennung von Leipzig führen. Kleine Kirchengemeinschaften sind immer am engherzigsten und Separationen gebären Separationchen. Über die selbständigen Missionen der deutschen Baptisten (und Methodisten) sage ich nichts; beide, eine Art kirchlicher Fremdkörper unter uns, haben wenigstens ihre Kräfte und Mittel den deutschen Kolonien zugewendet.

Unsere alten Missionsgesellschaften, die die Lehrlingsjahre hinter sich haben und im Besitz einer reichen Missionserfahrung sind, auf deren älteren Arbeitsgebieten wachsende Ernten reifen und denen sich immer neue Arbeitsgebiete erschließen, schreien nach mehr Arbeitern und nach gesteigerter Einnahme, und manche leiden unter sie fast erdrückenden Schulden. Hier sind die Verpflichtungen mit Händen zu greifen für jeden nüchternen Missionsfreund, der für göttliche Wege ein Auge hat; aber nein: es muß immer etwas Neues und Neuere, es muß etwas Eigenes, vielleicht etwas Enthusiastisches, nicht das Nächstliegende, sondern gerade etwas Fernliegendes sein, für das man sich begeistert. Wenn wir jetzt neue Missionen in Angriff zu nehmen verpflichtet wären, so müßten es solche in deutschen Kolonien sein, in denen wir fast in Gefahr stehen, von den Katholiken erdrückt zu werden; aber unter all den neuen Missionen ist keine, welche an eine deutsche Kolonie gedacht hat. Und wenn wir neue deutsche Kolonialmissionen beginnen — die Gründung

¹⁾ Selbst die Allg. evang.-luth. Kirchenztg. schreibt (1901, 268): „Man wird zweifelhaft sein dürfen, ob es ein Gott gefälliges Werk und eine dankbare Aufgabe ist, den Zulusaffern und Betschuanen klar zu machen, daß das Hermannsburger Luthertum nicht das echte, sondern daß dies nur bei den freikirchlichen Missionaren zu finden sei.“

neuer Gesellschaften ist dazu nicht nötig; 9 deutsche Gesellschaften arbeiten bereits dort: Anschluß an sie muß die Lösung sein. Das ist die Weisheit, die man aus der Missionsgeschichte lernt.

Unter den neuen Missionen befinden sich 4, die in den Bahnen der China-Inland- bzw. Allianzmissionen gehen und 3, die sich als Mohammedanermisionen bezeichnen. Sofort wieder welche Berflüstung! Warum vier besondere China- und drei Mohammedanermisionen? Warum vereinigen sich diese beiden Gruppen nicht wenigstens in 2 Hauptkörper? Darum nicht, weil sie, von der Chrichona und von dem Hamburger Zweige der China-Inlandmission abgesehen, Gründungen einzelner Männer sind, die ganz den Personalcharakter tragen, nämlich des schwedischen Evangelisten Franzen (A. M.-Z. 1897, 29 ff.) bzw. des Kaufmanns Polnick in Barmen, des Pastor Witt, des Dr. Lepsius und der Herren Kumm und Amiranjanjan.

Was zunächst die beiden zuletzt genannten betrifft, so sind sie Fremdlinge in Deutschland, die wir nicht kennen und die unter uns keine Wurzeln geschlagen haben. Herr Kumm, der durch seine lebenswürdige Beredsamkeit viele bezaubert, ist allerdings ein geborner Deutscher, aber in Deutschland völlig unbekannt. Er ist von England gekommen, der Genaihl einer Tochter von Grattan Guinness, eines sehr eifrigen, aber überaus unruhigen, immer zu neuen Unternehmungen hastenden und der missionarischen Sophrosyne entbehrenden Mannes, der für seine wechselnden Projekte, wie es scheint, in England nicht mehr die nötige Unterstützung findet. Mit ihm hat Herr Kumm besonders die deutschen Gemeinschaftskreise besucht und ganz nach englischer Art sie für ein ihnen völlig fremdartiges, gewagtes Unternehmen, eine „Sudan-Pioniermission“, zu gewinnen unternommen, über welche sich ein selbständiges Urteil zu bilden schwerlich viele unter uns befähigt sind. Der erste Sendbote, der bisherige Stadtmissionar Kupfernagel, ist bereits abgeordnet worden. Das Programm dieser Mission, dessen detaillierte Kritik mich zu weit führen würde, läßt — von seiner Rhetorik ganz abgesehen — missionsmethodische Sachkunde und Nüchternheit durchaus vermissen. Bis jetzt sind alle Sudanmissionsunternehmungen gescheitert, selbst die gut organisierten der großen englischen Kirchenmissionsgesellschaft. Wie es scheint ist die Stunde für eine erfolgreiche Sudanmission noch nicht gekommen. Aber wenn sie auch gekommen wäre — Deutschland hat nicht die Verpflichtung, eine Sudanmission zu unternehmen. Alle Führungen Gottes weisen dieses Werk England und zwar einer dortigen großen Missions-

gesellschaft zu. Kein Mensch hätte in Deutschland an eine Sudan-Pioniermission gedacht, hätte nicht der Schwiegersohn des Herrn Guinness diesen Gedanken aus England importiert.

Die zweite der neugeplanten Mohammedanermissionen, die sich allerdings noch völlig im Stadium des bloßen Projekts befindet, ist noch mehr wie die des Herrn Kumm¹⁾ ganz an eine einzelne Persönlichkeit geschlossen, und zwar an einen christlichen Armenier, Amiranjan, dessen Name erst in Verbindung mit dem armenischen Hilfswerk des Dr. Lepsius in Deutschland genannt worden ist. Soweit einige unter uns ihn kennen, ist er ein gelehrter und für eine Missionsthätigkeit unter den Mohammedanern wohl ausgerüsteter Mann, der in seinem Programm auch viel Zutreffendes sagt. Später kommen dann freilich Andeutungen, die eine bedenkliche Perspektive eröffnen. Wir sähen ihn gern als Mohammedanermisionar, aber als Gründer einer besonderen deutschen Missionsorganisation können wir ihn nicht für legitimiert halten. Seine Isolierung von dem Verbands, in welchem er bisher gestanden, und Gelegenheit hatte, auch unter Mohammedanern zu wirken, erscheint uns nicht als Empfehlung. Solche bewegliche Orientalen können nicht die Leiter selbständiger deutscher Missionen sein.

Über das Missionsunternehmen des Dr. Lepsius enthalte ich mich noch des Urteils. Ich wünschte, daß seine Kraft, wenigstens vorläufig, sich auf das armenische Hilfswerk konzentrierte und womöglich die beiden deutschen Zweige desselben sich vereinigten. Zur Zeit kann ich mich nicht davon überzeugen, daß eine spezielle Mohammedanermision noch dazu in Ländern unter mohammedanischer Herrschaft jetzt der Wille Gottes sei. Fabers traurig verunglückte Unternehmung ist eine ernste Warnung. Dr. Lepsius schöpft aus dem Interesse für das armenische Hilfswerk zu weitgehende Hoffnungen für seine neuen Projekte. Sollen wir Deutsche durchaus Mohammedanermision treiben, so bieten unsere

¹⁾ Allerdings war der erste Aufruf zu der Sudan-Pioniermission unterzeichnet: „die Centrale der Sudan-Pioniermission Eisenach“ und als „Referenten“ die Herren P. Damman, Erbgraf v. Rüdler-Limpurg, A. Vischer-Sarasin und Prof. Barth (die beiden letzten Schweizer) genannt. Wie mir bestimmt mitgeteilt worden ist, hat Herr Vischer seine Unterschrift zurückgezogen. Später ist die Rede von einem „Vorstand“ der Sudan-Pioniermission; die mir zugänglich gewesenenen Quellen sagen aber nicht, von wem er gebildet wird. Herr Kumm führt den Titel „Reisefekretär“.

afrikanischen Kolonien und die von der Rheinischen Missionsgesellschaft besetzten Batalande die nächstliegenden Arbeitsfelder.¹⁾

Was endlich das Einbringen der Allianz- und der Taylorschen China-Inlandmission in Deutschland betrifft, so kann man auch darüber durchaus keine ungeteilte Freude haben. Wie bedenklich die Grundsätze und der praktische Betrieb der sog. Allianzmission, ist in dieser Zeitschrift schon früher ausführlich besprochen worden (1897, 22 ff.) und seitdem hat man keine gesündere Bahn betreten. Auch die Praxis der China-Inlandmission, namentlich bezüglich der Ausbildung ihrer Sendboten, ihrer Evangelisationsgrundsätze und ihrer vorwiegenden Verwendung eines Damenpersonals selbst im evangelistischen Pionierdienste ist ernstlich zu beanstanden. Wie es scheint, will der Hamburger Zweigverein dieser Mission in mancher Beziehung reformatorische Bahnen einschlagen, namentlich bezüglich der Auswahl und Ausbildung seiner Sendboten, während bei der Barmer Allianzmission gerade hierin ein Hauptdefekt liegt. Aber das rechtfertigt es noch nicht, auf deutschem Boden einen Zweig der englischen China-Inlandmission zu verpflanzen. Keine Mission kann weniger einen ungesunden Betrieb vertragen als gerade die chinesische. Warum müssen wir denn Missionsgrundsätze in Deutschland praktizieren, die so anfechtbar sind? Reformieren wir sie aber, wozu brauchen wir dann besondere deutsche Zweige der China-Inlandmission? Wir haben vier deutsche Gesellschaften, welche in China arbeiten, wozu noch 4 weitere? Verstärken wir die vier deutschen, die wir haben; diese Konzentration ist Besonnenheit, Weisheit und Kraft. Auf der Selbstverleugnung, daß man an eine bereits bestehende Organisation sich anschließt unter Verzicht auf etwas Eigenes, Apartes, Neues und Enthusiastisches liegt mehr Segen und mehr Förderung des Reiches Gottes als in eigenwilligen Sonderbestrebungen mit vermutlich großen Opfern.

Dazu wäre es ein großer Schaden für das heimatkirchliche Leben, wenn dadurch, daß die Gemeinschaftskreise eine noch dazu viel gespaltene und bezüglich ihres Gegenstandes wie ihrer Methode nicht unbedenkliche eigene Mission ins Werk zu setzen überredet würden, eine Isolierung derselben bewirkt würde. Sollen diese Kreise ein Salz sein in der Kirche, was wir so herzlich wünschen, so dürfen sie sich nicht von den Werken

¹⁾ In der eben erschienenen kleinen Flugschrift eines Lehrers in Mülheim: Sandmann, „Die christliche Heilsbotschaft und der Islam“ (Barmen. 10 Pf.) werden die gleichen Gedanken den deutschen Freunden einer Mohammedanermision zu erwägen gegeben.

zurückziehen, welche der in der Liebe thätige Glaube unter Gottes sichtlichem Segen bereits ins Leben gerufen hat. Bis jetzt war gerade die Heidenmission ein Band der Gemeinschaft zwischen den Gläubigen mannigfaltigster Schattierungen. Wird diese verbindende gemeinsame Arbeit zerrissen, wird sie zerrissen besonders durch von fremdher kommende Einflüsse, die für deutsche kirchliche Verhältnisse kein Verständnis haben, so werden beide: die Mission wie die Gemeinschaft der Gläubigen geschädigt. Gott gebe uns innerhalb und außerhalb der Gemeinschaftskreise nüchterne Männer, welche wehren, daß die Zerrissenheit unter uns durch neue Zerreißungen nicht immer größer werde in einer Zeit, deren Ernst uns doch so eindringlich mahnt: ihr, als die von Einem Stamme, stehet auch für Einen Mann!

Die Norwegische Missionsgesellschaft.

Von P. Berlin.

II. 2, 3.

So wichtig die Schularbeit der Norweger in Madagaskar für ihre Mission ist, so darf doch die eigentliche Missionsarbeit nicht dahinter zurückgestellt werden. Auch diese hat unter den Störungen der letzten Jahre zu leiden gehabt. Im Kriegsjahre 1895 wurden noch über 3000 getauft, im Aufruhrsjahr 1896 nur 2650, worauf die Zahlen wieder steigen: 1897: 3702, 1898: 4018, 1899: 6100, so daß die Anzahl der Gemeindeglieder Ende 1899 55876 bei 40446 Abendmahlsberechtigten war. Doch dürften diese Zahlen nicht ganz der Wirklichkeit entsprechen, da z. B. von Betafo mit ca. 12000 Seelenbestand nur 4000 als wirkliche Kirchgänger bezeichnet werden (N. M. T. 1900 S. 58, ähnlich S. 252 von Masinandrana). Einen Zuwachs haben die Norweger durch die Übernahme von einer Anzahl Londoner Gemeinden erhalten; die Jahresberichte von 1897 und 1898 weisen einen Zuzug von 363 von Independenten u., sowie 162 von Katholiken auf, während die entsprechenden Zahlen in den früheren Jahren geringer waren. Die Einbuße, welche die Norweger durch die katholischen Angriffe erlitten haben, ergiebt sich aus den Jahresstatistiken nicht; doch dürfte sie nach dem, was früher gesagt ist, in Wirklichkeit nicht allzu groß gewesen sein. Jetzt ist ja nun die Sammlungsarbeit geschehen, und es fehlt nicht an Anzeichen, daß es vorwärts geht.

Die Zahl der Gemeinden ist trotz Krieg und Unruhen stetig gestiegen, von 488 Ende 1894 auf 832 Ende 1899. Wohl hat das Aufhören

der Homaherrschaft, welche das evangelische Bekenntnis begünstigte, hier und da religiöse Gleichgiltigkeit offenbar gemacht, aber das veränderte Verhältniß hat auch sein Gutes gehabt, in sofern es den christlichen Glauben bewußter und darum selbständiger hat werden lassen.

In Betafo wurde im August 1898 auf der Gemeinde-Jahresversammlung beschlossen, in dem Zmaniathal, das, früher von Räubern verödet, nun wieder angebaut wird, eine Missionsarbeit zu beginnen, einen eingebornen Pastor, einige Gehilfen und Lehrer dorthin zu senden und zu unterhalten. In Ambato hat die Gemeinde einen eingebornen Pastor nach einem fiebererfüllten Ort und einen Lehrer in eine sonst durch Räubereien verheerte Gegend ausgesandt, und diese Thätigkeit bewirkte in der Gemeinde selbst eine Erweckung, sodaß Abgefallene zurückkehrten, Heiden sich in großer Zahl zur Taufe meldeten und die Christen mit neuem Ernste für ihr und der Ihrigen Heil sorgten. In den Gemeinden werden monatliche oder vierteljährliche Versammlungen gehalten (nach dem Muster der norwegischen Heimat), auf denen Gemeindeangelegenheiten besprochen und Anregungen zu eigener Thätigkeit gegeben werden, z. B. Verbreitung von Bibeln, Armenpflege, Missionsthätigkeit in entfernten Außenposten, Erhaltung der kirchlichen Gebäude u. s. w., damit die Gemeinden mehr und mehr zum Bewußtsein kommen, daß, wenn die Mission 30 Jahre als „Vater und Mutter“ alles gethan und gegeben hat, sie nun selbst „Vater und Mutter“ werden, ihre Gebäude erhalten und ihre Geistlichen besolden müssen, damit die Missionare die Botschaft von dem Heilande, der die Sünder selig macht, auch anderswohin bringen können. Bei solchen Hinweisen geschieht es wohl, daß die Leute lächeln und meinen, das habe noch gute Wege, die Missionare seien ja noch bei ihnen. Es hält vielfach schwer, sie an den Gedanken der Selbsthilfe und der Selbständigkeit heranzubringen; die Verhältnisse mit ihrem hohen Abgabendruck, ihren Frondiensten sind auch nicht immer günstig, die Opferwilligkeit zu mehren. Aber das Ziel ist ins Auge gefaßt, Anfänge regen sich, und die schwierige Finanzlage der N. M. G. ist ein steter Antrieb, das Ziel im Auge zu behalten. Daß dabei nichts überhastet wird, dafür sind die Erfahrungen der Londoner Mission eine nachdrückliche Warnung. Die Beiträge der Gemeinden beliefen sich 1897 auf 3479, 1898 auf 5042, 1899 auf 7101 Fr., scheinen also im Wachsen begriffen zu sein. Eine tiefere religiöse Bewegung ist in Südbetsileo hervorgetreten, und hat weiter um sich gegriffen, scheint jedoch von Schwärmerei nicht frei zu sein.

Auch die Ausbildung eines eingeborenen Predigerstandes wird beharrlich betrieben. Das theologische Seminar hat in dreijährigen Kursen schon eine größere Anzahl von Predigern ausgebildet; 1899 bestanden 19 das Abgangsexamen, 13 davon wurden ordiniert. In den katholischen Wirren hat einer in treuer Standhaftigkeit für seinen Glauben den Tod erlitten, einzelne haben wohl den auf sie gesetzten Erwartungen nicht entsprochen, andere haben sich unter den teuren Zeiten verleiten lassen, Handelsgeschäfte zu betreiben, oder wohl gar Agenten europäischer Kaufleute zu werden, um ihr geringes Einkommen aufzubessern, und mußten entlassen werden, aber im ganzen erhalten sie doch ein gutes Zeugniß.

Es sind meist Männer in reiferen Jahren, die früher als Lehrer sich bewährt haben, zum Teil aus angesehenen Familien und von großem Einfluß unter dem Volke. Wird an ihrer Predigt¹⁾ hier und da der Ton persönlicher Überzeugtheit vermißt, welcher ihren Worten bei ihren Volksgenossen den Weg ins Gewissen sichern muß, so lassen es die Missionare nicht an Arbeit fehlen, sie tiefer in das Wort Gottes hineinzuführen und es zuerst zu einem Worte für sie selbst werden zu lassen, damit sie dann auch andere weisen können. Sehr erfreulich ist es, daß die französische Regierung sie endlich von Fronddiensten frei gemacht hat (N. M. T. 1901 S. 7). Die Einrichtung eines zweiten theologischen Seminars in Ivory ist im Werke. Außer den etwa 70 eingeborenen Pastoren, die für die Pflege der 850 Gemeinden nicht ausreichen, bedient sich die Mission einer Anzahl dazu geschickter Laien, namentlich Lehrer, als Verkündiger des Wortes, die, ob auch nicht hervorragend in Kenntnissen, doch durch ihre Innerlichkeit und kindlichen Glauben nicht ohne Segen wirken; sie werden gewöhnlich am Sonnabend durch den Missionar oder einen tüchtigen eingeborenen Gehilfen in den Schriftabschnitt eingeführt, den sie am Sonntag zu behandeln haben.

In Bezug auf die sittlichen Verhältnisse hat das Eindringen der europäischen Civilisation manche Schäden mit sich gebracht, namentlich auch für das weibliche Geschlecht, das es wohl als Ehre ansieht, auf Wochen oder Monate eine „Europäerfrau“ zu werden. Da ist es eine Freude zu hören, daß ein junges Mädchen auf eine dahin zielende Frage abweisend antwortete: „Ich? ich bin ja eine Christin!“ Teils das Vorbild der Franzosen, teils die Not der Zeit wirkt an manchen Orten schädlich auf die Sonntagsheiligung ein, doch nicht so, als ob das Gefühl für die Unschicklichkeit der Sonntagsarbeit erloschen wäre. Mit Freuden sehn die Missionare die Kirchen gefüllt, 4–5000 kommen wohl zusammen, wenn der Missionssuperintendent Kirchenvisitation hält. Häusliche Andacht wird gepflegt, die Bibel verbreitet, für die Armen wird gesorgt, zu Weihnachten wie zu anderen Zeiten, die Aussätzigen werden verpflegt, das Aussätzigendorf bei Sirabe, das im Aufruhr zerstört war, ist wiederhergestellt worden und hat sogar unter günstigen Bedingungen, so daß der Einfluß der Mission nicht leidet, die Zusage eines Beitrags von der Regierung erhalten.²⁾ Schwer wird es den Madagassen bei ihrem tief gewurzelten

¹⁾ Walen, Vidnesbyrd fra Missionsmarken, Bergen 1889, enthält Predigten von madagassischen Pastoren.

²⁾ Das Abkommen mit der französischen Regierung (cf. N. M. T. 1900 S. 471 ff.) bringt sogar eine Vergrößerung des Aussätzigendorfs mit sich.

Egoismus, sich zu einem Thun für das allgemeine Wohl aufzuraffen, schwer wird es ihnen auch, in gleichmäßiger Thätigkeit auszuhalten — Zeichen, daß der Sauerteig des Evangeliums noch lange nicht den ganzen Teig durchsäuert hat, wenn dieser Prozeß auch schon angefangen hat. Daher ist es noch selten, gefestigte christliche Charaktere bei ihnen anzutreffen, wie der General Rainizony war, der in der Howazeit gegen die Franzosen gekämpft hatte, während des Aufruhrs aber sich ihnen angeschlossen und durch sein Eintreten einer weiteren Verbreitung des Aufruhrs in Vetsileo wirksam vorbeugte.

Um auch die äußeren Angelegenheiten zu erwähnen, so hat die neue Zeit der norm. Mission die Möglichkeit gegeben, ihre Stationen als Eigentum zu erwerben. Früher durften die Missionare nur auf gemietetem Boden bauen, sodaß ihr Besitzstand stets unsicher war. Jetzt haben sie angefangen, ihre Grundstücke von der französischen Regierung zu kaufen und „immatrikulieren“ zu lassen. Das ist nicht immer leicht gegangen und hat immerhin erhebliche Summen (1000 Fr. pro ha) gekostet, da die Regierung in dieser Hinsicht nicht allzu entgegenkommend war, aber ein Zustand der Sicherheit ist nun doch eingetreten. Sehr zu beklagen ist es, daß die Regierung die Heilquellen von Sirabe, an welchen die abgearbeiteten oder von Krankheit geschwächten Missionare so manchesmal Genesung und neue Kraft gefunden haben, in Beschlag genommen hat, ohne auch nur für die von der Mission aufgeführten Gebäude eine Entschädigung zu leisten. Doch ist die Rede von einem neuen Sanatorium bei Sirabe, wo Dr. Ebhel eine bedeutende ärztliche Thätigkeit entfaltet und 1899 3540 Patienten behandelt hat. Eingeborene Ärzte fehlen in Madagaskar noch sehr, sie könnten eine segensreiche Thätigkeit ausüben und manchen am Leben erhalten, der jetzt zu Grunde geht.

Wir können die Inlandmission nicht verlassen, ohne noch zweier Männer zu gedenken, deren Namen mit ihrer Geschichte innig versflochten sind, der Missionare Dr. Borchgrevink und Engb. Im Jahre 1869 nach Madagaskar gegangen, hat Dr. B. in der Hauptstadt seine Thätigkeit gehabt. Hier hat er die lutherische Gemeinde gegründet, in Kirche und Schule unermüdlich gearbeitet, als Arzt eine ausgebreitete Wirksamkeit gehabt und endlich als Superintendent die Inlandmission geleitet. Gerade seine ärztliche Thätigkeit hat viel dazu beigetragen, den zuerst etwas mißtrauisch angesehenen Norwegern Vertrauen bei der Regierung wie bei dem Volke zu erwerben und dadurch der Mission den Weg zu öffnen. Bis 14000 Kranke behandelte er im Jahre, und die ärztlichen Empfänge waren immer begleitet mit der Verkündigung des göttlichen Wortes! In der von ihm und englischen Ärzten geleiteten medizinischen Schule sind eine Anzahl Eingeborene zu Ärzten ausgebildet worden, bis diese Schule von der französischen Regierung in Anspruch genommen wurde. Nach Dahle's Abgang 1887 wurde B. zum Superintendenten erwählt, und wenn man

bedenkt, daß während seiner Amtsführung die französische Besetzung, der Aufstand und der Jesuitenkampf vor sich gingen, so ist begreiflich, daß er als der Vertreter der norwegischen Mission gegenüber den wechselnden französischen Gouverneuren, der aufzuklären, zu vermitteln, Schutz zu verschaffen hatte, eine schwierige und verantwortliche Thätigkeit zu üben hatte, für deren treue und weise Ausrichtung ihm viel Dank gebührt. Neben ihm hat seine Frau in ihrem großen Mädchenasyl mit 100 Insassen ebenfalls eine gesegnete Arbeit geleistet. 1881—85 in der Heimat gewesen und dort wie in Amerika thätig, Teilnahme für die Mission zu wecken und zu mehren, ist er 1899 wieder, um auszuruhen, nach Norwegen gekommen, in seinem Aufsichtsamt vertreten durch Missionar Jacobsen.

Noch vor B. war John Engb in den Missionsdienst getreten, mit Nilsen 1867 der Begründer der Inlandmission in Betafo, welches seine Arbeitsstätte bis zu seinem Tode geblieben ist. 12000 Getaufte in 76 Gemeinden und eine Schar von ihm ausgebildeter und erzogener eingeborener Gehilfen waren das Ergebnis seiner Arbeit. Aber auch reich an Trübsalen und Verlusten war sein Leben und noch in seinen letzten Jahren hatte er die Schreckenstage von Sirabe durchzumachen; das Wort 2. Tim. 2, 8. 10 war ihm nicht vergebens bei seiner Aussendung auf den Weg gegeben. Weniger hervorragend durch Kenntnisse, ist er ein Beweis, „daß man mit verhältnismäßig geringen Kenntnissen doch ein ausgezeichnetes Werkzeug des Herrn werden kann, Seelen zu gewinnen, wenn man nur die rechte Gesinnung, die nötige praktische Begabung und die Thakraft und Beharrlichkeit hat, welche die Lage erfordert,“ heißt es in seinem Nekrolog. „In brennender Liebe zu seinem Heilande und den armen Heiden setzte er seine ganze Kraft auf das eine, sie um Jesu Kreuz zu sammeln.“ Er war der älteste der Missionare und hieß überall „Vater Engb“. Seine Lebensgeschichte ist ein gutes Stück der Geschichte der madagassischen Mission. Im Jahre 1899 kehrte er in die Heimat zurück, vom Fieber gebrochen. Die Heimatluft belebte seine Kraft noch einmal, aber am 3. Mai 1900 rief der Herr ihn ab in die Ruhe, nachdem er den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet und Glauben gehalten hatte.

Bara.

Zur Inlandmission werden auch die Bara und Tanala gerechnet. Da die Mission hier aber erst später begonnen hat und hier noch Anfangsarbeit getrieben wird, so mögen sie besonders behandelt werden.

Die Mission unter den wilden, unsteten, räuberischen Bara begann in Mittelbara (Thosy) 1888, in Westbara (Fiadana) und in Ostbara (Tvohibe) 1893. Im folgenden Jahre wurde Midongy, an der Grenze zwischen Betseilo und dem Bara-

lande, jetzt eine wichtige Militärstation, von Ambato aus besetzt. Die Anfänge waren schwierig, auch des Klimas wegen, das Opfer und Wechsel erforderte. In Fiadana fing der König an zu lernen, nachher wollte er die Missionsstation niederbrennen. Miss. Jensenius ging darum nach Mittelbara und nahm die Arbeit in Isalo auf. In Ivohibe, wo ein milder König keinen weißen Mann hatte sehen wollen, gelang es Miss. Johnson wider Erwarten einzubringen, aber nach einem halben Jahre wurde er vertrieben und sein Haus zerstört. In Midongy mußte Miss. Einrem 1896 vor den Räubern flüchten. Allmählich aber ist es anders geworden. Jensenius konnte in Isalo, wo der König sich freundlich stellte, schon 1895 die Erstlinge taufen. Bis Mitte 1899 arbeitete Miss. Hagen dort mit 1 Evangelisten, 3 Lehrern, 97 Schülern; 12 waren getauft, 10 im Taufunterricht, der allerdings durch die Hungersnot vielfach gestört wurde, doch hatte Hagen, weil die Bara zu ihm Vertrauen gefaßt hatten, gute Hoffnung für die Zukunft. In Ihosy, wo das Heidentum durch die erfolgreichen Kuren und Operationen eines madagassischen Arztes erschüttert war, hat sich recht gezeigt, wie wohlthätig die neuen Verhältnisse auf Madagaskar für die Mission sind. Die Leute dort wollten sich den ihnen in den Kämpfen mit den Sakalawa auferlegten Trägerdiensten entziehen und verließen ihre Wohnstätten. Eine Schule nach der andern löste sich auf und die Missionsstation lag einsam auf ihrem Berge. Aber wohin die Bara sich auch wandten, überall stießen sie auf französische Posten, und so entschlossen sie sich, wieder an ihre alten Stätten zurückzukehren, ärmer freilich, als sie ausgezogen waren. Nun füllten sich die Schulen wieder, die Schülerzahl, früher 500, stieg auf 1500 und hielt sich dann auf 1000. Natürlich war es nicht leicht, so schnell die dazu erforderlichen Lehrer zu beschaffen, doch half Soatanana treulich aus. Eine bedeutsame Wandlung brachte eine durch Grassbrand entstandene Feuersbrunst mit sich, welche die ganze, von den Hova auf einer Höhe angelegte, Hauptstadt mit Kirche und Schulhaus zerstörte. Das Dorf wurde im Thale angebaut, und es mußten Vorbereitungen getroffen werden, die Missionsstation zu verlassen und eine neue beim Dorfe aufzubauen, nicht bloß um der Erleichterung der Arbeit willen, sondern auch, weil die katholischen Sazaristen ihr Auge auf Ihosy gerichtet haben und dadurch die unmittelbare Nähe der evangelischen Missionare erfordert wird. Die Zahl der Gemeindeglieder beträgt 178 Erwachsene. Sehr erfreulich ist der Eifer, welchen Miss. Meining zu erwecken gemußt hat: er hatte in der Heimat um eine Glocke für Ihosy gebeten, die Bara wollten nun nicht zurückstehen und brachten 125 Fr. zu diesem Zwecke auf.

In Ivohibe hat Miss. Thunem die Missionsarbeit mit Erfolg begonnen. Zwar zeigten die Bara hier wenig Neigung zu religiösen Gesprächen oder gar zum Anhören einer Predigt, doch erweckten biblische Bilder bei ihnen großes Interesse, und bei einer Reise durch seinen Bezirk hörte Thunem zu seiner Freude Bitten um Lehrer. Ja, ein Mann fragte ihn sogar um Rat, was er thun sollte, da er zwei Frauen habe und es doch Gottes Wille sei, daß man nur eine habe! Wo man so anfängt zu fragen, was Gottes Wille sei, wo räuberische Stämme um Lehrer bitten, da fängt die Finsterniß an zu weichen, da thun sich die Thüren auf. Vor seinem Abgange konnte Thunem 1899 noch den Erstling, einen hoffnungsvollen Jüngling, taufen.

In Midongy (das in Bezug auf die katholischen Umtriebe schon oben berührt ist) herrscht ein zähes Heidentum, noch mehr in dem dazu gehörigen Fitampito.

Die Alten hielten fest an ihren Zaubermitteln, deswegen war es ein großer Triumph für Miss. Einrem, daß er eine Nichte des Königs von F. heilen konnte, welche von allen Zauberdoctoren aufgegeben war. Die Jüngeren stellten sich freundlicher. Hier sind 1899 119 getauft; die 30 Gemeinden des Bezirkes zählen 343 Mitglieder (233 Komm.), 1 eingeb. Pastor, 31 Schulen mit 60 Lehrern und 940 Schülern.

So ist auch die Baramission nach den ersten schweren Anfängen in einer kräftigeren Entwicklung begriffen, ja vielleicht ergibt sich von hier aus ein Weg zu den nördlich wohnenden Betsiriristämmen.

Tanala, Taiva.

Nachdem schon früher von Betsileo aus gelegentliche Missionsarbeit im „Waldbezirk“ geschehen war, ließ sich 1894 Miss. Torbjörnsen in Ambohimangateli, 1895 Miss. Holst nördlich davon bei den Taiva nieder. Er fand sie gastfrei, freundlich, lernbegierig, doch Trunksucht und Unzucht herrschten bei ihnen. Er stellte 16 Lehrer an, aber während er 1896 zur Konferenz gereist war, wurde sein Haus von Räubern verwüstet. Eine Zeit lang wurde die Arbeit wegen Fieber und Räuber wieder eingeschränkt, bezw. in Ambohimanga durch einen eingebornen Pastor aufrecht erhalten. Später ging Holst dorthin und hatte den französischen Beamten gegenüber einen sehr schweren Stand. Seine Kirche wurde als Regierungsschule benutzt, ja, es war nahe daran, daß die ganze Station vom Staate zu Verwaltungszwecken mit Beschlagnahme belegt wurde. Er selbst sollte als Aufwiegler verwiesen werden, doch ein Besuch bei dem französischen General durchkreuzte die Antriebe der Beamten und er konnte bleiben. Es sollte ihm sogar ein Bauplatz zur Kirche gegeben werden — wenn nur die unteren Beamten besser den Anordnungen des Generals nachgekommen wären! Sechszehn junge Tanala unterrichtete er ein Jahr lang, und diese verkündigten das gehörte Wort mit so viel Erfolg weiter, daß von vielen Seiten Bitten um Lehrer kamen. Holst mußte indessen fieberkrank nach Hause reisen (er starb unterwegs), und Olsen nahm seine Stelle ein und eintete, was jener gesät. Olsens letzter Bericht lautet sehr hoffnungsvoll. 1899 hat er 48 getauft, darunter 46 junge Tanala von 15—25 Jahren — die Alten sind, wie auch anderwärts, unzugänglich —, 60—80 besuchen den Gottesdienst, den er noch in seinem Hause halten muß, da die Konferenz ihm wegen der Finanzlage der N. M. G. die Mittel zum Kirchbau nicht bewilligen konnte; in einzelnen Außenplätzen sind Kirchlein gebaut. Von dem Fieber der Waldgegend unberührt, mit den französischen Beamten in gutem Einvernehmen, von einem sogar im Französischen unterrichtet, arbeitet Olsen unter günstigen Verhältnissen, und mit großen Hoffnungen steht er auf die 17 Jünglinge, die er jetzt unterrichtet und aus denen er künftig Lehrer zu gewinnen hofft.

3. Die Westküste.

Ein ganz anderes Bild als die Inlandmission bietet die Arbeit unter den wilden, räuberischen Sakalawastämmen der Westküste von Madagaskar. Zuerst 1870 angeregt, aber als noch zu unzeitig wieder beiseite geschoben, wurde sie nach dem Beschluß der Generalversammlung von 1873 im folgenden Jahre begonnen, indem Röstvig und 3 andere Missionare in Tullear, Nanopajy (bald wieder aufgeben) und Morondawa sich nieder-

ließen. Es handelt sich hier um 2 verschiedene Gebiete: das südlicher liegende, damals unabhängige Fihirenga (mit Tullear) und das nördlicher liegende, unter der Herrschaft der Howa stehende Menabe (mit Morondawa). Fihirenga war erst durch den damaligen König Lahimerisa für weiße Leute geöffnet worden, aber wenn er auch zu Röstwig sich freundlich hielt, so reichte seine Macht doch nicht aus, um seine Söhne und die anderen Häuptlinge im Zaum zu halten, und namentlich die weißen Kaufleute waren Gegenstand von deren Gewaltthaten und Erpressungen. Auch die Missionsstation hatte viel zu leiden, so daß Röstwig zeitweise Tullear verließ. Nach dem Tode des Königs 1886 brach unter seinen Söhnen Bürgerkrieg aus. Röstwig, von beiden Teilen wohl angesehen, konnte in Tullear bleiben, während alle anderen Europäer flüchteten. Tompohemana, der zur Herrschaft kam, suchte Ordnung herzustellen, ließ sich aber zu Gewaltthaten gegen französische Kaufleute und den französischen Vicerésidenten verleiten und verlor endlich durch die Howa seine Selbständigkeit. Trotz seiner Neigung für Röstwig ist er doch ein Heide geblieben, darin ein echter Sohn seines Volkes, das an dem Glauben und Leben der Väter festhielt und von der „neuen Lehre“ nichts wissen wollte, das seinen Fuß nicht gern in eine Kirche setzte und darum zu einer überaus anstrengenden Missionssthätigkeit im Umherziehen nötigte. Fernlustig waren die Sakalawen auch nicht, nur insofern wurde das Lernen geachtet, als es äußere Vorteile verschaffte und namentlich ermöglichte, sich bei Betrug und Diebstahl dem Gericht zu entziehen. Doch gab es auch einzelne, bei welchen die Unterweisung in Gottes Wort den heidnischen Aberglauben untergrub und einen tieferen Eindruck machte, so daß nach harter, mühsamer Arbeit endlich sich doch eine kleine christliche Gemeinde bildete, die aber fast aus ebensoviel Makoa-sklaven (die von der Küste Mozambique stammten) wie Sakalawa bestand.

In Menabe herrschten die Howa, die Sakalawakönigin in Mahabo war nur die Vermittlerin zwischen dem Howagouverneur und ihrem Volke. Die Howaherrschaft stand allerdings nur auf schwachen Füßen. Die Besatzungen im Lande waren schwach und schlecht ausgerüstet und oft nicht imstande, das Land vor den Räubern zu schützen, so daß Überfälle, Raub und Mord an der Tagesordnung waren. Auch die Missionare in Morondawa waren wiederholt in großer Gefahr und hatten viel Gelegenheit, an Verwundeten und Mißhandelten Barmherzigkeit zu üben. Als 1877 die afrikanischen Sklaven für frei erklärt wurden, und zwar ohne Entschädigung, regte sich eine mächtige Erbitterung gegen diesen tief in alle Verhältnisse eingreifenden Schritt, die meisten verließen Morondawa, um sich dieser Bestimmung zu entziehen, und den Missionaren wurde Schuld gegeben, daß sie diese radikale Maßregel angeregt hätten. Bald nachher (1883) brach der Krieg mit Frankreich aus. Die Sakalawen standen infolge von Ehen zwischen französischen Händlern und Sakalawafrauen in vielfacher

Beziehung zu den Franzosen, und als nun die Somaregierung die Franzosen aus den Städten vertrieb, gab es viel böses Blut, und viel Sakalawen zogen mit. Dadurch wurde die Zahl der Sakalawen in Morondawa so gering, daß die Missionare hier hauptsächlich an den Matoa ihre Thätigkeit fanden. Die Sakalawakönigin war ja nicht unfreundlich gegen die Mission, aber die Häuptlinge wollten bei dem väterlichen Glauben bleiben und ihre Kinder bei demselben erhalten; der Gegensatz gegen die Sowa wirkte auch auf ihre Stellung zur Mission. Auch die in Morondawa wohnenden mohamedanischen Händler, sowie die katholische französisch-sakalawische Mischbevölkerung, welche ein dem Fleische mehr einräumendes Christentum vorzog, dienten nicht eben zur Förderung der evangelischen Mission. Trotz alledem war die Arbeit nicht vergebens. 1878 wurde der erste Sakalawa getauft, 1886 bei Bethel (der Hauptstation von Morondawa, im Lande gelegen, während dicht am Meere die Nebenstation Bethanien liegt) die erste (aus Holz gebaute) Kirche im Sakalawalande eingeweiht, nachdem seit 1884 die Zahl der Getauften (meist Matoa) schneller gewachsen war. Auch konnte die Arbeit in den Sowaefestungen Mahabo und Andafabe aufgenommen werden, sodaß der Bezirk von Morondawa sich hoffnungsvoller entwickelte als der von Tullear. Südlich von hier wurde 1887 St. Augustin besetzt und später durch amerikanische Norweger die Arbeit unter den Tanosi am oberen Onilahn begonnen. Es erwies sich als notwendig, für die Westküste einen eignen Konferenzbezirk einzurichten, und Röstvig, der älteste der Missionare, wurde 1889 Superintendent.

Reich an Gefahren und Schwierigkeiten war die Mission an der Westküste; das fiebervolle Klima machte die Arbeit ebenso schwer wie die politische Unruhe und die Unempfänglichkeit des Volkes. Wenn wir hier von der Arbeit unter dem Tanosi absehen, die 1892 von den norwegischen Amerikanern selbständig übernommen wurde, so wurden 1893, als neue Missionare zur Verstärkung kamen, Manombo (nördlich von Tullear), wo bald einige Tausen zu melden waren, Bezegike bei Mahabo (im Lande, östlich von Morondawa) und Belo (südlich von M., an der Küste) besetzt und 1896 Ambohife an der Mündung des Mangokestlusses. Wo Stationen errichtet wurden, da wurden auch Lehrer eingesetzt. Bei der Unlust der Sakalawen zu lernen hielt es aber sehr schwer, Lehrer zu gewinnen. Daher war es ein „Lichtpunkt“, daß Missionar Østbye 1895 in Morondawa eine Lehrerschule gründen konnte, die 1896 die ersten 12 Zöglinge entließ. Die Statistik von Ende 1895 weist für die Westküste 14 eingeborene Lehrer und 412 Schüler auf, sowie 399 Gemeindeglieder, von denen 304 auf Morondawa, 72 auf Tullear kamen.

Der Krieg von 1895 hatte seine Bedeutung auch für die Mission auf der Westküste. Mit Freude sahen die Sakalawa die verhasste Sowaherrschaft fallen und halfen eifrig mit, sie zu brechen. Die Festung Manza wurde durch Bara und Sakalawa dem Boden gleich gemacht, die Festung Andafabe zum großen Teil niedergebrannt und damit auch Schul- und Versammlungshaus der Norweger mit ihrem sonstigen Missionseigentum. Raub- und Plünderungszüge gingen durch das Land, eine

Dampfschiffstation in der Nähe von Bethanien, ein Ort von 300 Häusern, wurde zerstört, daß kein lebendes Wesen darin blieb, die Plantagen wurden verwüstet, die Schiffe verbrannt, die Menschen als Sklaven fortgeschleppt, kurz, das Sakalawaland, namentlich der nördliche Teil, war „wie das ausgerührte Meer“. Niemand war da, an den man sich hätte um Beistand wenden können. Daß unter solchen Verhältnissen von Missionsarbeit nicht die Rede sein kann, versteht sich von selbst, und man begreift es, daß die Missionare sich da mehr versucht fühlten, Klagelieder als Psalmen anzustimmen. Aber die Sakalawa mußten bald merken, daß es ein anderes Ding war, als Bundesgenossen der Franzosen gegen die Hova zu kämpfen, als in der Nähe eines Kulturvolkes zu wohnen. Die Franzosen sahen sich genötigt, den ungeordneten Verhältnissen unter den Sakalawa ein Ende zu machen. In Fihirenga (Fihirenana), gelang es ihnen zuerst, friedliche Verhältnisse herzustellen. Tompohemana, der arglistig einen französischen Kapitän hatte ermorden und die französische Fahne beschimpfen lassen, mußte, in seiner Körper- und Widerstandskraft gebrochen, Frieden suchen und starb dann bald; seine Söhne arbeiten nun für ihr täglich Brot. Die kleinen Könige wurden niedergeworfen, zum Frieden genötigt oder entthront, und so ist für diesen Teil des Landes (zwischen Mangote und Onlahy) etwa seit Ende 1898 Ruhe eingekehrt. Das Volk hat seine verlassenen Stätten wieder aufgesucht und sich an friedliche Arbeit gemacht. Die verfallenen Hütten wurden aufgebaut, die Äcker wieder bepflanzt, und grüne Maisfelder verhießen den ausgehungerten Leuten bessere Zeit, zur Freude der Missionare, die sehnlich warteten, mit den Waffen des Geistes zu kämpfen, nachdem die fleischlichen Waffen ihr Werk gethan. Anders im Norden, in Menabe. Da wiesen die Sakalawa, die sonst im Kampf nicht allzuviel Mut hatten, eine Kraft zum Aushalten über alles Erwarten. Wohl ist das Land mit Militärposten durchzogen, aber die Sakalawen halten sich in ihren Wäldern und Sümpfen und senden unesehen aus den Büschen tobringende Geschosse auf die nichts ahnenden Truppen oder verdächtig gewordene Landsleute. Morondawa, Bezezeke und besonders Ambohibe waren durch Räubereien oder unter den Kriegszügen bedroht, glücklicherweise ohne größeren Schaden zu erleiden. Je länger die Kämpfe dauern, desto mehr wird die Mission erschwert. Die kriegerischen Expeditionen erfordern immer wieder Scharen von Trägern, die Arbeit bleibt liegen, Feuerung und Hunger schwingen ihre Geißel über das unglückliche Volk, während die Abgaben unerbittlich eingetrieben werden, und die Empfänglichkeit, bei den Sakalawen ohnehin schon gering, wandelt sich mehr und mehr in Verhärtung.

(Schluß folgt.)

Anzer contra Anzer.

Schon wiederholt habe ich Gelegenheit gehabt, auf die Doppelzüngigkeit hinzuweisen, deren sich der ziemlich schreibselige Bischof Anzer in seinen Erklärungen schuldig gemacht hat. Es sei nur erinnert an seine offiziell vor dem deutschen Reichstage durch den jetzigen Reichskanzler konstatierte „unzweideutigste Erklärung, daß die deutsche Festsetzung in Kiautschau nicht nur für das Gedeihen, sondern geradezu für den Fortbestand der chinesischen Mission eine Lebensfrage sei“ und die Unvereinbarkeit derselben mit dem späteren Neujahrswort d. d. Tsining 1. Dezember 1900, in

welchem u. a. versichert wird, daß vor der Besetzung von Kiautschau die katholische Mission sich geradezu im blühenden Zustande befunden habe (vergl. diese Zeitschrift 1900, 98 u. Horbach, Offener Brief 21). Ich wiederhole nicht, was den Bischof bewogen hat, seine Stimme so zu wandeln. Als dann weiter die in demselben Neujahrswort mit „unzweideutigster“ Bestimmtheit abgegebene und durch Zeugnisse höchster chinesischer Autoritäten bewiesene Erklärung: „Der erste und bedeutendste Grund der Verfolgung sei die Besetzung von Kiautschau gewesen“ (diese Zeitschrift 1900, 99) viel Lärm machte, da nahm sie der Bischof zurück unter der ebenso lächerlichen wie unwahren Auskunft, daß „er sich im Ausdruck vergriffen habe, weil er seit 20 Jahren nur noch chinesisch spreche und die Bedeutung der deutschen Ausdrücke nicht mehr so scharf unterscheiden könne“ (ebd. 1901, 17. Horbach, Bischof von Anzers China-mission u. s. w. 17). Jetzt hat nun Herr Anzer in der „Köln. Volksztg.“ vom 1. März eine „Abwehr der Angriffe auf die katholischen Missionare in Südschantung“ veröffentlicht, welche von sophistischer Selbstrechtfertigung und trassen Widersprüchen mit seinen eignen und den urkundlichen Zeugnissen seiner Missionare und Presseorgane das Unglaubliche leistet. In drei wuchtigen Artikeln des „Reichsboten“ (Nr. 61—63) hat Horbach unter der obigen Überschrift diese Widersprüche zusammengestellt, eine Art *Sic et non*, wie man sie bei einem und demselben Manne wohl selten findet. Für diejenigen, welche Horbachs beide¹⁾ fast mit pedantischer Akkuratess gegeben, „Aktenmäßige Darlegungen“ gelesen haben, war diese dritte Abfertigung Anzers kaum nötig, denn die Dissonanz der „Abwehr“ des Bischofs, die beiläufig bemerkt beweist, daß er den deutschen Ausdruck doch recht geschickt zu wählen versteht, mit diesen Aktenstücken ist eine zu grelle.

Ich habe nun augenblicklich weder Zeit noch Lust, auch meinerseits eine Beleuchtung dieser famosen „Abwehr“ zu schreiben, obgleich sie noch zu sonstigen lehrreichen Betrachtungen viel Anlaß böte. Selbst die Erwartung, daß der Bischof zugestehen werde, wenigstens nicht immer vorsichtig gehandelt zu haben, hat sich nicht erfüllt. Er will sich ganz rein waschen und darum scheut er weder vor Selbstwidersprüchen noch vor Desavouierungen seiner eignen Freunde zurück. Das Krassste aber ist, daß er jetzt jeden Anteil seinerseits an der Besetzung von Kiautschau in Abrede zu stellen und seinem herausfordernden Auftreten in Pentschoufu die harmloseste Darstellung zu geben sucht. Aus den von Horbach im „Reichsboten“ behandelten 8 Rubriken, in welche der Bischof seine „Abwehr“ gegliedert hat, teile ich im Auszuge nur die beiden diese Stücke behandelnden mit.

„Die Besetzung von Kiautschau.“

Anzer schreibt:

„Als ich das Wort von der Notwendigkeit der Besetzung Kiautschaus für meine Mission aussprach, da war Kiautschau schon besetzt. Es handelte sich nicht mehr darum, ob man Kiautschau besetzen solle oder nicht, sondern nur, ob nicht irgend ein anderer chinesischer Hafen Kiautschau vorzuziehen sei. Ich war damals in Rom. An dem Tage, an welchem Se. Kgl. Hoheit Prinz Heinrich von Kiel nach China abfuhr (am 15. Dezember 1897), las ich in den Zeitungen, daß Deutschland statt Kiautschau den im Süden Chinas gelegenen Hafen Sanmun besetzen wolle.“

¹⁾ „Offener Brief“ und „Bischof von Anzers Chinamission in ihren Beziehungen zur Politik“.

Ob die deutsche Regierung wirklich diese Absicht hatte, weiß ich nicht. Aber falls das Gerücht berechtigt war und wirklich die Absicht bestand, Kiautschau nach kurzer Besetzung und ehe die Angelegenheit der Mission erledigt war, gegen einen so weit entfernten Hafen wie Sanmun umzutauschen, so glaubte ich im Interesse der Sicherheit meiner Mission und Missionare dagegen auftreten zu müssen."

Das ist denn doch das Ärgste, was Anzer geleistet hat! Er mutet hier frischweg und kurzer Hand dem deutschen Volke zu, es solle den Worten seines Reichskanzlers Grafen v. Bülow keinen Glauben schenken! Derselbe hat doch, wie alle Welt und vor allem Anzer selbst weiß, am 8. Februar 1898 als damaliger Staatssekretär des Auswärtigen Amtes im deutschen Reichstag öffentlich die Besetzung von Kiautschau damit motiviert, daß Anzer sie „auf das unzweideutigste für eine Lebensfrage erklärt habe nicht nur für das Gedeihen, sondern geradezu für den Fortbestand seiner chinesischen Mission.“ Daß Anzer diese schwerwiegende Erklärung am Sonntag, den 7. November 1897 Seiner Majestät dem Kaiser selbst abgegeben haben muß, habe ich in meinem „Offenen Briefe“ S. 23 nachgewiesen.¹⁾ Er selbst — Anzer — berichtet unterm 20. Oktober 1898: „Ich bat (in der betreffenden damaligen Audienz Seine Majestät den deutschen Kaiser) um thatkräftigen Schutz . . . die Antwort war: Kiautschau.“ Und sein eigenes Missions-Mutterhaus (in Steyl) bezeugt es im Jahresbericht 1897/98: „Am 5. November (1897) reiste der . . . Bischof Anzer nach Berlin, um den deutschen Schutz zu erflehen . . . Der deutsche Kaiser nahm seine Bitte huldvoll an und beorderte sofort mehrere Kriegsschiffe zur Kiautschau-Bucht . . .“ Die Kriegsschiffe gingen bekanntlich bereits am 10. Nov. (1897) von Schanghai nach Kiautschau ab, dessen Besizergreifung am 14. November erfolgte. Und nun will jener Mann der „unzweideutigsten“ Erklärungen das deutsche Volk glauben machen, er habe erst am 15. Dezember 1897, also einen Monat nach der erfolgten Besetzung von Kiautschau, jene Erklärung abgegeben, durch welche Graf v. Bülow die vier Wochen vorher geschehene Festsetzung motivierte!

Daß Anzer am 16. Dezember 1897 in Rom war, ist richtig. Daß aber er an jenem Tage in irgend einer Zeitung gelesen habe, „Deutschland wolle statt Kiautschau den im Süden Chinas gelegenen Hafen Sanmun besetzen“, bestreite ich so lange, bis mir Anzer die betreffenden Zeitungen genannt hat und ich einen Vertrauensmann in der betreffenden Redaktion habe nachsehen lassen. Jene Nachricht kann schon deshalb in keiner Zeitung gestanden haben, weil von Sanmun (Prov. Tschekiang) überhaupt nicht, von Amoy und der Samsah-Bucht (Prov. Fukien) nicht mehr die Rede war. . . .

Doch, wann Anzer jene „unzweideutige“ Erklärung abgab, ob am 7. November oder am 16. Dezember 1897, ist schließlich Nebensache, auf die es in erster Linie gar nicht ankommt. Es ist überaus beklagenswert, daß Anzer noch immer nicht begreift, wie es in der Hauptsache darauf ankommt, ob er fähig war, eine derartige Erklärung überhaupt abzugeben. Dieses letztere steht also, wie bisher schon nach v. Bülows Aussage, so von jetzt ab auch nach Anzers neuem Geständnis unerforschterlich fest.

¹⁾ In seiner „Zweiten Abwehr“ („Köln. Volksztg.“ vom 5. März) behauptet Anzer, erst am 17. Nov. habe die betreffende Audienz stattgefunden. Und in einer Anmerkung schreibt charakteristischer Weise die „K. Bz.“: „Hiernach ist unsere vom 15. Juli 1900 gegebene Darstellung zu berichtigen.“ D. S.

Anzer schreibt dann noch:

„Natürlich hatten weder die gewöhnliche Bevölkerung Schantung noch ein großer Teil der Mandarinen einen Einblick in die politischen Verhältnisse. In ihren Augen war die Ermordung der Missionare Grund und Veranlassung der deutschen Besetzung gewesen.“

Es ist merkwürdig, wie dieser Mann der „unzweideutigsten“ Erklärungen die Dinge zu wenden und zu drehen versteht, wie es ihm jedesmal gerade paßt. Am 1. Dezember 1899 hat er das schnurgerade Gegenteil von dem gesagt, was er hier schreibt. Damals hat er den „gebildeten Chinesen, den Mandarinen“ gerade darin recht gegeben, daß sie „die Ermordung der Missionare als Grund und Veranlassung der deutschen Besetzung“ ansahen. Und am 20. Oktober 1898 schreibt er: „Es war ja der blutige Tod unserer Mitbrüder, welcher den deutschen Abler an das Ostgestade Chinas führte.“ Das letztere stimmt vollständig mit den Thronreden des Kaisers vom 30. November 1897 und vom 6. Mai 1898, in denen er ausdrücklich erklärte, die Ermordung der Missionare sei der Grund und die Veranlassung der Besetzung Kiautschaus gewesen. Und der Graf v. Bülow, der doch, wie Anzer nur allzu bekannt ist, am 6. Dezember 1897 in seiner ersten als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes im Deutschen Reichstag gehaltenen Rede erklärte: „Die Entsendung unserer Kreuzerdivision nach der Kiautschaubucht und die Besetzung dieser Bucht ist erfolgt einerseits, um für die Ermordung deutscher und katholischer Missionare volle Sühne, andererseits für die Zukunft größere Sicherheit als bisher gegen die Wiederkehr solcher Vorkommnisse zu erlangen.“ Graf v. Bülow fügte noch hinzu: er sei genötigt, „seine Worte sehr sorgsam abzuwägen.“ Zudem sagt die vom Vize-Admiral v. Diederichs am 14. Nov. 1897 in Kiautschau bei dessen Besitzergreifung erlassene Proklamation ganz ausdrücklich genau dasselbe. Und Anzers eigenes Missions-Mutterhaus sagt dasselbe wie unser Kaiser, Graf v. Bülow und Vize-Admiral v. Diederichs, wie mein „Offener Brief“ S. 6 nachweist. Ein weiterer Beleg für diese gleiche Aussage des Steyler Missionshauses findet sich in dessen bereits erwähnten Jubiläumsbuch zum 8. September 1900 S. 281 in dem Kapitel „Die deutsche Invasion in Schantung“. Und nun kommt der Mann der „unzweideutigsten“ Erklärungen und — leugnet das alles mit einem kurzen Federstrich, indem er schreibt: nur in den Augen der gewöhnlichen Bevölkerung Schantung und der Mandarinen sei die Ermordung der Missionare Grund und Veranlassung der Besetzung Kiautschaus gewesen.¹⁾

„Die Angelegenheit Jentschoufu.“

Anzer schreibt:

„Eine der schwersten Anklagen, die der 'Reichsbote' gegen mich erhebt, ist, daß ich 'in offener Mißachtung der den Chinesen heiligen Gefühle' mich in Jentschoufu eingedrängt hätte. Zum Beweise dafür schlachtet Herr Missionar Maus in genanntem Blatte ein Interview aus, welches ein Zeitungsreporter mit mir hatte.“

¹⁾ Alle Welt hat es anders aufgefaßt. Der Ultramontanismus jubelte und fand in der Sühne für die Ermordung der katholischen Missionare und in den durch das katholische Missionsprotektorat der deutschen Reichsregierung auferlegten Verpflichtungen den Rechtstitel für die Besetzung von Kiautschau. Vergl. die bekannten Citate aus der „Germania“ (N. M. Z. 1898, 213). D. H.

Nun, ich habe inzwischen auch über „die Angelegenheit Yentschoufu“ geschrieben und zwar in der Broschüre: „Bischof von Anzers China-Mission in ihren Beziehungen zur Politik. Aktenmäßige Darlegungen nach den Aussagen des Bischofs und seiner Missionare.“ (Spieß in Marburg. Preis 15 Pf.) Veranlaßt wurde diese Broschüre durch einen Anzerschen Artikel der „Köln. Volksztg.“ vom 16. November 1900 und durch eine zur Verteidigung Anzers gehaltene Reichstagsrede des Abgeordneten Dr. Bachem vom 22. November 1900. In der genannten Broschüre ist S. 10—17 alles das, was Anzer in seiner „Abwehr“ vorbringt, schon im voraus vollständig widerlegt, da sich Anzers und Bachems Ausführungen vollständig decken. Indem ich nun alle Leser bitte, in letzterer den bezeichneten Passus nachlesen zu wollen, könnte ich mit Fug und Recht über diese Yentschoufu-Rubrik hinweggehen. Doch ich will hier noch einiges sagen.

Wenn sich Anzer über Maus wegen der Benutzung eines „Interview“ beschwert: nun, in meiner Broschüre sind Anzers und seiner Missionare amtliche Berichte zu Grunde gelegt, wie sie das Steyler Missionshaus selbst veröffentlicht hat. Und gerade durch diese von seiner eigenen Hand niedergeschriebenen Berichte ist Anzer gründlich widerlegt.

Es hat niemand — auch Maus nicht — behauptet, „daß der Missionar alle jene Orte meiden soll, in denen er auf Widerstand treffen kann.“ Aber das verwirft jeder, der überhaupt etwas von Mission versteht, daß Anzer, wie er selbst schreibt, 10 Jahre lang kein Mittel unversucht ließ, um durch äußere politische Gewaltanwendung eine Niederlassung in Yentschoufu zu „erzwingen“, um der Eitelkeit willen, in jener so „hochberühmten“ Stadt mit der „bischöflichen Hauptresidenz“ prangen zu können.

Anzers eigener Missionar Pater Erlemann schreibt im Steyler „S.-Z.-B.“ Nr. 10 vom Juli 1900 S. 135: „Wegen der günstigen Lage von Yentschoufu, im Centrum der Mission, und ihrer hohen politischen Bedeutung sowie ihres hohen religiösen Ansehens bei allen Chinesen als Heimat des Confucius, plante Mgr. v. Anzer gleich, sie zu seiner bischöflichen Residenz zu machen etc.“

Anzers jetzige Behauptung: „die Bevölkerung von Yentschoufu als solche sei seinem Eintritt in die Stadt nicht feindlich gewesen“, ist ebenso wie die Aussage: „er habe gerade in Yentschoufu jahrelang nicht nur friedlich, sondern sogar freundschaftlich mit Beamten und Volk gelebt“, vollständig und Wort für Wort unrichtig. Auffallend genau dieselbe unrichtige Aussage machte Bachem im Reichstag. Sie ist in meiner Broschüre vollständig widerlegt und zwar — durch Anzers eigene Aussage.

In betreff der vielerörterten und darum allgemeiner bekannten Scene beim Confuciusstempel in Yentschoufu sei zunächst bemerkt, daß Anzer nicht einmal das richtige Datum angiebt. Dreimal schreibt er vom 24. Juni „1894“, während es doch 1895 war. Und damit man ja keinen Druckfehler vermuten kann, schreibt er die Jahresbezeichnung (in der ersten Rubrik) noch in Worten, obwohl er damit gerade einen „Artikelschreiber“ — der übrigens sein eigener Missionar Stenz ist — korrigieren will. Doch das ist hier Nebensache.

Über den Vorgang selbst liegen mir fünf authentische Berichte vor. Drei derselben sind von Anzer selbst geschrieben und von ihm unterschrieben; die beiden anderen stammen zwar aus Anzers Mund, sind jedoch, der eine von einem seiner Missionare, der andere von jenem Interviewer niedergeschrieben. Kein einziger dieser

fünf authentischen Berichte stimmt mit einem der anderen überein, wobei ich selbstredend nicht den Wortlaut, sondern die behaupteten Thatsachen im Auge habe. Leider kann ich die Berichte nicht in ihrem ganzen Wortlaut hier vorführen wegen Raummangels; aber auch schon einzelne, mit einander konfrontierte Stellen werden die Selbstwidersprüche Anzers beweisen.

1. Anzer schreibt in seinem Jahresbericht vom 15. Oktober 1895 (veröffentlicht vom Stenler Missionshaus in dessen offiziellem Organ „*Al. Herz-Jesu-Bote*“ Nr. 5 vom Februar 1896 S. 38):

„Ich unternahm am letzten 24. Juni einen abermaligen Sturm [gegen Yentschoufu] . . . Im vollen Staatsornat, mit dem roten Knopfe auf dem Ceremonienhute, begab ich mich dahin. Ich glaubte, an einem Mandarine zweiten Ranges würde man sich nicht vergreifen. Es kam jedoch anders . . . Gegen Abend lud mich der Tautai ein, zur Pagode des Confucius zu kommen . . . Eine unabsehbare Volksmenge schrie und lärmte und stürzte, Hyänen gleich, auf mich und meine Diener los. Es entstand eine fürchterliche Schlägerei . . . Vor mir stob die Menge scheu zurück, nur hie und da erhielt ich heimlich einen Stoß. Auf der Straße angekommen, war wieder alles ruhig, und friedlich fuhr ich zum Gasthause zurück.“

2. Ein Jahr später schreibt derselbe Anzer in seinem Jahresbericht vom 12. Oktober 1896 (veröffentlicht im „*Al. H.-J.-B.*“ Nr. 6 vom März 1897 S. 46):

„Im vorigen Jahre machte ich einen neuen entscheidenden Versuch . . . Sie kennen aus dem vorjährigen Neujahrsgruß das Ergebnis meiner Reise nach Yentschoufu. In einem gewaltigen Straßenauflauf wurden meine Begleiter und ich unter den Augen der Mandarine, dieser Väter und Mütter des Volkes, geschlagen und zur Stadt hinausgeworfen.“

3. Jetzt nun in seiner „*Abwehr*“ vom 28. November 1900 schreibt derselbe Anzer:

„Am 24. Juni 1894 (muß „1895“ heißen) erschien ich in der Stadt früh 6 Uhr. Die Mandarine luden mich ein, um 5 Uhr nachmittags in den Tempel des Confucius zu kommen. . . . Jedermann begrüßte mich freundlich. In den Theehäusern, die ich absichtlich besuchte, um zu sehen, wie die Stimmung des Volkes sei, kam man mir überall mit Liebenswürdigkeit entgegen. Als ich nach 4 Uhr in einem Wagen nach dem Tempel fuhr, war das Volk auf den Straßen vollständig ruhig. Nicht ein Mann sprach ein böses Wort . . . Ich verabschiedete mich kurz darauf . . . nahm den nächststehenden Mandarin am Arme und sagte: 'Sie begleiten mich bis zum Gasthose.' Auf der Straße angekommen, sah ich zwar viel Volk versammelt, aber es hielt sich ruhig. Im Gasthose blieb ich noch mehrere Tage, zeigte mich oft auf der Straße; immer blieb alles ruhig. Wie da der 'Reichsbote' von einem provokatorischen und herrischen Auftreten meinerseits sprechen kann, ist mir unerklärlich.“

4. Anzers Missionar Pater Stenz, der seit 1893 in Südschantung ist und den 1895 stattgefundenen Yentschoufu-er Vorgang doch gewiß aus des Bischofs eigenem Munde schildern hörte, beschreibt jene Scene im „*Ostasiatischen Lloyd*“ vom 6. Juli 1900. Aus den dortigen Widersprüchen hebe ich nur folgende heraus:

„Der Bischof war sich seiner Lage bewußt, und als nun sogar der Tautai sich von ihm verabschieden wollte, ließ ihn Herr v. Anzer nicht gehen, sondern faßte

ihn beim Arm und Schritt schnurstracks schnell, Arm in Arm mit diesem, durch die verdunkelte Menge seinem Wagen zu . . . Der Bischof stieg in seinen Wagen, immer noch den jammernden Tautai am Kragen haltend und setzte diesen dann als Schutzwehr vor sich auf den Wagen. Unterdessen hatte die Menge sich wieder besonnen und kam mit Knütteln und Lanzen heran. Doch der arme Tautai wehrte mit Händen und Füßen das Volk ab, der Wagen ging voran und fuhr im Galopp zur Herberge hin . . . Bischof v. Anzer ging noch am selben Tage nach Tsining zurück, nachdem vorher alle Mandarine . . . ihm persönlich ihr Bedauern ausgedrückt hatten.“

5. Einem Mitarbeiter der „N. Fr. Presse“ erzählte Anzer im Sommer 1900 ebenfalls den Yentschoufuer Vorgang. Anzers Bericht findet sich abgedruckt in Warnecks Broschüre: „Die chinesische Mission im Gerichte der deutschen Zeitungspressen“ S. 17 f., wo ich ihn nachzulesen bitte. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß dort Anzer dem Zeugen wieder sagte, er sei am Tage vor seinem Empfang nach Yentschoufu gekommen und habe diese Stadt am Tage des Empfangs wieder verlassen, welche Aussagen er in der „Abwehr“ wieder auf den Kopf stellt.

Entsetzt sich nicht jeder Leser darüber, aus der Feder eines „Missionsbischofs“ solche fortwährende Selbstwidersprüche in die Welt hineingesandt zu sehen? Die drei ersten Berichte hat Anzer doch eigenhändig niedergeschrieben und doch sagt er das eine Mal: „vor ihm sei die Menge scheu zurückgestoben, nur hie und da habe er heimlich einen Stoß erhalten“; das andere Mal: „er sei unter den Augen der Mandarine geschlagen worden“; das dritte Mal: keins von beiden sei geschehen. Das eine Mal war auf der Straße „alles ruhig“; das andere Mal war „ein gewaltiger Straßenauflauf“; das dritte Mal „kam man ihm überall mit Liebenswürdigkeit entgegen“ und auf der Straße „blieb alles ruhig“. Das eine Mal „fuhr er friedlich zum Gasthause zurück“; das andere Mal „wurde er zur Stadt hinausgeworfen“; das dritte Mal „blieb er noch mehrere Tage und zeigte sich oft auf der Straße“. Beides zugleich kann doch nicht wahr sein: geschlagen werden und nicht geschlagen werden, hinausgeworfen werden und mehrere Tage noch bleiben. Eines von beiden — gleichviel welches — muß un wahr sein.

Ich denke diese Proben genügen, um die „Abwehr“ der — „Doppelzüngigkeit“ zu beleuchten, welcher nach seiner Formulierung „die Partei Warneck vor allem“ den Bischof zeigt. Natürlich wird Herr Anzer auf die Vorhaltungen Hörbachs um eine neue „Abwehr“ nicht verlegen sein, vielleicht hat er sich nur wieder nicht ganz korrekt ausgedrückt, weil — weil „ihm sein Archiv nicht zu Gebote stand“.

Warneck.

Chronik.

Herr v. Brandt über den „wahren Grund“ der chinesischen Katastrophe. Am 23. Februar hielt Herr v. Brandt in Hamburg einen Vortrag über „chinesische Handelsbeziehungen in Gegenwart und Zukunft“, in welchem er gelegentlich auch auf die sogen. Wirren in China zu reden kam und über die Ursachen derselben sich — nach dem Hamb. Korresp. vom 1. März Abendausgabe — folgendermaßen äußerte:

„Fragen wir nun nach den Gründen der jüngsten Bewegung, die eine friedliche Entwicklung so jäh unterbrochen, so ist vor allem festzustellen, daß die Nieder-

lage Chinas gegen Japan für die große Masse der Chinesen ganz spurlos vorübergegangen ist. Das Eingreifen der europäischen Mächte seit dem Jahre 1895 mag ja einige Führer in die Reihen der Reaktionären getrieben, sogar die Regierung diesen genähert haben. Der wahre Grund der ganzen Bewegung ist aber ein ökonomischer. In Tschili und Schantung herrschten schlimme Zeiten infolge von Heuschreckenplagen und Hungersnot. In solcher Verfassung ist ein Volk den thörichtesten Gerüchten zugänglich, zumal wenn die Aufregung von einflußreichen Persönlichkeiten geschürt wird, wie dies in China der Fall war. Solche Leute wie der auf Veranlassung Deutschlands abgesetzte Gouverneur von Schantung, Lipingheng, gaben der Boyerbewegung erst eine feste Grundlage und lenkten sie gegen die Fremden. Anderes kam hinzu, so fachten besonders die Versuche mit Eisenbahnbauten die Erregung von neuem an. Allein die verhältnismäßig kurze Strecke von Tientsin nach Peking hat viele Tausende um ihr tägliches Brot gebracht. Mit der Zeit hätte sich das sicher wieder ausgeglichen. Die Masse ließ sich aber von der momentanen Furcht vor dem wirtschaftlichen Ruin hinreißen. Man denke nur daran, wie man sich bei uns der Einführung der Eisenbahnen gegenüber verhielt. Der Chineser ist ein eminent praktischer Mensch. Wird er erst bei ruhiger Überlegung seinen Vorteil erkennen, so wird der Ausdehnung der Eisenbahnen nichts mehr im Wege stehen. Der passive Widerstand hiergegen kann nur durch methodische Erziehung überwunden werden, dazu gehört aber vor allem Ruhe und Mäßigung. Ein anderer Grund der Mißstimmung war die übereilte Eröffnung der chinesischen Wasserstraßen für fremde Schiffe. . .“

Es überrascht, daß Herr v. Brandt hier mit keinem Worte seine früher gegen die Mission erhobene Beschuldigung wiederholt. Wie mir von einem Hörer des Vortrags brieflich mitgeteilt worden ist, hat selbst jede derartige Anspielung gefehlt. Da Herr v. Brandt die von ihm wiederholt erforderten Beweise für seine namentlich gegen die evangelische Mission erhobenen Anklagen nicht erbracht hat, so ist man wohl berechtigt in dem Hamburger Vortrage eine stillschweigende Zurückziehung derselben zu erblicken. Leider ist aber damit das böse Gerücht noch nicht wieder gut gemacht, in welches Herr v. Brandt die evangelische Mission gebracht hat.

Katholische Statistik in Deutschland. In dem glänzenden, von der Leo-Gesellschaft in Wien herausgegebenen Werke: „Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild“ ist am Schlusse des zweiten, Deutschland behandelnden Bandes eine überaus lehrreiche statistische Übersicht des gegenwärtigen Bestandes der katholischen Kirche in Deutschland gegeben, der wir (nach der R. R. vom 5. März) folgende Daten entnehmen.

Es giebt im Reich in den 5 Kirchenprovinzen von Bamberg, Freiburg, Köln, München-Freising und Posen-Gnesen 5 Erzbistümer und 14 Bistümer; dazu 6 exemte Bistümer (Breslau, Ermland, Hildesheim, Metz, Osnabrück und Straßburg), 3 apostolische Vikariate (Königreich Sachsen, Anhalt und „Nordische Missionen“), 1 apostolische Präfektur (Schleswig-Holstein) und 2 preußische Anteile an den Erzbistüfen Olmütz und Prag. Dieselben umfassen in Summa 17802000 Katholiken, nach einer anderen, angeblich genaueren Berechnung nahezu 18660000. Im Deutschen Reiche kommen auf 1000 Einwohner 357 Katholiken. Unter 31885123 Einwohnern Preußens sind 11040000 katholisch. Dekanate giebt

es in Deutschland 691, Archipresbyteriate 90, Pfarreien 11 112, „sonstige Benefizien“ 6013, Weltpriester 18348, Ordenspriester 936. Für die 11 000 Katholiken Anhalts stehen nicht weniger als 37 Weltpriester und 9 Ordenspriester im Dienst, für die 144 000 Sachsens 47 Weltpriester; das Bistum Breslau mit 220 200 Katholiken zählt 1133 Welt- und 31 Ordenspriester.

14 verschiedene Männerorden haben in 128 Niederlassungen 806 Frates und Chorfrates, 484 Kleriker und Klerikerprofessen, 1034 Laienbrüder, Novizen und Postulanten, im ganzen 2332 Religiösen. An Männerkongregationen bestehen 18 in 71 Niederlassungen mit 984 Brüdern, 197 Postulanten und Novizen, im ganzen 1192 Religiösen. Missionsgesellschaften haben 7 Niederlassungen mit 74 Patres, 146 Laienbrüder und Novizen, 372 Jünglinge, im ganzen 592 Religiösen.

Von Frauenorden giebt es: „beschauliche“ 7 in 21 Niederlassungen mit 377 Klosterfrauen, 172 Schwestern und 51 Novizinnen und Postulantinnen, zusammen 602; „thätige“ und Kongregationen mit schier unendlichen Bezeichnungen in 1791 Niederlassungen mit 16 851 Schwestern, 6737 Novizinnen und Postulantinnen, 10 Laienschwestern, insgesamt 18 598; Schulschwestern und Lehrinstitute (17 verschiedene Arten) in 550 Niederlassungen mit 6679 Schwestern und Chorfrauen, 710 Novizinnen und Kandidatinnen, 1236 Laienschwestern, 103 Laienovizinnen, zusammen 8729; Schul- und Krankenschwestern in 218 Niederlassungen mit 2370 Schwestern, 435 Novizinnen, zusammen 2805 Religiösen. Schwestern und Institute „mit sonstiger Beschäftigung“ 81 Niederlassungen, 1368 Chorfrauen und Schwestern, 372 Laienschwestern, 357 Novizinnen und Postulantinnen, zusammen 2097.

Als Gesamtergebnis der statistischen Tafeln ergibt sich, daß sich im Deutschen Reiche 36 847 Religiösen beiderlei Geschlechts in 2867 Niederlassungen befinden. In 206 Niederlassungen zählt man im ganzen 4116 männliche und in 2661 Niederlassungen 32 731 weibliche Religiösen. Der Statistiker fügt, aber seiner Berechnung hinzu: „Unter Berücksichtigung des Umstandes, daß die Angaben wohl kaum durchaus erschöpfend sein werden, kann man in runder Zahl 40 000 Religiösen beiderlei Geschlechts für das Gebiet des Deutschen Reiches schätzen.“

Welch ein Heer mobiler Kräfte umschließen diese Zahlen! Darunter finden sich allein 5153 „Barmherzige Schwestern“, 4860 „Kleine Armenschwestern“, 1455 „Arme Schulschwestern“ und 1178 „Englische Fräulein“. Namentlich die letzte Zahl giebt zu denken, weil es in sehr vielen „toleranten“ Kreisen vornehmer Protestanten Sitte geworden ist, ihre Töchter „zur leichteren Erlernung fremder Sprachen“ dem englischen Fräulein zu übergeben. Aber die gesamte hier mitgeteilte statistische Übersicht sollte dem evangelischen Deutschland zurufen: sei auf der Wacht!

Litteratur = Bericht.

1. **Roppf:** A. Kaffir-english Dictionary. Lovedale Mission press. 1899. Gr.^o 486 S. 15 Mk. Das vorliegende Werk füllt eine empfindliche Lücke aus in der afrikanischen philologischen Litteratur, denn in der Mundart der in der Kapkolonie wohnenden Kafferstämme fehlte bisher ein brauchbares Wörterbuch, obwohl diese Stämme nun schon seit 100 Jahren mit den Europäern, auch mit

Missionaren, im Verkehr gestanden haben. Wohl hatte Missionar v. der Kemp schon 1801 eine *Woordenlyst* dieser Sprache herausgegeben, sie wurde aber bald nur als Kuriosität betrachtet. Im Jahre 1830 folgte John Bennie mit einer ähnlichen Veröffentlichung, die aber auch unvollkommen und unvollendet war, dann gab der Berliner Missionar Döhne im Jahre 1845 eine Sammlung etlicher hundert Kaffer-Wörter heraus, die er später erweitert seinem wertvollen Sulu-Lexikon anfügte, und 1872 erschien ein von Revd. W. J. Davis verfaßtes Sulu- und Kaffer-Wörterbuch, aber alle diese Arbeiten trugen das Gepräge von Versuchen an sich, die keinen Anspruch auf dauernde Bedeutung machen konnten, es ließ sich nicht einmal auf ihrem Grunde weiterbauen. Da ist es verständlich, daß die verdienstvolle reise Arbeit des alten Berliner Missionsuperintendenten D. Kropf, besonders in Südafrika, wo man den Mangel eines solchen Wörterbuches täglich fühlte, mit großer Freude und mit lebhaftem Dank begrüßt worden ist. Mc. Laren, der Verfasser einer Kaffer-Grammatik, nennt das Buch „das vielleicht bedeutendste, welches je in Südafrika veröffentlicht worden ist, und Mr. Anog Bokwe, ein Kaffer, schreibt darüber: „Nachdem ich Einblick in das Buch genommen hatte überkamen mich angenehme Überraschung, Bewunderung und Enthusiasmus.“

Zu rühmen an dem Werke ist zunächst seine Vollständigkeit, die es dem eisernen Fleiß des Autors verdankt. Es enthält 16000 Wörter, in einem Anhang sind dann noch 360 Wörter hinzugefügt. Es zeigt sich wieder an diesem Beispiel, daß die Vantu-Sprachen keineswegs wortarm sind. Die abgeleiteten Verba, wie sie durch die bekannten Umwandlungen in kausative, relative, reziproke u. s. w. Formen entstehen, sind als besondere Wörter aufgeführt, wenn ihnen eine besondere eigentümliche Bedeutung eigen geworden ist. Vögel, Pflanzen, Fluß- und Ortsnamen haben reiche Berücksichtigung gefunden, und besonders wertvoll ist das ausgiebige Verweilen bei der Bedeutung von Wörtern, die wichtig sind für Verständnis des Volkslebens. Wir erhalten Auskunft über eine bisher vielleicht zu wenig beachtete Bezeichnung für Gott (Qamata), über den Flußgeist, die Schlange Canti, und über die Geister Shologu. Die Wörter Fazi für Weib, lobola, das Geben von Vieh für ein Weib, xela schlachten und viele andere sind so behandelt, daß man über grundlegende Volksanschauungen unterrichtet wird. Auf die Orthographie, die bei englischen Bearbeitungen fremder Sprachen stets ein überaus schwacher Punkt ist, hat Kropf großen Fleiß verwendet. Endlich ist der Versuch gemacht, auch in diesem Dialekt feinere Unterschiede in den Lauten durch Zeichen kennbar zu machen und bei jeder neuen Wörterreihe findet sich eine wertvolle Auseinandersetzung über die Natur des Lautes, der als Anlaut den Wörtern hier ihren Platz anweist. Hervorzuheben ist noch, daß sich nur sehr wenige Druckfehler finden. Die Setzer und Korrektoren der Missionsdruckerei von Lovedale konnten das schwere Werk verhältnismäßig leicht herstellen, da ihnen Kaffir und Englisch gleich geläufig sind.

Für das Studium der Vantusprachen ist das Werk von großem Wert. Es wird helfen nachweisen, daß Hottentotten und wohl noch mehr Buschleute auf das Volksleben der Kaffern großen Einfluß geübt haben. Für den Dolmetscher, Beamten, Kaufmann und Missionar ist das Buch eine wahre Gottesgabe. In so vorgeschrittenen Kolonien wie die Kapkolonie kommen Missionare heut weniger als früher mit dem echten Heidenvolk in Berührung, hier ist ihnen ein Hilfsmittel geboten, wenigstens die echte Volkssprache zu studieren.

Das Werk hat endlich auch noch eine Bedeutung nach einer anderen Seite hin. Döhnes Sulu-Lexikon, Brinkers Herero-Wörterbuch, Krönleins Lexikon des Rhoin-Rhoin und D. Kropfs Kafir Dictionary sind eine Ehre für die deutsche Mission. Auf linguistischem Gebiet haben die Deutschen die Führung in Südafrika! Merensky.

2. Boegner et Germond: Rapport sur la délégation à Madagascar, Juillet 1898 — Février 1899. Avec un appendice, deux cartes et douze gravures. Paris. Maison de la miss. évang. 1900. S. 277. Ein vorzügliches Buch, wichtig für den Missionshistoriker, noch wichtiger fast für den Missionsmethodiker. — Die Pariser Gesellschaft war bekanntlich in hochherziger Weise der durch die französische Kolonialintoleranz hart bedrängten protestantischen Mission auf Madagaskar, besonders der Londoner, zu Hilfe gekommen. Durch die telegraphisch gemeldete Übernahme von 800—1000 Schülern, die samt den zugehörigen Gemeinden in größter Gefahr waren der Agitation der Jesuiten zum Opfer zu fallen, hat sie dem Protestantismus ausgedehnte Gebiete gerettet. Weiter aber wurde sie durch die Verhältnisse gedrängt, sich nicht bloß auf die Schulthätigkeit zu beschränken, sondern in gewissen Distrikten die gesamte Missionsarbeit aufzunehmen. Dadurch wurde das von der verhältnismäßig kleinen protestantischen Kirche Frankreichs übernommene Hilfswerk vollends auf eine Höhe gespannt, für die ihre Kräfte kaum ausreichen wollten. Alle Achtung diesen hochherzigen Missionsfreunden!

Zur Regulierung dieser erweiterten Arbeiten war eine Delegation nach Madagaskar unumgänglich. Nachdem bereits früher zur Ordnung des Schulwesens Prof. Krüger und Pfarrer Lauga dahin entsandt waren, wurde diesmal der Direktor Bögner und Herr Germond geschickt, letzterer besonders für die finanzielle Seite der Sache. Die beiden Männer haben 7 Monate lang mit energischer Ausdauer und mit weisheitsvollem Mute dort gearbeitet und es durchgesetzt, daß nicht nur den französischen Protestanten, sondern auch den evangelischen Norwegern und Engländern, die bereits in Madagaskar thätig waren, seitens der französischen Kolonialregierung prinzipiell volle Missionsfreiheit gewährleistet wurde. Von Anfang an waren die schwierigen Verhandlungen des Direktor Bögner mit dem General Gallieni darauf gerichtet, daß die nichtfranzösischen Missionen mit den französischen ganz den gleichen Schutz und die gleichen Vergünstigungen genöfien, und daß in dieser Beziehung auch kein Unterschied zwischen Protestanten und Katholiken gemacht würde. Die dem Buche beigegebene Korrespondenz mit dem General Gallieni ist nach dieser Seite hin sehr instruktiv.

Es ist das das erfreuliche Ergebnis der ausdauernden Bemühungen Bögners, daß jetzt auf der Insel eine ziemlich andere Luft weht als früher, wo sich die französische Kolonialpolitik mit der römischen Mission identifizierte. Auch jetzt noch freilich leisten manche Beamte den Jesuiten Vorschub. Der Gouverneur aber zeigte sich gegen die Delegierten sehr entgegenkommend. Selbst von den Londoner Missionaren, denen er die Zulassung unter denselben Bedingungen wie den anderen zuerkannt hatte, erklärte er, daß er, nachdem er sie persönlich kennen gelernt hätte, die größte Hochachtung vor ihnen habe (p. 30).

Die Schwierigkeit der Aufgabe bestand weiter in der Reorganisation der Gemeinden in den von der Londoner Mission übernommenen Distrikten. Es galt zu-

nächst die vorliegenden Verhältnisse zu erforschen. Dazu unterzog sich Bögner der mühsamsten Reisen durch die betreffenden Distrikte, während sein Begleiter, zum Teil durch Krankheit verhindert in der Hauptstadt blieb, wo die komplizierten Rechnungsarbeiten seine Kraft ganz in Anspruch nahmen.

Die Gemeinden fanden sich fast überall in traurigster Verwahrlosung. Man muß die Schreckenszeit im Auge haben, welche sie durchzumachen hatten. Gleich nach der Eroberung kamen die Hekereien der Jesuiten, die in einer ganzen Reihe von Fällen sich für Staatsbeamte ausgebend die charakter schwachen Eingebornen mit schrecklichen Drohungen so einschüchterten, daß ganze Gemeinden ihren Übertritt erklärten.¹⁾ Dann kam der Aufstand der Fihavalo, die sich nicht nur gegen die fremden Eroberer, sondern auch gegen die evangelischen Christen richteten, wobei katholische Einflüsse erkennbar mitwirkten. Bekanntlich hat damals die evangelische Mission auf Madagaskar wieder ihre Märtyrer gefunden und auch die junge Pariser Mission ist mit Märtyrerblut gezeichnet. A. M.-Z. 1897, 583. Bögner fand zwar die Ruhe wieder hergestellt, doch allerwärts zerstörte Kirchen und zersprengte Gemeinden.

Alein als Wurzel des Schadens stellte sich immer mehr die verfehlte Missionsmethode der Independenten heraus. Man hatte sich über diese Gemeinden getäuscht, die für den Kongregationalismus bei weitem noch nicht reif waren. (S. 165.) Im Grunde hatten sie, wie (S. 132) bemerkt wird, ihre alte Zauberreligion nicht aufgegeben. Sie sind wie die rosenrote Lünche, mit der sie bei festlichen Gelegenheiten ihre Hütten schmücken. Aber wenn das Unwetter kommt ist die schöne Farbe bald vergangen. Zahlreiche Beläge erhärten, daß viele mit den korrektesten religiösen Gewohnheiten das anstößigste Leben verbanden. (S. 150.) Großen Schaden hatte die Hova-Staatskirche mit ihren Frondiensten und Strafgebern hervorgerufen. (S. 130.) Dazu wird uns von den eingebornen Pastoren ein sehr ungünstiges Bild entworfen. Sie waren von einer unglaublichen Unwissenheit, konnten kaum schreiben und nur so eben lesen. Ihre Frömmigkeit bestand in äußerlich angenommenen Formen. In ihren Predigten drehten sie eine Idee in einer unendlichen Spirale, die in weiter Ferne verläuft ohne zu einem Ziel zu kommen. Sorge für die Seelen, das innere Priestertum, schien ihnen wenig bekannt zu sein. Die Religion war ihnen Sache des Kopfes; mit Dogmatik waren sie getränkt, aber Bekehrung und Heiligung vermißte man. (S. 170f.)

In den Berichten, welche die einzelnen Missionare über ihre Distrikte für die gemeinsame Konferenz geliefert haben, traten diese Schäden überall hervor. Viele Gemeinden waren tot. Die religiöse Gleichgültigkeit bildete eine größere Gefahr als die Jesuiten. Die Pariser, auf Grund sorgfältiger Prüfung erstatteten Berichte, haben viele Illusionen zerstört, die die fromme Rhetorik verschuldet hatte, aber sie sind die Einleitung eines Genesungsprozesses. Langsam werden die Gemeinden wieder zusammengebracht. Die von der Delegation geleiteten Konferenzberatungen, mit den der Londoner Missionsgesellschaft gemachten Vorschlägen (Gründung einer Theologenschule, Umgestaltung der Kirchenverfassung nach presbyterialer und synodaler Ordnung u. s. w.) werden hoffentlich zu einer Organisation der Arbeit führen, die auch geistlich belebend wirkt.

¹⁾ Dabei kam es mehrfach vor, daß Gebäude und Grundstücke die der Mission gehörten, geraubt wurden.

Wir müssen uns auf die Andeutung dieser wenigen Punkte aus dem reichen Inhalte des Buches beschränken. Nur noch ein Erfolg der Delegation darf als sehr bedeutungsvoll nicht übersehen werden. Es gelang, Vertreter aller evangelischen Missionen auf Madagaskar zu einer Konferenz zu versammeln. Es klingt unglaublich, aber selbst die S. P. G. war vertreten. Der Gouverneur erteilte der ganzen Konferenz eine Audienz, in der er sich sehr wohlwollend aussprach und allen Missions-schulen ohne Unterschied der Gesellschaften, nach Maßgabe ihrer Leistungen, die Teilnahme an den staatlichen Unterstützungen zusagte. Das brüderliche Zusammensein war gesegnet. Diese Darstellung der Einheit des Protestantismus kann der gesamten Mission nur förderlich sein.

Das 277 S. starke Buch ist mit 2 guten Karten (Zmerina, jetzt Smyrne, und Betseileo) versehen und mit 12 schönen Autotypien geschmückt. Wer sich gründlich über die Mission auf Madagaskar unterrichten will, darf es nicht unbeachtet lassen.¹⁾

R. Grundemann.

3. **Broomhall: Martyred missionaries of the China Inland Mission with a record of the perils and sufferings of some who escaped. With portraits, maps and illustrations. London. 1901.** — Nach einem kurzen Einleitungskapitel, welches „die Krisis in China, ihre Ursachen und Folgen“²⁾ behandelt, werden in 4 Hauptabteilungen alle die Arbeiter und Arbeiterinnen der China-Inlandmission angeführt, welche in den 4 Provinzen Schansi, Tschili, Tscheking und Honan den Märtyrertod erlitten oder nach großen Leiden auf gefährvoller Flucht den Händen der Mörder entronnen sind. Es ist eine ergreifende Lektüre, die dem Leser geboten wird, ergreifend nicht bloß wegen der oft raffinierten Grausamkeit, mit welcher diese Opfer eines verblendeten Hasses hingeschlachtet worden, sondern auch wegen des christlichen Heroismus, mit dem sie in den Tod gegangen sind oder die Leiden der Flucht ertragen haben. Unter der Überschrift: *In memoriam* folgen kurze Biographien der Getöteten. Reichlich sind in die erschütternde Passionsgeschichte Mitteilungen über die sonstigen mit der blutigen Katastrophe zusammenhängenden Vorgänge eingewebt, neben vielen Nachtbildern auch manche erquickliche Züge von freundlichen Chinesen, selbst chinesischen Beamten, die zur Errettung oder wenigstens zur Erleichterung der Leiden der bedrängten Missionare behilflich waren. Auch der Schlußabschnitt über die eingebornen Christen enthält manche Blicke. 11 Appendices bringen endlich noch manche wertvollen Dokumente. Die zahlreichen „Märtyrer“, deren Gedächtnis dieses 323 S. starke Buch gewidmet ist, werden uns auch in Porträts vorgeführt; sie sind uns Deutschen meist unbekannt, aber mir ist es eine Erbauung gewesen, ihre Angesichter wieder und wieder zu betrachten. Neben dem Worte redet hier auch das Bild eine bewegliche Sprache. Warneck.

¹⁾ In dem demnächst folgenden Aufsatz über die Pariser Missionsgesellschaft im letzten Vierteljahrhundert wird auf den als missionsgeschichtliches Urkundenbuch wichtigen Bericht Bögners noch einmal zurückgekommen werden. D. S.

²⁾ Viel gründlicher und aufklärender als in dem Broomhallschen Buche wird dieser Gegenstand behandelt in den Februar- bis April-Nummern des Ch. M. Intelligencer 1901: China: The outbreak and the outlook, eine sorgfältige Arbeit, welche die allgemeinste Beachtung verdient.

Über das Gottesbewußtsein der alten Chinesen.

Von Missionar M a u s.

Im folgenden soll untersucht werden, was die alten Chinesen von dem höchsten Wesen wußten und was sich in ihren Klassikern an Aussagen über dies höchste Wesen findet. Es findet sich in den Klassikern der Ausdruck Shang ti, der fast von allen Kennern für identisch mit Gott angesehen wird.

Wir wollen 1. den Ausdruck Shang ti untersuchen; dann 2. sehen, was die Klassiker von diesem Wesen aussagen; 3. den Begriff mit anderen chinesischen Ausdrücken für Gott vergleichen.

I. Was bedeutet der Ausdruck Shang ti?

Es kommen hier in Betracht die beiden Ausdrücke Ti und Shang Ti. Das Zeichen ¹⁾ Ti besteht aus 2 Wurzelzeichen; das untere heißt kan und das obere lap. Kan bedeutet ein ausgespanntes Tuch. Man kann dabei an das hebräische Rakia, welches die holländische Bibel trefflich mit nitspansel wiedergiebt, denken. Das obere Zeichen lap bedeutet stehen. Der Sinn wäre demnach: der auf der Ausdehnung Stehende. Die beiden Punkte rechts und links von lap deuten auf ein umschließen, umfassen hin, sodaß der Sinn wäre, daß jemand über der Ausdehnung steht, der alles umfaßt. Der Ausdruck Shang Ti fügt diesem Begriff noch das Zeichen Shang bei, welches den Gedanken des Höchsten ausdrückt. Shang Ti wäre demnach der Hohe, der über der Ausdehnung Thronende, der alles umschließt.

Demgemäß wird das Zeichen Ti im Shü man, einem Wörterbuch aus der Hon Dyn. von Hü Shan gegen 121 nach Chr. erklärt durch tai ya, wong t'in ha chi hò. Tai oder Ti ist dasselbe Zeichen wie das zu erklärende, hat aber noch²⁾ das Wurzelzeichen für Wort (yin) links stehen und heißt: richten, scheiden, trennen; wong t'in ha chi hò heißt: es ist eine Bezeichnung für den der das Weltall regiert. Diese Erklärung sagt uns, daß unter Ti ein persönliches Wesen zu verstehen ist, welches Richter ist und das Weltall regiert.

¹⁾ Leider müssen die chinesischen Schriftzeichen fortbleiben, da sie nicht erst geschnitten werden konnten.

Ji nga, ein Wörterbuch aus der Tschau Dyn., das auch Aufnahme in die 13 Klassiker gefunden hat, erklärt das Zeichen durch kwan, welches ebenfalls die Idee des Herrschens ausdrückt.

Lü shi, um 200 vor Chr. sagt, Ti sei der, auf den hier alles im Weltall gerichtet sei.

Tshü fu tsz, der bedeutendste Gelehrte der Sung Dyn. erklärt: Ti ist Thin ghi Tschü tsoi, d. h. Ti ist der Herr und Beherrscher des Himmels.

Tsz Ha, ein Schüler des Konfucius erklärt im Ji ktshün den Ausdruck Ti durch t'sò fa chi Tschü, Thin ti chi tsung, d. h. Ti ist der Schöpfer, das Haupt Himmels und der Erde.

In Übereinstimmung mit den chinesischen Erklärern giebt Dr. Chalmers in seinem „origin of the Chinese“ Ti durch: „He who is great, overruling heaven and earth,“ wieder. Ti oder Shang ti (Cantonese Sheong tai) ist also der höchste Herrscher. Was ist unter demselben zu verstehen? Der Kommentar zum Shü king: „Shü king yat kong“ (tägliche Betrachtungen zum Dokumentenbuch) erklärt: Sheang tai nāi Thin shan chi tsün cho: „Shang ti ist der Geehrteste (Erhabenste) der himmlischen Geister.“ Und ein anderer Kommentar sagt: Redet man von der äußeren Gestalt, so nennt man ihn Himmel, redet man aber von dem Tschü tsoi, dem Beherrscher, dann nennt man ihn Ti. Diese verschiedenen Erklärungen zeigen uns, daß hier in der That von dem obersten Wesen, das wir Gott nennen, die Rede ist. Er ist Geist, der Erhabenste unter den Himmelsgeistern; der Himmel ist seine äußere Gestalt, die Hülle, der Leib oder das Haus. Er ist ein persönliches Wesen, der richtet und regiert; man darf also nicht, wie viele thun, den Gott der alten Chinesen als den unpersönlichen Weltgeist bezeichnen. Geist und unpersönlich sind ohnedies schon ein Widerspruch in sich selbst; denn Geist macht oder ist die Persönlichkeit, nicht bloß bei Gott sondern auch bei den Menschen.

Auch die Geschichte bestätigt es, daß unter Shang ti der persönliche Gott gemeint. Im mythologischen Zeitalter spielen die sām wong, die 3 Könige oder Kaiser eine große Rolle. Der 3. derselben soll neben dem vielen Nützlichen, das er dem Volke lehrte, auch dem Shang ti einen Tempel erbaut haben, um ihm in demselben zu opfern. Die Regierungszeit desselben fällt in die Zeit 2697 bis 2597 vor Chr. Ihm sowohl wie den folgenden Herrschern hat man den Titel: „Ti“ Herrscher beigelegt. Hier wird der Ausdruck Ti der ursprünglich über Himmel und Erde herrschen heißt, oder über das Weltall, entlehnt und auf Menschen über-

tragen (ähnlich wie Psalm 81, 1 und 6 die Richter Elohim genannt werden). Wie der Beherrscher des Alls an der Spitze unzähliger Geister steht, welche seine Beamten resp. Unterthanen sind, so entlehnt der irdische Herrscher seine Macht von dem Himmels herrscher und steht über seinen Beamten und Unterthanen. Die Idee des Herrschens ist also nicht von dem Kaiser auf Gott übertragen, sondern umgekehrt von Gott auf den Kaiser.

II. Was sagen die Klassiker von diesem obersten Wesen aus?

1. Der Shü king das Buch der historischen Dokumente, hat als das älteste Buch der Klassiker ein Anrecht, zuerst gehört zu werden. Im Kanon des Shun kommt folgende Stelle vor: „Darnach brachte Shun dem „Shang ti“ ein außergewöhnliches Opfer in gewohnter Weise dar.“

Dies Opfer wurde von Shun dargebracht, als er von Yiu dem 4. der 5 Herrscher nach 3 jähriger Prüfung genötigt wurde, an dessen Stelle den Thron zu besteigen. Shun regierte von 2255—2205 oder 2207 vor Christo; lebte also zwischen Noah und Abraham.

Dieser Vers ist von weittragender Bedeutung, denn er versetzt uns in die Zeit, in der die Völker Staaten bildeten. Wir sehen, daß es zur Zeit des Yiu und Shun eine Gewohnheit war, dem höchsten Wesen-Gott zu opfern, was auch Shun bei seiner Thronbesteigung nicht versäumte.

Eine 2. Stelle im Shü king bringt uns einen Ausspruch des Königs Tong (1766—1753 v. Chr.). Er spricht:

„Komm du Menge des Volkes und lausche auf alle meine Worte, nicht ich, das kleine Kind wage zu thun, was man Rebellion nennen könnte, sondern weil die Sünden der Ha (Dynastie) viel sind, befiehlt der Himmel, sie zu zerstören. Aber jetzt o Menge! sprichst du: Unser Fürst hat kein Mitleid mit uns; um den Fürsten von Ha zu unterwerfen und zu strafen, muß unser Ackerbau liegen bleiben! Ich habe alle deine Worte gehört. Der Regent von Ha aber ist ein Übeltäter und ich, der ich Shang ti (Gott) fürchte, wage nicht, ihn ungestraft zu lassen.“

Hier betrachtet sich der König Tong als einen Diener Gottes, der den Ratschluß des Himmels ausführen soll, den Tyrannen Khi von Ha zu strafen.

Nachdem er ihn gestraft, kam er nach seinem Siege in die Stadt Po und hielt folgende Rede an die Vertreter der verschiedenen Gegenden des Reiches:

„O du Menge aus allen Regionen! lausche klar auf meine, des einen Mannes Rede. Der große Shang ti (Gott) gab dem niederen Volk einen aufrichtigen Sinn,

als hätte es eine beständige Natur; aber es ist des Königs Aufgabe, daß sie (die Natur) ihren Lauf stetig verfolgen kann (d. h. es ist Aufgabe des Königs, daß die Natur des Menschen zur Entwicklung und Entfaltung kommt).“

Der Fürst befand sich mit seiner Strafexpedition nach Ha im Gegensatz zu dem murrenden Volke; er forderte es auf, den Ackerbau liegen zu lassen und ihm zu folgen. Aber obwohl die Menge gegen ihn ist, und er also nach dem Grundsatz: des „Volkes Stimme Gottes Stimme“ davon hätte absteigen müssen, so ist er doch keinen Augenblick im Zweifel; er weiß sich als ein Fürst von Gottes Gnaden und ist sich seiner Aufgabe wohl bewußt. Er weiß sich eins mit Gott und muß in diesem Fall den aufrichtigen Sinn des Volkes, der hier irrte, als Stellvertreter Gottes in die rechten Bahnen lenken.

Derselbe Fürst sprach zu seinen Vasallenfürsten:

„In all den von mir gegründeten Staaten, folget nicht ungesetzlichen Wegen, schreitet nicht fort zu anmaßenden Verwirrungen (Revolutionen); jeder halte seine Statuten, so erlangen wir des Himmels Segen. Die Guten unter euch wage ich nicht im Verborgenen zu lassen; wird Übertretung an mir gefunden, so wage ich es nicht, mir selbst zu verzeihen. Vor dem Herzen Shang ti's (Gottes) will ich den Fall prüfen. Habt aber ihr in den 10 000 (= allen) Richtungen des Reiches Übertretung, so lasse dieselbe auf mir, dem einen Menschen; habe ich Übertretung, so treffe es nicht euch.“

Dieser Fürst fühlt sich Gott gegenüber für sein Volk verantwortlich. Die Sünde des Volkes und der Beamten soll auf ihn, den Fürsten fallen. Er vertritt sein Volk vor Gott und nimmt die Strafe auf sich. Mit seinen eigenen Übertretungen nimmt er es nicht leicht; vor Gott prüft er sich. Diese schöne Stelle wird von Tschü tsz sehr schön erklärt:

„Der Himmel weiß all unser Gutes und all unsere Schuld; es ist als schreibe er sie alle auf und zähle sie zusammen. Alles was ihr Gutes thut, ist vor Gott und meine Missethat ist auch vor seinem Angesichte.“

T'ai kap, der Enkel Tongs war auf dem besten Wege des guten Vorbildes seines Großvaters zu vergessen; aber er hatte als ein Erbstück dessen treuen und weisen Minister Yi Wan überkommen. Der ermahnte ihn, dem Vorbilde des Großvaters nachzueifern. Es heißt da im Shü king in der Unterweisung des Yi Wan:

„Gedenke ihrer (der Worte der Unterweisung), es ist ein heiliger (oder weiser) Rat von großer Bedeutung; es sind Worte großer Kundgebung. Shang ti (Gott) ist nicht unveränderlich (d. h. sein Ratschluß); auf den der Gutes thut (richtig wandelt), sendet er alle Segnungen, auf den der Böses thut, alles Unglück.“

Der König hörte auf die Ermahnungen seines Ministers und zog sich 3 Jahre in einen einsamen Palast zurück. Dort erforschte er sich

selbst und änderte seinen Sinn, worauf ihn der Minister aus seinem verborgenen Ort wieder hervorkommen hieß, ihm die königlichen Insignien und Kleider zustellte und ihn in die Hauptstadt Po geleitete. Durch seine Sinnesänderung hatte er das Unglück von sich und seinem Hanse abgewendet, also war der Ratschluß Gottes nicht unabänderlich.

Im folgenden Kapitel des Shü king, im 3. Teil: Ha kap, ermuntert der Minister den König mit folgenden Worten:

„Der frühere König (Tong, Großvater des T'ai kap) war immer eifrig in ehrerbietiger Kultivierung seiner Tugend, so daß er ein Genosse (oder Helfer, Beistand) des Shang ti (Gott) war. Du o König bist sein Nachfolger in der ausgezeichneten Linie; er sei dir ein Vorbild.“

Die Meinung kann sein, daß er als Stellvertreter Gottes auf Erden ein Genosse oder Helfer war; oder: daß er nach seinem Tode ein Genosse Gottes wurde, dem gleich Gott Opfer dargebracht wurde.

Der König Pun kang (1401—1373 v. Chr.) wollte seine Residenz wieder nach Po verlegen, weil die jetzige Residenz öfters in Wassergefahr war. Das Volk murrte. Er tröstete es, daß mit der Rückkehr in die alte Residenzstadt auch die guten alten Zeiten zurückkehren würden, denn die Regierung werde in die Bahnen der alten guten Könige einlenken. Er sagt zum Volk:

„Shang ti (Gott) will meiner erlauchten Vorfahren Tugend wieder herstellen und die Regierung meinem Hause sichern.“

Von da an wurde das Reich gut regiert und fing wieder an zu blühen. Er änderte den Namen der Dyn. und des Reiches Sheung (Shang) um in Yan (Yin) und hatte noch 12 Nachfolger, bis im Jahre 1122 v. Chr. das Reich an die Tschau Dyn. überging.

Sein dritter Nachfolger Mo ting (1324—1265 v. Chr.) hielt bei seiner Thronbesteigung die gewöhnliche Trauerzeit ein und sollte nun eine Rede an die Minister und Beamten halten. Aber er kam nicht hervor und schwieg. Die Minister machten Vorstellungen und baten um Befehle. Er sandte ihnen ein Schriftstück des Inhalts:

„Wiewohl es meine Sache ist, das Recht in den 4 Richtungen (des Reiches) festzustellen, so fürchtete ich doch, meine Tugend reiche nicht (an die der Vorfahren); aus diesem Grunde wagte ich es nicht zu reden (Befehl zu geben). Völl Ehrerbietung dachte ich über das Tö (Prinzip, Weg, Regierungsmethode) nach, da träumte mir Ti (Gott) gäbe mir einen guten Beistand, der für mich redete.“

Er gab nun eine genaue Beschreibung des im Traum geschauten Mannes und ließ im ganzen Reiche darnach suchen. Er wurde gefunden und zum Premier-Minister gemacht.

Tschü tsz bemerkt dazu, daß Gott dem König im Traum erschienen sei und zu ihm gesprochen habe, demnach hätten wir hier sogar eine Offenbarung durch einen Traum vor uns.

Der letzte Fürst der Ha Dyn. Tschau San, war ein grausamer Fürst. Seinen eigenen Onkel, der sein Minister war, ließ er, als er ihm Vorstellungen über sein ausschweifendes Leben machte, in den Kerker setzen. Er ließ viele schöne Paläste bauen, in denen die schamlosesten Orgien gefeiert wurden. Zwei seiner Kronräte ließ er hinrichten und den dritten, den Fürsten von Tschau, ließ er einsperren, weil er seine beiden Kollegen betrauerte. Die Lehnsfürsten fielen ab und hielten den Sohn des Grafen von Tschau, mit Namen Mo, der gleich seinem Vater Man wegen seiner Tugend sehr berühmt war, den Vater, der zwar inzwischen frei gekommen war, zu rächen und überhaupt der Ha Dyn. ein Ende zu machen. Von 800 Reichsfürsten gefolgt, vernichtete er das Heer des Ha Fürsten. Letzterer verbrannte sich selber mitsamt seinen Kostbarkeiten in einem seiner herrlichen Paläste.

In seiner Rede an die befreundeten Fürsten, seine Beamten sagt der neue König Mo (1122—1115 v. Chr.), der Gründer der Tschau Dyn. über den Fürsten von Ha:

„Er hat kein bußfertiges Herz, hoßt auf der Ferse (liebt ein bequemes Leben), dient nicht Shang ti (Gott) und den Geistern des Himmels und der Erde, vernachlässigt den Tempel seiner Ahnen und bringt keine Opfer daselbst. Die Schlachtopfer und Getreidegefäße sind alle eine Beute frecher Räuber. Er aber spricht: Mein ist das Volk und die Himmelsbestimmung und er bessert nicht sein trotziges Herz. Aber der Himmel beschirmt das Volk, setzt ihm Fürsten und Lehrer, damit sie Mitarbeiter Shang ti's (Gottes) seien und den 4 Enden des Reiches den Frieden sichern.“

Ein gottloser Fürst ist dem Ruin nahe; Himmel steht hier für Gott; das ist eine Folge der allmählichen Entfernung von Gott. Fürsten und Lehrer sind Mitarbeiter Gottes, um das Volk auf dem rechten Wege zu erhalten. Weiter sagt er:

„Die Sünde der Yan Dyn. ist voll. Der Himmel befiehlt, sie auszurotten; widerstrebe ich dem himmlischen Befehl, so ist meine Sünde groß. Tag und Nacht bin ich in Sorge. Ich empfang Befehl von meinem verstorbenen Vater Man und habe Shang ti (Gotte) ein besonderes Opfer dargebracht.“

So rüstete er sich zum Krieg. Später sagte er, Mo, zu seinen Verbündeten:

„Shang ti (Gott) hat keine Rücksicht mehr mit ihm (dem Fürsten von Yan), fluchend sendet er herab sein Verderben.“

Daß die Sünde der Leute Verderben ist, mußten also auch die alten Chinesen; ist das Maß der Sünde voll, dann bricht das Verderben herein. Auf dem der Böses thut, lastet der Fluch Gottes.

Als der König Mo einst den Grafen Ki, seinen Minister, um Rat fragte, wie die Tugend des Volkes in ihren verschiedenen Beziehungen geordnet werden könne, antwortete derselbe durch ein Beispiel:

„Ich habe gehört, daß vor Alters Kwan (zur Zeit Shuns) die große Flut eindämmte und dabei die 5 Elemente (Wasser, Feuer, Holz, Metall und Erde) in Verwirrung brachte. Darüber geriet Gott in großen Zorn und gab ihm nicht den großen Plan mit den 9 Teilen. Dadurch geriet die Tugend in Gefahr, in ihren verschiedenen Beziehungen zu Grunde zu gehen. Kwan wurde eingekerkert bis zu seinem Tode und Yü (sein Sohn) setzte sein Werk fort. Ihm gab der Himmel den großen Plan mit den 9 Teilen und dadurch wurde die einzigartige Tugend in ihren verschiedenen Beziehungen in Ordnung gebracht.“

Kwan wollte die Flut eindämmen, während sein Sohn Yü neue Flüsse und Seen eröffnete und dadurch die Flut ableitete. Der Sinn wird also sein: Durch Eindämmung wird die Natur gehemmt, durch Ableitung in die richtige Bahn geleitet. Jede Verkehrung der Ordnung der Natur zieht Strafe nach sich, weshalb es hier heißt, Gott sei über Kwan erzürnt gewesen.

Der Graf Tschau (Bruder und Minister des Königs Mo) sagte zu dem König:

„Ohne Neigung, geradewegs, folge der königlichen Gerechtigkeit, ohne selbstsüchtige Vorliebe verfolge den königlichen Weg; auch ohne selbstsüchtige Abscheu verfolge den königlichen Weg, ohne Neigung, unparteiisch lang und breit ist das Tö (Prinzip, Pfad, Weg, Methode) des Königs. Unparteiisch, ohne Neigung, eben, eben, ist des Königs Pfad. Ohne Verdrehung, ohne Einseitigkeit; des Königs Pfad ist richtig und gerade. Zusammentreffend mit seiner Vollendung lehre dich zu seiner Vollendung (Vollkommenheit). Die Erweiterung derselben ist ein unabänderliches Gesetz, ist die Lehre, ja ist die Lehre von Shang ti (Gott) gegeben.“

In diesen Worten weist der Minister seinen königlichen Bruder auf die Tugenden der Fürsten von Tschau, seine Vorfahren, hin und ermahnt ihn, ihrer Tugend nachzueifern und an seiner Selbstvervollkommnung zu arbeiten, das sei die ihm von Gott gestellte Aufgabe.

Zwei Jahre nach Antritt seiner Regierung wurde der König Mo krank (1120 v. Chr.). Sein Bruder, der Minister erbaute 3 Altäre und richtet eine Bittschrift an die Vorfahren, welche den König beschützen sollten und erbietet sich für ihn den Tod zu leiden. Er begründet dies einerseits damit, daß er tüchtiger sei als der König und zum Sterben bereit und andererseits damit, daß der König von Gott eingesetzt sei in die Halle,

um auszubreiten den Schutz über die 4 Richtungen und für Nachkommenschaft zu sorgen. Es heißt in diesem Gebet an die Vorfahren:

„Er (der König) ist bestimmt für Shang ti's Halle und soll erweitern den Schutz über die 4 Enden des Reiches und aufrichten Nachkommenschaft auf dieser Erde.“

Die Ahnen sind hier als Diener Shang ti's (Gottes), als Schutzgeister gedacht, die Gottes Willen nicht entgegen handeln dürfen. Der König genas von seiner Krankheit und lebte noch 5 Jahre.

Unter seinem Nachkommen, dem König Shing (1115—1078) rebellierte der Fürst von Yan, dem Mo den Staat seines entthronten Vaters zu Lehen gegeben hatte. Es verbanden sich mit ihm die 3 Brüder des Ministers. Diese suchten den Minister bei seinem Neffen, dem König, zu verächtigen. Aber der König fand im Archiv die Bittschrift des Ministers, in der er sich erbot, für seinen Bruder, den König, zu sterben. Nun war der junge König von der Uneigennützigkeit seines Onkels überzeugt und die Intriguen konnten die Gesinnung des Königs nicht ändern; der Minister behielt das Vertrauen des Königs. Der König, der den Kriegszug gegen Yan gern unterlassen hätte, empfing Befehl durch das Orakel, den Zug zu unternehmen. Er erkannte das als Gottes Willen und sprach: „Ich das kleine Kind wage es nicht, Shang ti's (Gottes) Bestimmung hinfällig zu machen.“ Er sandte den Minister und unterwarf durch denselben den Aufstand.

Zu seinen Fürsten und Beamten sprach er:

„Die Erleuchtung des Reiches kam durch die Weisen und die 10 Männer, welche die Bestimmung (den Ratschluß) Shang ti's (Gottes) kannten und befolgten.“

Es ist eine Frage, ob der König hier auf verdienstvolle Männer unter dem Vorgänger hinweise und sie seinen Beamten als Vorbilder hinstellte; oder ob er von Männern redet, die ihm beistanden, die Revolution in Yan zu unterdrücken. Die chinesischen Kommentare geben 10 Namen, unter denen der des Grafen Tschau, des Ministers, der erste ist. Jedenfalls waren die Männer weise und kannten und befolgten den Ratschluß Gottes.

Der Onkel und Minister des letzten Fürsten von Yan, der ins Gefängnis wandern mußte wegen seiner Freimütigkeit, mit der er den königlichen Neffen über sein ausschweifendes Leben Vorstellung machte, war später, nachdem die Yan Dyn. gestürzt war, doch nicht zu bewegen, in den Dienst der Tschan Dyn. zu treten. Der König Shing bemühte sich sehr, den von ihm verehrten Mann herüber zu ziehen und zur Annahme eines Amtes zu bewegen. Er sprach zu ihm: „Ich bewundere deine Tugend, groß ist sie und wird nicht vergessen werden. Shang ti (Gott) wird sich allezeit an dem Duft deines Opfers erfreuen.“ Hier ist der Gedanke ausgedrückt,

daß nicht jedes Opfer vor Gott angenehm ist, sondern nur das Opfer dessen, der sich auch bestrebt, vor Gott zu wandeln.

Der Minister Tschau ließ eine neue Stadt errichten im Staate Lo und hielt im Namen des Königs eine Rede an die Fürsten und kommt auf den erlauchten Vorfahren (Mán) der Tschan Dyn. zu reden und sagte von ihm: „Sein Gerücht stieg auf zu Shang ti (Gott) und Shang ti segnete ihn.“ Der Segen Gottes ist also durch den Wandel vor Gott bedingt.

Der Oberaufseher sprach zum König Shing und dessen Onkel, dem Minister Tschan kung:

„Der große Himmels-gott änderte seinen Beschluß betreffs seines ältesten Sohnes des großen Reiches Yan; so empfing unser König die Bestimmung.“

Der Gedanke, daß Gott die Könige ein- und absetze, wird immer wieder ausgesprochen, so auch hier.

Als die neue Stadt fertig war, sollte der König übersiedeln und von dort aus regieren. Der Oberaufseher sagte daher: „Der König komme als Stellvertreter Shang ti's (Gottes) und regiere selbst inmitten des Landes.“ Gott hat nach dieser Stelle seine Macht als Herrscher auf den König übertragen, der sozusagen ein Erbe Gottes ist und das Werk Gottes fortsetzt. Dieser Gedanke liegt in dem chiu Shang ti.

Der Minister Tschau sagte nach der Übersiedelung in die neue Stadt zu den übrig gebliebenen Beamten der Yan Dyn.:

„Unser König Shing spricht: „Ihr vielen Beamten, die ihr übrig seid von der Yan Dyn., ohne Erbarmen sandte der (sonst) barmherzige Himmel Verderben hernieder auf Yan. Wir Tschau empfangen seine Bestimmung. Betraut mit des Himmels deutlichem Schrecken (oder: klarer Majestät) vollzogen wir die Strafe am König und führten aus die Bestimmung an Yan und vollendeten Gottes Werk.“

Und weiter unten:

„Shang ti (Gott) ließ Yan nicht mehr König sein.“

Ferner:

„Ich habe sagen hören: Shang ti (Gott) führt zur Sicherheit (gibt dem Volke Ruhe), aber Ha schritt nicht fort zur Ruhe; deshalb sandte Gott Reform hernieder und zeigte es Ha an, aber er verwertete Gottes Warnung nicht, sondern beflügelte sich großer Niederlichkeit und Zerstreuung und suchte Ausflüchte.“

Und weiter unten:

„Die früheren Könige der Yan wagten es nicht, Shang ti (Gott) zu verlieren, aber in der Jetztzeit zeigten sich ihre Nachfolger sehr unbekannt mit des Himmels Ratsschluß. Deshalb beschloß Shang ti (Gott) sie nicht länger, sondern sandte großes Verderben hernieder.“

Und etliche Verse später:

„Ihr vielen Beamten von Yan! Die Tschaufürsten wurden wegen ihrer großen Frömmigkeit betraut mit Shang ti's (Gottes) Sache (Vertilgung Yans). Sie empfingen Befehl: Vertilge Yan! Nachdem es geschehen, zeigten sie die vollzogene Strafe Gott (Shang ti) an.“

Sie betrachteten sich als Werkzeug in Gottes Hand. Zum Fürsten Shik sagte der Minister:

„Du sagst, es hängt von uns ab, auch ich wage mich nicht mit Gottes Bestimmung zu beruhigen.“

Die Meinung des Fürsten war, wenn die Tschaufürsten in Gottes Wegen wandelten, werde das Reich nicht von ihnen genommen werden; deshalb sagt er, es hängt von unserem Verhalten ab, ob wir am Ruder bleiben. Der Minister stimmt ihm bei und sagt, auch er wage es nicht, sich dabei zu beruhigen, daß Gottes Ratschluß ihnen das Reich gegeben, sondern man müsse sich dessen auch würdig zeigen, sonst verliere man die Bestimmung, wie Yans letzter Fürst, der sich damit tröstete: Mein ist das Volk und die Himmelsbestimmung.

Zu demselben:

„Ich habe gehört, daß in früheren Zeiten der König Thong, als er seine Bestimmung empfing, den Yi Wan (als Minister) hatte, der seine Tugend erhöhte wie der Himmel groß ist. T'ai kap hatte den Po Hang, der T'ai Mo hatte den Yi Shik und den Shan Fu, durch welche ihre Tugend vor ‚Gott‘ kam.“

Derselbe:

„Als Shang ti (Gott) früher die Yan vertilgte etc.“

Und weiter unten:

„Das Gerücht des Königs Man stieg auf zu Shang ti (Gott); er empfing Yans Bestimmung.“

Hier und noch öfters wird Man König genannt. Er war aber nie König, sondern Kronrat bei dem letzten Yankönig und wurde in den Kerker geworfen, weil er seine beiden Freunde beweinte. Nach seinem Tode wurde ihm von seinem Sohne Mo der Titel König beigelegt. Beide gehören zu den heiligen Königen und werden auch jetzt noch beisammen genannt als Gründer der Tschau Dyn.

Der Minister zu den Beamten Yans:

„Shang ti (Gott) sandte Züchtigung auf Ha; er (der König Kit) wollte sich nicht einen Tag der Leitung Shang ti's überlassen, er verließ sich auf Shang ti's Bestimmung und kümmerte sich nicht um die Not des Volkes.“

Im folgenden Kapitel heißt es:

„Als das Haus der Ha in seiner Blüte stand, berief es tüchtige Männer, die Shang ti (Gott) dienten.“

Die Ha Dyn. regierte 2205—1766 v. Chr. Der letzte König Kit von 1818—1766; er war ein zügelloser Fürst. Der Gründer der Shang oder Yan Dyn. Pong löste ihn ab. Es heißt von ihm:

„Nach Kit kam der vollkommene Töng auf den Thron; großartig vollzog er den glorreichen Befehl Gottes.“

Vom König Shan dem letzten der Yan heißt es dort:

„Shang ti (Gott) aber, unumschränkt, strafte ihn.“

Der immer wiederkehrende Gedanke ist, daß Gott sowohl die Ha Dyn. vertilgte, weil ihre Fürsten nicht in Gottes Wegen wandelten, als auch die Yan Dyn., eben aus demselben Grunde.

Es heißt weiter:

„Nach ihm (dem Shan), kamen die Könige Man und Mo, welche genau die Herzen derer kannten, die sie mit den drei Ämtern belehnten, und welche klar sahen die Herzen derer, welche die 3 Grade der Fähigkeiten hatten; sie wiesen sie an, Shang ti (Gott) zu dienen.“

Der König Hong (1078—1052 v. Chr.) sagte zu seinen Fürsten:

„Die Könige Man und Mo hatten härentapfere Offiziere, und Beamte ohne 2 Herzen (ungeteilte Herzen), welche das königliche Haus beschützten und ordneten und so empfingen sie die rechte Bestimmung von Shang ti (Gott).“

Der König Muk (1001—946 v. Chr.) sagte zu seinen Vasallen-Fürsten:

„Shang ti (Gott) achtete das Min-Volk nicht für unschuldig und sandte Unglück auf es hernieder.“

Unglück des Volkes eine Strafe von Gott. Dies war und ist den Chinesen auch bekannt.

Der König Ping (770—719 v. Chr.) sagte zu seinem Minister Man Hau:

„Onkel Yi Wo! Wie berühmt waren doch Man und Mo! Sorgfältig pflegten sie ihre glänzende Jugend bis sie klar aufstiegen in die Höhe und ihr Name sich weit verbreitete hier unten. Deshalb legte Shang ti (Gott) seine Bestimmung auf Man.“

Diese Aussprüche gehen, mit Ausnahme etlicher, alle in ein hohes Alter zurück. In den alten Zeiten ist Shang ti sehr bekannt, allmählich kommt er immer weniger vor. Das, was in diesen Versen von Shang ti ausgesagt ist, zeigt uns, daß der Herr des Himmels und der Erde gemeint ist, der das Gute belohnt, und das Böse bestraft, der Fürsten ein- und

abseht. Alles was von diesem obersten Wesen ausgesagt ist, ist ethisch rein und unterscheidet sich dadurch bei weitem von dem, was bei andern Heiden von ihrem Gott ausgesagt ist.

Die oben gegebenen Aussprüche behandeln die Zeiten von Yin und Shun 2356—2205, wo es Sitte war, Gott zu opfern; die Zeit der Ha Dyn. 2205—1766; die Zeit der Shang Dyn. 1766—1122, und die Zeit der Tschau Dyn. 1122—781 v. Chr. Später wird uns der Ausdruck Shang ti immer seltener begegnen.

2. Verfolgen wir nun, was der „Shi-king“, das „Kanonische Liederbuch“ der Chinesen von diesem höchsten Wesen aussagt.

In der Ode „T'ai Nga“ kommen eine Anzahl Aussprüche über „Shang ti“ vor. Die Gründer der Tschau Dyn. Man und Mo werden in diesem Gesang verherrlicht.

Es heißt:

„Der König Man ist in der Höhe
Strahlend ist er im Himmel.
Obwohl Tschan ein altes Land,
So ist seine Bestimmung doch neu.
Ist Tschan nicht berühmt?
Ti's (Gottes) Bestimmung kam zur Zeit.
Der König Man steigt auf und ab,
Zur Rechten und Linken Shang ti's (Gottes).“

Dieser Vers wird dem Tschau kung, dem Bruder und Minister des Königs Mo zugeschrieben, ist also sehr alt. Der Köni Man ist wegen seiner Tugend in den Himmel aufgenommen. Wir finden in diesem Vers die Fortdauer der Persönlichkeit und die Vergeltung nach dem Tode. Gott ist auf seinem Throne sitzend gedacht. „Zur Rechten und Linken“ bedeutet um Gott sein. Auch hier tritt so recht die Persönlichkeit Gottes ins Licht.

In derselben Ode heißt es weiter unten:

„Groß ist die himmlische Bestimmung,
Der Nachkommen von Sheung (Shang Dyn.) waren mehr als 100 000
Als Shang ti (Gott) jedoch Befehl erließ,
Unterwarfen sie sich all der Tschan (Dyn.).“

Daher heißt es bald weiter:

„Als Yan (= Shang) die Menge noch nicht verloren
Waren ihre Könige Gottes Beistand.“

Ein frommer König ist ein Helfer Gottes, ein Statthalter Gottes auf Erden. Sobald er aber abweicht und das Herz des Volkes verliert, hat er nur noch den Namen aber nicht das Wesen.

Von dem König Man heißt es dagegen:

„Aber dieser König Man
Vorsichtig und ehrerbietig,
Einsichtig diente er Shang ti (Gott)
Und so erlangte er großes Glück.“

Die Betrauung der Tschau Dyn. mit der Herrschaft wird hier als eine Folge des frommen Wandels ihres Ahnen Man vor Gott bezeichnet.

Als der König Mo in den Krieg zog gegen Yan, um sie auszurotten, kam ihn angesichts des großen Heeres des Gegners, wie es scheint, eine Furcht an, denn der Großminister sprach zu ihm:

„Shang ti (Gott) steigt herab zu dir (ist mit dir),
Habe keine 2 Herzen (keinen Zweifel).“

Er ermahnte ihn also, daran zu denken, daß Gott ihm die Bestimmung gegeben, Yan zu vertilgen; so werde er auch mit ihm sein und ihm den Sieg verleihen.

Die Größe, Allgegenwart und Allwissenheit Gottes ist in folgendem Verse ausgedrückt:

„Groß ist Shang ti (Gott),
Majestätisch überschaut er die untere Welt.
Er überblickt die 4 Enden des Reiches
Und sucht einen Stiller des Volkes.
Diese beiden früheren Reiche (Shang und Ha)
Ihre Regierung erlangte es nicht (das Wohlgefallen).
In den 4 Staaten umher
Sucht und überlegte er
Wem er, Shang ti (Gott) es könne anvertrauen.“

Als nun T'ai von Gott berufen war, heißt es weiter:

„Shang ti (Gott) versetzte den klaren, Tugendhaften,
Da füllten die wilden Kwan fliehend den Weg
Der Himmel setzte ihm eine Gehilfin
Die empfangene Bestimmung ward fest.“

Der Fürst T'ai zog auf Gottes Geheiß von Pin nach Tschau. Die Gehilfin war seine Gemahlin.

Im folgenden Verse heißt es gleich weiter:

„Gott überschaut die Berge . . .
Gott schuf Staaten, gab ihnen Herrscher.“

Die Bildung der Staaten ist nach diesem Verse nicht eine willkürliche und zufällige, Gott bildet sie; er regiert die Welt; die Fürsten sind von ihm eingesetzt. Das bestätigen nicht bloß die Citaten aus dem Shü king, sondern auch noch die beiden folgenden aus dem Liederbuch:

„Aber dieser König Kwai
Gott beehrte ihn.“

und:

„Als die Reihe kam an König Man
War seine Jugend ohne Wandel
Schon hatte er Gottes Segen empfangen
Er dehnte sich aus auf sein Geschlecht.“

Folgende Stelle, die den Auslegern nicht wenig zu schaffen machte, spricht sogar von einem Reden Gottes, also von einer Offenbarung. Die Persönlichkeit Gottes tritt klar hervor:

„Gott sprach zum König Man:
Sei nicht wie jene, die dies verwerfen und zu jenem neigen,
Sei nicht wie die, die sich regieren lassen von Begierden und Neigungen.
(oder kürzer: Nicht wie Verwerfer, nicht wie Hinneiger,
Nicht wie Lüsterne und Begehrliche).“

„Gott sprach zum König Man:
Ich gedenke deiner einsichtsvollen Jugend
Geräusch- und farblos (ohn Gepränge)
Unermutigt, ohne Wechsel
Unerkannt und unbekannt
Folgt sie dem Vorbild Shang ti's (Gottes).“

„Gott sprach zum König Man:
Rüste gegen deiner Feinde Land,
Zusammen mit deinen Brüdern (Verbündeten).

— — — — —
Anzugreifen die Mauern von Tsung.“

Die folgende Ode Shang Man (Ursprung des Volkes) bringt eine merkwürdige Stelle:

„Der Ursprung unsres Volkes (Tschau)
Ist von Keung yün.
Wie geschah die Geburt des Volkes?
Sie brachte dar ein reines Opfer
Daß sie nicht ohne Kinder bliebe.
In Gottes Zeihenabdruck trat sie und ward bewegt,
An dem großen Ort an dem sie ruhte.
Sie empfieng (ward schwanger) und zog sich zurück.

Sie gebär, sie nährte,
 Den Hau Tsik.
 Sie kam nieder in der Monat Fülle
 Und gebär ihren Ersten wie ein Lamm.
 Ohne Riß, ohne Beschädigung,
 Zu zeigen seine Vortrefflichkeit.
 Gab Gott ihr nicht Trost?
 Nahm er nicht ihre reine Opfergabe,
 Sodasß sie leicht den Sohn gebär?“

Das Volk des Tschau-Staates führt seinen Ursprung auf Han Tsik zurück. Seine Geburt war eine wunderbare; er ist nicht auf gewöhnliche Weise ins Dasein getreten; göttliche Kräfte spielen mit hinein. Deshalb war auch die Geburt eine so leichte.

Es wird wohl in Missionskreisen bekannt sein, wie verachtet der Name Jesu unter den Gebildeten Chinas ist. Das rührt hauptsächlich von der Geschichte der Empfängnis der Maria und der wunderbaren Geburt Jesu her. Wie oft muß es der Missionar hören: Gott, ja das lassen wir uns gefallen; denn ihm haben unsre Altvorderen auch gedient, das beweisen unsre Klassiker; aber mit Jesus soll man uns verschonen; kann Gott einen Sohn haben? 2c. Es gehen über Maria und Jesus die schmutzigsten Gerüchte im Schwange unter solchen, die einmal ein Evangelium in der Hand hatten, oder mal was gehört haben. Diese Gerüchte werden von den Bücherlesern immer wieder angefaßt. Vor Jahren hat daher ein eingeborener Pastor seinen Landsleuten an dieser Stelle von der wunderbaren Geburt des Hau Tsik klar zu machen gesucht, daß ihnen die übernatürliche Zeugung und Geburt Christi gar nicht so sehr ein Stein des Anstoßes zu sein brauche, sintemal ihre eigenen Klassiker, das hochgeschätzte Buch der Lieder, eine ähnliche Stelle enthalte, die das wunderbare Einwirken Gottes bezeuge.

Später kommt noch einmal die Rede auf Keung Yün und ihren Sohn Hau tsik. Es heißt dort:

„Shang ti (Gott) blickte sie an mit Huld
 Ohne Unglück, ohne Schaden
 In der Fülle der Monate
 Gebär sie Hau tsik.“

Von dem Opfer, das Hau tsik einrichtete, heißt es:

„Der Opferduft stieg auf,
 Shang ti (Gott) noch erfreut den süßen Geruch.“

In einer Zeit des Verfalls und der Armut des Volkes machen die Beamten dem König Vorstellung. Einer aus ihrer Mitte spricht:

„Shang ti (Gott) hält ein (verkehrt seine Weise)
Und das Volk sitzt tief im Elend.“

Der Redner will dem König zu bedenken geben, daß das Volk um seinetwillen Not leidet. Wegen seiner Sünde sandte Gott die Hungersnot. Aller Segen und alles Unglück kommt von Gott. Er braucht nur seine Hand abziehen und alles geht zu Grunde.

In der Ode Thong heißt es:

„Wie unermesslich und allumfassend ist Shang ti (Gott)
Der Beherrscher des Volkes unten (in der Welt)
Wie gefürchtet ist Gott in seiner Majestät.“

Hier ist die Allgegenwart Gottes auch auf Erden und seine Majestät ausgedrückt. Der König wird gewarnt, er solle nichts gegen Gottes Willen unternehmen. Das Unglück komme wohl von oben, werde aber von dem Fürsten verschuldet. Als Beispiel wird der König Man redend eingeführt, der unter andern spricht:

„Wehe dir du Yan Sheung
Ist nicht Shang ti (Gott) die Ursache der bösen Zeit
Weil Yan Sheung nicht gebraucht das alte (Prinzip)?“

Der König Sün, ein Zeitgenosse des Propheten Jesaja, klagt in der Zeit der Dürre und Hungersnot:

1. „Welche Schuld haben wir Menschen der Jetztzeit?
Der Himmel sendet herab Tod und Verwirrung.
Kein Geist, den ich nicht erhob (dem ich nicht opferte).
Kein Opfertier das ich nicht brachte.
Maße und Geräte sind zu Ende
Warum werd' ich nicht erhört?

2. Die Dürre ist schon sehr, sehr groß.

— — — — —
Hau tsik ist nicht im Stand zu helfen
Und Shang ti (Gott) kommt nicht herab zu uns.
Verderben und Ruin des Landes
Ach fiel es doch allein auf mich.

3. Groß ist die Dürre
Ich kann mich nicht entschuldigen
Groß ist der Schrecken, groß die Gefahr!
Wie Donner Schlag, wie Donnerrollen!

Tschau's Nest, des schwarzhaarigen Volkes
 Nicht ein linksarmiger (halber) Mann wird's sein!
 Der große Himmels-gott
 Nicht wird er meiner schonen!"

Der fromme König trauert um sein hinsterbendes Volk und möchte allein die Strafe tragen, die Gott verhängt hat; er bittet darum Gott:

„O du großer Himmels-gott!
 Laß mich in die Verborgenheit gehen!"

Und nachdem er geklagt, er könne die Ursache des Gerichts nicht entdecken und habe es an Opfern nicht fehlen lassen, fährt er fort:

„Doch der große Himmels-gott
 Gedenket meiner nicht!"

Er sieht sich als von Gott verworfen an.
 In der folgenden Ode Tsing Min heißt es:

„Berühmt waren Shing und Hong
 Zu Königen eingesetzt von Gott."

In dem Lobpreis auf Hau tsik kommt folgende Stelle vor:

„Du vollkommener Hau tsik
 Du bist ein Genosse des Himmels.
 Du versorgtest das Volk mit Getreide
 Deiner Güte große Gabe.
 Du schenkest Weizen und Gerste
 Die Gott (Shang ti) bestimmt zur Nahrung des Volkes."

Hau tsik lehrte dem Volke den Ackerbau; er vermittelte dem Volke das zur Nahrung bestimmte Getreide.

Im folgenden Gesang wird Shang ti als der Geber aller irdischen Gaben gepriesen:

„Wie schön steht Weizen und Gerste!
 Deren glänzenden Ertrag wir ernten werden!
 Der glanzvolle und glorreiche Gott (Shang ti)
 Giebt uns ein gesegnetes Jahr!"

In der Ode Lo tsung ist wieder von der Tschau Dyn. die Rede, welche Sheung-Yan vertilgte:

„Hau tsik's Enkel
 War der König T'ai
 Er wohnte im Süden des Ki (Berges)
 Dort begann die Schmälerung Sheungs
 Bis daß kam Man und Mo

Sie setzten fort das Werk des Königs T'ai
 Bis die Zeitenfülle des Himmels kam.
 In der Wüste Muk:
 Habe keine Zweifel
 Gott ist mit dir."

In dieser entscheidenden Schlacht kam die Herrschaft an den König Mo. Die Nachkommen dieser Tschau Dyn. waren sehr eifrig im Opfer. Sie opferten Gott und ihrem Ahnen Hau tsik:

"Im Frühling und Herbst unterließen sie's nicht
 Das Opfer war ohne Fehl.
 Dem großen König Shang ti (Gott)
 Und dem erlauchten Ahnen Hau tsik
 Brachten sie Opfervieh, rot und weiß.
 Sie sind erfreut und billigen's
 Und schütten des Segens Fülle herab."

Vor der Tschau war die Sheung Dyn. am Ruder. Der erste Fürst Tong war ein Fürst nach dem Herzen Gottes, aber seine Nachfolger wichen von seinen Prinzipien.

Von Tong dem Gründer der Shenug Dyn. heißt es:

"Vor Alters bestimmte Shang ti (Gott) den Krieger T'ong
 Zu regeln die 4 Richtungen des Reiches."

und später:

"Gott setzte ein den Sohn und gründete Sheung (Dyn.)."

und weiter unten:

"Shang ti's (Gottes) Bestimmung wich nicht (von Sheung)
 In Tong kam sie zur Entfaltung.
 Tong wurde nicht zu spät geboren.
 Seine heilige Ehrfurcht nahm täglich zu
 Herrlich war sein Einfluß in allmählicher Steigerung.
 Deshalb segnete ihn Gott (Shang ti)
 Gott setzte ihn zum Vorbild in den 9 Gauen."

Gott giebt jeder Zeit die Männer, die sie braucht, um Gottes Willen auszuführen.

Nach diesen zahlreichen Stellen des Shi king möge

3. Der „Yik king“¹⁾ an die Reihe kommen. Die Chinesen thun ihm die Ehre an, es für das älteste Schriftstück zu halten und führen als Beweis an, daß die 8 kwa die 8 Diagramme, welche die Grundlage des Buches bilden, von Fuk hi stammen. Wenn dieselben auch alt sind, so

¹⁾ Das Buch der Wandlungen.

ist das Buch selbst nicht so alt. Die Schlußkapitel werden Konfucius zugeschrieben, der das Ganze redigierte.

Im Yik kommen die beiden Ausdrücke Shang ti und Ti je nur einmal vor.

Es heißt im Ting kwa:

„Der Shing Yan, = der Heilige (Weise) bereitet (kocht) ein Opfer und bringt es Shang ti (Gotte) dar.“

Die andere Stelle, die dem Konfucius zugeschrieben wird, heißt:

„Ti (Gott) bringt alle Dinge hervor unter dem Diagramm Tsun, ordnet sie unter Sun, läßt sie sich darstellen unter Li, macht sie dienstbar unter Kwan, läßt Freudenworte hervorbringen unter Tui, läßt sie sich bekämpfen unter Khin, sich Schmerz verursachen unter Han, vollendet sie durchs Wort unter Kan.“

Diese 8 kwa sollen von Fuk hi herkommen. Der König Man soll ihnen obenstehenden Namen gegeben haben.

Dies ist die einzige Stelle in den Klassikern, wo Gott als der Schöpfer, der Ursäcker von Mān mat, d. h. des All oder aller Dinge, bezeichnet wird. Die rätselhaften 8 kwa bilden jetzt die Grundlage der Geomantie in China. Auf Grund dieser Stelle reden die Chinesen von Gott als von Tso fa chi Tschü, d. h. dem Schöpfer. Wenn nun auch sonst keine Stelle vorkommt, wo Shang ti oder Ti als Schöpfer bezeichnet wird, so ist es überall in der alten Zeit als selbstverständlich vorausgesetzt, daß Gott die Ursache alles Seins ist; daß Konfucius so spät davon redet, bestätigt dies. Er will uns auch keineswegs belehren, daß Gott das All geschaffen, das setzt er voraus, sondern will nur sagen, wie er es gethan.

4. Der „Lai ki“ das „Buch der Riten“ oder „Bericht der Sitten“ bringt einige Aussprüche über das Opfer, das Gott dargebracht wurde.

Im Kapitel Wong tschai heißt es:

„Als der Himmelssohn (Kaiser) im Begriff stand, eine Strafexpedition zu unternehmen, brachte er Shang ti (Gott) ein besonderes Opfer dar.“

Im Yüt ling:

„Der Himmelssohn soll am Neujahrstag Gott um Korn bitten.“

Ebenfallselbst:

„Es ist Befehl: Der Oberaufseher des Tempels folge der Sitte: 1. er schlachte den Opferochsen und sehe, ob sein Haar einfarbig und seine Haut ohne Fehlfarbe ist; 2. untersuche er das Futter (Gras und Korn) und sehe, ob das Tier fett oder mager ist; 3. untersuche er des Ochsen Farbe; es sei nur diese Art (rot und schwarz, keine gelbe oder gefleckte); 4. messe er das Tier, ob groß oder klein, und 5. sehe er, ob die Hörner lang oder kurz sind. Alles muß übereinstimmen mit der

Regel. Sind alle 5 Stücke in Ordnung, dann wird Shang ti (Gott) das Opfer annehmen.“

Ebendasselbst:

„Es ist Befehl, der T'ai sz (Groß-Archivar) ordne die Stellung der Tschü Hau (Feudalfürsten), verteile die Opfertiere, damit sie dienen dem großen Himmels-gotte“ 2c.

Im Kapitel Lai Wan:

„Die späteren Heiligen (im Gegensatz zu den früheren Heiligen, welche noch keine Häuser hatten, im Winter in Höhlen wohnten, die Früchte der Pflanzen und Bäume aßen, das Fleisch der Vögel und Tiere (roh) aßen und ihr Blut tranken, Haare und Federn mit verzehrten und sich mit Federn und Häuten kleideten) kultivierten den Gebrauch des Feuers, schmolzen Metalle, mischten die Erde, machten Galerien und Hallen, Paläste und Häuser, Fenster und Türen, badeten, rösteten, kochten, brieten, bereiteten Wein und Essig, pflanzten Hanf, trieben Seidenzucht zum Anfertigen von Tuch und Seidenstoff, sie nährten die Lebenden, geleiteten die Toten, dienten den Manen (kwai), den Geistern (shan) und Gott (Shang ti).“

Im Kapitel Kan tak schang heißt es:

„Wenn dem Opferochsen, der für Shang ti (Gott) bestimmt ist, etwas zustoßt (nicht wohl ist), dann nehme man den des (Hau) tsik. Der Opferochse für Gott werde 3 Monate abgesondert im reinen Stall. Der Ochse für Tsik kann gleich gebraucht werden. Dies ist der Unterschied, wie man dem Himmelsgeist und den Yan kwai (abgeschiedener Menscheng Geist) den Manen dient. Aller Dinge Ursprung ist der Himmel; des Menschen Ursprung ist der Vorfahre. Dieser (hier Hau tsik) ist deshalb ein Genosse Gottes“ (weil beiden Opfer dargebracht wird).

Hier ist Gottesdienst und Ahnendienst beisammen. Aber das Opfer ist verschieden. Aus den vorigen Stellen geht hervor, daß das Schlachtvieh, Gott dargebracht, ohne Fehl sein muß; also beim Opfer, Gott dargebracht, die Idee der Reinheit vorherrscht. Deshalb mußte der Ochse 3 Monate abgesondert werden, während der Ochse für den Ahnen Hau tsik gleich geschlachtet werden konnte. Nur im Notfalle konnte der Ochse des Hau tsik für den für Gott bestimmten eintreten.

Im Kapitel Tsai Yi kommt noch eine Stelle vor, die auf Gemeinschaft mit Gott schließen läßt:

„Nur der Shing-yan (der Heilige, der Weise, der in Gottes Wegen wandelt) kann Gott opfern, nur der hau tsz (der kindliche Sohn) kann den Eltern opfern.“

Der Kommentar sagt:

„Des Heiligen Herz ist eins mit Gott, des kindlichen Sohnes Herz ist eins mit den Vorfahren.“

Gott ist heilig und nichts Unreines darf ihm nahen; der Heilige ist eins mit ihm. Die Sünde trennt den gewöhnlichen Menschen von Gott. Sein Opfer ist vergeblich.

5. Im „Tschun Tsau“, „Frühling und Herbst“, von Konfucius kommt im Text der Ausdruck Gott nicht vor, dagegen im Kommentar „Tso Tschün“ dreimal.

„Der Fürst von Tsun sah im Traume einen großen kwai (abgeschiedener Menscheng Geist) mit aufgelösten Haaren bis zur Erde; derselbe schlug seine Brust, hüpfte und sagte: Ungerecht hast du meinen Nachkommen getödtet, ich habe dich vor Gott verklagt.“
(Schluß folgt.)

Die Norwegische Missionsgesellschaft.

Von P. Berlin.

II. 4. 3. (Schluß.)

Wenden wir uns nun zur Missionsarbeit in diesen letzten Jahren und zwar zuerst zum Schulwesen.

Daß die Sakalawa nicht lerneifrig sind, ist schon gesagt worden. Wo Kinder von Leuten aus Betfileo u. a. mit Sakalawakindern zusammen unterrichtet werden, tritt sofort der Unterschied in der natürlichen Begabung der Stämme hervor. Dies sowie die so vielfach unruhigen Verhältnisse beeinträchtigen die Fortschritte der Schulen sehr, und dazu kommt die Schwierigkeit, Lehrer zu gewinnen. Früher lieferte das Inland oft Lehrer für die Schulen der Westküste, aber diese Inlandslehrer haben dort nicht aushalten können, und so bleiben nur die Küstenleute übrig, ein ungünstiges Material mit geringer Ausbildung. Unzuverlässig und weltlich gesinnt, sind sie unter steter Aufsicht wohl etwas zu gebrauchen, aber zur selbständigen Arbeit taugen sie nicht. „Es ist eine Thatsache — sagt Sup. Röstvig (57. J. B. S. 68) — so traurig es auch zu hören ist, daß alle die Jünglinge, für die ich eine Reihe von Jahren hindurch eine große Kraft geopfert habe, über die Stränge schlugen und sich auf mancherlei Weise für den Missionsdienst unbrauchbar machten.“ Die auch hier geringe Besoldung macht sie mißvergnügt und treibt sie, andere, besser gelohnte Stellen bei Europäern zu suchen. So ist es eine mühevollen und oft undankbare Arbeit, welche in der Lehrerschule in Morondawa seit nun 5 Jahren getrieben wird, aber sie ist notwendig für die Mission, geradezu eine Lebensfrage; denn wenn die Mission keine Schulen unterhält, so sind die Katholiken bereit, Schulen zu eröffnen, oder Regierungsschulen werden eingerichtet, wie in Ambohibe, wo die Missionschule sofort leer stand, bis man ein Einsehen hatte und den alten Zustand wieder eintreten ließ.

Französischer Unterricht wurde natürlich auch hier in den Schulen gefordert und Röstig und Østbye gaben sich viel Mühe, die Lehrer ins Französische einzuführen. Ein Versuch, geborene Franzosen als Lehrer dorthin zu bekommen, ist ohne Erfolg geblieben. Die Behörden der beiden Bezirke haben übrigens in Bezug auf die Schule eine verschiedene Stellung eingenommen, während im Bezirk von Morondawa der Schulzwang eingeführt, offizielle Schulen eingerichtet und französischer Unterricht verlangt wurde, ging man im Bezirk von Tullear maßvoller zu Werke und verlangte nur, daß in neuen Schulen französischer Unterricht erteilt werden sollte; in den alten ließ man es beim Alten — der Schulbesuch war ja überhaupt nur gering (100 Schüler gegen 350 in M.), und es scheint überhaupt, als ob die leitenden Persönlichkeiten es lieber sehen, daß die Norweger ihre Schulen weiter führen, als daß sie sie schließen und der Regierung die schwere Sorge für die Einrichtung von Schulen überlassen (vgl. N. M. T. 1899 S. 273). Von Gartenbau, Handfertigkeit und dergl., die für die Schulen im Inland so viel Wichtigkeit haben, ist an der Westküste keine Rede, ebenso wenig von Frondiensten der Lehrer. General Gallieni, der sich anerkennend über die Schularbeit in Morondawa ausgesprochen, hat den Lehrern und Bauarbeitern Freiheit von solchen Diensten zugesichert, der Beamte in Tullear hat alle im Missionsdienst stehenden ebenfalls davon befreit. Überhaupt haben die Beamten hier eine durchaus freundliche Stellung zu den norwegischen Missionaren eingenommen. Ende 1898 gab es auf der Westküste 24 Schulen mit 996 Schülern und 29 Lehrern, von denen 22 besonders ausgebildet waren.

Die eigentliche Missionsthätigkeit ist sehr erschwert gewesen durch Todesfälle, Krankheiten und notwendig gewordene Heimreisen des Missionspersonals, — waren doch auf der Konferenz in Morondana 1899 nur 3 stimmberechtigte Mitglieder! — sodaß z. B. die Station Mahabo-Bezirke längere Zeit von einem eingeborenen Pastor verwaltet werden mußte und erst jetzt wieder einen Missionar erhalten hat. Daher mußten Hilfskräfte herangezogen werden, um Gottes Wort an den Sonntagen zu verkündigen; leider zeigten die Lehrer im allgemeinen wenig Tüchtigkeit und Neigung zu evangelischer Thätigkeit. Die Bevölkerung besteht aus verschiedenen Elementen, Howa, Mafoa, Sakalawen teils von der Küste, teils aus dem Innern, Mahafelien (von der Südwestküste); die Howaleute, meist Beamte und Soldaten, haben freilich infolge der politischen Umwälzung die Küste verlassen. Die Küstensakalawen, die sog. Bezoer, sind ein unzugängliches Geschlecht, und „die unchristlichen Repräsentanten der christlichen Welt“ an der Küste haben auch das ihrige gethan, um das Verderben der Civilisation ihnen zu bringen. Trunkenheit und Unzucht sind verbreitete Laster, das Volk versinkt immer mehr in die traurigste Demoralisation, so daß die Arbeit hier immer hoffnungsloser wird, während die sog. Masikoroer, die Sakalawen im Innern, mehr Hoffnung geben. In Tullear haben viele unter den Vornehmeren ihren Hausgenossen den

Besuch des Taufunterrichts ganz verboten — kurz, überall passiver Widerstand oder ausgesprochene Feindschaft. Höchstens einzelne lassen sich von dem Worte Gottes für das Wort Gottes gewinnen. „Wäre unser Werk nicht Gottes und nicht auf seine Verheißungen und Befehl gegründet, so müßte man daran verzweifeln.“ (N. M. T. 1900, S. 6). Da geht die Arbeit natürlich nur langsam vorwärts. Eine Erweiterung hat sie insofern gefunden, als das westliche Baraland dem Konferenzbezirk der Westküste zugefügt worden ist. So lange die Arbeit in Westbara in den Händen von eingeborenen Gehilfen lag, ist durch deren Untüchtigkeit nicht viel geleistet worden; im August 1898 ist aber Missionar Rome in Amboronabo, einem central gelegenen Orte, stationiert worden (Station Normanville). Er hat trotz freundlicher Aufnahme viel Schwierigkeiten mit dem Hausbau gehabt und bald des Fiebers wegen zur Erholung nach Manombo gehen müssen.

Die älteren Gemeinden sind durch den Abzug ihrer Mitglieder aus dem Inneren allerdings geschwächt und haben mit den Einflüssen ihrer Umgebung zu ringen, aber sie haben unter der katholischen Verführung doch Treue gehalten.

In Tullear haben sich 1897 Lazaristen niedergelassen, die in ihre Asyle und Schulen die verwilderten Mischlingskinder sammeln und den Norwegern Kinder entzogen haben. So maßvoll sie auftreten, wird doch der Gegensatz zwischen evangelisch und katholisch ins Volk hineingetragen. Die Evangelischen hören zu ihrem Erstaunen, daß sie nicht als „Christen“ angesehen werden und daß gewöhnliche Christen nicht die Bibel lesen sollen, während die katholischen aus der evangelischen Weihnachtsfeier sehen, daß die Evangelischen doch auch Christen sind. In Morondawa hat ein katholischer Priester sich zeitweise aufgehalten und sofort ohne Vorbereitung eine Anzahl Leute getauft, ohne daß die norwegische Gemeinde Schaden gelitten hätte. In Manombo waren zwei Lehrer, durch höheren Lohn verlockt, zu den Katholiken übergegangen, sind aber zurückgekehrt, weil sie sich zu der geforderten Wiedertaufe nicht verstehen wollten. Auf weitere Vorstöße der katholischen Mission wird man sich gefaßt machen müssen, trotzdem die bisherigen im ganzen erfolglos geblieben sind. Dem evangelischen Glauben Treue gehalten zu haben, ist gewiß ein erfreulicher Zug an den Gemeinden der Westküste und läßt manche Schwachheit übersehen, die sich an ihnen findet, und wenn kürzlich in Morondawa zwei junge Sakalawen zum Predigtamt ordiniert werden konnten, so ist das auch ein Hoffnungsstrahl, der in dem trüben Bilde der Westküste doppelt wohlthut.

25 Jahre ist nun an den Sakalawa gearbeitet worden — vergeblich ist die Arbeit doch nicht gewesen. Wieviel hat Röstvig anders werden sehen in diesen 25 Jahren seines Wirkens — anders im äußeren Verkehr, wenn er jetzt mit dem Rüstendampfer in kurzer Zeit und mit aller Bequemlichkeit seine Stationen besuchen kann, während er früher die ca. 500 km.

lange Entfernung von Tullear nach Morondawa mit dem Sakalamaboot, von Räubern bedroht, zurücklegen mußte; anders in den Zuständen des Landes, im Einbringen der Civilisation, anders auch durch die entstandenen christlichen Gemeinden.

Ein kurzer Blick auf diese! Tullear mit seinen 84 Abendmahlberechtigten ist zwar etwas gewachsen, bleibt aber ein schwieriger Boden, und Röstvieh, auf dem die 25 schweren Arbeitsjahre lasten, hat viel Mühe, die Gemeinde ebenso gegenüber den Angriffen auf ein entschiedenes Christentum wie unter den Versuchungen zum Rückfall zu pflegen, und sie durch Taufunterricht zu erweitern, zumal ihm an Zahl wie an Tüchtigkeit geringe Hilfskräfte zur Seite stehen. Manombo (32 Komm.) ist eine rechte Mischgemeinde. Der Wechsel der Missionare hat etwas aufgehalten, Naastad mußte sich erst in die Sprache einleben, hat aber schon einige von ihm Unterrichtete taufen und hoffnungsvoll in einer Außenstation 3 Stunden ins Land hinein die Arbeit unter den Masikoroer aufnehmen können. Ambohibe (16 Komm., 100 Schüler) hat viel Unruhe durch Kämpfe und Krankheiten aushalten müssen, auch viel bauliche Schwierigkeiten gehabt, doch konnten einige Taufen stattfinden unter großem Zulauf der Heiden, die jetzt großen Eifer zeigen, sich europäisch zu kleiden. Vielleicht beginnt überhaupt ein Umschwung in der Gesinnung der Sakalawen. Belo (30 Komm.) scheint sich hoffnungsvoll zu entwickeln, obwohl eine Regierungsschule der norwegischen Abtrag thut und die Außenstationen nicht recht gepflegt werden konnten. Von den 34 dort getauften sind 17 im Jahre 1898 getauft, darunter 10 zu Weihnachten auf einmal, unter großem Zulauf der Leute. Der Wandel der Christen ist im allgemeinen trotz mancherlei Versuchungen befriedigend gewesen. Leider hat im Februar 1900 ein Orkan die Kirche zerstört. Morondawa ist die größte Gemeinde (240 Komm., 376 Schüler). Im Jahre 1898 sind 62, 1899 67 getauft, der Kirchenbesuch ist, namentlich bei besondern Anlässen, reichlich gewesen, der Wandel der Christen bei den vielen Versuchungen nicht immer ganz fest. Die Zahl der Außenstationen hat sich vermehrt; an der Stelle der alten Soma-festung Andakabe und bei der Dampfschiffsstation Rosimiantroka ist die Arbeit begonnen. Die Zerstörungen der weißen Ameisen und die — durch die Unruhen in Menabe notwendig gewordene — Benutzung der Stationsgebäude zu militärischen Zwecken haben allerlei Not gemacht; die schlimmsten Verwüstungen hat aber ein Orkan am 19. Februar 1900 angerichtet, der Eisenplatten wie Federn wegführte, Gebäude umstürzte, Dächer abdeckte, Pflanzungen vernichtete und Asa und Östbye beinahe unter einem einstürzenden Hause begraben hätte. Die Gemeinde in M. hat auch — als einzige — 168 Doll. an freien Beiträgen zum Kirchenbau in Bethanien aufgebracht. Die Stationsgebäude sind als Eigentum der N. M. G. immatrikuliert. Mahabo-Bezirk ist noch eine kleine Gemeinde mit 6 Komm., aber 195 Schülern. Bezirk ist Eigentum der N. M. G. geworden, Räuber und weiße Ameisen haben Schaden angerichtet. Die Arbeit hier hat bei dem Mangel eines eignen Missionars still gestanden, doch konnten 1899 3 Taufen stattfinden. Nun ist Östbye jun. dort eingetreten.

Im Konferenzbezirke der Westküste sind bisher im ganzen 793 getauft, darunter 1898 74; in den 23 Gemeinden sind 417 Abendmahlberechtigte und 96 Katechumenen.

4. Die Ostküste.

Schon 1877 hatte Nilsen Lund seine erste Entdeckungsreise durch das Baraland nach der Südostküste unternommen, aber der Hauptvorstand konnte sich damals zu der damit angeregten Erweiterung der Mission noch nicht entschließen. Das geschah erst 10 Jahre später. 1888 ging Hogstad nach Fort Dauphin und legte dort den Grund zu der 1892 von der „vereinigten Kirche“ der Norweger übernommenen Mission unter den Tanosi, während Gilertsen und Thorbjørnsen an der Ostküste in Vangaindrano bezw. Manombondro die Mission unter den Taisaken begannen, einem leicht beweglichen, gelehrigen, aber trunksüchtigen und von den Händlern der Küste ungünstig beeinflussten Volke, das unter der Herrschaft der Howa stand. Trotz der Ungesundheit des Klimas, das Thorbjørnsen bald das Inland aufzusuchen nötigte, und anderer Umstände, auch der Schwierigkeit, in dem Lande ohne Wald und Lehm geeignete Häuser zu bekommen, ging die Arbeit mit Hilfe von Lehrern aus dem Inlande doch vorwärts, und 1892 waren schon ca. 200 Getaufte, 1200 Schüler und eine Lehrerschule vorhanden. Diese hoffnungsvolle Entwicklung veranlaßte 1892 und 1893 die Aussendung von Verstärkungen. Manombondro erhielt wieder einen Missionar (Eile), Mörland richtete in Ambrohimandroso eine Lehrerschule mit 14 Zöglingen ein, und Bjertnäs begann, weil die Ausdehnung an der Küste nach Norden durch ein mit der Londoner Mission getroffenes Abkommen unmöglich war, vier Tagereise von der Küste in Zoohitsidy die Arbeit, die aber leider nach schlechten Erfahrungen mit den Lehrern von der Küste durch innere Kriege bald lahm gelegt wurde. Bjertnäs selbst geriet durch die Feindschaft des Königs in Lebensgefahr und kam nach vielen Leiden nach Fianarantsoa. Der Versuch, von Vangaindrano aus durch eingeborene Lehrer die Arbeit dort in Gang zu erhalten, um sie später durch einen Missionar wieder aufnehmen zu lassen, blieb vergeblich, da der Gesellschaft nicht genug Missionare zur Verfügung standen und die Mission an der Küste sich weiter ausdehnte. Die beiden Jahre 1893 und 1894 brachten in B. und auch in M. weiteren Zuwachs, das folgende aber viel Störung. Im Bezirk von B. entstand 1895 ein Bürgerkrieg zwischen der Königs- und der Volkspartei, wie es scheint, um die Verteilung des Landes, Miss. Horels Leben wurde bedroht und die Missionsarbeit stand so gut wie still. Im nächsten Jahre wurde Manombondro von Bürgerkrieg erfüllt, die Kirche, 4 Lehrerwohnungen, 5 Schulhäuser wurden zerstört, und so sah es auch hier trübe aus. Nun folgten die Einwirkungen des französischen Krieges. Die Londoner Mission

gab ihre Station Ambahy auf, und die Norweger übernahmen sie; sie trägt den Namen Farafangana.

War dies eine Förderung, so wurde durch den Krieg doch auch mancher Nachteil veranlaßt. Die französische Militärgewalt fand die rechte Weise in der Behandlung der Taisaken nicht, ging rücksichtslos zu Werke und ermöglichte das Aufleben der alten Streitigkeiten zwischen Königs- und Volkspartei, die, namentlich in Manombondro heftig, die Arbeit dort wieder ziemlich unmöglich machten. Die Franzosen unterdrückten diese Streitigkeiten, ohne sie freilich überwinden zu können — Missionar Elle hat noch später sehr unter ihnen zu leiden gehabt —, richteten aber durch Unfittlichkeit und Plünderungen großen Schaden an und brachten das Volk in Verzweiflung. Allmählich kam, besonders in Bangaindrano, die Arbeit wieder in Gang und die Schulen gingen wieder vorwärts. Das französische Schulgesetz führte den Unterricht im Französischen ein. Es hinderte freilich den Religionsunterricht nicht, wurde aber den Missionaren zu einer großen Last, da die Taisaka es sehr schwer hatten, sich in das Französische hineinzufinden („viele Lehrer lernen es niemals“, wie sollten die Kinder es lernen?), während französische Offiziere sich eine Civilisation ohne Französisch nicht denken konnten.

Dem Einzuge der französischen Sprache folgte der der katholischen Mission. Scharf spricht sich Miss. Horne über die katholische Mission aus;

„Sie sieht nicht darauf, was den Schwarzen zur Seligkeit dient, sondern was der Politik dient, der sie folgte. Die katholische Missionspraxis ist roh und grausam, weil sie sowohl die Heiden wie die von ihr bedienten Staaten betrügt. Sie verspricht den Heiden das Himmelreich, aber führt sie irre; sie mordet den letzten Rest von Verantwortlichkeitsbewußtsein, denn die Kirche übernimmt die Verantwortlichkeit für alles. Solche Christen, wie die katholische Mission erzieht, sei es auf Madagaskar, sei es auf den umliegenden Inseln, sind eine Pest der Christenheit; ihr Leben ist schlimmer als das von Heiden, die sich oft über die Laster dieser Christen schämen. Diese christlichen Götzendiener sind, wo sie auch in Berührung mit der Missionsarbeit kommen, ein sehr großes Hindernis für sie. Daß die katholische Mission den Staat betrügt, hat sich auch hier oft gezeigt. Was thut sie denn? Sie drillt für Prüfungen, aber wirkliche Kenntnisse zu lehren, dazu hat sie weder Wille noch Geschick“ (57. J. B. S. 81).

Noch allerlei Wegebereitungen durch katholische Mischlinge und untergeordnete Offiziere erschienen im April 1898 in Farafangana zwei Lazaristenmönche und eröffneten eine Schule. Mit Hilfe der ihnen zugänglichen Funktionäre gelang es ihnen, in Bohipeno den von den Norwegern eingesetzten Lehrer zu vertreiben und im Bezirk von Bangaindrano alle Lehrer von den Gemeinden zu verjagen, in denen kein Europäer wohnte. Die Leute von den Kirchen, die Kinder von den Schulen hinwegzubringen, das war ihre Arbeit. Und der Erfolg? In Bohipeno, wo die Arbeit wegen der Feindschaft der französischen Offiziere nur durch eingeborene Laien getrieben werden konnte, ist es doch vorwärts gegangen. In ihrem

Hauptquartier Farafangana ist der Kirchenbesuch größer gewesen als sonst, 5 Tausen konnten stattfinden, die Schulen wurden besucht, neue begehrt, was um so erfreulicher ist, als F. die von den Loudonern übernommenen Station ist. Hoffen wir, daß in den älteren norwegischen Gemeinden, wenn die Lazaristen dorthin vordringen sollten (die letzten Berichte erwähnen noch keine katholische Agitation) sich erst recht bereichern.

Die Entwicklung der Stationen hat auch durch andre Umstände gelitten, namentlich durch eine podenartige Krankheit, welche Jahre lang grassierte. „Gottes Frondienst“ wurde sie von den Taisaken genannt, weil sie die Menschen ähnlich wie der staatliche Frondienst von ihrer Arbeit zurückhielt. Hunger und Mangel haben störend gewirkt, der Parteihader hat die Arbeit erschwert, wollen doch z. B. die Leute von der Königspartei keinen Lehrer von der andren Partei, und jede scheinbare Begünstigung einer Partei zog dem Missionar die Feindschaft der andern zu. Am allermeisten sind aber hinderlich die Trägheit und Gleichgiltigkeit des Volkes, das nur für Reis und Vieh Theilnahme hat und durchaus sich nicht an regelmäßige Thätigkeit und Anstrengung sich gewöhnen kann. Welche Noth machten die Leute nicht dem Missionar Nottestad, als sie ihm bei der Verlegung der Lehrerschule helfen sollten! Und nun gar das Lernen! Viele wünschen es zurück über das Meer, woher es gekommen. Wenn sie 3—4 Monate lang gelernt haben, so meinen sie alles mögliche geleistet zu haben. Aber die Missionsarbeit ist doch nicht umsonst. Die jetzt nach Bangaindrano verlegte Lehrerschule hat schon eine Anzahl Lehrer ausgebildet, dazu werden Hilfslehrer auf jeder Station angelernt. Die sonntäglichen Versammlungen werden zum Theil gut besucht, allerdings auch von solchen, welche dadurch die Missionare sich in irgend einer äußeren Angelegenheit geneigt machen wollen. Die Missionare haben versucht, durch eine Art Katechisation oder durch Vorzeigung biblischer Bilder die Leute anzuregen, aber zu den ersteren kommen die Heiden selten, und letztere verfallen leicht dem Witz der rebelustigen Taisaken. Uner schöpflich sind sie in Entschuldigungen, warum sie nicht kommen können. Die Alten sind zu alt, um noch zu lernen — die jüngeren mögen lernen. Aber diese haben wieder soviel Geschäfte zu besorgen -- darum mögen die Kinder kommen. Aber wer soll denn dann das Vieh hüten, daß es nicht eine Beute der Diebe oder der Krokodile in den Sümpfen wird? So hat denn niemand Zeit zu lernen! Unter den Hörern war ein Mann, der das Wort in sich aufgenommen hatte, der verständig und in treffenden Gleichnissen darüber sprechen konnte, aber er wollte noch nicht Christ werden — warum nicht? weil er, ein Witwer, erst ein Weib nehmen mußte, und das konnte er nur auf heidnische Weise; solange er kein Christ war, brauchte er dem Worte Gottes noch nicht zu gehorchen! Viele unter den Katechumenen haben nicht Beständigkeit genug auszuhalten; um so mehr freuen sich die Missionare derer, welche aushalten, selbst wenn sie an Kenntnissen und Ernst noch zurückstehen. Aber durch alle Berichte geht die Klage hindurch, daß es an Missionaren wie an eingeborenen Lehrern fehle, um in den großen Bezirken das Evangelium zu verbreiten, wie es geschehen müßte — und die bisherigen Erfolge zeigen, daß an der Ostküste die Arbeit aussichtsvoller ist als an der Westküste. Ende 1898 hatte Bangaindrano 360 erwachsene Gemeindeglieder in 33 Gemeinden, 88 Katechumenen, 40 Lehrer und

2613 Schüler; Manombondro hatte 42 erwachsene Gemeindeglieder in 10 Gemeinden, 7 Katechumenen, 12 Lehrer, 432 Schüler; Farafangana 49 erwachsene Gemeindeglieder in 7 Gemeinden, 12 Katechumenen, 7 Lehrer und 236 Schüler. — Seit 1896 bildet die Ostküste einen besonderen Konferenzbezirk, weil die Verbindung mit dem Inlande zu schwierig war; Superintendent ist Missionar Horne in Bangaindrano.

Eine große Arbeit hat die N. M. G. in mehr als einem halben Jahrhundert gethan. Fest gegründet auf den Felsengrund des Glaubens an den welterlösenden Gottessohn, tiefgewurzelt im Boden des norwegischen Volkslebens, den alten normannischen Trieb in die Weite geheiligt durch die Liebe zu denen, die noch in Finsternis und Todesschatten sitzen, den Wikingermut, der den Gefahren trotzig die Stirne bietet, verklärt zu christlicher Opferfreudigkeit, die Kraft und Leben um des Heilandes willen hingiebt, nüchtern und besonnen, gründlich und beharrlich in der Arbeit, friedfertig gegen alle, welche mit an dem großen Werke stehen, scharf auf der Wacht gegen die, welche Gottes Reich zerstören statt es zu bauen, innerlich fest gefügt — so steht die N. M. G. da, und gern läßt der Missionsfreund sein Auge prüfend, lernend, bewundernd auf ihr ruhen. Was einer Mission zu teil werden kann, das ist ihr zu teil geworden: das Geduld erheischende Anfangswerk des Sammelns, wie die hoffnungsvolle Thätigkeit der Pflege und Leitung der gesammelten Gemeinden zur Begründung einer Volkskirche, Fortgang und Erfolge, wie man sie kaum erfreulicher, Mühe und Arbeit, wie man sie kaum schwieriger denken kann; sie hat zu kämpfen gehabt mit Gefahren des Klimas, mit Gefahren unter der Feindschaft der Welt, mit Gefahren unter falschen Brüdern. Hingebungsvolle Missionare, weise Leiter haben die Arbeit geführt, treue Pfleger, unermüdbliche Väter haben sie gestützt, Gottes Gnade hat sie mit Segen gekrönt. Das treibt zum Danke — aber auch zu der Bitte, daß der Herr bei den norwegischen Brüdern das Werk ihrer Hände weiter fördern, damit das hohe Ziel immer mehr erreicht werde, das in der großen Missionsbitte ausgesprochen ist: Dein Reich komme!

Chronik.

Seltene Ehrung eines Missionars. Daß Missionaren Denkmäler errichtet worden sind, haben wir allerdings schon erlebt. J. B. Chr. Fr. Schwarz und Dav. Livingstone ist diese Auszeichnung nach ihrem Tode zu teil geworden. Am 1. Januar 1901 ist aber zu Madras einem noch lebenden Missionar ein großes Standbild in Bronze gesetzt worden, und zwar in Gegenwart nicht bloß des Gouverneurs der

Präsidentenschaft Madras, sondern auch einer zahlreichen Vertretung der hinduistischen Bevölkerung derselben. „In der ganzen Geschichte von Südbindien“, sagte bei der Enthüllung der Vorfikende des Denkmal-Komite's, P. Chentsal Row, „ist dies der erste Fall, daß konservative Eingeborene verschiedener und einander entgegengesetzter Religionen sich vereinigt haben, um einen christlichen Missionar zu ehren, dessen Name einst der Bevölkerung eine Quelle des Abscheus und des Schreckens war.“ Der so ausgezeichnete Missionar steht im Dienste der schottischen Freikirche, ist seit 30 Jahren als Lehrer, seit langem als Rektor des großen College in Madras thätig und heißt William Miller, Doktor der Theologie und der Rechte. Der Sockel des Standbildes trägt als Inschrift ein im Hause der Lords gesprochenes Wort des bekannten Lord Napier: „Ein Missionslehrer, gleich ausgezeichnet durch seine Frömmigkeit wie durch seinen Eifer für das öffentliche Wohl, dessen Dienste auf dem Gebiete des höheren Schulwesens unübertroffen in Südbindien dastehen.“

Dr. Elias Riggs †. Ein ungemein reiches und gesegnetes Leben ist mit dem am 17. Januar zu Konstantinopel erfolgten Tode des Dr. Elias Riggs zum Abschluß gekommen. Ein Patriarch unter den Bibelübersetzern, ist er 90 Jahre alt geworden und hat sein Lebenswerk darin gesehen, den Völkern unter der türkischen Herrschaft das Wort Gottes in ihrer Sprache in die Hand zu geben. Er war mit einer eminenten Sprachbegabung ausgestattet. Neun Jahre alt fing er schon an Griechisch zu lernen, wobei er eine lateinisch geschriebene Grammatik gebrauchte. Mit 13 Jahren versuchte er sich im Hebräischen; mit 14 Jahren machte er sich an das Syrische, Arabische, Chaldäische und Neugriechische. Mit 18 Jahren schrieb er eine arabische Grammatik, und mit 20 Jahren gab er ein Chaldäisches Handbuch heraus, das bis heute weit verbreitet ist. Neben den Sprachen studierte er Theologie und ging dann von seiner Heimat Nordamerika, im Dienst des Am. Board, 1832 zunächst nach Athen, als Arbeitsgenosse eines Rev. Ring, um sich an der Übersetzung des alten Testaments in die Volkssprache und an der Missionsarbeit zu beteiligen. Anfangs von der Regierung des damals noch jungen Königreiches nicht nur geduldet, sondern sogar gern gesehen, mußte er später den Machinationen des griechischen Klerus weichen. Er weilte vorübergehend in Argos, wo er mit seiner Frau eine bald aufblühende Mädchenschule errichtete, und arbeitete dann 6 Jahre von 1838—1844 in Smyrna unter der zahlreichen griechischen Bevölkerung. Hier kam er in Berührung mit Armeniern, studierte ihre heutige Sprache und übersetzte in den sieben Jahren von 1845—1852 das ganze alte Testament — nur die Psalmen waren bis dahin erschienen — und revidierte das bereits vorhandene neue Testament. 1859 siedelte er dann nach der Hauptstelle seiner späteren Wirksamkeit, Konstantinopel, über. Nur einmal wurde seine Wirksamkeit hier unterbrochen, als er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit auf Urlaub in seine Heimat reiste (1856—1858). Es wurden ihm damals die glänzendsten Anerbietungen gemacht, unter anderen ein Lehrstuhl für Hebräisch und Chaldäisch angeboten; er schlug aber alles aus mit den Worten: „Wenn ich in New-York bliebe, würde ich nie den Zweifel los werden, ob ich auf dem Pfade der Pflicht geblieben bin; ich kann aber zu meiner Missionsarbeit zurückkehren, ohne solchen Zweifel zu haben.“ Er kehrte zurück und entfaltete nun eine vielseitige Thätigkeit. Er unterrichtete an der höheren Schule in Bebek bis zu deren Verlegung, ebenso an einem Mädchenseminar, predigte den Armeniern in ihrer

Sprache, visitierte die Gemeinden in den Nachbarstädten und machte 1863 eine Inspektionsreise durch das Missionsgebiet des amerikanischen Boards in Kleinasien. Er war auch als Dichter thätig; das griechische, armenische, türkische und bulgarische Gesangbuch enthalten eine ganze Reihe Hymnen von ihm. Hauptsächlich war er aber doch wieder als Übersetzer der heiligen Schrift thätig. Von 1859—1871 arbeitete er an einer bulgarischen Bibelübersetzung und später zusammen mit anderen, z. B. mit Dr. Schauffler, im Auftrage der Britischen Bibelgesellschaft an einer Revision und Vereinigung der verschiedenen türkischen Bibelübersetzungen. Nachdem er 1885—1889 sich bei seiner in Antab in Kleinasien verheirateten Tochter aufgehalten hatte, kehrte er noch einmal nach Konstantinopel zurück und gab noch als Achtzigjähriger mehrere bulgarische Kommentare heraus, „die reife, reiche Frucht eines Lebens, das dem Studium der Bibel gewidmet war.“ In den letzten 5 Jahren hat er, altersschwach, sehr zurückgezogen in Stutari, nahe bei dem amerikanischen Mädchenkolleg, gelebt.

Eine Gedächtnisfeier der China-Inland-Mission. Die China-Inland-Mission, deren Verlustliste jetzt nach Eintreffen authentischer Nachrichten, daß auch die noch vermischten 6 Erwachsenen und 4 Kinder getötet worden sind, die Höhe von 58 Erwachsenen und 20 Kindern erreicht hat, hielt am 12. Februar eine ergreifende Gedächtnisfeier in der Wildman Conference Hall in London, wobei Rev. H. E. Fox, ein Sekretär der englischen Kirchenmission, eine bewegliche Einleitungsansprache über das Wort hielt: „Da kamen seine Jünger und nahmen seinen Leib und begruben ihn und verkündigten dies Jesu.“ Auf der Plattform saßen 17 von den zum Teil verwundeten Geretteten. Drei von ihnen sprachen; aber so viel sie auch persönlich durchgemacht hatten, in ihren Ansprachen ward keine Klage, kein Bedauern und keine Enttäuschung laut; wohl aber Lob und Dank für Gottes wundervolle Liebe und Gnade. Mit keinem Wort sprachen sie davon, die Arbeit zu verlassen, verließen im Gegenteil dem festen Entschluß lebhaften Ausdruck, nach China zurückzukehren, sobald der Herr die Wege öffnen würde, und dann das Werk der Evangelisation mit größerer Kraft denn bisher fortzusetzen.“ Schön war, was manche von ihren Befehrten erzählten, die ihr Leben um ihres Glaubens willen gelassen hätten. In Hongtung in der Schansi-Provinz allein 200. Der Erstling dort, ein alter Mann, wurde von den Bogern ergriffen und den Beamten übergeben, die ihm 800 Schläge geben ließen, so daß sein ganzer Körper geschunden war. Aber auch weitere ausgesuchte Martern preßten ihm nicht den verlangten Widerruf ab. Er hatte noch mehrere Tage im Gefängnis gelebt und wurde dann hingerichtet. Eine wilde Scene spielte sich in Hohtschau in derselben Provinz ab. Da hatten die Bogern einen Christen gebunden auf den Boden gelegt, in einiger Entfernung um ihn herum Holz aufgeschichtet und angezündet. Er sollte langsam zu Tode geröstet werden; aber das Feuer war doch immer so weit entfernt, daß eine schnelle Beendigung der Qualen ausgeschossen war. In seinem Todeskampfe wälzte sich der Unglückliche näher an das Feuer heran, worauf die entmenschten Leute seinen Körper mit glühender Asche und Kohlen bedeckten, so daß es einem der dabei stehenden Soldaten zu arg wurde und sich ein Handgemenge mit den Bogern entwickelte. Der Mann wurde herausgeholt und von der Asche und den Kohlen gereinigt; er war noch am Leben. Auch er hat nicht widerrufen. — Der bekannte F. B. Meyer schloß die Gedächtnisfeier mit Gebet.

Die Rückkehr der chinesischen Missionare auf ihre Stationen wird — zunächst in den südlichen und östlichen Provinzen bis hinauf nach Schantung — eine immer allgemeinere, und fast überall findet sie ohne jede Störung seitens der heidnischen Bevölkerung und unter freudiger Bewillkommnung der Christen statt. Auf einer ganzen Reihe von Stationen haben sich die lokalen Behörden freiwillig erboten, für alles zerstörte Missionseigentum Schadenersatz zu leisten.

Die Liste der ermordeten und infolge der erlittenen Mißhandlungen gestorbenen evangelischen Missionare in China liegt jetzt abgeschlossen vor. Sie beläuft sich auf 186 Namen, 134 Erwachsene und 52 Kinder. Nach den Provinzen verteilt kommen

auf Schansi und die angrenzende Monpolei	112 Erwachsene und 45 Kinder;
„ Tschiili	13 „ „ 4 „
„ Tschehkiang	8 „ „ 3 „
„ Schantung	1 Erwachsener.

Und nach ihrer Nationalität

auf die Britten	70 Erwachsene und 28 Kinder;
„ „ Schweden	40 „ „ 16 „
„ „ Amerikaner	24 „ „ 8 „

Aus der Rheinischen Mission. Die Rh. M. hat schon wieder den Tod zweier ihrer tüchtigsten Missionare zu beklagen. Am 30. Dezember v. J. starb nach ganz kurzer Krankheit Miss. Thomas in Sumene auf Nias im Alter von 58 Jahren und Mitte Januar Missionar Gottlieb Biehe, der Präses der Serero-Mission in Okahandje in Deutsch-Südwest-Afrika im Alter von 61 Jahren. Biehe hat besonders mit großem Geschick und Takt in oft sehr schwierigen Verhältnissen die Verhandlungen mit der Regierung im Interesse der Mission und der Eingeborenen geführt. Thomas war als missionarischer Pionier in seinem Element; die beiden größten niasischen Stationen, Ombolata und Sumene sind seine Gründungen. Zwischen beiden Stationsgründungen liegt sein und Miss. Lagemanns Versuch, auch im berüchtigsten Süden von Nias mit der Mission zu beginnen; der dreijährige Aufenthalt daselbst mitten unter einer wilden Bevölkerung gehört mit zu den interessantesten Episoden der neueren Missionsgeschichte. Nachdem er von dort vertrieben war, machte er mit sich zusammen, dem jetzigen Ephorus der Rheinischen Kaplandsmission, die Untersuchungsreise nach Neuguinea, um dort die Mission einzuführen. 1889 nach Nias zurückgekehrt, gründete er 1891 Sumene, das heute nach zehnjährigem Bestehen 1325 Christen zählt. — Im ganzen hat die Rh. M. von Januar 1900 bis Januar 1901 7 Missionare durch den Tod verloren.

Am 1. Juni v. J. hat der Rheinische Missionsarzt Dr. J. Schreiber, der Sohn des Barmer Inspektors, mit seiner Arbeit in Pea Radja in Sumatra begonnen und bis Schluß des Jahres, also in den ersten 7 Monaten bereits 12585 Konsultationen, die sich auf 3089 einzelne Personen verteilen, gehabt. Das noch erst provisorische Krankenhaus beherbergte in der gleichen Zeit 35 Kranke mit zusammen 565 Verpflegungstagen. Pea Radja ist jetzt wohl die größte deutsche

evangelische Missionsstation. Es zählte Ende 1900: 8 Filiale, 11 Schulen, 760 Schüler, 12 Lehrer, 4 eingeborene ordinierte Pastoren und 7612 Christen. An europäischen Arbeiterpersonal finden wir dort außer dem Stationsvorsteher, Miss. Mezler, und Dr. med. Schreiber 5 Missionschweftern, die teils in der ärztlichen Mission, teils in der Gemeinde und teils in den Versorgungshäusern für mutterlose Säuglinge thätig sind. — Das große Rheinische Missionshospital in Lungkun (China), das jetzt unter Leitung des Dr. Olyp steht, während sein Gründer Dr. med. Kühne auf Urlaub in der Heimat weilt, weist pro 1900 gegen das Vorjahr begreiflicherweise infolge der Unruhen und der zweimonatlichen Unterbrechung etwas geringere Zahlen auf. Dennoch sind sie hoch genug: 13799 Konsultationen, die sich auf die 140 abgehaltenen „öffentlichen Heiltage“ verteilen; im Krankenhaus fanden 330 Patienten Aufnahme mit durchschnittlich je 24 Verpflegungstagen. Von den im Hospital studierenden Chinesen wollen jetzt zwei eine eigene Praxis beginnen. Einer von ihnen fungierte schon als Assistenzarzt im Hospital.

Die Rheinische Missionsgesellschaft hat im Jahre 1900: 2973 Heidentaufen (darunter c. 120 Mohammedaner) zu verzeichnen gehabt, gegen 4456 im Jahre zuvor. 10957 befinden sich noch im Taufunterricht. Die Gesamtzahl der Christen beträgt 82245, die der Hauptstationen 93 mit 254 Filialen, die der Schulen 390 mit 15269 Kindern. Das Arbeiterpersonal besteht aus 130 Männern, darunter 10 studierte Theologen und 3 Ärzte, und 17 Missionschweftern. Das eingeborne Arbeiterpersonal aus 26 ordinierten Predigern und 371 Lehrern und Evangelisten. Leider schließt die Jahresrechnung mit einem Fehlbetrag von 146820 Mark ab.

Die Doshisha zu Kyoto in Japan feierte am 29. November des vergangenen Jahres die 25. Wiederkehr ihres eigentlichen Gründungstages. Am 29. November 1875 wurde nämlich in dem Hause Nissimas eine Gebetsversammlung von 2 Männern und 7—8 Studenten gehalten. Das Jubiläum wurde am Vormittag durch eine Gebetsversammlung gefeiert. Hirotsu, der augenblickliche Dekan dieser christlichen Hochschule gab darauf einen Überblick über die Geschichte. Im ganzen haben sie bis jetzt 4611 Studenten, darunter 862 weibliche, besucht. Graduiert wurden 888. Von diesen Graduierten stehen 95 in der direkten Missionsarbeit, 147 an Schulen, 198 stehen im geschäftlichen Leben, 28 dienen der Regierung als Beamte.

Wie ist der weiße Mann entstanden? Ein in britisch Guayna lebender Neger wurde gefragt, wie der erste Mensch ausgesehen habe. „Schwarz“ lautete seine Antwort. „Aber wie ist denn der weiße Mann entstanden?“ fragte man ihn weiter. „Ja sehen Sie, mein Herr“, erwiderte der kluge Schwarze, „der erste Mensch hatte zwei Söhne, der eine war gut, der andere böß. Der böße erhob sich und erschlug seinen Bruder. Als nun der Herr fragte: Cain, wo ist dein Bruder Abel? da wurde Cain blaß. Von ihm stammen die Blafgesichter ab.“ Eine schneidige Kritik der Handlungsweise des weißen Mannes gegen seinen schwarzen Bruder.

Missionsrundschau.

Australien und Ozeanien.

Von D. G. Kurze.

I.

Festland Australien. — Nach langem Harren und vielen Kompromißverhandlungen ist der Wunsch der meisten Angloaustralier nach einem engeren politischen und wirtschaftlichen Zusammenschlusse zwischen den einzelnen australischen Kolonien mit dem Beginn des neuen Jahrhunderts endlich in Erfüllung gegangen. Unter großem Gepränge trat am 1. Januar 1901 der neue Bundesstaat „Commonwealth of Australia“ ins Leben, an dessen Spitze als Generalgouverneur Lord Hopetoun berufen worden ist; als früherer Gouverneur von Victoria hat er schon Gelegenheit gehabt, sich mit australischen Verhältnissen vertraut zu machen. Früher oder später wird wohl auch noch Neuseeland, das bisher mit Rücksicht auf seine insuläre Lage den Centralisationbestrebungen wenig Interesse entgegengebracht hat, den Anschluß an den neuen Bundesstaat suchen müssen.

Ebenso erfolgreich wie jene Einigungsbestrebungen auf politisch-wirtschaftlichem Gebiete, sind in den letzten Jahren in Australien auch die Bemühungen gewesen, die in den einzelnen Kolonien bisher selbständig organisierten Denominationen zu großen über ganz Australien sich erstreckenden Kirchen zusammenzufassen. So haben sich z. B. die verschiedenen Zweige der Wesleyanisch-Methodistischen Kirchen in Queensland, Südaustralien, Westaustralien und Neuseeland zu einem einzigen Kirchenkörper vereinigt, der sicherlich in allernächster Zeit auch in den übrigen Kolonien die verwandten Denominationen aufsaugen wird. Das Gleiche gilt von den verschiedenen Presbyterianerkirchen Australiens. Für die Heidenmission haben diese Einigungsbestrebungen zunächst keine große Bedeutung, da der größte Teil der australischen Presbyterianer- und Methodistengemeinden schon je eine Centrale für den Betrieb ihrer Heidenmissionen besaßen (Austr. Christian World 701, 4).

Einen überaus festlichen Verlauf nahm die Jubiläumsfeier, welche die anglikanische Kirche Australiens in den Tagen vom 19. bis 25. August 1900 zur Erinnerung an die 50 Jahre zuvor erfolgte Gründung des „Australian Board of Missions“ in Sydney, der Hauptstadt von Neusüdwales, veranstaltete. Aus den 6 anglikanischen bischöflichen Diözesen, die es damals in Australien gab, sind inzwischen 22 geworden. Von nah und fern waren die Freunde der anglikanischen Kirche zu der von großer Begeisterung getragenen Feier herbeigeeilt; unter den 20 an dem Jubiläum teilnehmenden Bischöfen waren auch die von Melanesien, Neuguinea, Japan und Neuschottland. Neben den Festgottesdiensten und Abendversammlungen übte auch eine wohl vorbereitete Missionsausstellung, in welcher von sachkundigen Missionsarbeitern erläuternde Vorträge gehalten wurden, große Anziehungskraft aus. Mit der Jubiläumsfeier der anglikanisch-australischen Missionsgesellschaft, welche nach wie vor die Missionen unter den Papua Australiens und Neuguineas, den Maoris Neuseelands, unter den Melanesiern, sowie unter den in Australien eingewanderten Chinesen und Kanaka fördert, war die Weihe des Bischof White für die aus Teilen des Nordterritoriums und des nordwestlichen Queensland gebildete neue anglikanische Diözese Carpentaria verknüpft. Die zum Besten der Mission

gespendeten Jubiläumsgaben erreichten eine Höhe von 168 000 Mark, eine Summe, die auf den ersten Blick und nach deutschen Verhältnissen gemessen sehr beträchtlich erscheint. Zieht man aber den Umstand mit in Betracht, daß die anglikanische Kirche Australiens im Vergleiche mit den andern evangelischen Kirchen jenes Weltteils die weitaus größte Zahl an Gliedern hat, und erinnert man sich der Jubiläumsfonds, welche andere evangelische Kirchen Australiens um die Jahrhundertwende aufgebracht haben, so haben diesmal die Anglikaner Australiens keinen Grund, auf ihre Gebehrlichkeit sonderlich stolz zu sein (Ebenda 751, 2; 754, 11).

Über die Rasse der Papuabevölkerung von Neusüdwaless erhielten wir durch die Freundlichkeit des dortigen Ministeriums interessantes statistisches Material. Demzufolge ist die Zahl der Vollblut-Papua in der Kolonie seit 1882, wo die erste genaue Zählung vorgenommen wurde, von 6540 auf 3203 Ende 1899 herabgesunken, während umgekehrt in demselben Zeitraum die Zahl der Halbblut-Papua von 2379 auf 3689 gestiegen ist. Bei den reinen Papua überwog im letzten Berichtsjahre (Herbst 1898/99) die Zahl der Sterbefälle die der Geburten um 60, die Halbblütigen dagegen zählten 100 Geburten mehr als Todesfälle. Diese gesamte Papuabevölkerung von 6892 Seelen verteilte sich Anfang 1900 auf 123 Reservationen von zusammen 23 719 Acker Flächengehalt. Von den 3030 Papuakindern genießt zur Zeit nur der fünfte Teil (612) Schulunterricht. Die Regierung thut ihr Möglichstes, damit die Papua ihre Kinder zur Schule schicken, indem sie den Kindern, welche den Unterricht regelmäßig besuchen, angemessene Kleidung und wöchentlich bestimmte Lebensmittelrationen zum Geschenk macht. Auch ermutigt sie die Bearbeitung der Reserveländereien durch die Papua, welchen sie dazu die nötigen landwirtschaftlichen Geräte und Werkzeug zur Verfügung stellt. Die auf diesem Gebiete erzielten Erfolge sind keine geringen; die an der Seeküste wohnenden Papua sind im Besitze von 37 Booten, die sie in gutem Stande erhalten. Zu den bisher schon von der Regierung subventionierten 3 Papuastationen Brewarinna (53 Papua), Cumeroo-gunga (231 Papua) und Warangesda (104 Papua) sind in den letzten Jahren drei neue Brungle (70 Papua), Grafton (48 Papua) und Wallaga Lake (122 Papua) hinzugekommen. Im ganzen zählt man jetzt in Neusüdwaless 3 Vereinigungen, welche sich der Papuabevölkerung annehmen. Während die Regierung durch ihren „Board for Protection of Aborigines“ die materiellen und kulturellen Interessen der Eingeborenen nach Kräften fördert — im letzten Berichtsjahre gab dieselbe für die 6892 Papua 353 251 Mark aus —, sorgen die „Aborigines Missionary Association“ und die „New South Wales Aborigines Mission“ für die Ausbreitung des Evangeliums unter ihrer Schutzbefohlenen. Die erstere Missionsvereinigung hat die geistliche Bedienung der Papua auf den genannten 6 Hauptstationen übernommen, deren Vorsteher zugleich die religiöse Unterweisung erteilen. Im übrigen subventioniert die Gesellschaft eine Anzahl Geistlicher der verschiedenen evangelischen Kirchen, daß sie in den in der Nachbarschaft ihrer Pfarrei befindlichen Papuaniederlassungen Gottesdienst halten. Auch ist die Anstellung eines eigenen Wandermissionars in Aussicht genommen. Die zweite Vereinigung ist eine Erweiterung der früheren „La Perouse Aborigines Mission“, welche jetzt außer in La Perouse — von den dortigen 53 Papua sind 36 Christen — auch im Südküstenbezirk, Kooty Hill, Hawkesbury-Fluß, Macleay-Bezirk und am Mawarra Lake mit Erfolg thätig ist; an letzterem Orte hat der christliche Papuahäuptling Mickie selbst eine Kirche erbaut.

Beide Missionsvereinigungen gehen in gemeinsamen Einvernehmen vor und bringen zur Zeit ungefähr einem Drittel der Papuabevölkerung von Neusüdwales das Wort Gottes regelmäßig nahe (Ebenda 608, 8; 648, 8; 654, 13; 674, 10; 677, 2; 682, 10; 686, 2; 690, 10; 692, 11; 700, 10; 703, 10; 746, 10; 748, 18; 751, 10; 752, 3; 754, 1).

Bei der Missionsarbeit unter den Chinesen von Neusüdwales, die auch in den letzten Jahren nicht ohne Frucht geblieben ist — wir zählten im ganzen ungefähr 50 Tausen Erwachsener — macht sich neuerdings eine rechte Zersplitterung der Arbeitskräfte bemerkbar, insofern nicht weniger als 6 verschiedene evangelische Kirchen, beziehentlich Vereine Chinesenmission treiben. Gleich die Hauptstadt Sydney stellte in dieser Hinsicht eine bunte Meisterkarte dar; denn, wir finden hier eine anglikanische, wesleyanische, presbyterianische, baptistische und „Churches of Christ“ Chinesenmission; außerdem besteht in Sydney noch seit 1894 eine interdenominationalle Chinesenmission unter dem Namen „Chinese Enterprise Gospel Mission“, welche unter der Leitung eines gewissen Masterman steht (Austr. Chr. World 642, 13; 668, 1;). Sehr rührig ist die kleine anglikanische Chinesengemeinde in Sydney unter ihrem Geistlichen Soo-Hoo-Ten; sie besitzt seit 1898 eine stattliche Missionshalle, deren 30000 Mark betragende Baukosten die Chinesen fast allein bestritten haben. Außer in Sydney unterhalten die Anglikaner noch Chinesenmissionen in Cobar, Inverell, Tumut und Bathurst, während die Presbyterianer außerhalb der Hauptstadt unter den Chinesen in Waterloo, Narrandera, Albury und Newcastle arbeiten. In Waterloo und Newcastle sind auch die Wesleyaner vertreten, die ein par tüchtige chinesische Geistliche zur Verfügung haben. Es ist nichts Außergewöhnliches, daß heidnische Chinesen an abgelegenen Orten im voraus Kollekten veranstalten und die Deckung der Reiseunkosten übernehmen, nur um einen chinesischen Missionar zum Kommen zu veranlassen. Die „Churches of Christ“ haben im Frühjahr 1900 von Sydney aus noch eine zweite chinesische Missionsstation unter den 200 Chinesen von Corowa gegründet (Ebenda 569, 7; 570, 7; 578, 7; 582, 8; 589, 7; 609, 7; 610, 7; 632, 8; 634, 4; 665, 7; 666, 9; 670, 9; 678, 1; 692, 11; 727, 10; 741, 10;). Mit welcher drakonischer Strenge man die chinesische Einwanderung zu hemmen sucht, zeigte sich vor wenig Jahren, als ein chinesischer Obsthändler, Ah-Yin, der sein Geschäft in Mildura auf dem victorianischen Ufer des Murrayflusses betrieb, nichts ahnend zu Handelszwecken einmal über den Murray herüberfuhr und dann in Wentworth festgenommen und zu 2 Jahren Gefängnis verurteilt wurde, weil er die auf chinesische Einwanderer gelegte Steuer von 2000 Mark für jenen kurzen Geschäftsweg über die Grenze nicht noch einmal entrichtet hatte (Dunedin Outlook 1898, 8).

Am meisten zusammengeschmolzen ist die Zahl der Papua in der Kolonie Victoria. Nach dem vorjährigen offiziellen Jahresberichte der Regierungsbehörde für die Eingeborenen lebten in der Kolonie nur noch 433 Vollblut-Papua, von denen die Mehrzahl (329) sich auf die 5 Missionsstationen Ebenezer, Ramahyuk, Condah Lake, Tyers Lake, und Coranderrk verteilten, während die übrigen 104 sich in Framlingham und in einzelnen Lagern aufhielten; im Berichtsjahre kamen unter ihnen auf 5 Geburten 21 Todesfälle. Die Halbblut-Papua hat die Regierung seit einer Reihe von Jahren aus dem Stationsverbande auszuschneiden genötigt, damit sie sich ihren Unterhalt selbst verdienen sollten; dagegen werden die halbblütigen Kinder noch in staatlichen Kostschulen erzogen. Die beiden Missionare der Brüdergemeine Sagenauer und Bogisch, setzen ihre Arbeit an der immer mehr zusammenschmelzenden Zahl ihrer Pflege-

befohlenen in Ramahyut und Ebenezer — beide Stationen zählen zusammen nur noch 80 Papuachristen — mit unentwegter Treue fort; den ersteren nötigt daneben sein Ehrenamt als Protektor der Papua zu häufigen Visitationsreisen durch die Kolonie (Jahresbericht der Brg. 1899/90, 22. Austral. Christenbote 1899, 167; 1900, 134; 170). Einen sehr anschaulichen Bericht über die alte presbyterianische Missionsstation Coranderrf, die ein wahres Schmuckstäbchen und eine rechte Friedensstätte sein muß, brachte vor einigen Jahren das Melbourne'sche „Presbyterian Monthly (1897, 28)“.

Die anglikanische Mission unter den Chinesen der Kolonie Victoria hat seit Ende 1898 unter einem bedauerlichen Zwischenspiel zu leiden, welches die Freunde der anglikanischen Chinesenmission in Melbourne in zwei sich bitter befehdende Heerlager spaltet. Der Bischof von Melbourne beschuldigte nämlich den bisherigen Superintendenten der anglikanischen Chinesenmission Cheok-Hong-Cheong der Unlauterkeit und Kezerei, insofern er die von ihm angefertigte chinesische Übersetzung des „Common Prayer Book“ und anderer bei der Ausbildung chinesischer Katechisten benutzten Bücher durch Einschmuggelung Konfuzianischer Irrlehren gefälscht habe. Der so schwer Beschuldigte hat diese Vorwürfe aufs schärfste zurückgewiesen und seitdem unter Unterstützung eines beträchtlichen Teiles der Anglikaner Melbourne's eine selbständige anglikanische Chinesenmission ins Leben gerufen, die ihr Centrum in der Melbourne'schen Temperenzhalle hat. Die andere bischöfliche Partei hat dagegen die chinesische Kirche in ihrem Besitze behalten und zum Superintendenten der Chinesenmission einen eifrigen Missionsfreund, Rev. Barret ernannt, der zunächst auf 2 Jahre nach China gesandt worden ist, um sich in die chinesischen Verhältnisse einzuarbeiten. Wie Recht und Unrecht in dieser mißlichen Streitsache auf beiden Seiten verteilt ist, läßt sich auf Grund des vorliegenden Materials nicht entscheiden. Von Cheok-Hong-Cheong hören wir, daß er 1899 4 Chinesen taufen konnte und in Melbourne immer noch einen großen Anhang hat (Austr. Chr. World 663, 2; 665, 7; 666, 3; 679, 3; 716, 3;). Der durch seine Opferwilligkeit bekannte Archidiacon Williams von Neuseeland hat übrigens 1898 der anglikanischen Chinesenmission in Victoria behufs Ausdehnung ihrer Arbeit ein Kapital von 40000 Mark geschenkt; in Folge dessen ist in Balaclava ein Haus zur Einrichtung eines Seminars für chinesische Katechisten angekauft worden (Ebenda 627, 2).

Die schon früher kräftig entwickelte wesleyanische Chinesenmission Victorias hatte in den letzten Jahren die erfreuliche Anzahl von 31 Tausen an Erwachsenen zu verzeichnen; welche sich auf die Stationen Melbourne, Castlemaine, Bendigo, Wangaratta und Egerton verteilten. Die kleine wesleyanische Chinesengemeinde in Melbourne konnte Ende Juli 1897 die 25 jährige Jubelfeier ihres Bestehens zugleich mit einer Tauffeierlichkeit begehen (Austr. Chr. World 563.7. Melbourne Spectator 1896, 850, 954; 1897, 718, 806, 1150. Sydney Methodist 1898, 8 X). Segensreich wirkt auch in der Hauptstadt und in den Städten Ballarat, Bairnsdale und Warrnambool die Presbyterianerkirche unter der chinesischen Bevölkerung; allein im Jahre 1898 wurden durch die Taufe 18 Chinesen der Presbyterianerkirche einverleibt. Daß ihre chinesischen Gemeindeglieder nicht zu den „Reischristen“ gerechnet werden können, mag folgendes Beispiel von der Noblesse eines chinesischen Christen darthun. In Bairnsdale hat der chinesische Katechist Paul Young aus seiner eigenen Tasche eine Kapelle für 3000 Mark erbauen lassen und dieselbe dann schuldenfrei der Presbyterianerkirche geschenkt. Und nicht genug damit; auch ein Missionshaus

nebst dazu gehörendem Lande im Werte von 7200 Mark hat er seiner Kirche als Geschenk überwiesen; dabei ist er kein reicher Mann und sein Gehalt in dem teuren Australien hat nie den Betrag von 1680 Mark überstiegen. Nicht unwichtig ist die Arbeit, welche der presbyterianische Frauenmissionsbund ganz in der Stille unter den chinesischen Frauen und Mädchen in Melbourne durch eine Missionslehrerin treibt, sie sammelt an Sonn- und Wochentagen 25—30 Zöglinge um sich (Dunedin Outlook 1900, 87, 26. Melb. Presb. M. 1898, 183, 345, 452. Austr. Chr. World 611, 7).

Auch die Kolonie Südaustralien macht die gleiche Erfahrung in Bezug auf die Papua, wie die benachbarten Kolonien; die Vollblutschwarzen sterben allmählich aus, während die Halblutbevölkerung regelmäßig zunimmt. Im Jahre 1898 zählte der Protektor der Papua in der ganzen Kolonie nur noch 3617 Eingeborene und zwar 3134 im sogenannten Nordterritorium und 483 — darunter auch die Halblütigen — im eigentlichen Südaustralien. Wie rapid es mit den Vollblutschwarzen abwärts geht, zeigen die Geburts- und Todesfälle im letzten Jahrzehnt; erstere betrugen nur 322, während letztere sich auf 599 bezifferten. Vergleichsweise stellen wir die neuesten Zahlen von der Missionsstation Point Macleay, wo unter den 226 Eingeborenen das Halblut ziemlich stark vertreten ist, daneben; hier kamen während des Jahres 1899/1900 auf 20 Geburten nur 8 Sterbefälle.

Ein Wunder ist es übrigens nicht, daß die Zahl der Papua besonders im Nordterritorium abnimmt; denn die Ausschreitungen, welche dort eine gewisse Klasse von Weißen gegen die hilflosen Schwarzen begeht, schreien gen Himmel. Wie schlimmes in dieser Beziehung steht, mag das folgende Bruchstück aus einer Ansprache des Gouverneurs von Südaustralien, Lord Tennyson, lehren, welche derselbe auf der letzten Jahresversammlung der „Aborigines Friends Association“ gehalten hat. Er sagte unter anderem: „Sind Sie darüber informiert, daß die Frauen der Schwarzen im Nordterritorium durch die Geseze leider nur in sehr ungenügender Weise vor der Brutalität mancher dort lebender ruchloser Weißen geschützt sind und dementsprechend leiden müssen? Hat man Ihnen gesagt, daß an die Schwarzen in großem Umfange ein vom Gesetz verbotener Spirituosenverkauf stattfindet, dem Einhalt gethan werden müßte und der die Eingeborenen an Leib und Seele verdirbt? Erinnern Sie sich daran, was der vorige Staatssekretär in der letztjährigen Parlamentssitzung konstatierte, daß sogar in der Gegenwart noch Papua von Weißen aus ihren Stammesgebieten hinweg in thatsächliche Sklaverei geschleppt werden? Ich kann nur das eine sagen: Ich hoffe zu Gott, daß Südaustralien zu einem lebhafteren Gefühl der Verantwortlichkeit erwachen möge, welche es diesen Schwarzen gegenüber hat, und daß es mit fester Hand diese verabscheuenswerten Greuel beseitigen wird.“

Diese Anklagen des Gouverneurs hat der Oberrichter des Nordterritoriums Dashiwood in vollem Umfange bestätigt. Er erzählte, wie die Schwarzen von berittenen Weißen auf förmlichen Jagden geheßt, überritten und dann nach einer weit entfernten Squatterstation als Leibeigene geschleppt wurden. Wollen sie aus der Sklaverei entfliehen, so müssen sie das Gebiet feindlicher Stämme passieren und laufen Gefahr, von diesen getötet zu werden, ehe sie ihre Heimat erreichen. Auch den vielen Gewaltthaten, die von Weißen an den Frauen und Töchtern der Papua verübt werden, muß nach den Worten des Oberrichters mit größerer Energie als bisher entgegen getreten werden. Aus diesen trüben Erfahrungen heraus hat sich Dashiwood veranlaßt gesehen, im Sommer 1899 dem Parlament von Südaustralien

eine besondere „Bill for the Protection and Care of the Aborigines of the Colony“ zu unterbreiten. Diese Bill enthält auch eine Klausel, welche es der Polizei besser als bisher ermöglichen soll, dem im Geheimen seitens chinesischer Händler stattfindenden Verkauf von Opium an die Eingeborenen ein Ende zu machen. Zur Vorbereitung der Bill hatte der Gesetzgebende Rat der Kolonie eine Kommission eingesetzt, welche sich bei Sachkundigen über die verschiedenen Seiten der Eingeborenfrage informieren sollte. Hierbei kam es zu einer tragikomischen Scene, welche beweist, daß Unkenntnis der Mission nicht nur zu den Privilegien so mancher europäischer Staatsmänner und Volksvertreter gehört; auch in Australien ist diese Spezies würdig vertreten. Man höre und staune! Unter den mancherlei Fragen, welche die parlamentarische Kommission an ihre Gewährsmänner richtete, war auch die: „Ist es möglich, daß die wilden Papua Christen werden?“ Und so fragt man in einer Kolonie, wo auf 5 evangelischen Missionsstationen seit längerer Zeit schon kleine Papua-Christengemeinden gesammelt sind, deren sich die weißen Christen Australiens wahrlich nicht zu schämen brauchen. Leider hatte man als Berichterstatter über jene seltsame Frage nicht Missionskenner vor die Kommission geladen, sondern begnügte sich mit den Darlegungen Dashwoods und eines Ethnologen Gillen. Ersterer erklärte, der Superior der inzwischen eingegangenen Jesuitenmission am Daly-Fluß habe zugegeben, daß ihre Mission trotz aller Bemühungen wenig bleibenden Erfolg bei den Eingeborenen erzielt habe. Jener Ethnologe aber sprach es als seine volle Überzeugung aus, es sei unmöglich, aus einem Papua einen Christen zu machen. Nach seiner Meinung zerstöre der Missionar, der den Versuch mache, die Schwarzen zu christianisieren, alles, was an dem Stammesleben derselben gut sei und biete ihnen dafür keinen Ersatz. Als einzigen Erfolg der Missionsarbeit ließ er gelten, daß die Papua durch dieselbe wohl physisch, aber nicht moralisch gehoben werden könnten.

Die Missionsfreunde in Adelaide wandten übrigens ein sehr wirksames Mittel an, um die Urteilsfähigkeit dieser sogenannten „Missionsfachverständigen“ ins rechte Licht zu stellen. Sie veranlaßten nämlich den Vorsteher der Missionsstation Point Macleay mit einem Teile seiner Papuachristengemeinde — es leben dort 204 Eingeborene — in die Hauptstadt zu kommen, um dem Publikum einen Anschauungsunterricht darüber zu geben, daß auch Papua gute Christen werden können. Wie durchschlagend der Erfolg davon war, zeigen die zahlreichen Unterstützungen, die man aus den Bürgerkreisen Adelaide seitdem jener Missionsstation zukommen läßt (Austr. Chr. World 663, 20; 689, 18; 696, 4; 713, 16; 753, 3; 756, 3; 759, 20; 761, 3).

Die beiden deutschen, von der kleinen südaustralischen Immanuelssynode unterhaltenen Papuamissionsstationen Neuherrmannsburg und Bethesda hatten unter den Folgen jahrelanger Dürre schwer zu leiden. Die erstere Station, deren Betrieb auch unter normalen Verhältnissen wegen des teuren Transportes der benötigten Vorräte — neuerdings hält man die Verbindung mit der ziemlich weit ins Innere vorgerückten Kopfstation der Eisenbahn mittelst Kamelkarawanen aufrecht — sehr erschwert ist, wurde zudem 1899 noch von einer Masernepidemie heimgesucht, welche 22 Papua auf dem Stationsgebiete hinwegraffte. Ein Gutes hatte die herrschende Dürre, daß durch dieselbe eine größere Anzahl hungernder Papua zur Missionstation geführt und unter den Einfluß des Evangeliums gebracht wurden. Die Missionare klagen zeitweilig darüber, daß die obrigkeitliche Gewalt im Innern keinen Vertreter hat und infolge dessen manche heidnische Greuel ungestraft verübt werden; so hatten

Papuafrauen ohne Scheu Zwillingekinder verbrannt. Anfang 1898 konnte ein neues Kirchlein auf der Station eingeweiht werden; die kleine 32 Seelen zählende Papua-Christengemeinde hat sich im allgemeinen gut gehalten; die Stationschule wurde regelmäßig von 15 Kindern besucht (Ebenda 680, 18. Kirchl. Mitt. 1899, 17; 1900, 17).

In Bethesda war das Betragen der christlichen Papua während des Notstandes ein ausgezeichnetes; die gemeinsam erfahrene und überstandene Trübsal scheint das Band zwischen den Missionaren und ihren Gemeindegliedern noch enger geknüpft zu haben. Auch hat die Hungersnot viele Eingeborene zur Station geführt, so daß jetzt ungefähr 65 christliche und 100 heidnische Papua dort wohnen; in den letzten 11 Jahren haben die Missionare im ganzen 59 Dieri taufen können; am Epiphaniastage 1900 empfingen 14 Katechumenen auf einmal das Taussakrament. Großen Eindruck hinterließ bei den Schwarzen der Besuch ihres früheren Missionars Flierl, der ihnen unter großer Teilnahme von seiner Arbeit unter den Papua Neuguineas erzählte. Die Missionare in Bethesda machen übrigens auf die interessante Thatsache aufmerksam, daß im Gegensatz zu den meist kinderlosen Ehen der heidnischen Eingeborenen die christlichen Papuafamilien auf der Station mit Kindern gesegnet sind, eine davon sogar mit 5 Kindern. Auf der Station sind zur Zeit nicht weniger als 3 Schulen im Gange, eine deutsche für die Missionarskinder, eine Dierischule für die Papuakinder, deren Hauptzweck ist, die Eingeborenen zum Lesen des Neuen Testaments in ihrer Sprache zu befähigen, und eine englische Schule zur gemeinsamen Unterweisung der deutschen und eingeborenen Kinder in dieser Sprache (Kirchl. Mitt. 1898, 23; 1899, 19; 1900, 18).

Der Freimissionar Matthews hat zusammen mit einem Gehilfen und einer Lehrerin in Metco bei Mannum am Unterlauf des Murray eine Papuamission gegründet; 18 Kinder besuchen seine Schule. Übrigens bringt man diesem etwas unruhigen Manne neuerdings in Missionskreisen ziemliches Mißtrauen entgegen, weil er fast immer mit einer kleinen Truppe Papuachristen kollektierend in der Kolonie Südaustralien umherreist (Austr. Chr. World 705, 10; 731, 10; 734, 10; 738, 10).

Infolge einer Anregung seitens englischer Gelehrten hat sich die Regierung Südaustraliens entschlossen, den schon genannten Ethnologen Gillen und den Professor Spencer von der Melbournner Universität auf ein Jahr mit ethnologischen Studien unter den Papua im Innern und Norden der Kolonie zu betrauen. Bei dem raschen Dahinschwinden der heidnischen Papua thut man gut daran, das Unternehmen nicht weit hinauszuschieben (Ebenda 756, 18).

Sehr wichtig ist die Missionsarbeit, welche die Wesleyaner unter der eingewanderten asiatischen Bevölkerung von Port Darwin im Nordterritorium treiben. Hier leben ungefähr 4000 Chinesen, 400 Japaner und ebensoviel Malaien in leiblichem und sittlichem Schmutz; so ist z. B. die weibliche japanische Bevölkerung fast durchweg der Prostitution ergeben. In den letzten Jahren war dort der sehr tüchtige chinesische Geistliche Tsear-Tsch stationiert, dem es gelang, 10 Chinesen durch die Taufe in die wesleyanische Gemeinde aufzunehmen (Austr. Meth. Miss. Review 1898, Zul. 2; Dez. 1; 1899, März 6; 1900, März 5. Austr. Chr. World 565, 7; 645, 10).

In Westaustralien ist leider ein anglikanischer Missionar Hale, der am Forrest River unter den Papua arbeitete, im Sommer 1898 von Eingeborenen ermordet worden. Von Zeit zu Zeit bringt immer wieder die Kunde von Greuel-

thaten an die Öffentlichkeit, welche weiße Kolonisten oder Stationsverwalter an den von ihnen in harter Sklaverei gehaltenen Papua verübten. So haben im Herbst 1897 zwei weiße Stationsaufseher in der Nähe von Bendhu drei von ihren schwarzen Dienskleuten, einen Mann und zwei Frauen, auf entsetzliche Weise zu Tode gepeitscht. Dieselben Teufel in Menschengestalt hatten schon früher einmal zwei Papuamädchen von 8, beziehentlich 12 Jahren barbarisch gezüchtigt. Leider finden sich in solchen Fällen in jenen Kolonien immer Geschworene, welche für möglichst gelinde Strafen stimmen. Dort lautete das Verdict auf Totschlag, und als Strafe diktierte der Richter lebenslängliches Zuchthaus. Gewöhnlich wird dann nach kaum angetretener Strafe von den Freunden der Betreffenden ein Begnadigungsgesuch eingereicht (Melbourne Spectator 1897, 1281. Austral. Christenbote 1897, 151. Austr. Chr. World 663, 7).

Einen interessanten Beleg für die Habgier und Dreistigkeit, mit welcher römisch-katholische Prälaten den Löwenanteil an öffentlichen Geldern für ihre Sonderzwecke beanspruchen, bietet ein im Februar 1897 erschienenenes Blaubuch „Western Australia Correspondence relating to the proposed abolition of the Aborigines Protection Board of Western Australia“. Die darin abgedruckten Beschwerden des katholischen Bischofs Gibney von Perth sind zumeist in einem so insolenten Tone gehalten, daß man sich nur über die Gutmütigkeit der englischen hohen Regierungsbeamten wundern kann, die sich eine derartige Behandlung gefallen lassen. Trotzdem die Katholiken nur den dritten Teil der Bevölkerung Westaustraliens ausmachen, fordert der Bischof doch unentwegt, daß von den für die Unterstüßung der Papua Westaustraliens — der Gouverneur schätzt sie auf 15 000 — ausgeworfenen 100 000 Mark der weitaus größere Teil der katholischen Papuamission überlassen werde; die evangelischen Missionsstationen sollen sich mit einem bescheidenen Rest begnügen. Dabei muß man bedenken, daß die katholische Papuastation Neu-Murcia, das Hauptparadesperd des Bischofs, dank der umsonst geleisteten Arbeit der Schwarzen und der Liberalität der Kolonialregierung, eine sehr wertvolle Domäne geworden ist. Ein großes Schlaglicht auf die Leistungsfähigkeit katholischer Papuamissionare wirft die von Bischof Gibney in einer seiner Eingaben unvorsichtigerweise ausgeplauderte Thatsache, daß in Neu-Murcia auf die 134 Stationschwarzen und Halbblütigen ein weißes Missionspersonal von 54 Köpfen entfällt! Das sind allerdings Erfolge, mit denen keine evangelische Mission konkurrieren kann.

Wie der Gouverneur G. Smith von Westaustralien über die Papuafrage denkt, lehrt folgender Passus in einem 1896 an das Londoner Kolonialministerium gesandten Berichte: „Kein vernünftiger und human gesinnter Mensch kann daran zweifeln, daß wir die Pflicht haben, alles, was in unsern Kräften steht, für die 15 000 oder mehr Papua, die noch in unserer Mitte leben, zu thun; denn wir haben ihnen ihr Land genommen, ihre Subsistenzmittel vernichtet; wir treiben sie von Tage zu Tage immer weiter in die Einöde zurück; wir verweigern ihnen das Recht auf Bezahlung ihrer Arbeit auf den Goldfeldern; wir haben ihre Quellen und Wasserlöcher durch das Vordringen von Forschungsexpeditionen mit ihren Trupps von Pferden und Kamelen erschöpft; wir peitschen sie und sperren sie ein mit einer Härte, die in gar keinem Verhältnis zu dem von ihnen begangenen Ausschreitungen steht, wenn sie von Hunger und Durst getrieben der Versuchung unterlagen.“

Die evangelische Mission unter den Chinesen Westaustraliens steht zwar noch in den Anfängen, hat aber doch einige erfreuliche Erfolge zu verzeichnen. In Perth allein fanden im Jahre 1898 12 Chinesentaufen statt; 10 der Täuflinge schlossen sich der dortigen Wesleyanischen Chinesengemeinde an, die sich ein Kirchlein erbaut, zu dessen Kosten die Chinesen in Perth 2600 Mark beigesteuert haben. Auch die Presbyterianer haben in Perth und Coburg Missionschulen für die chinesische Bevölkerung eröffnet; ja in der Hauptstadt besteht sogar eine von einem Chinesen Louey-Wah seit 1895 ins Leben gerufene unabhängige evangelische Missionschule, welche von 35 Chinesen besucht wird. Seiner japanischen Landsleute hat sich ein gewisser Micaß angenommen, der eine gute Stellung in Melbourne ausgab und Anfang 1898 nach Perth übersiedelte, um selbständig unter den dortigen Japanern zu arbeiten, zu deren Gunsten er unter anderem eine „Industriegesellschaft“ ins Leben rief. Seit 1897 ist übrigens von der Regierung Westaustraliens jede weitere Einwanderung von Japanern verboten worden (Austr. Chr. World 634, 4; 636, 7; 642, 20; 651, 8. Melb. Spectator 1897, 194; 1898, 573. St. Andrews Quarterly 1896, 3. Melb. Presbyt. Monthly 1896, 412; 432).

Auf dem Gebiete der Papuapolitik hat die Regierung von Queensland in den letzten Jahren ganz eigentümliche Wege eingeschlagen und dabei, wie es nicht anders zu erwarten war, große Enttäuschungen erlebt. Die neue sogenannte humanitäre Methode, deren Hauptvertreter A. Weston, der Protektor der Eingeborenen war bestand darin, unter Ausschluß aller religiösen und unterrichtlichen Einwirkung die Papua auf bestimmten Reservationen zu sammeln, und sie dort unter reichlicher Darbietung von Lebensmitteln und sonstigen materiellen Bedürfnissen ganz nach ihren heidnischen Stammesitten leben zu lassen. In Verfolgung dieser Politik wurde z. B. die Missionswirksamkeit auf den beiden Papuastationen Frazer's-Inland und Mhora (Stradbroke-Inland) aufgehoben. Die Früchte dieses sonderbaren Verfahrens reiften schneller, als die Freunde der grauen Theorie es gedacht hatten. Es traten nämlich gerade auf den beiden genannten Stationen solche skandalöse Zustände ein, daß man mit dem verkehrten System brechen und die anglikanische Kirche bitten mußte, auf den beiden Reservationen wieder Missionsstationen einzurichten. Die nicht gerade leichte Aufgabe, in die verfahrenen Verhältnisse Ordnung zu bringen und die Schwarzen wieder an Zucht und Sitte zu gewöhnen, hat Missionar E. Gribble übernommen, der dabei aber seine blühende Missionsarbeit in Yarraburra, wo 92 Papuachristen gesammelt sind, fortführen wird. Letzteres Missionsgebiet ist von der Regierung als Papuareservation und Gribble zum Superintendent derselben bestimmt worden. Zwei neue Papuareservationen Barambah und Coonowrin sind in den Bereich evangelischer Missionsthätigkeit gezogen; auf ersterer arbeitet ein Farmer Thompson, der sich schon früher der Eingeborenen angenommen hat, auf letzterer der Freimissionar Matthew.

Die Station Bloomfield, welche bisher von der südaustralischen Immanuel-synode unterhalten wurde, hat wegen schwieriger Verhältnisse aufgegeben werden müssen; doch wird dort die anglikanische Kirche die Arbeit an den Papua fortsetzen. Mancherlei Anerkennung in Regierungskreisen sowohl, wie bei Reisenden hat die Arbeit der deutschen Missionare unter den Papua im nördlichsten Queensland gefunden. Der Minister des Innern, Forston, hat sich auf einer im Sommer 1899 unternommenen Rundreise persönlich von der gedeihlichen Entwicklung der Missionsarbeit.

in jenem entlegenen Teile der Kolonie überzeugt. Am meisten hat ihm die Thätigkeit der Brüdergemeinde auf den presbyterianischen Missionsstationen Mapoon und Weipa gefallen. An ersterem Orte, wo ungefähr 100 Schwarze wohnen — die ganze Reservation zählt deren 500 —, ist schon eine kleine Papuachristengemeinde von 11 Seelen gesammelt und den Missionaren steht ein Tahitiinsulaner Price als Gehilfe zur Seite; die Tageschule wird von 53, die Sonntagschule von 83 Papua besucht. Die Schulen sind vom Staate übernommen worden, ohne daß dadurch der Religionsunterricht und die Beziehungen der Lehrkräfte zur Presbyterianerkirche irgendwie gehindert wurden. Auch auf der im Juni 1898 neugegründeten Station Weipa am Embley-Fluß macht sich bereits der Einfluß der Mission auf die Papua in wohlthuernder Weise geltend. Auf Anordnung des Ministers Fortson ist Missionar Hey, zum Superintendenten der Mapooner Papuarereservation ernannt, mit der besonderen Befugnis, die Kontrolle über das Anwerben und Indienststellen der Eingeborenen als Perlfischerarbeiter auf einer Küstenstrecke von 40 englische Meilen Ausdehnung auszuüben. Es ist dem Missionar dadurch manche Gelegenheit geboten, die Interessen der Eingeborenen kräftig zu wahren. Um eine bessere Verbindung der beiden Missionsstationen mit dem nächsten Verkehrsplatz Thursday Island herzustellen, haben Missionsfreunde im Süden Queenslands unter gleichzeitiger Unterstützung seitens der Regierung der Mission einen kleinen Dampfer geschenkt. Leider hat derselbe gleich bei seiner Abfahrt von Brisbane Scharie erlitten.

Auf dem Arbeitsgebiete der Neuenbottelsauer Mission in Slim-Hope Valley konnten zu Pfingsten 1898 acht Papuamädchen getauft werden, so daß man im ganzen jetzt 14 Christen zählt. Der im Stationsbereich wohnende Stamm ist ungefähr 500 Seelen stark. Auf Anregung und mit Unterstützung der Regierung sind die beiden 2 Stunden von einander gelegenen Stationen zusammengelegt und Slim nach Hope Valley verlegt worden. Im Frühling 1899 hat ein Orkan vielen Schaden an der dortigen Küste angerichtet. Auch in Hope Valley unterstützt die Regierung die Missionschule durch Befoldung einer englischen Lehrerin (Kirchl. Mitt. 1898, 21, 55, 81; 1899, 87; 1900, 7; 1901, 6. Missionsblatt der Brüderg. 1897, 58, 155, 306, 351; 1898, 153, 161, 166, 296; 1899, 4, 9, 124, 245; 1900, 62, 102, 130. Jahresbericht Brüderg. 1897/98, 33; 1898/99, 5; 1899/1900, 23. Austr. Chr. World 574, 1; 579, 1; 585, 16; 609, 2; 619, 2, 8; 638, 1; 673, 3; 693, 11; 702, 8; 713, 9; 726, 9; 827, 10; 730, 10; 731, 3; 741, 11; 743, 3. Austral. Christenbote 1898, 6; 1899, 151, 185. Torres Straits Pilot 31. X 1896. Melb. Presbyt. Monthly 1897, 17; 1898, 266).

In keinem guten Rufe stehen die Japaner im nördlichen Queensland; seit 1897 ist ihnen die Einwanderung nicht mehr gestattet. In den meisten Hafenstädten des Nordens sind die Prostituierten Japanerinnen. Die meisten Japaner, 700, bewohnen ein schmutziges Viertel in Thursday Island, wo der anglikanische Geistliche Seymour unter Japanern und Melanesiern nicht ohne Erfolg missioniert. Eine etwas angesehenere Stellung nehmen die Chinesen Queenslands ein, obgleich auch gar manche von ihnen als Spielhöllenhhaber und Opiumschmuggler eine unheilvolle Thätigkeit ausüben. Wie stark die Opiumpest um sich greift, geht daraus hervor, daß in der Stadt Cairns allein 5000 Pfund Opium eingeführt wurden; ein einziger chinesischer Kaufmann zahlte jährlich für Opium 14000 Mark Steuer. Aus einem Berichte Nestons, des Papua-Protectors, ersehen wir, daß z. B. im Bezirke Roma

zahlreiche Papua an den Folgen des ihnen durch Chinesen ermöglichten Opiumgenusses gestorben sind. Gegenüber diesen bösen Einflüssen, die von einem Teile der chinesischen Bevölkerung ausgehen, gewinnt die evangelische Mission unter den Queensländer Chinesen nur um so größere Bedeutung; sie ist in den letzten Jahren mit besonderem Nachdruck betrieben worden. Im Frühjahr 1897 konnten die Presbyterianer in Brisbane eine neue Chinesenkirche einweihen, an welcher Feier sich 174 Chinesen beteiligten. Eben da hat Anfang 1899 ein Freimissionar Dingson eine chinesische Mission ins Leben gerufen, zu welcher sich 100 Chinesen halten; 14 von ihnen stehen im Taufunterricht.

Ganz neuerdings, Ende v. J., hat sich der wesleyanische Chinesenmissionar Tear Tack, ein bewährter Arbeiter, unter seinen Landsleuten in Cairns niedergelassen; seinem ersten unter freiem Himmel abgehaltenen Gottesdienste wohnten 150 Chinesen andächtig bei. Daß die Chinesen übrigens nicht so leichten Kaufes ihren väterlichen Glauben preisgeben, zeigt das Faktum, daß sie sich in Tropon für 20000 Mark einen Göztempel erbauten (Austr. Chr. World 580, 7; 595, 16; 619, 2; 684, 10; 705, 11; 741, 10; 742, 19. Dunedin Outlook 1899, 617. Austr. West. Meth. M. Review 1900, Dez. 2; 1900, Jan. 10).

Was die Mission unter den melanesischen Kanaka auf den Zuckerplantagen Queenslands anlangt, so wetteifern noch immer vor allem Anglikaner, Presbyterianer und die „Churches of Christ“ miteinander, diesen Fremdlingen, die sich meist nur eine Reihe von Jahren in der Kolonie aufhalten, das Evangelium nahe zu bringen. Dank der eifrigen Arbeit des zeitweilig nach Queensland beurlaubten melanesischen Missionars P. L. Williams ist die anglikanische Mission unter den Kanaka jetzt besser organisiert als zuvor; in zwei Jahren konnten allein in einem Plantagenbezirke Nordqueensland 111 Kanaka getauft werden. Die anglikanische Kanaka-Mission hat neuerdings sogar sich südwärts nach Neusüdwales ausgebreitet; dort befinden sich längs des Tweedflusses Plantagen, auf denen einige hundert Kanaka beschäftigt sind; dieselben haben sich an zwei Orten, Merwillumbah und Lumbulgum, kleine Kapellen erbaut, in welchen sie von Bekehrten der melanesischen Mission im christlichen Glauben unterwiesen werden. Dem sie besuchenden und aufmunternden Missionar drückten jene Plantagenarbeiter 72 Mark für Missionszwecke in die Hand (Southern Cross Log 21, 1, 8; 23, 7; 25, 2; 27, 8; 28, 4; 29, 1; 30, 2; 33, 36; 37, 8; 52, 1; 53, 3. Austr. Christ. World 572, 7; 703, 9; 743, 3. Melb. Presb. Monthly 98, 349).

Die Hauptcentren der presbyterianischen Kanaka-Mission sind Mackay und Walkerston; im Bereiche der ersteren Station sind in den letzten 8 Jahren 410 Kanaka getauft worden; die Missionschule in Mackay wird von ungefähr 350 Arbeitern besucht. Die 2400 Mark, welche die Kapelle in Walkerston gekostet hat, haben die Kanaka selbst bezahlt. Im Sommer 1897 gründeten mehrere der Presbyterianerkirche angehörende Missionsfreundinnen in Süd-Brisbane ein Kanaka-Heim, in welchem die vielen die Hauptstadt passierenden oder dort beschäftigten Kanaka eine „Herberge zur Heimat“ finden, in welcher sie nicht nur leiblich gut aufgehoben sind — die volle Wochenpension kostet 8 Mark —, sondern auch Abendchule und religiöse Unterweisung genießen; in den ersten 3 Jahren des Bestehens der Anstalt hat dieselbe 518 Kanaka ein sicheres Unterkommen geboten. Neuerdings arbeitet auch in der

Umgebung der Stadt Bowen ein Presbyterianermissionar unter melanesischen Plantagenarbeitern. Die interdenominationelle „Queensland Kanaka Mission“, die aber vielfach aus den Kreisen der Presbyterianer unterstützt wird, hat in den 18 Jahren ihres Bestehens über 1500 Kanaka in die evangelische Kirche aufgenommen; 4—5 Lehrer unterrichten, unterstützt von einigen melanesischen Christen, gegen 2000 Plantagenarbeiter. Sehr rühmlich ist auch die Kanaka-Mission der „Churches of Christ“, welche ihre sämtlichen 3 Stationen Schilders, Doolbi und Rokroo im Flußgebiete des Ffis hat. In den letzten 4 Jahren haben auf diesen Stationen 37 Kanaka die Taufe erhalten. Es sind sehr eifrige Christen unter diesen Kanaka. Wie Missionar Thompson in Schilders mitteilt, halten 8 Kanakachristen seiner Gemeinde jede Woche 24 Abendversammlungen, um ihre Landsleute mit dem Evangelium bekannt zu machen. Anfang 1899 kehrten zwei seiner schwarzen Gemeindeglieder in ihre Inselheimat, das wilde Malayta, zurück, um dort in ihrer schlichten Weise von ihrem Christenglauben Zeugnis abzulegen; die zurückbleibenden Kanakachristen gaben ihnen eine Missionskassette von 540 Mark mit auf den Weg. Der frühere Kanakamissionar Pillans ist auf eigene Hand diesen beiden Malaytanern nach ihrer Insel gefolgt, um ihre Arbeit zu leiten, aber kurz nach seiner Ankunft dort dem Klima zum Opfer gefallen.

Daß die Queensländer Kanaka sehr genau echte und falsche Freunde zu unterscheiden wissen, zeigte sich vor einiger Zeit in Thursday Island, wo sich eine Deputation von Kanaka zum Gouverneur Douglas begab und ihm die dringende Bitte vortrug, er möchte doch die Händler, welche ihnen wider gesetzliche Bestimmung Branntwein anbieten, recht streng bestrafen (Austr. Chr. World 569, 8; 587, ?; 593, 1; 601, 1; 656, 9; 701, 10; 748, 19. Melb. Spectator 1897, 147. Melb. Presb. Monthly 1897, 17).

Litteratur-Bericht.

1. **Grundemann:** „Kleine Missions-Geographie und -Statistik, zur Darstellung des Standes der evangelischen Mission am Schlusse des 19. Jahrhunderts.“ Calw und Stuttgart 1901. 2,30 bzw. 3 Mk. — Der Zweck, welchen der Verf. mit diesem 208 S. starken und durch 44 Kartenstizzen illustrierten Buche verfolgt, ist der: „den jungen und angehenden deutschen Pfarrern,“ denen es auch gewidmet ist, ein „einfaches Mittel für das Anfangsstudium der Mission“ in die Hand zu legen. Als Unterlage für dieses Studium bietet der Geograph Grundemann ein knappes, aber den Anfänger ebenso hinreichend wie gründlich orientierendes missionsgeographisches Kompendium. Das ist eine willkommene Gabe; denn das leider zu oft nur sporadische Missionswissen vieler schwebt so lange in der Luft, als es sich auf der Erde nicht zurecht findet. Erst eine einigermaßen sichere geographische Orientierung klärt das Missionswissen und giebt ihm Anhalt und Behaltlichkeit. Mit weiser Beschränkung bietet nun Grundemann dem Anfänger nicht mehr als was er notwendig braucht und sich aneignen kann, „ohne daß er ermüdet, weil ihm zu viel geboten wird.“ Zur Veranschaulichung des Textes sind 44 Karten

oder wie der Verf. sie selbst bezeichnet „Kartenstizzen“ beigegeben und zwar als selbständiger, dem Buche als ein besonderes Heft lose angefügter Anhang, den man leicht abtrennen kann, wenn man beim Studium des Textes die betreffende Karte neben sich legen will. Diese nichtkolorierten, direkt auf Zink photographisch übertragenen Rärtchen haben eine Mühe gemacht, die nur der Kundige zu würdigen weiß und der Unkundige wenigstens ahnt, wenn er in der Einleitung liest, welches Maß von Zeit und Arbeit allein auf die Schrift verwendet worden ist. Den Geographen von Fach gegenüber entschuldigt sich der Kartograph Grundemann, der uns so schöne Missionsatlanten geliefert hat, vielleicht zu pessimistisch, über den Mangel der Karten an „technischer Korrektheit und Gleichmäßigkeit,“ indem er nachdrücklich auf zweierlei hinweist: 1. daß es ihm darum gegangen sei, solche Missionskarten zu liefern, die das Bedürfnis eines missionarischen Anfangsstudiums befriedigen und 2., daß er ein billiges Kartenmaterial herstellen wollte, das sich zu beschaffen auch solche in stand gesetzt würden, denen sein „Neuer Missions-Atlas“ immer noch zu teuer wäre. Diese beiden Gesichtspunkte in Rechnung gesetzt leisten die Karten, was sie sollen und beseitigen den etwaigen Anstoß, den der Fachmann an ihrer „technischen Unvollkommenheit“ nimmt.

Wenn die Schrift der Karten auf das geringste Maß beschränkt, d. h. nur in Abkürzungen gegeben ist, die aber jedesmal in beigelegten Erklärungen ihren Schlüssel erhalten, so leitete den Verf. dabei zugleich ein ebenso wichtiges wie richtiges pädagogisches Motiv, nämlich den Leser dadurch zur Selbstthätigkeit anzuregen, daß er veranlaßt werden sollte, die Karten durcharbeiten, wozu S. 87 eine verständige und verständliche knappe Anleitung gegeben wird. Die Befolgung dieser Anweisung erfordert allerdings einige ausdauernde Arbeit, aber wer sich derselben unterzieht, der wird nicht nur bald inne werden, welchen Gewinn er davon hat, sondern auch, daß in solcher selbständigen Mit- und Nacharbeit ein großer Genuß liegt.

Einen wichtigen Bestandteil des Buches bildet endlich die den ganzen Text durchziehende und in vielen Tabellen übersichtlich zusammengestellte Statistik. Auch sie ist das Ergebnis eines mühevollen Fleißes, der wieder nur von dem Sachkundigen voll gewürdigt werden kann. Und der Verf. hat nur zu Recht, wenn er in der Einleitung von dieser statistischen Arbeit sagt, sie sei nicht nur groß und schwierig, sondern auch undankbar. Warum sie das eine wie das andere ist, ist in dieser Zeitschrift wiederholt dargelegt worden. Es giebt bis heute keinen Missionsstatistiker, dessen Zahlenergebnisse einwandfrei gewesen wären; so wird es auch nicht befremden, wenn die Grundemanns angefochten werden. Wie in allen seinen Arbeiten läßt er sich auch in der statistischen von der nüchternsten Kritik leiten. Sein Bestreben ist: ein auf alle Fälle gesichertes unanfechtbares Zahlenminimum zu geben, auch auf die Gefahr hin, hinter der Wirklichkeit zurückzubleiben. Diesen wiederholt betonten Grundsatz: nur solche Zahlen in Rechnung zu setzen, die auf Grund der ihm zugänglich gewesenenen Originalangaben von ihm als völlig gesicherte angesehen wurden — diesen Grundsatz muß man immer im Auge behalten, wenn man die Grundemannsche Statistik rezensiert. Selbstverständlich wird niemand dagegen Einwand erheben, daß es Aufgabe des Missionsstatistikers ist, möglichst gesicherte Zahlen zu bringen, auch auf die Gefahr hin, je und je hinter der Wirklichkeit zurückzubleiben; aber während man die Scylla einer rhetorischen Missionsstatistik zu vermeiden sucht, darf man nicht in die Charybdis einer Minimalstatistik ge-

raten, die dem wirklichen numerischen Missionsergebnis nicht gerecht wird. Wie zu große, so sind auch zu kleine Zahlen ein statistischer Fehler. Und wesentlich in dieser Richtung glaube ich eine Reihe der Grundemannschen Zahlen beanstanden zu müssen und zwar vornehmlich teils darum, weil sie nicht die neuesten und auch nicht immer vollständig sind, teils darum, weil sie außer den Berichten der Missionsgesellschaften die Censusaufgaben und die Angliederungen an die Kolonialkirchen nicht oder doch nicht genügend berücksichtigen. Da ich seit Monaten mit einer Neubearbeitung meines „Abriss“ beschäftigt war, der in kurzem in 7. Auflage erscheinen wird, so war auch ich mit missionsstatistischen Quellenstudien beschäftigt. Am Schluß will ich unsere von einander differierenden Gesamtergebnisse nebeneinander stellen, jetzt aber mich damit begnügen, nur einige der Grundemannschen Zahlen zu beleuchten, die ich beanstande.

Abgesehen von zwei fatalen Druck- bzw. Schreibfehlern, die in die Summierungen übergegangen sind und die Gesamtzahl der Christen um 100 000, die der Kommunikanten um 28 800 erniedrigt,¹⁾ besteht unsere Hauptdifferenz in der Berechnung der evangelischen Negerchristen der Vereinigten Staaten. Ganz mit Recht nimmt Grundemann diese Negerchristen in die Missionsstatistik auf, ich thue es auch, denn es ist gar kein Grund vorhanden, sie aus derselben zu eliminieren, wenn man doch die westindischen Negerchristen in sie aufnimmt. Die einen wie die andern sind das Ergebnis der gegenwärtigen Christianisierungsthätigkeit. Nun setzt aber Grundemann, wohl weil er seine S. 161 gegebenen Zahlen der Farbigen irr tümlicherweise als die der Christen, nicht als Kommunikanten betrachtet, nur 4 Millionen evangelischer Negerchristen in den Vereinigten Staaten ein (S. 161) und gar nur 1 Million Kommunikanten (S. 176²⁾). Die letzte Statistik der religiösen Körperschaften der Vereinigten Staaten von 1900 (Indep. 3. Januar 1901, N. M.-Z. 1901, 150) registriert aber allein in den colored churches der Baptisten, Methodisten und Presbyterianer 3 314 900 Kommunikanten, eine Zahl, die sich auf mindestens $3\frac{1}{2}$ Millionen Kommunikanten erhöht, wenn die zu anderen Denominationen oder zu keinen selbstständigen Negerkirchen gehörenden hinzu genommen werden. Nach der Schätzung kompetenter Autoritäten beträgt die Gesamtzahl der evangelischen Negerchristen der Vereinigten Staaten $7\frac{1}{2}$ Millionen, ich rechne aber nur 7 225 000. Katholische Negerchristen giebt es wenig; wie viele ihrer sind, finde ich weder von Dorchester (Christianity in the Unit. St. 1880), noch von Carroll (The religious forces of the Unit. St. 1893), noch von Noble (The redemption of Africa 1899. II. Kap. 14: Africa in America), noch in den Miss. Cath. angegeben. Sicherlich

¹⁾ Nämlich in der Tabelle S. 165 statt 32 000—3 200 Kommunikanten der E. B. in Jamaika und in der Tabelle S. 169 statt 387 637 Christen in Jamaika nur 287 637. Vergleiche die Summierungen S. 165, 169, 176, 202 und 169, 176, 202.

²⁾ S. 176 Anm. 5 schreibt Grundemann: „Zwar ist mir noch während der Korrektur von sachkundiger Seite mitgeteilt worden, daß die Zahl der evangelischen Neger in den Vereinigten Staaten kaum unter 8 Millionen sein kann, was ich selbst gern glaube. Da aber sichere Zählungen nicht vorliegen, bleibe ich dem in der Einleitung vorgebrachten Grundsatz gemäß, möglichst nur die sicheren Zahlen, auch wenn sie inzwischen überholt sind, anzugeben, bei den 4 Millionen.“

ist es von der 10 129 677 Köpfe betragenden katholischen Gesamtbevölkerung der B. St. keine halbe Million.

Für Gesamtwestindien berechnet Grundemann 466 793 (es muß 566 793 heißen). Nach den mir zu Gebote gestandenen Angaben (cf. mein „Abriß“ und Hundert, „Ev. Miss.“ 3. Aufl.), die ich von D. Kurze kontrollieren ließ, beläuft sich die Gesamtziffer auf rund 800 000. Ähnlich ist es mit Mittel- und Südamerika. Grundemann, der den Anhang der anglikanischen Kolonialkirche in Britisch-Guayana zu niedrig einschätzt, rechnet hier 117 000, ich 193 000 farbige Christen. Endlich Südafrika. Grundemanns Gesamtziffer lautet hier 335 471. Nun wurden aber schon 1891 nach dem offiziellen Censüs allein in der Kapkolonie (nach ihrem politischen Begriffe) 392 362 farbige evangelische Christen gezählt (N. M.-Z. 1894, 9. Nach Merensky, Missions-Atlas S. 15 gar 402 077). Nimmt man nun Deutsch-Südwest-Afrika, Britisch-Bassuto- und Betschuanaland, die beiden Burenrepubliken, Zululand und Natal, Gasa- und Maschonaland mit ca. 131 000 farbigen evangelischen Christen (nach Grundemanns Angaben) hinzu, so ergibt sich — ohne einen Zuwachs in der Kapkolonie seit 1891 — eine Gesamtsumme von 573 000, gegen Grundemanns Gesamtsumme also ein Plus von 238 000.

Nur noch ein Wort über Britisch-Indien, das in dem vorliegenden Buche mit besonderer Akkuratez und im verhältnismäßig größten Umfange (von 208 S. — 65) behandelt ist. Abgesehen von einer Irrung über den indischen Censüs von 1891, die diesmal zu hohe Zahlen giebt (S. 16), nähern sich unsre beiderseitigen Berechnungen im Gesamtergebnisse hier ziemlich: Grundemann hat für Gesamtindien 881 348 — ich: 917 000. Die Differenz liegt wesentlich in einem Versehen Grundemanns betreffs der Statistik der amerikanischen episkopalen Methodisten (S. 23, 26, 30), die er nur teilweise eingerechnet hat. Für Niederländisch-Indien stand mir eine neuere Statistik zu Gebote als ihm, welche die betreffende Gesamtzahl um 17 000 erhöht. Doch nun genug. Nur noch unsere gegenseitigen Gesamtsummen:

	Grundemann	Warned
Asien.	1 528 922	1 675 000 ¹⁾
Afrika	695 432	983 000
Amerika	4 713 700	8 366 000
(Ohne die Negerchristen der B. St..	713 700	1 141 000)
Ozeanien	278 830	299 000
<hr/>		
Gesamtsumme: 7 216 684 ²⁾		11 323 000
(Ohne die Neger.	3 216 684 ²⁾	4 098 000)
		Warned.

Bemerkungen von D. Grundemann.

In Wirklichkeit ist der Unterschied der beiden Berechnungen nicht so bedeutend, wie es auf den ersten Blick erscheint. Lassen wir die strittigen Negerchristen und die evangelischen Orientalen zunächst aus dem Spiele, so stehen 3 316 000 gegen 4 013 000.

¹⁾ Mit Einschluß der Orientalischen evangelischen Christen: 85 000, die Grundemann fortläßt.

²⁾ Muß heißen 7 316 684 bezw. 3 316 674.

Nun habe ich die Leser nicht darüber in Zweifel gelassen, daß ich nicht versuche, die wirkliche Zahl der Heidenchristen festzustellen, weil eine genaue Feststellung nicht möglich ist. Kleinere Gesellschaften sind ganz ausgelassen, was jeder billigen wird, der einmal den Versuch gemacht hat, die sämtlichen Jahresberichte zusammen zu bringen. Die benutzten Originalberichte haben oft bedeutende Lücken. Dazu kommt, daß ich manche ältere Berichte benutzen mußte, die niedrigere Zahlen haben. Alles das bedingt ein Zurückbleiben hinter dem wirklichen Stande, aber giebt meinen Zahlen den Wert eines auf alle Fälle sicheren, unanfechtbaren Minimums. Wie viel darüber ist, kann ich nicht genau feststellen. Aber was ich gebe, ist sicher durch Originalangaben begründet. Hier handelt es sich nicht um zu geringe Berechnung, sondern um die Methode der Berechnung. Ich halte diesen Standpunkt auch jetzt noch für berechtigt. Zweimal, 1875 und 85 habe ich danach gearbeitet und konnte jetzt nicht davon abweichen, um die Vergleichung mit meinen früheren Statistiken offen zu halten.

Die evangel. Orientalen nehme ich nicht auf, denn sie sind nicht im Laufe des 19. Jahrhunderts christianisiert. Ich zähle nur Heidenchristen. Dazu gehören die Neger in den Vereinigten Staaten. Ihre Zahl beträgt sicher 7 500 000. Aber sie sind nicht alle evangelisch. Die 4 südlichsten Staaten (früher französische resp. spanische Kolonien) allein zählen gegen 2 500 000 Neger, die wohl überwiegend katholisch sind. Auch in den übrigen Staaten fehlen solche nicht. Sichere Zahlen darüber waren nicht zu finden. Aber ich denke, daß mindestens 1 500 000 Katholiken abzurechnen sind. Dann aber ist nicht zu übersehen, daß viele Neger religionslos sind und keinem Kirchenverbande angehören. Hier ist die Schätzung äußerst schwierig. Vielleicht thue ich den Schwarzen unrecht, wenn ich $\frac{1}{3}$ als religionslos schätze. Aber in dem Bestreben, etwas ganz sicheres zu geben, setzte ich auf alle Fälle mindestens 4 Millionen.

Daß ich S. 176 dazu nur 1 Mill. Kommunikanten setzte, ist allerdings eines der Versehen, deren W. mehrere entdeckt hat. Ich bedauere sie; aber auch bei der größten Sorgfalt schleichen sich Irrtümer ein. Daß unter den 489 Zahlenreihen, die mein Buch enthält, nicht bloß einzelne Zahlen, sondern einige ganze Reihen unrichtig sein würden, und daß diese Unrichtigkeiten erst beim Gebrauch gefunden werden würden, darauf war ich gefaßt. Es ist mir ein unangenehmes Versehen bei den Methodist-Episkopalen in den Nordwestprovinzen Indiens mit unter gelaufen, wo ich übersah, daß sie in diesen Provinzen außer ihrer gleichnamigen Konferenz auch noch eine solche unter dem Namen „Nordindien“ haben. Ich werde für nachträgliche Berichtigung sorgen. Der andere Irrtum S. 16, die Zahl 705 000, ist dadurch entstanden, daß ich die Zahlen aus einer Tabelle des Census entnahm, in der auch Europäer mit gezählt sind. Diese Zahl steht aber außerhalb meiner Zahlenreihen und hat auf die Statistik im Ganzen nicht eingewirkt. — Betreffs Südafrikas ist mir kein Versehen passiert, sondern ich habe gegeben, was ich aus den Originalberichten der Missionsgesellschaften und dem Jahrbuch der südafrikanischen Kirche geben konnte. Ich fürchte, daß mir bei den mehr als 4000 Zahlen, die das Buch enthält, noch weitere Irrtümer als die obigen untergelaufen sind, und werde für weitere Berichtigungen dankbar sein.

R. Grundemann.

Die Missionsmethode der römisch-katholischen Kirche.¹⁾

Von D. Carl Mirbt, Professor der Kirchengeschichte an der Universität Marburg.

Als am Ende des 15. Jahrhunderts vor den Augen Europas eine neue Welt aus dem Ocean auftauchte, war es der Papst, der kraft apostolischer Machtvollkommenheit die Verteilung dieser neuen Welt vollzog. Alexander VI. war nicht viel wert, aber die Bulle „Inter caetera divinae“ vom 4. Mai 1493 wurde durch die Autorität des Stuhles Petri gedeckt und das damals lebende Geschlecht fragte nicht nach dem Recht zu diesem Machtspruch. Jetzt, nach 4 Jahrhunderten, vollzieht sich eine neue Verteilung der Erde — sie ist noch nicht abgeschlossen — auf Grund der Bedingungen, die durch den modernen Weltverkehr geschaffen sind, und auf Grund der gewaltigen Machtverschiebungen, in denen die Entwicklung der letzten Jahrhunderte kulminiert. Spanien und Portugal zählen nicht mehr mit, Spanien ist so gut wie ausgeschieden, Portugal wahrt noch mühsam den Schein früherer Größe. Italien hat mit seinen inneren Angelegenheiten genug zu thun und ist durch Massauah an seine Schranken erinnert worden. Die großen Weltreiche der Gegenwart sind: Rußland, England, die Vereinigten Staaten, Deutschland, Frankreich. Welcher Umschwung seit den Tagen des Königs Ferdinand von Arragonien! Jetzt sind es — Frankreich ausgenommen — die Staatswesen der Reher, die durch Bildung, Thatkraft und Besitz ihren Gegnern überlegen sind und die große Geschichte machen.

Wir erblicken in dieser Entwicklung einen Fortschritt; jenseits der Berge urteilt man anders, sehr begreiflich. Aber Rom läßt sich nicht irre machen an seinen Prinzipien, es wird nicht umsonst die „ewige“ Stadt genannt, und hat die Kunst des Wartens gelernt. Der Zustand von heute, der für die Geltendmachung mancher alter Ansprüche wenig günstig ist, gilt dem Papsttum als ein Interimistikum; was die Gegenwart versagt, hofft es von der Zukunft. Auf diese richtet es sich ein, mit dieser rechnet es, für diese trifft es seine Veranstaltungen und spinnt seine

¹⁾ Vortrag gehalten auf der brandenburgischen Missionskonferenz in Berlin am 16. April 1901.

weltumspannenden Pläne. Diese vielgestaltige, von dem Nichtkatholiken kaum zu überschauende und noch weniger zu kontrollierende Zukunftsarbeit der römisch-katholischen Kirche wird von dieser selbst unter einem harmlosen Namen vorgestellt. Es ist ihre Mission.

Die katholische Kirche hat Mission getrieben, so lange sie existiert, allerdings nicht gleichmäßig. Im allgemeinen kann man sagen, daß ihr Missionsinteresse gewachsen ist, je mehr die Verbindung mit Rom an Bedeutung gewann, das heißt in dem Maße als die katholische Kirche zur römisch-katholischen sich entwickelte. Eine erste große Aufgabe hat sie gelöst, als es galt, die germanischen Völker für das Christenthum zu gewinnen. Dann sind es die Bettelorden gewesen, die in der Blütezeit der mittelalterlichen Kirche sich für kühne Missionsunternehmungen nach Ostasien zur Verfügung stellten. Aber erst die Eröffnung jener unermesslichen Arbeitsfelder im Zeitalter der Entdeckungen gab der römischen Kirche Gelegenheit zu einer Mission im großen Stil. Es ist nicht uninteressant, sich zu vergegenwärtigen, daß für sie der Zeitpunkt dieser Entdeckung der neuen Welt der denkbar günstigste gewesen ist. Denn Europa war damals im wesentlichen christianisiert und absorbierte keine missionarischen Kräfte mehr, und die Staaten, in deren Hand die Herrschaft zur See lag, waren gut kirchlich und überboten sich in der Unterdrückung der reformatorischen Häeresen. So erhielt die römische Kirche Zeit, in den neuen Erdteilen in aller Ruhe erste grundlegende Organisationen zu schaffen und die Fundamente ihrer Mission waren bereits gelegt, als Holland und England sich anschickten, die Erbschaft Spaniens und Portugals anzutreten.

Freilich hat die römische Mission sich auf der im 16. und 17. Jahrhundert erklommenen Höhe nicht zu behaupten vermocht. Auf verschiedenen Missionsgebieten brachen schwere Krisen aus; daheim erlahmte der Missionsgeist unter dem Einfluß der Aufklärung; die Auflösung des Jesuitenordens war für die Mission ein empfindlicher Schlag, denn nun trat Mangel an Missionaren ein; in der französischen Revolution endlich wurde die römisch-katholische Kirche bis in ihre Grundfesten erschüttert und auch in dem Missionsbetriebe wurden, zunächst nach der finanziellen Seite, die Wirkungen dieser Katastrophe fühlbar. So vollzog die Mission unter unheilvollen Auspicien den Übergang in das 19. Jahrhundert. Aber als dann im zweiten Dezennium des vergangenen Jahrhunderts die bekannte Regeneration des Katholizismus einsetzte, brach auch für sie neue Flutzeit an. Der Ultramontanismus, der mit gutem Blick die Wichtigkeit der Mission für seine Ziele erkannte, trat für sie ein und das Vorbild der gewaltig empor-

blühenden evangelischen Mission hat dafür gesorgt, daß der Eifer seitdem nicht wieder erkaltet ist.

Die Geschichte dieser römisch-katholischen Mission umspannt also große Zeiträume und hält durch ihre wechselvolle Entwicklung in Spannung. Sie bietet uns das Material zur Beantwortung der Frage, welcher wir in dieser Stunde unser Interesse zuwenden.

I.

Gehen wir von den heimatlichen Trägern der römischen Mission aus. Wer treibt in der römischen Kirche Heidenmission?, wer sendet die Missionare aus? Die Frage ist nicht so leicht zu beantworten als man vielleicht erwartet. Schlagen wir nämlich das von der Kongregation der Propaganda herausgegebene Handbuch: *Missiones catholicae* (1898) auf, so werden uns als Organe der Missionsarbeit genannt: 24 Missionsinstitute von Weltpriestern, 5 Missionsinstitute von Regularen, 4 Kollegien für die Missionen im Gebiete der orientalischen Riten, dazu kommen dann noch 17 religiöse Genossenschaften und missionierende Orden sowie ein Duzend Hilfsvereine, — also eine stattliche Zahl! Sehen wir nun aber näher zu, so dient ein Teil gar nicht den Zwecken der Heiden-Mission und doch werden sie als Missionsanstalten aufgeführt!

Wir stehen hier vor einem für die römische Kirche höchst charakteristischen Sprachgebrauch des Wortes „Mission“. Als Missionsland im Unterschied von *terra catholica* gilt ihr nämlich jedes Gebiet, das nicht oder auch nur nicht ausschließlich der Herrschaft des Papstes unterworfen ist, das heißt sowohl die Gebiete der nichtchristlichen Völker als die Gebiete der Häretiker sind für sie Missionsland. Daher figurirt beispielsweise der *vicariatus apostolicus Saxoniae* neben dem *vicariatus apostolicus Zanguebar septentrionalis* und der in Dresden residierende Bischof Wahl ist Missions-Bischof in gleicher Weise wie Bischof Algeyer in Zanzibar, das heißt die schwarzen heidnischen Afrikaner werden in ganz gleicher Weise als Missionsobjekte gewertet wie die hellen protestantischen Sachsen.

Diese Koordination ist durchaus nicht etwa nur unter theoretischem Gesichtspunkt von Interesse, sondern ein Verfahren von eminenter praktischer Tragweite. Denn auf Grund dieser Gleichstellung werden die von römischen Katholiken für Missionszwecke gespendeten Gaben nicht nur zur Unterstützung des katholischen Christenthums in dem Kampfe mit Konfucius oder Buddha verwandt, sondern ebenso für die Ausbreitung des Katholizismus innerhalb der heimatlichen Grenzen. Ein Beispiel,

das ich einer katholischen Schrift entnehme: Der 1822 gestiftete Missionsverein von Lyon hatte 1891 eine Jahreseinnahme von 6711515,84 Frs.¹⁾ Davon wurden 77000 Frs. auf die nordischen Länder (Dänemark, Schweden, Norwegen) verwandt und 185000 Frs. für die katholische Diaspora in Deutschland. Diese Summe verteilte sich in der Weise auf die verschiedenen Diözesen daß erhielten: Straßburg 10000 Frs., Hildesheim 15000, Paderborn 34000 (1890 sogar 38000), Breslau — dazu gehört die Mark Brandenburg! — 47000 (1890: 51000), Fulda, Limburg, Mainz je 3000, dann noch eine Pauschalsumme von 36000 Mk. für „Norddeutschland“. Was kann nicht alles als Unterstützung der katholischen Diaspora gelten! Die Ultramontanen Luzerns wurden 1844 bei ihren Bestrebungen, die zu dem Sonderbundskrieg führten, von dem Lyoner Missions-Verein mit 98000 Frs. unterstützt.

Wir haben also als evangelische Deutsche ein sehr erhebliches Interesse an der Höhe dieser „Missionsgaben“. Wie hoch belaufen sich dieselben? Bis vor kurzem fehlte es fast vollständig an sicherem Material. Auf dem vorjährigen fünften internationalen Katholiken-Kongreß (24.—28. September 1900) in München hat nun aber der bekannte Gelehrte Paul Maria Baumgarten in der Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft über die für die katholischen Missionen im Lauf des 19. Jahrhunderts gemachten Aufwendungen interessante Eröffnungen gemacht. Dem zufolge haben aufgebracht: der Verein der Verbreitung des Glaubens in Lyon 275 Millionen Mark, der Bonifatius-Verein 36 Millionen, der Kindheit-Jesu-Verein 87 Millionen, der Afrikaverein deutscher Katholiken 1½ Millionen, der St. Ludwigs-Missionsverein 18400000 Mark, der Verein vom heiligen Lande 340000, der Schutzenselverein 410000, der Verein für Knechtsteden 105000, der Verein für arme Negerkinder in Zentral-Afrika 580000, die St. Petrus-Claver-Sodalität 530000, die Leopoldinenstiftung 1100000, der Verein für katholische Schulen des Orients 3640000 Mark, die Oeuvres des partants (Verein zur Beschaffung der Reisekosten und Ausstattung der Missionare) 1600000 Mark, der Antisklavereiverein 120000, die Karfreitagssammlung für das heilige Land 500000 Mark, die Epiphaniensammlungen für die Missionen 2 Millionen, Unbekannte Vereine 5 Millionen, Sonderfassammlungen in Deutschland 2 Millionen, in anderen Ländern 20 Millionen, die Propaganda 100 Millionen, Ausstellungen 11 Millionen, Vermögen der Missionare 23 Millionen, direkte Zuwendungen an die

¹⁾ 1899 betrug sie 6820273 Frs., war also nur um rund 100000 Frs. gestiegen!

Missionare 15 Millionen, Erziehungsgelder 95 Millionen, Gaben des heiligen Stuhles 22 Millionen, zusammen 721825000 Mark; dazu nun noch durch Schenkungen, durch Testamente zc. nach Berechnung der Generalprokuratoren 780 Millionen, insgesamt $1\frac{1}{2}$ Milliarden Mark. Leider sagt diese Statistik nicht, welcher Bruchteil von dieser Summe für Zwecke der Mission in Europa verwandt worden ist. Aber wir sind trotzdem für diese Aufklärung dankbar, denn sie zeigt, daß es der *ecclesia militans* an dem zum Kriegsführen Notwendigsten nicht gefehlt hat. Von römisch-katholischer Seite ist übrigens inzwischen gegen die Berechnung des Msgr. Baumgarten der Einwand erhoben worden, daß in ihr nicht alle Einnahmequellen berücksichtigt worden seien.

Alle Veranstaltungen zur Förderung der Missionsache unterstehen der Leitung der Kardinalskongregation *de propaganda fide*, kurzweg Propaganda genannt. Diese Behörde zählt gegenwärtig nach dem päpstlichen Staatshandbuch für 1901 25 Kardinäle, unter dem bekannten Kardinal Ledochowski als General-Präfekt; auch Bischof Kopp von Breslau gehört dazu. Ihr stehen 35 Hilfskräfte, sogenannte *Consultores*, zur Seite und außerdem ein ausgedehntes niederes Beamtenpersonal für das Rechnungswesen, die Expedition zc. Endlich haben die missionierenden Orden und zum Teil auch die Missionsinstitute besondere Geschäftsträger in Rom — *procuratores missionum* — die noch einen weiteren Kreis von Vertrauensmännern repräsentieren. Von dieser Propaganda aus werden alle Veranstaltungen der römischen Kirche zum Zweck der Unterwerfung der akatholischen Welt unter die Herrschaft des Papstes geleitet, sie steht als der große Generalstab über all den einzelnen Unternehmungen und überwacht und dirigiert; sie trifft auch — was oft übersehen wird — die Entscheidung über die auf den verschiedenen Missionsgebieten auftretenden missionstheoretischen Probleme. Es liegt in der Natur der Sache, daß von der Tätigkeit dieser Behörde nichts an die Öffentlichkeit dringt, aber wir erkennen ihre geschickte Hand in dem planvollen Vorgehen der römischen Missionare wie in der ultramontanen Taktik daheim. In dieser einheitlichen Leitung der gesamten Aggressive gegen die akatholische Welt steht die römische Kirche unerreicht da, die Wucht ihrer Vorstöße wird dadurch vervielfacht. Schon die mittelalterlichen Päpste nahmen die Mission unter ihre Aufsicht, aber erst das nachreformatorische Papsttum hat energisch und konsequent die Ausbreitung des Romanismus zu einem ständigen Ressort der Kirchenleitung gemacht.

II.

Wenden wir uns zu der eigentlichen Missionsarbeit der römischen Kirche. Die Erfahrung und Gewohnheit von Jahrhunderten hat hier feste Regeln und Ordnungen geschaffen, die bei der Inangriffnahme neuer Missionsgebiete ohne weiteres übernommen werden.

Der äußere Entwicklungsgang einer Missionsprovinz vollzieht sich nach folgendem Schema. Zuerst werden einige Priester — meist sind es Regularkleriker — mit einer größeren Zahl von Laienbrüdern ausgesandt, um durch Anlegung einer größeren Missionsstation eine Operationsbasis zu schaffen. Die Leitung der ganzen Unternehmung liegt in der Hand eines apostolischen Präfecten, und das Missionsgebiet führt in dieser Zeit der Grundlegung den Titel einer apostolischen Präfectur. Die zweite Stufe wird erreicht, wenn die Missionsstationen zu Pfarrsprengeln sich entwickelt haben und der Bedarf an Priestern aus dem Kreise der einheimischen Bevölkerung gedeckt zu werden beginnt. Nun tritt an die Stelle des apostolischen Präfecten ein apostolischer Vikar, der als Vertreter des römischen Bischofs die episkopalen Befugnisse ausübt. — Das Ziel des Prozesses ist die volle Einordnung des Territoriums in den hierarchischen Organismus der Kirche durch seine Erhebung zum Bistum. Das Tempo, in welchem diese Stadien durchlaufen werden, ist aber sehr verschieden und der Übergang zu der höheren Stufe ist von mannigfaltigen Erwägungen und Rücksichten abhängig. Vor allem wird, offenbar auch aus finanziellen Gründen, die Umwandlung des apostolischen Vikariates in ein Bistum oft recht lang verzögert. In Deutschland besteht noch eine apostolische Präfectur: Schleswig-Holstein — seit 1868 —, deren Verwaltung dem Bischof von Osnabrück übertragen ist; drei apostolische Vikariate: Anhalt, seit 1826, übertragen dem Bischof von Baderborn — Norddeutschland, Mitte des 17. Jahrhunderts, verwaltet von dem Bischof von Osnabrück — Sachsen, seit 1763, unter einem eigenen, in Dresden residierenden, apostolischen Vikar.

Die Eigenart jeder Kirche tritt in charakteristischer Weise in den Anforderungen hervor, die sie bei der Aufnahme in ihren Kreis durch die Taufe zu erheben pflegt. Auch in evangelischen Missionskreisen bestanden und bestehen zum Teil noch gegenwärtig Differenzen über das Maß der an den Katechumenen zu stellenden Ansprüche. Aber alle finden sich zusammen in der heiligen Scheu vor einer Entwertung des Sakraments; in der Forderung, daß der Täufling Verlangen haben muß, die Taufe zu

empfangen und darin, daß er eine, wenn auch noch so elementare christliche Erkenntnis besitzt.

Die römische Mission verfährt anders. Nicht, daß sie nicht auch ihren Tausen einen Unterricht vorangehen ließe — in der Regel —, aber sie übt auch ein anderes Verfahren und zwar so ausgedehnt, daß die Ausnahmen die sogenannte Regel numerisch weit übertreffen und der Eindruck erzielt wird, daß die Unterweisung etwas leicht entbehrliches, also überflüssiges sei.

Auf die Massentaufen der mittelalterlichen Kirche gehen wir hier nicht näher ein, aber auch in der nachreformatorischen Zeit sind sie noch geübt worden, z. B. in Abyssynien. Darüber berichtete einer der Missionare, Pater Hieronymus Lobo, um an ein bekanntes Beispiel zu erinnern:

Sie gingen von Dorf zu Dorf und schlugen ihr Zelt und ihren tragbaren Altar unter großen Bäumen auf. „Dort begann mein Gefährte und ich, jeder am Fuße eines Baumes, mit der aufgehenden Sonne das Tagewerk. Wir unterrichteten diese neuen Katholiken, ließen sie ihre Irrtümer abschwören und, wenn wir uns müde gesprochen hatten, stellten wir diejenigen, welche wir zum Empfang der Taufe gehörig vorbereitet glaubten, in Reihen auf, durchliefen dieselben mit großen Wasserkrügen und taufte unsere Katechumenen nach der von der Kirche vorgeschriebenen Form und Weise. Da ihre Zahl sehr groß war, riefen wir mit lauter Stimme: Die Glieder dieser Reihe heißen Peter, die Glieder jener Anton. Dasselbe Verfahren beobachteten wir bei den Weibern, welche wir von den Männern trennten. Wir sagten: Diese da heißen Maria, jene dort Anna und so fort.“

Bei dieser Art des Betriebes verblüfft uns auch nicht mehr die Nachricht, daß in Mexiko in 15 Jahren (1524—1535) 7 Millionen Eingeborene die Taufe empfangen und zwar zu einer Zeit, da es eingestandenemmaßen an der genügenden Zahl von Missionaren fehlte, um alle von dem römischen Ritual vorgeschriebenen Ceremonieen vorzunehmen.

Die Massentaufe wird auch heute noch angewandt, wo immer sich Gelegenheit dazu bietet, und zwar in der Form der Taufe von Heidenkindern. Im Arbeitsgebiet der Gesellschaft der auswärtigen Missionen von Paris (Japan, China, Tonking, Cochinchina, Tibet, Hinter- und Vorder-Indien) wurden in den 6 Jahren 1876 bis 1881: 1 447 130 Heidenkinder getauft neben 177 904 erwachsenen Heiden und 166 038 Christenkindern d. h. mehr als 8 mal so viel Heidenkinder als heidnisch Erwachsene.

Einen wertvollen Einblick in die römische Taufpraxis gewährt die ständige Rubrik: Taufen von Heidenkindern in Todesgefahr. Nehmen wir als Beispiel die durch Bischof Anzer uns vertraut gewordene

Gesellschaft des göttlichen Wortes in Steyl, die seit 1882 in Südschantung in China arbeitet.

Nach dem Herz-Jesu-Boten ergibt sich folgendes Bild:

1882: Tausen von Erwachsenen	5	Heidentinder in Todesgefahr	1 116
1890 ¹⁾ : " " "	720	" " "	12 650
[1894: " " "	1282	" " "	10 568
1896: " " "	595	" " "	9 004
1899: " " "	3 920	" " "	6 540

Es fehlen die Mittel zur Beantwortung der Frage, wie viele dieser Tausen unter dem trügerischen Vorgeben, dem Kinde ärztliche Hilfe zu bringen, erteilt worden sind und wie oft gegen den ausgesprochenen Willen der Eltern mit List der Taufakt vollzogen wird. „Die Eltern vermuten gar nicht, daß unter ihren Augen ein Sakrament erteilt wird“, schreibt gelegentlich ein römischer Missionar, voll Befriedigung über seinen „frommen Betrug“. Auf die Wiedergabe drastischer Fälle kann ich in diesem Kreise verzichten. Der peinliche Eindruck solcher Vergewaltigungen wird dadurch noch verstärkt, daß die römischen Missionsblätter von diesen erschlichenen Tausen als von großen Erfolgen berichten. Ein signifiantes Beispiel, daß auch Erwachsene ohne vorangegangenen Unterricht und ohne ihren Willen gegebenenfalls getauft werden, ist das Verfahren des Franzosen Laborde an der madagassischen Königin Rasoahérina, die er auf ihrem Sterbelager getauft hat (1868), während die heidnische Umgebung der Meinung war, daß er die Kranke magnetisiere.

Und die religiöse Erziehung der Getauften? Man bringt ihnen das römische Christentum der Heimat. Das ist natürlich und es kann ja nicht anders sein. Würden die römischen Priester anders handeln, so wäre dies eine indirekte Kritik ihres heimatischen Christentums. Diese Gerechtigkeit versagen wir den römischen Missionaren gewiß nicht. Aber wenn wir dann lesen, was als „Christentum“ gebracht wird, so empfinden wir den schreienden Gegensatz des ultramontanisierten Katholizismus zu dem Evangelium Christi wie einen neuen Abfall.

Mit dieser Minderwertigkeit des von der römischen Mission gebrachten Christentums steht im engen Zusammenhang eine andere Eigenart der römischen Missionsmethode. Sie geht bezeichnenderweise auf eben den Papst zurück, der zu der Romanisierung der Heidenmission den Grund gelegt hat. Als vor 1300 Jahren Augustin seine Missionsarbeit unter den Angelsachsen begann, schrieb ihm Gregor I.:

¹⁾ In diesem Jahr 19 europäische Missionare.

„Die Götzentempel sollen nicht zerstört werden, wohl aber die Götzen, die in ihnen sind. Die Tempel sollen mit geweihtem Wasser besprengt, mit Altären und Reliquien versehen werden, damit sie umgestaltet nicht mehr den Dämonen, sondern dem wahren Gott dienen und das Volk zu den gewohnten Stätten gern sich versammelte, um jetzt hier den wahren Gott anzubeten. Die Opferfeste soll man umgestalten in christliche Feste zu Ehren des Schutzheiligen der Kirche! Denn den harten Herzen auf einen Schlag alles nehmen ist nicht möglich; allmählich, Schritt für Schritt, steigt man empor, nicht sprungweise.“

Und der Papst, der diese Akkomodation empfahl, gehört zu den wenigen Päpsten, in denen Hierarchisches und Pastorales in Harmonie stehen, Gregor eine wahrhaft fromme Persönlichkeit! Was in Gregors Anweisung noch erträglich erscheint, wurde aber in der Folgezeit, vor allem durch die Jesuiten, vergrößert — denken Sie an die großen Kämpfe über die chinesischen Riten und die malabarischen Gebräuche in Indien, die erst durch Benedikt XIV. ihr Ende fanden — so daß die Akkomodation an heidnische Sitten vielfach zur Preisgabe des Christentums entartete. Ein bekanntes Werk führt den Titel „Das Heidentum in der römisch-katholischen Kirche“, als Gegenstück sollte einmal „Das Heidentum in der römisch-katholischen Mission“ geschrieben werden. Den guten und gesunden Kern des Strebens nach Akkomodation verkennen wir nicht; wir würden sonst mit dem Apostel Paulus in Widerspruch treten. Aber jede Akkomodation empfängt ihre klare Grenzabsteckung durch das Evangelium. Erst nachdem der Heide erkannt hat, was Sünde ist, und erst wenn ihm die göttliche Gnade kein leeres Wort mehr ist, entsteht das Problem, welche Volksitten und Anschauungen auch in die Christengemeinden hinübergenommen werden dürfen, inwieweit dem Nationalcharakter und der Geschmacksrichtung eines Volkes Rechnung getragen werden darf. Sonst ist die heidnische Wurzel des Volkstums noch unverletzt und in dem Kampfe zwischen Evangelium und Heidentum ist das Christentum der im Grunde unterliegende Teil. Die römische Kirche würde freilich diesen Einwand nicht gelten lassen, sondern darauf hinweisen, daß die Beseitigung der Reste von Heidentum in den Christengemeinden Sache der Taufe nachfolgenden kirchlichen Erziehung sei, die in Schule und kirchlicher Zucht die erforderlichen Mittel besitze, um, wenn nicht in der ersten Generation, so doch später ihr Ziel zu erreichen. Und zu Gunsten dieses Verfahrens kann die römische Mission sich auf die mittelalterliche Kirche berufen, das soll nicht bestritten werden. Die evangelische Mission handelt nach anderen Grundsätzen, wir sind überzeugt, nach besseren. Indem sie die Aufnahme in ihre Gemeinden an erheblich höhere Bedingungen knüpft,

schwächt sie allerdings anfangs im Vergleich zu der römischen Praxis ihre eigene Anziehungskraft, aber sie sichert sich andererseits durch ihre strenger Anforderungen eine solidere Fundamentierung der jungen heidenchristlichen Gemeinden, und sie ist durch ihre geschichtliche Bildung dagegen geschützt, den Beweis der Richtigkeit einer Methode durch die Vorführung ihres Alters für erbracht anzusehen.

Ein wesentliches Stück der Pädagogik der römischen Missionare ist die planmäßige Erziehung jugendlicher Eingeborenen zur Arbeit. Oft wird die Sache so dargestellt, als ob von evangelischer Seite bezüglich der Erziehung zur Arbeit nichts geschähe, das ist ein Beweis von Unkenntnis oder von Böswilligkeit. Wir betreiben diese Erziehung nur anders. Wir müssen auch die Weltreisenden als kompetente Richter ablehnen, welche aus der Beschaffenheit der missionarischen Gemüsegärten die Überlegenheit der römisch-katholischen Mission folgern; und wir werden bei der Abschätzung ihrer Urteile niemals vergessen dürfen, was der Afrikareisende Zintgraff über die Gründe der Intimität zwischen den katholischen Missionaren und den Reisenden wie Kolonialbeamten seiner Zeit aus der Schule geplaudert hat. Aber es sind doch nicht nur parteiische und tendenziöse Darstellungen, welche hier zwischen römisch-katholischer und evangelischer Art einen Unterschied statuieren. Ein solcher besteht in der That.

Die evangelische Mission geht von der Thatsache aus, daß die moderne Kultur als solche zwar ein hohes und erstrebenswertes Gut ist, aber ihr Besitz nicht notwendig zum Christentum hinführt. Allerdings besteht ein Zusammenhang zwischen beiden Größen, Kultur und Christentum, und die Japaner haben sich als scharfe Beobachter erwiesen, als sie vor 50 Jahren die Quellen dieser europäischen Kultur studierten und so einsichtig waren, zu erkennen, daß alle unsere Civilisation im Christentum wurzelt. Aber daneben steht es doch fest, daß das Christentum und Kultur sich nicht in der Weise korrespondieren, daß der Besitz des einen notwendig auf das andere hindrängt. Die evangelische Mission wirkt daher zwar thatsächlich als Kulturträger ersten Ranges, vor allem durch ihre Schulen, aber alle dahingehörenden Veranstaltungen haben stets nur präparatorische und pädagogische Bedeutung und sind — vom missionarischen Standpunkt aus geurteilt — immer nur Mittel zu dem Zweck, Jünger Christi zu bilden.

Die römische Kirche schlägt einen anderen Weg ein. Ihr Ziel ist nicht: den einzelnen Heiden zu dem Glauben an Christus hinzuleiten,

sondern ihn der römischen Kirche zuzuführen und deren Bereich zu erweitern. Diese Kirche aber will der große die Welt umfassende Gottesstaat sein, ein weltlich-geistliches Gemeinwesen unter Leitung des Papstes. Sie war es in der That im Mittelalter, sie möchte es sein noch jetzt und will es aufs neue werden für die Heidenwelt. Hier unternimmt sie es, ihre alten Ideale zu verwirklichen: eine katholische Gesellschaft zu schaffen. Die „Erziehung“ erhält bei dieser Zielbestimmung der Mission notwendig eine andere Bedeutung als auf evangelischem Boden, sie ist ein Mittel, sogar das wesentlichste Mittel für die Gründung dieser katholisch-kirchlichen Gesellschaftsordnung.

III.

Der Gefahr, durch eine falsche Hingabe an das einheimische Volksthum sich in eine schiefe Stellung drängen zu lassen, ist die römische Kirche notorisch nicht gewachsen gewesen. Nicht minder verhängnisvoll wirkt die Verbindung der römischen Mission mit der Politik.

Gelegentlich wird wohl von römischer Seite der unpolitische Charakter ihrer Mission hervorgehoben, aber das Gegenteil gehört zu den gesichertsten Thatfachen der Geschichte der römischen Mission. Im Mittelalter war die Verquickung von Mission und Politik eine so enge, daß die Ausbreitung des Christenthums während dieser Periode geradezu ein Stück der politischen Geschichte ist. In den Kreuzzügen war das politische Element nicht nur von Anfang an neben dem religiösen Motiv stark wirksam, sondern hat es sehr bald vollständig überwuchert. Die klassische Zeit der römischen Mission im 16. Jahrhundert zeigt die uneingeschränkte Fortdauer dieser Prinzipien. Die spanischen und portugiesischen Eroberer in Mittel- und Südamerika haben unter dem Segen der sie begleitenden Priester ihre Herrschaft entfaltet und es war nicht die Genügsamkeit der römischen Kirche, daß nur in Paraguay ein vollständiger Kirchenstaat sich etabliert hat. Am Kongo stand und fiel die jesuitische Mission mit dem Einfluß der portugiesischen Waffen, über Abessinien brachten die Sendlinge desselben Ordens durch ihr Einmischen in die politischen Verhältnisse des Landes so viel Elend, daß erst ihre Vertreibung aus dem Lande (1632) die schmerzlich vermißte Ruhe wiederherstellte.

Auch Franz Xavier hat ganz und gar nicht nur mit „Kreuz und Brevier“ missioniert, wie seiner Zeit Janssen behauptet hat, sondern er erschien als königlicher Kommissar in Indien und hatte die Macht des Königs Johann von Portugal hinter sich. Wir haben von ihm aus dem

Jahre 1548, als er, verärgert über seine Mißerfolge in Indien, das Land verließ, ein Schreiben an den König, in dem er geradezu die Ausbreitung des Christentums dem Vizekönig oder Statthalter übertragen haben will.

„Es ist Ew. Majestät Pflicht, für die Rettung der Seelen Ihrer Unterthanen zu sorgen und diese Sorge können Sie nur auf diejenigen legen, welche Ew. Majestät als Beamten vertreten und das Ansehen und die Ehre der Obrigkeit genießen. Jeder Gouverneur, der es versäumt, den heiligen Glauben auszubreiten, soll bei seiner Rückkehr nach Portugal durch jahrelange Einsperrung gestraft und seine Güter sollen konfisziert werden. So lange die Beamten nicht eine solche Furcht haben, müssen Ew. Majestät nicht erwarten, daß die Predigt des Evangeliums eine erhebliche Wirkung habe und ein bedeutendes Wachstum der Bekehrten stattfinde. Ja die einzige Ursache, daß nicht jedermann in Indien an die Gottheit Christi und Lehre der heiligen Kirche glaubt, liegt in der straffreien Vernachlässigung der Bekehrung durch die Statthalter.“

Also die Staatsbeamten sollen missionieren. Und der Mann, der dieses Rezept verschreiben konnte, gilt als der größte Missionar der katholischen Kirche!

Die Anlehnung an die Staatsgewalt und die Verwendung rein weltlicher Mittel ist der römischen Mission im Laufe der Jahrhunderte so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß ihren Vertretern das Gefühl des Unrechthuns ganz abhanden gekommen zu sein scheint, wenn sie wie im Jahre 1889/90 unter den evangelischen Rols Unruhen anzustiften suchten oder wenn der bekannte Kardinal Lavignerie vorübergehend den Gedanken vertrat, den Missionaren Ex-Zuaven beizugeben, da in Afrika allein Gewalt herrsche, oder wenn die römischen Missionare in China sich unter dem Schutze Frankreichs in die Rechtshändel der Chinesen mischen, die Ausschreitungen eines fanatisierten Pöbels durch große Geldsummen und Kirchenbauten sühnen lassen und zu Besitzergreifungen der europäischen Mächte die Hand bieten.

Solange Spanien und Portugal die Herren des Meeres waren, stellte sich die römische Mission unter ihren Schutz, im 19. Jahrhundert ist — ohne daß die alten Beziehungen gelöst wären — Frankreich die spezifisch römisch-katholische Kolonialmacht geworden. In seiner innern Politik ist Frankreich durchaus nicht klerikal — wie das Gesetz gegen die Kongregationen beweist —, nach außen geriert es sich als Schirmherr der römischen Kirche. Dieses Bündnis hat mit religiösen Motiven und Stimmungen wenig zu thun, es ruht auf nüchternen Erwägungen politischer Nutzbarkeit auf beiden Seiten.

So führt uns die Geschichte der römischen Mission mitten hinein in das Labyrinth der auswärtigen Politik. Das Wort „Missionspolitik“

hat einen schlechten Klang, denn es schließt Dinge zusammen, die nicht zusammen gehören. Aber die Sache ist da, auch heute noch und vielleicht mehr als jemals früher.

IV.

Bis vor 200 Jahren war die römische Kirche in ihren missionarischen Unternehmungen durch keine Konkurrenz beengt. Da die Nestorianer nicht unbequem wurden, so war sie in der bevorzugten Stellung, ganz allein über dieses Arbeitsgebiet verfügen zu können. — Ganz neue Verhältnisse schuf der Eintritt des Protestantismus in die Missionsarbeit. Während des 18. Jahrhunderts war der Zustand noch erträglich, ja er diente zur Verherrlichung der römischen Kirche, indem die Kleinheit und äußere Bescheidenheit der evangelischen Veranstaltungen als wirkungsvolle Folie diente. Aber als dann die evangelische Christenheit der Hauch neuen Glaubenslebens durchdrang, als in England und in Amerika, in Holland und im skandinavischen Norden, als vor allem auch in Deutschland der Missionsgedanke erst in kleinen Konventikeln still Wurzeln schlug, aber dann weitere Kreise erfaßte und fortriß, als eine Gesellschaft nach der anderen entstand, als die Zahl unserer Missionare in die Tausende stieg und evangelische heidenschristliche Kirchen in Westindien, Suriname, Süd- und Westafrika, Indien 2c. entstanden, erkannte die römische Mission die ihr drohende Gefahr, überflügelt zu werden und rüstete sich zum Kampf.

Wie urteilt die römische Kirche über die evangelische Mission?

In der Zeitschrift „Kreuz und Schwert“ (1895 S. 286) lesen wir:

„Auf unserem Missionsfeld in Afrika wuchert ein böses Unkraut, das Heidentum mit seinen Schœußlichkeiten: Sklaverei, Menschenraß, Kindermord, 2c. Und dazu kommt jetzt noch eine von Europa eingeschleppte neue Wucherpflanze, der Irrglaube, der sich überall da festsetzt, wo die katholische Religion noch keinen festen Fuß fassen kann, weil es ihr an Missionaren und an Mitteln fehlt.“

Das ist dieselbe Feindschaft, wie sie der römische Missionshistoriker, der Konvertit Marshall, früher bekundete, als er schrieb:

„Wenn der Apostel die Werke des Fleisches aufzählt, Gal. 5, 19, so scheint er in einem kurzen Satz die Hauptzüge aller protestantischen Missionen zusammenzufassen.“ — „Der Protestantismus ist die letzte Geißel des Heidentums.“ — „Die protestantischen Missionen können die Heiden nur in Atheisten verwandeln — sie können nur den Tod bringen; er liegt in ihrer Luft, unter ihren Füßen. Ihre Lippen atmen ihn und ihre Berührung erzeugt ihn.“ — „Die protestantischen Missionare sind überall das schlimmste und verhängnisvollste Hindernis gegen die Bekehrung der Heiden. Ihr Christentum ist eine Täuschung ihre Vertreter, Betrüger.“

In der Form milder, aber sachlich übereinstimmend, schrieben die Steyler Missionare, nachdem sie Ende August 1892 ihren ersten Gottesdienst in Rome abgehalten: „Uns war es vergönnt, zum ersten Mal Jesum vom Himmel auf dieses wüste, weg- und wasserlose Land herabzurufen.“ Und das wagten diese Männer in Bezug auf Togo zu schreiben, wo seit 1847, also mehr als 50 Jahre, die norddeutsche Missionsgesellschaft ihre treue, aufopferungsvolle und gesegnete Thätigkeit entfaltet hatte.

Solche, leicht zu vermehrende, Urtheile dürfen wir leider nicht mit Nachsicht und Stillschweigen übergehen, etwa als Stilübungen temperamentvoller Fanatiker, denn sie stehen unter dem Schutz des Papstes Leo XIII. Denn in der Encyclika vom 3. Dezember 1880, in der er die katholische Christenheit zur kräftigen Unterstützung des katholischen Missionswerkes aufforderte, hielt derselbe es für angemessen, die protestantischen Missionare als Betrüger und Verbreiter von Irrlehren zu charakterisieren, die sich zwar den Anschein gäben, als seien sie Apostel Christi, thatsächlich aber danach trachteten, die Herrschaft des Fürsten der Finsternis auszubreiten. Das Aktenstück machte die Runde um die Erde.

Diesem Urtheil entspricht das thatsächliche Verhalten der römischen Kirche gegenüber der evangelischen Mission. Wo die Unterdrückung durch Gewalt möglich ist, wird sie nicht verschmäht, auch jetzt nicht, und dann wird scharf zugegriffen wie auf den Karolineninseln nach 1886. Aber die römische Kirche gründet nicht auf solche Glücksfälle, die im 19. Jahrhundert eine Seltenheit waren, ihre Missionspolitik, sondern führt einen regelrechten Krieg. Ein beliebtes Mittel ist, in blühende evangelische Missionsgebiete sich einzudrängen. Sehr instruktiv ist in dieser Beziehung Deutsch-Südwestafrika, wo die Machinationen bereits 1879 begannen und zuerst mit Landesverweisung der Patres endeten; aber unter deutscher Herrschaft haben sie sich nunmehr 1898 den Zugang nach Windhuß erzwungen — unter der Firma der Seelsorge für die katholischen Soldaten der Schutztruppe. In Deutsch-Ostafrika haben die Trappisten im September 1898 neben Berlin III in Usambara, am Kilima Ndscharo 1900 in das Gebiet der Leipziger Mission sich eingedrängt; in Kamerun ist der Kampf Roms gegen die evangelische Mission bereits in vollem Gange. In der Wahl der Mittel kennt man keine Skrupel. Wie im Lutherjahr 1883 die römische Verunglimpfung des Reformators bis nach Indien herübergriff — man verbreitete dort eine Flugchrift, in der u. a. behauptet wurde, daß die Nonne Katharina Bora einen Monat nach der Verheirathung mit Luther ein Kind gebar —, so scheut man sich auch nicht,

durch die Freigebung des Branntweins, die Anziehungskraft des römisch-katholischen Christentums für die eingeborenen Christen zu steigern. Diese Konnivenz gegen ein Nationallaster der Kols ist seiner Zeit von Nottrott gebührend an den Pranger gestellt worden — ohne jeden Erfolg. Jetzt agitiert der römische Missionar mit Branntwein auch in Kamerun und er weiß, daß derselbe für den Eingeborenen Gift ist und zur physischen und psychischen Degeneration führt! Vor wenigen Wochen berichtete das Missionsblatt der Brüdergemeinde, daß in Südkalifornien (in Potrero östlich von Los Angeles) durch den katholischen Priester der Leichnam eines Mannes getauft worden ist, der durch die Taufe eines herrnhutischen Missionars Mitglied der Brüdergemeinde geworden war. Eine Betätigung des Hasses gegen unsere Mission, wie eine Charakteristik der römischen Praxis, die jede Bemerkung erübrigt.

V.

Und der Erfolg der römischen Missionsarbeit? Es ist außerordentlich schwierig, hier ein Urteil zu fällen. Denn die römische Missions-Berichterstattung genügt den Ansprüchen nicht, die wir an Geschichtsquellen stellen. Größere Darstellungen der Missionsgeschichte von wissenschaftlichem Wert kennt die römische Literatur nur wenige; kritische Revuen, wie sie die Allgemeine Missions-Zeitschrift bringt, sind ihr unbekannt; die Mitteilungen der Missionsblätter aber wollen offenbar gar nicht „historische Berichte“ im strengen Sinn des Wortes bieten. — Schon Franz Xavier erteilte die Instruktion:

„Sie müssen den Bericht mit Auswahl abfassen, indem Sie auslassen, was wegen mißliebiger Äußerung über andere Anstoß erregen (oder sonst der Sache schädlich sein könnte) und die ganze Darstellung muß einen gewissen religiösen Ernst zeigen, damit der Bericht gleich nach seinem Eintreffen in Europa veröffentlicht und auch Auswärtigen mitgeteilt werden kann. Darum müssen wir bei der Abfassung große Sorgfalt und Vorsicht anwenden, um allen zu genügen, da die Berichte — auch Feinden in die Hände kommen werden. Wir müssen den Zweck im Auge haben, daß sie zum Lobe Gottes und seiner heiligen Kirche ermuntern etc.“

Unter dem Einfluß dieser Gesichtspunkte ist für die römischen Missionsberichte ein phrasenhafter, ruhmrediger, schönfärberischer Stil die Regel geworden, der es nahezu unmöglich macht, das Tatsächliche von der legendarischen Einkleidung zu unterscheiden. Dazu kommt eine planmäßige Verschleierung und offenbar beabsichtigte Unklarheiten in statistischen Angaben. Cerri, der Sekretär der Propaganda hat einst Innocenz XI. erklärt: Die Jesuiten wären gewohnt, niemals an die Kongregation zu

schreiben, ohne von Tausenden von Personen zu reden, die sie bekehrt hätten, ein Umstand, welcher bewirke, daß man dem, was sie sagten, wenig Glauben schenken dürfe. So wollen wir es auch halten. Auch die *missiones catholicae* geben eine unvollständige, ungenaue und undurchsichtige Statistik, wie in seiner Selbstverteidigung gegen Warneß Pater Huonder ausdrücklich erklärte. Ein Urtheil über die Resultate der römischen Mission ist daher schwer.

Die Schlussergebnisse der römischen Mission des 16. und 17. Jahrhunderts waren für diese nicht günstig. Die beste Probe giebt der Jesuitenstaat in Paraguay, weil hier unter hermetischen Abschluß gegen die Außenwelt, also unter den denkbar günstigsten Existenzbedingungen, die Erziehung der Eingeborenen sich vollziehen konnte. Und in geradezu glänzenden Schilderungen war darüber berichtet worden. Der Bischof von Buenos Ayres berichtete noch 1721: „Die Unschuld der bekehrten Wilden ist so allgemein, daß ich glaube, in diesen Reduktionen wird im Lauf eines Jahres nicht eine Todsünde begangen.“ Als die Jesuiten das Land verlassen mußten, brach der Kunststaat zusammen und die „bethehrten“ Indianer fielen ins Heidentum zurück! Ich erinnere noch an die Kongomission, Abessinien, Indien, Japan, mit ihren entsetzlichen Katastrophen und Mißerfolgen, an Haiti, wo neben einem äußerlich glänzenden Kirchenthum offener Rückfall ins Heidentum bis zum Kannibalismus neuerdings entdeckt wurde. — Die römische Kirche sollte die Geschichte ihrer älteren Mission studieren, sie würde daraus Anlässe entnehmen können, etwas bescheidener aufzutreten.

VI.

Nur die wichtigsten Seiten der römischen Missionspraxis haben wir berührt, die typischen, die sich überall finden.

Wir gingen davon aus, daß die römische Kirche die Ausbreitung des römischen Christentums nicht der privaten Initiative überläßt, sondern als eine kirchliche Angelegenheit behandelt. Unter den missionarischen Maßnahmen und Veranstaltungen fesselte uns vor allem die Handhabung der Taufe und das, was sich dem römischen Missionar unter dem Begriff der Erziehung zusammenfaßt. Wir hatten weiter zu konstatieren, daß die Verbindung der Mission mit der Politik eine durchgängige Erscheinung ist, und daß der Kampf gegen den Protestantismus von ihr planmäßig geführt wird.

Diese verschiedenen Seiten des römischen Missionslebens hängen engste unter sich zusammen und sie sind — das steigert noch unser In-

teresse an ihnen — die normalen Auswirkungen der Grundprinzipien des römischen Katholizismus, können mithin von der Missionsthätigkeit der Papstkirche gar nicht hinweggedacht werden.

Da die römische Mission keinem anderen Zwecke dient, als die gesamte akatholische Welt der Herrschaft des Papstes zu unterwerfen, und da die Mission zugleich die Form ist, in welcher die römische Kirche erobernd vorbringt, so ist das Problem, ob die Mission Sache der Kirche ist oder sein soll, gar nicht vorhanden; sie ist ihrem Wesen nach kirchliche Institution.

Die missionarische Tauspraxis ferner ruht auf dem römischen Sakramentsbegriff, der für die segensreiche Wirkung der heiligen Handlung nur den richtigen Vollzug des Sakraments zur Bedingung macht. — Da die Papstkirche nicht nur in Fragen der Religion die Führerin der Menschheit sein will, sondern zugleich den Ehrgeiz hat, die Rolle der ersten politischen und gesellschaftlichen Größe zu spielen, so sind für sie niemals ausschließlich religiöse Gesichtspunkte maßgebend, sondern stets zugleich weltlich-politische. Das Wort „Missionspolitik“ schließt allerdings für unser Empfinden zwei heterogene Begriffe zusammen; für den römisch-katholischen Christen fehlt diese Spannung. Ist denn nicht auch in der Heimat Religiöses und Politisches mit einander verquickt? — Und nun vollends die Stellung zur Ketzerei! Ist die Kirche das, was sie zu sein vorgiebt, nämlich die irrtumsfreie und alleinseligmachende, von Gott gegründete Heilsanstalt, ist sie wirklich das Reich Gottes, dann sind Härese und Schisma ihre Todfeinde und zwar um so gefährlichere, wenn sie wie die evangelische Kirche ihre Sendboten über das Meer schicken, um für den Irrtum zu werben. Evangelische Mission ist als häretische vom Standpunkt des Romanismus aus gar nicht existenzberechtigt. Die römische Missionspraxis wurzelt also in Grunddogmen der römisch-katholischen Kirche. Mit dieser Sachlage müssen wir rechnen d. h. wir dürfen nicht hoffen, daß wir eine Änderung dieser Praxis erleben werden und wir werden uns zugleich entschließen müssen, dem einzelnen römischen Missionar die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ihm zuzugestehen, daß sein Verhalten nicht anders sein kann als es thatsächlich ist. Er weiß, daß die Verantwortung für das peinliche Schauspiel, vor den Augen der Heiden andere Christen zu bekämpfen, nicht von ihm persönlich zu tragen ist und daß er der Anerkennung seiner Vorgesetzten gewiß sein darf, je größeren Eifer er entfaltet. Und wenn wir trotzdem Abstufungen

in der Kampfesstellung gegenüber der evangelischen Mission finden und uns freuen, wenn es gelegentlich so scheint, als ob das Bewußtsein der großen gemeinsamen Aufgaben sich rege, nur keine Täuschungen! Die Taktik ist es, die zuweilen Zurückhaltung und Friedfertigkeit empfiehlt. Auch mag in manchen Fällen eine gewisse persönliche Bonhommie auch draußen sich geltend machen, aber das sind kleine Korrekturen, wie sie das praktische Leben stets an der Theorie vollzieht, und Ausnahmen, die nicht auf Grund sondern trotz der Prinzipien der römischen Kirche stattfinden.

VII.

Und nun zum Schluß noch ein Wort, die Stellung der evangelischen Kirche zu dieser römisch-katholischen Missionsmethode.

Die gewaltige Stärke der römischen Kirche als Missionskirche wollen wir nicht unterschätzen. Das Alter ihrer Arbeit hat ihr einen Schatz von Erfahrung eingetragen; sie hat ausdauernde Missionare, die schon deshalb in ihrer Thätigkeit zu jedem Opfer, auch zu der Dahingabe des Lebens, bereit sind, weil der Lohn des Himmels ihnen reichliche Entschädigung verspricht; an Sendboten hat sie keinen Mangel so wenig wie an Mitteln; die Macht der einheitlichen Organisation liegt auf der Hand und ermöglicht eine Missionsstrategie, die auf die wichtigsten Punkte die Kräfte konzentriert. Auch die Verdienste römisch-katholischer Missionare um manche Zweige der Wissenschaft sollen rückhaltlos anerkannt werden.

Aber nun die Kehrseite! Die römische Kirche kann wohl die Sitten eines Volkes heben, kann schlechte Gewohnheiten beseitigen und die ganzen Lebensformen auf eine höhere Stufe heben. Diese Fähigkeit hat sie im Mittelalter bewiesen und sie besitzt sie auch heute noch. Aber ein Blick auf Südamerika genügt, um vor einer Ueberschätzung ihrer Erziehungsergebnisse sich zu hüten, und das von ihr gebrachte Christentum ist ein auf dem vorreformatorischen Standpunkt stehen gebliebenes und, am Evangelium gemessen, minderwertiges. Ein schwacher Punkt ist weiter ihre Stellung zu dem nationalen Leben. Die römische Kirche kann gar nicht ohne ihren Prinzipien untreu zu werden, die Parole ausgehen lassen: Bildung von Nationalkirchen! Sie duldet keine deutsch-katholische Kirche, sie wird auch keine chinesische dulden. Diese Resignation bedeutet nun aber nichts geringeres als den Verzicht darauf, voll in das Volkstum einzugehen. Die Jesuiten haben dies einst versucht, das ist ihr Berechtigtes in den Akkommodationsstreitigkeiten gewesen, aber sie unterlagen und mußten unterliegen.

Von hier aus verstehen wir die lange Vernachlässigung des Studiums der Landessprachen seitens der römischen Missionare, mit der erst unter dem Einfluß der protestantischen Missionare gebrochen worden ist, ganz ebenso wie mit der Geringschätzung der Predigt und der Schultätigkeit. — Selbst in Bezug auf die viel gerühmte Fähigkeit der römischen Kirche, zur Arbeit zu erziehen, bestehen ernste Zweifel. Denn die ausschließlich von römisch-katholischen Geist erfüllten Staaten Spanien und Portugal sind am Ende ihrer Geschichte angelangt, weil sie in geistiger Unfreiheit gehalten nicht zur vollen Ausbildung der in ihnen schlummern den Fähigkeiten gelangt sind und weil sie nicht das Arbeiten gelernt haben. Auf einer niederen Kulturstufe wird dieser Mangel freilich jetzt so wenig empfunden werden wie im Mittelalter, aber im Wettbewerb mit der modernen intensiven Arbeitsweise wird auf allen römischen Missionsgebieten der Defekt der römischen Erziehung ebenso hervortreten, wie er in dem Zusammenbruch der spanischen Großmacht sich gezeigt hat. — Die Geschichte der römischen Mission im 16., 17. und 18. Jahrhundert liefert uns auch den Beweis, daß die Einheit oft nur nach außen hin gewahrt wird; ich erinnere an die bekannte Rivalität zwischen Jesuiten und den Bettelorden. Aber heutzutage herrscht bessere Disziplin. — Sehr gefährlich ist endlich für die römische Mission die Verbindung mit der Politik. Die römische Mission empfängt freilich von hier aus Glanz und Macht und Einfluß, wer wollte das leugnen? Aber sie wird auf der anderen Seiten durch sie hineingezogen in die Wechselfälle der politischen Kombinationen.

Wir wollen nicht klagen, daß die evangelische Mission diesem einen großen Organismus gegenüber mit hunderten von Gesellschaften arbeitet. Gewiß, Zersplitterung, Verteuerung und mancherlei Reibungen sind unvermeidlich, aber in dieser Vielheit spricht sich doch auch wieder der reiche, schöpferische Geist des Protestantismus aus, der jeder Individualität gestattet, sich auszuwirken und bei uns in Deutschland jetzt alle kirchlichen Gruppen zur Mitarbeit an dem großen Werk angeregt hat. Hunderte von Societäten und doch ein Glaube, eine Sittlichkeit, also in der Vielheit die Einheit im Wesentlichen.

Die römische Kirche arbeitet mit Virtuosität nach einer fertigen Methode. Die evangelische Mission wird niemals aufhören, zu lernen. Weil sie keine Centrale besitzt, die autoritative Weisungen erhielt, ist sie allerdings nicht ohne Differenzen, aber dafür auch andererseits beweglicher, elastischer, entwicklungsfähiger. Das zeigt unsere Ausgestaltung des Schulwesens, die Pflege der Litteratur, die jetzt planmäßig in Angriff ge-

nommene Ausbahnung von heidenschristlichen Volkskirchen, die Ausbildung des Instituts der ärztlichen Missionen u. dergl.

Daß endlich unsere Mission nicht die großen Fonds der Propaganda und der Ordensvermögen hat, sondern daß wir Jahr für Jahr ringen müssen, das von Gott anvertraute Werk zu erhalten, das hat auch seinen Segen; wenn wir rasten dürften, würden wir alt.

Die evangelische Mission ist also der geschlossenen römisch-katholischen gegenüber durchaus nicht mehrlos und ihre Entwicklung aus kleinen Anfängen zu einem gewaltigen, alle Zonen und alle Erdteile umspannenden Werk spricht für sich selbst. Unsere Hoffnungen für die Zukunft aber gründen wir nicht darauf, daß wir unsere Methode weiter verbessern und vervollkommen werden, sondern darauf, daß unsere Mission einen Schatz hinaus trägt, den die römische Kirche nicht besitzt und ohne Selbstmord auch nicht heben kann: Das Evangelium, das ganze Evangelium.

Die Pariser evangelische Missionsgesellschaft in den letzten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts.¹⁾

Von D. G. Kurze.

Vorbemerkungen.

Wenn eine unserer kontinentalen evangelischen Missionsgesellschaften innerhalb der letzten Jahrzehnte eine an schweren Kämpfen und Verwickelungen, aber auch an wunderbaren Durchhilfen reiche Geschichte durchlebt hat, so ist es wohl vor vielen anderen die Pariser Missionsgesellschaft gewesen. Wir gedenken im folgenden einen Überblick über ihre Geschichte und Wirksamkeit in den Jahren 1879—1900 zu geben und stellen deshalb zunächst zur Kennzeichnung der Situation am Beginn des hier in Betracht kommenden Zeitabschnittes einige einleitende Daten über die Pariser Missionsgesellschaft aus dem Jahre 1879 voran.

¹⁾ Die vorliegende Arbeit hatte ursprünglich Professor H. Krüger in Paris, wohl die kompetenteste Persönlichkeit für einen derartigen historischen Rückblick, für die „M. M. Z.“ übernommen. Eine todbringende Krankheit hat mitten in der Arbeit seine Kraft gelähmt, und so habe ich denn, als ein Vermächtnis meines teuren, heimgegangenen Freundes die Arbeit weitergeführt und vollendet. Der erste und zweite Abschnitt dieses Aufsatzes stützt sich demnach im wesentlichen auf die schriftlichen Notizen Professor Krügers, sowie auf mündliche Informationen, die ich von demselben bei unserm letzten Zusammensein erhalten habe; für den dritten Abschnitt trage ich ausschließlich die Verantwortlichkeit.

G. Kurze.

Am 31. März 1879 schloß die Pariser evangelische Missionsgesellschaft ihr 54. Rechnungsjahr mit einer Mehrausgabe von 55 850 Fr.¹⁾ Beiträge wurden verzeichnet im Gesamtbetrage von 225 869 Fr., wovon 141 845 Fr. aus Frankreich stammten. Aus dem Elsaß waren 21 703 Fr. zugeflossen; 41 007 Fr. entfielen auf die französisch redenden Schweizerkantone, 9080 auf die Niederlande, 2553 auf Italien, d. h. auf die Waldenser in den piemontesischen Alpenthälern, sowie kleinere Summen auf andere Länder. Die Gesellschaft besaß damals 3 Missionsgebiete: Basutoland (Südafrika) seit 1833, wo 1879 auf 14 Stationen 20 Missionare, darunter 17 ordinierte, standen; sodann Senegambien seit 1862, wo 1879 nur ein Missionar, und zwar ein schwarzer, in Paris ordinierter Sierra-Leone-Christ, in der Hauptstadt St. Louis thätig war, und endlich Tahiti seit 1863, wo 4 Missionare, darunter 3 ordinierte, auf zwei Stationen arbeiteten. Dem alternden Missionsdirektor E. Casalis, welcher sich anfangs 1882 ganz von der Leitung zurückzog, war eben eine jüngere Kraft in der Person des 28 jährigen Pastor A. Bögner zugesellt worden; der letztere war ein Straßburger und gehörte der lutherischen Kirche an, obgleich er einige Jahre als Geistlicher an einer reformierten Gemeinde im Norden Frankreichs amtierte hatte.

Dies muß als Ausgangspunkt für die nachfolgende Geschichte im Auge behalten werden.²⁾ Sodann dürfte es für ein teilnehmendes Verständnis dieser Geschichte förderlicher sein, die zu betrachtenden Ereignisse nicht streng systematisch zu ordnen, sondern mehr nach ihrer Zeitfolge vorzuführen. Der Zweck dabei ist, den Leser die letzten Jahrzehnte mit erleben zu lassen, jedenfalls, wenn es gelänge, der richtige Weg, um am sichersten zu einem Verständnisse der gegenwärtigen außerordentlichen Lage der Pariser evangelischen Missionsgesellschaft zu gelangen.

Auf diese Weise kann man, wenn auch nicht scharf, zwei Zeiträume unterscheiden, den ersten von 1879—1888 und den zweiten von 1889—1900. In einem dritten Abschnitte gedenken wir die Entwicklung der verschiedenen Missionsfelder der Pariser Gesellschaft innerhalb der letzten Jahrzehnte und ihren gegenwärtigen Stand näher zu beleuchten.

¹⁾ Hierzu sei bemerkt, daß die Pariser evangelische Missionsgesellschaft den 4. November 1822 gegründet wurde, aber ihr Rechnungsjahr erst mit dem Jahre 1824 begann. Die Jahre 1832 und 1833 werden zusammen als 9., und die Jahre 1870 und 1871 als 47. Rechnungsjahr gezählt.

²⁾ Wer sich gründlicher unterrichten will, der lese die Artikel von Rikebusch über „Die evangelische Missionsgesellschaft zu Paris“ in der A. M. Z. 1876, S. 241 ff. und von L. Monod über „Die Geschichte des Missionslebens in Frankreich“, ebenda 1879, S. 289 ff.

I. Die Jahre 1879—1888.

1. Die Entscheidung über die Sambesi-Mission.

Nach 25 jähriger glatter, aber auch ziemlich einförmiger Entwicklung trat im Jahre 1880 eine wichtige Frage an den Pariser Missionsvorstand heran. Düstere Schatten oder lichte Strahlen, je nach dem Standpunkte, den der einzelne Missionsfreund einnahm, fielen von da aus auf die Zukunft.

Es galt ein neues Missionsfeld zu besetzen und zwar in Innerafrika am Oberlaufe des Sambesi. Wie seit bereits 5 Jahren die Fäden dieses Unternehmens sich verschlungen und auf welchen Umwegen Missionar F. Coillard aus Basutoland bis zu den Ufern des Sambesi und von da nach Paris gekommen war, das kann hier nicht erzählt werden. Thatsächlich war aus einer von der Pariser Missionsleitung geförderten Missionsthätigkeit der eingeborenen Kirche in Basutoland ein ganz neues, weitführendes, großartiges Unternehmen geworden. In Coillards Person stand es gleichsam verkörpert vor dem Pariser Missionsvorstand; das ist von Anfang an die starke und die schwache Seite der Sambesi-Mission gewesen.

Während der langen und hangen Beratungen, welche im Schoße des Missionsvorstandes über das neue Unternehmen gepflogen wurden, wurden Gründe dafür und dagegen ins Feld geführt. Die Fürsprecher verfehlten nicht auf die Förderung hinzuweisen, welche ein neuer, heroischer Sturm-
lauf gegen das ungebrochene Heidenbollwerk Innerafrikas für das ziemlich schläfrige Missionsinteresse in Frankreich bedeuten würde; sie hoben weiter hervor, daß die eingeborenen Christen in Basutoland in diesem neuen Missionsunternehmen am Sambesi eine gesunde Anwendung ihrer geistigen Kräfte und ihrer materiellen Mittel finden würden, ja sie stellten geradezu die Abweisung des Coillardschen Planes als eine unverantwortliche Hemmung der naturgemäßen Entwicklung der Sotho-Kirche hin. Auch sahen sie eine Fügung der Vorsehung in der Thatsache, daß die Hossprache und bis zu einem gewissen Grade die lingua franca im oberen Sambesithale ein der Sothosprache so nahestehender Dialekt sei, daß er beinahe mit ihr identisch genannt werden kann, daß also die soeben durch Missionar A. Mabilie zum erstenmal in einem Bande druckfertig gestellte Bibel in der Sothosprache, sowie alle andern Schul- und Erbauungsbücher aus Basutoland der neuen Mission als bereitliegende Werkzeuge sofort zur Verfügung gestellt werden würden. Das Schwergewicht aber wurde darauf

gelegt, daß es sich bei dem neuen Unternehmen um eine Glaubensthat handele; in heiligem Eifer, in frohem Glaubensmut, wie Coillard immer wieder betonte, solle man es wagen, in der gewissen Zuversicht, daß der Segen von oben nicht ausbleiben werde.

Die gegnerische Seite konnte mit einer gewissen Berechtigung darauf hinweisen, daß es mit der Tragkraft der jungen Sothokirche für eine derartige Missionsarbeit doch eine unsichere Sache sei, daß ferner die große Entfernung der neuen Mission am oberen Sambesi von ihrer Operationsbasis im Basutolande, sowie das fieberischwangere Klima des periodischen Überschwemmungen ausgesetzten Sambesithales, in dem bereits ein schwarzer Begleiter Coillards ein frühes Grab gefunden hatte, unverhältnismäßige Opfer an Geld und Menschenleben fordern würde.

Nicht ohne eine gewisse Schüchternheit, aber doch in bestimmter Form, wurde auch noch ein anderer Grund gegen die Sambesi-Mission geltend gemacht. Soll es mit der Pariser Missionsgesellschaft vorwärts gehen, so muß die Arbeit ausschließlich auf französischem Grund und Boden, nicht im britischen Kolonialreiche zu fremdem Nutzen getrieben werden. Doch waren solche Grundsätze damals noch neu und hatten keine rechte Zugkraft. Aber noch etwa anderthalb Jahre später plante das protestantische Blatt *Le Signal* ganz naiv eine Übersiedelung der Pariser Mission aus Basutoland nach Madagaskar und ihre Ersetzung auf dem alten Missionsfelde durch die britischen Madagaskar-Missionare, als ob Missionen und Missionare wie Kisten und Kisten nur so herüber und hinüber geschickt und aufgestellt zu werden brauchten. Der Vorschlag verhallte damals oder fand doch nur stillen Beifall.

In der Sambesi-Angelegenheit gab Coillards festes Auftreten schließlich den Ausschlag. Er erklärte, daß er sich von Gott zur Gründung dieser Mission berufen fühle. Sollte man sich in Paris dazu ablehnend verhalten, so würde er sich nach England wenden, wo er, wie in Holland, zahlreiche persönliche Freunde und Gönner gewonnen hatte. Auch in Frankreich, im Elsaß und in der französischen Schweiz hatte er durch sein einnehmendes Wesen und seine an vielen Orten tiefen Eindruck hinterlassende Frömmigkeit besonders in den lebendigeren Kreisen der heimatlichen Missionsgemeinden die Herzen sich geneigt gemacht. Hierzu trat die natürliche Anziehungskraft des Neuen; auch muß man noch im Auge behalten, daß die Mitteilungen aus der beinahe ein halbes Jahrhundert alten Basuto-Mission ein etwas eintöniges Gepräge trugen; aus dem schon lange christianisierten Tahiti waren eigentliche Missionsnachrichten kaum mehr zu

erwarten, und auf dem dritten Arbeitsfelde Senegambien war die Missions-thätigkeit noch gar nicht in Fluß gekommen.

Als daher der Pariser Missionsvorstand beschloß, nichts eigenmächtig zu entscheiden, sondern die ganze Angelegenheit dem Urtheile „der Kirchen“, wie der Ausdruck für Missionsgemeinde in Frankreich lautet, zu unterbreiten, Coillard aber zu erlauben, für seinen Plan zu werben und einen besonderen Fonds für die neue Mission zu bilden, da war es für alle Hellsehenden ziemlich klar, daß die Sambesi-Mission das Feld siegreich behaupten würde. Ende März 1881 verfügte die zu gründende Mission schon über 60 000 Fr., und als Coillard sich mit einem Kollegen im Mai 1882 nach Afrika einschiffte, war diese Summe auf mehr als 100 000 Fr. angeschwollen. Kritisch veranlagte Leser mögen mit der ihnen zu Gebote stehenden Missionserfahrung und im Lichte der ihnen bekannten Geschichte jenes innerafrikanischen Missionsgebietes die Gründe für und wider die Sambesi-Mission vom Standpunkte der Pariser evangelischen Missionsgesellschaft aus gegen einander abwägen. Eins steht fest: Das Missionsinteresse in Frankreich, im Elsaß und in der französischen Schweiz wurde durch das neue Unternehmen, oder vielleicht richtiger, durch Coillards eigenartige Berichte von den Ufern des Sambesi gewaltig angeregt. Wenn die Missionsgemeinde französischer Zunge sich in den letzten 5 Jahren erstaunlich leistungsfähig zeigte, so ist das teilweise wenigstens, d. h. in den Kreisen, in welchen diese Leistungsfähigkeit Bestand haben wird, durch den kühnen Schritt, der zur Gründung der Sambesi-Mission führte, bedingt.

2. Die Organisation der Pariser evangelischen Missionsgesellschaft.

Die Berufung, mittels welcher der Pariser Missionsvorstand an „die protestantischen Kirchen“ Frankreichs appellierte, war nicht nur in diesem besonderen Falle berechtigt; es spiegelt sich darin überhaupt das Wesen der meisten Missionsgesellschaften wider. Bewußt oder unbewußt stehen alle auf einer demokratischen Basis; freilich ist das in der Pariser Gesellschaft nicht so organisiert und folgerichtig durchgeführt, wie etwa in der norwegischen Missionsgesellschaft. Der Vorstand, eigentlich Conseil, Rat, genannt, ergänzt sich selbst und ist im Grunde von der Missionsgemeinde, d. h. von der eigentlichen Missionsgesellschaft, in seinem Bestande ganz unabhängig, obgleich bis vor einigen Jahren die einst von England überkommene, parlamentarische Fiktion bestand, die allgemeine Jahresversammlung, als ob sie wirklich beratend und geschäftsordnend, und nicht viel-

mehr rein erbaulich wäre, um ihre Zustimmung zu einer etwaigen Ergänzung oder Erneuerung des Vorstandes anzufragen. In letzter Zeit werden solche Beschlüsse, dem 4. Artikel der Statuten zum Trotz, nur noch hindredien der Jahresversammlung mitgeteilt. Übrigens giebt es keine rechtlichen Bestimmungen über die Zusammensetzung des Vorstandes, dessen Mitgliederzahl jedoch nicht über 30 hinausgehen soll. Thatsächlich besteht ungefähr die Hälfte des Vorstandes aus Geistlichen. Die eine Hälfte der Mitglieder gehört der bei weitem zahlreichsten reformierten Staatskirche an; die andere Hälfte wird zu ziemlich gleichen Teilen der lutherischen Staatskirche und der evangelischen Freikirche, eingeräumt, obgleich das alles keineswegs dem im folgenden angegebenen numerischen Bestande der drei betreffenden Kirchen entspricht.

Nach den Statuten ist Mitglied der Gesellschaft, wer einen jährlichen Missionsbeitrag von mindestens 10 Fr. zahlt und vom Vorstand genehmigt wird, welch letztere Klausel dem Vorstand eine unbegrenzte Vollmacht in die Hand giebt. In Wirklichkeit ist das aber alles nur reine Theorie; die Missionsgesellschaft existiert nur als unbestimmte und unbewußte GröÙe. Daß dies ein Mißstand ist, der über kurz oder lang einmal zu unangenehmen Folgen führen kann, läßt sich leicht begreifen. Jedenfalls ist es bemerkenswert, daß nie an die Gesellschaft als solche appelliert wird; der Vorstand richtet seine Mitteilungen stets an die Missionsfreunde oder an „die Kirchen“.

Der letztere Ausdruck bedeutet nicht die verschiedenen Ortsgemeinden, sondern die oben genannten drei evangelischen Kirchengemeinschaften. Es muß hier an die kleine Zahl der französischen Protestanten erinnert werden. Offizielle, durch Volkszählung festgestellte Angaben über die Religionsverhältnisse giebt es seit 1872¹⁾ nicht mehr. Verschiedene Berechnungen kommen aber zu folgenden Resultaten, die einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich haben: Unter mehr als 38 Millionen Einwohnern, welche Frankreich hat, giebt es ca. 650 000 Protestanten, von denen ca.

¹⁾ Damals wurden von 36 102 921 Einwohnern Frankreichs 35 387 703 als Katholiken, 580 757 als Protestanten, 43 439 als Juden, 3071 als nichtchristlichen Religionen angehörend und 81 951 als religionslos eingeschrieben. Die „Agenda Protestant“, der französische Pfarramtskalender (1899, S. 154) verzeichnet auf Grund eines Berichtes, den Pastor Dupin de Saint-André auf der 1896 in Sedan abgehaltenen Generalsynode abgestattet hat, 560 000 Reformierte, 80 000 Lutheraner und 10 000 Freikirchler, Sa. 650 000 Protestanten. Wir gehen aber den obigen, von Professor Krüger stammenden, ein wenig abweichenden Daten über die Zahl der Lutheraner und Freikirchler den Vorzug.

560 000 der reformierten und ca. 77 000 der lutherischen Staatskirche angehören, während ca. 13 000 auf verschiedene, vom Staate unabhängige Kirchen sich verteilen; von ihnen halten sich die meisten, ca. 11 000, zu dem 1849 begründeten „Verbande der freien evangelischen Kirchen“; die übrigen 2000 sind Wesleyaner, Baptisten, Darbyisten u. a. Wie zerstreut und durch Vereinzelnung gelähmt der Protestantismus in Frankreich ist, zeigt am besten ein Blick auf eine religionsstatistische Karte des Landes (vergl. A. M.-Z. 1879, 301). Hier ist es wichtiger, zur Anschauung zu bringen, wie sich der Verkehr — unklar und unsicher — zwischen dem Pariser Missionsvorstand und dem französischen Protestantismus gestaltet. Die Gegenwart trägt in dieser Hinsicht offenbar den Charakter einer Übergangsperiode, was zu einem Einblick in die kirchlichen Strömungen nötigt. Deren Verständnis leistet für unsere Zwecke noch bessere Dienste, als geographisch-statistische Übersichtstabellen

3. Ein kirchengeschichtlicher Exkurs.

Der Rechtsstand, zu welchem das erste Kaiserreich 1802 den protestantischen Kirchen Frankreichs verhalf, hatte zuerst alle Beteiligten mit Dank und Freude erfüllt, trotz mancher bald gefühlten Mängel und Lücken in der Wiederaufrichtung der kirchlichen Ordnung. Das merkte man besonders in der reformierten Kirche, welche ja sechs Siebentel der französischen Protestanten umfaßt und deren Geschichte natürlich in den Vordergrund gerückt werden müssen. Demnach waren es vielmehr Lehrstreitigkeiten als kirchenrechtliche Fragen, welche die Gemüter bis in die 60er Jahre beschäftigten und zeitweise erregten. Denn seit Beginn des Jahrhunderts standen sich zwei Richtungen gegenüber, eine latitudinarische und eine methodistische, wie man damals sagte. Später wechselten die Benennungen und man sprach von Rationalisten und Orthodoxen, auch wohl von Ungläubigen und Gläubigen; endlich wurden die Namen liberal und evangelisch vorherrschend. Die tatsächliche Evolution, welche jenem Namenswechsel zu Grunde liegt, ist augenscheinlich.

Während dieser dogmatischen Kämpfe entstand nun oder vielmehr verbreitete und vertiefte sich seit den 50er Jahren eine Sehnsucht nach der alten, als normal geltenden Synodalverfassung der reformierten Kirche; hierbei blieb das Vorbild der seit 1849 wegen Glaubensstreue aus der Verbindung mit der Staatskirche ausgetretenen „freien evangelischen Kirchen“, die unter Leitung von Männern, wie A. de Gasparin, F. Monod, E. de

Préssensé u. a., sich sogleich eine Synodalverfassung gegeben hatten, nicht ohne Einfluß. In der reformierten Kirche waren 200 Jahre seit der letzten offiziellen Generalsynode von Loudun (1659) verfloßen, obgleich acht weitere heimlich bis 1763 unter Todesgefahr für die Teilnehmer „in der Wüste“ abgehalten worden waren. Das zweite Kaiserreich wollte aber von solch republikanischen Anwandlungen nichts hören. So dauerte es bis zum November 1871, als Thiers endlich die Zusammenberufung einer reformierten General oder, wie der Name gewöhnlich lautete, Nationalsynode genehmigte. Sie tagte im Juni und Juli 1872, und das Hauptinteresse konzentrierte sich auf die Frage, ob man ein Glaubensbekenntnis (*Déclaration de foi*) aufstellen sollte. Die Liberalen waren und sind noch grundsätzlich gegen jede derartige Fixierung; die evangelische Partei dagegen scharte sich um eine von Professor Ch. Bois aufgestellte Formel, deren Schwerpunkt in den Worten lag: *L'Eglise réformée de France . . . proclame l'autorité souveraine des saintes Ecritures en matière de foi . . . et le salut par la foi en Jésus-Christ, Fils unique de Dieu, mort pour nos offenses et ressuscité pour notre justification.* Nach sieben tägiger Debatte sprachen sich von 106 Stimmberechtigten 61 für und 45 gegen diese Formel aus. An diesem Ausgange scheiterte das ganze Unternehmen. Die Regierung hat bis jetzt die besagte Formel als rechtsgiltig nicht anerkannt, auch nie wieder eine Synode zusammenberufen.

Der evangelische Teil des reformierten Protestantismus, welcher damals etwa drei Fünftel der Gesamtheit umfaßte, führte gleichzeitig mit der Synodalverfassung jenes Glaubensbekenntnis als zu Recht bestehend in seine Gemeinden ein, freilich ohne Genehmigung des Staates und ohne doch die Verbindung mit dem Staate zu lösen. Diese höchst eigentümliche Stellung drückt den gesamten kirchlichen Verhältnissen in Frankreich ihre verworrene Signatur auf und erscheint oft den Fernstehenden als ein unlösbares Rätsel. Der evangelische Teil der reformierten Landeskirche lebt in Wirklichkeit ein Doppelleben. Einerseits treten regelmäßige Regionalsynoden und alle 3 Jahre eine Generalsynode zusammen; aber deren Beschlüsse können nur da ausgeführt werden, wo man sich ihnen freiwillig unterwirft; die liberalen Parochieen nehmen gar keinen Anteil an diesen Geschäften. Andererseits stehen Evangelische und Liberale in demselben Rahmen der offiziellen staatlichen Verfassung, die teilweise der sogenannten offiziellen Synodalverfassung widerspricht. Zwei einander entgegengesetzte Haupttriebkkräfte machen sich dabei geltend, das Streben nach freier Synodalverfassung und ein zähes Festhalten an der offiziellen staatlichen Stellung.

Letzteres, mit gewissen Schattierungen hüten und brühen ist den Evangelischen und Liberalen gleich wichtig. Da aber beide Parteien sich ganz verschieden zur officiösen Synodalverfassung verhalten, so spricht man seit 25 Jahren von synodalen und antisynodalen Reformierten.

Drei Bilder aus der Asantemission.¹⁾

Von Missionssekretär Würz.

I.

Am Nachmittag des 30. Dezember 1839 hielt ein Europäer mit einem Trupp schwarzer Begleiter seinen Einzug in Kumase, der Hauptstadt des westafrikanischen Negerreiches Asante. Es war nicht die Straße vom Meere her, auf der er die Stadt betrat; denn als er sich Kumase näherte, hatte ihn der Königsbote, der ihn willkommen hieß, von der Heerstraße ab, durch Waldbesiedicht, über Wasser und Moräste, im Halbkreis um die Stadt herum geführt. Endlich in der Stadt angelangt, mußte er lange auf der Straße warten, bis ihn der König weiter gehen heiße. Komm, der König ruft! hieß es endlich. Der die Botschaft brachte, war ein Mann mit breiter Goldplatte auf der Brust, aufrecht auf dem Haupte eine goldene Feder.

Inmitten eines großen Gefolges setzte sich der Fremde in Bewegung. Aber schon kam ein zweiter Bote, goldene Hörner an der Stirn, den Hals mit schweren Goldfiguren behangen. Kommt, kommt, der König wartet! rief er noch lauter als der erste; und rascher rückte der Zug vor, bis er den weiten Platz inmitten der Stadt erreichte, wo unter schattigen Bäumen König und Volk von Asante zur Begrüßung versammelt waren.

Gewaltige Sonnenschirme zeigten den Standort der mächtigeren Häuptlinge; die kleineren ließen sich durch ihre Diener mit gewöhnlichen Regenschirmen beschatten. Jeder der Großen hatte seine Mannen um sich. Die ganze Versammlung bildete einen großen Halbkreis.

Man führte den Gast an den linken Flügel; hier mußte er seinen Rundgang beginnen. Vor jedem Häuptling neigte er sich, erhob die rechte Hand und schlug sie gegen den zu Grüßenden, worauf jeder mit freundlichem Nicken den Gruß erwiderte. Kein Wort wurde gesprochen.

In der Mitte thronte, erhöht, auf silberbeschlagenem Lehnstuhl der König. Zu seinen Füßen lagen Diener, die einen mit Kuh- oder Elephantenschwänzen, die andern mit Fliegenwedeln; aber die ihm am nächsten lagen, waren damit beschäftigt, den Speichel ihres Herrn mit dem Zeigefinger vom Boden aufzunehmen und seinen erhabenen Körper damit zu bestreichen. Um die Diener scharten sich die Soldaten und Musikanten. Der König selbst trug ein kunstvolles Gewand aus Seide und Baum-

¹⁾ Vortrag in der abendlichen Volksversammlung der diesjährigen Missionskonferenz in der Provinz Sachsen. — Ich bringe ihn wesentlich darum hier zum Abdruck, weil er in seiner Anlage und Form als ein Vorbild für volkstümliche Missionsberichte zu dienen geeignet ist.

wolle, goldene Ringe an jedem Finger, Gold an den Handgelenken, am Hals, am rechten Knie — das linke ist der Ort für die Fetischschnüre, die ihren Träger vor Unheil schützen.

Nach beendetem Rundgang hatte sich der Fremde in einiger Entfernung aufzustellen und den Gegengruß zu empfangen. Auch der König zog hier vorüber, und seine europäischen Kostbarkeiten, Silbergeschirr, Spiegel, Mahagonikästen, paradierten in seinem Gefolge. — Dann führte man den Gast in eine enge, feuchte Hütte, und hier, abgeschlossen von der Außenwelt, mußte er warten, bis es dem König gefiele, seine Botschaft zu hören; kaum daß ihm erlaubt wurde, unter Aufsicht einen Spaziergang durch die Stadt zu machen.

Endlich am zwölften Tage wurde er zur Audienz befohlen und konnte seine Sache vorbringen. Es war die Bitte, daß weiße Männer sich in Kumase niederlassen und dem Volke das Wort des lebendigen Gottes verkündigen dürften. Der Fremde war nämlich Andreas Riis, der einzig Überlebende von neun Missionaren, die die Basler Mission auf die Goldküste gesandt hatte.

Es ist gut! Deine Sache ist eine gute Sache! sagten die Sprecher, als sie gingen, dem König die Botschaft des Missionars auszurichten; denn nach der Sitte durfte er nicht selbst mit dem „Löwen“ reden! — Es ist gut! hieß die Antwort des Königs. Die Bitte um eine bestimmtere Antwort blieb unerfüllt. Riis wünschte, noch eine kurze Reise landeinwärts machen zu dürfen, aber es wurde nicht erlaubt. Des Königs „Es ist gut!“ war nichts als eine höfliche Abweisung gewesen.

Was Riis in Kumase erlebte, ließ ihn die Abweisung verstehen. Man sah es nicht gern, daß er auf einem Gang durch die Stadt jenen gewaltigen Messingkeßel entdeckte, mit Löwenbildern und Kugeln geziert, der als Sitz eines großen Geistes verehrt wurde. Gegen die Gewohnheit schaffte man, während er in Kumase war, die Leichen derer, die als Menschenopfer gefallen waren, jedesmal schon am folgenden Morgen hinaus in die Schlucht, die an den Marktplatz stieß; aber den Geruch, der von dort aufstieg, konnte man nicht verdecken. Oft sah Riis die Scharfrichter, die schwarzen Gesichter mit Kohle bemalt, die Messer im Gürtel, umhergehen. Er sah die Menschenköpfe, mit denen die Trommeln, die menschlichen Rinnladen, mit denen die Blasinstrumente geschmückt waren, dick mit Menschenblut überschmiert. Er ließ sich erzählen, wie man die armen Opfer oft plötzlich überfiel, mit dem Messer, das man ihnen durch die Backen stieß, stumm machte und dann, die Hände auf dem Rücken, oft stundenlang warten ließ, bis das Messer mit drei Schnitten Kopf und Rumpf trennte. Die Leichname dienten Schweinen und Vögeln zur Nahrung. Riis fand es begreiflich, daß der König die Habichte zu töten verbiete, weil sie von der königlichen Familie seien; es bestand in der That eine gewisse Verwandtschaft. In der Stadt gingen junge Leute umher, die das Recht hatten, jedem, den sie mit Lebensmitteln antrafen, zu rauben, was sie wollten; dieses Vorrecht war eine königliche Gnade an die, die dazu bestimmt waren, einst seiner Majestät in die Ewigkeit nachzufolgen. Wie der Fürst, so die Unterthanen. Wiederholt war Riis Zeuge, wie ein Herr seinem Sklaven um eines geringen Vergehens willen Lippen, Nase und Ohren abschneitt. Und so wenig ein Menschenleben galt, so groß war die Furcht vor den Geistern. Zu ihrer Versöhnung dienten z. B. die Schafe, die man mitunter an Stangen über der Hausthüre festschnürte, um sie da elend umkommen und verwesen zu lassen; aber auch Menschen hatten ein ähnliches Schicksal.

Vom König gnädig verabschiedet, aber traurigen Herzens, trat Riis den Heimweg an. Es war noch kein Raum für das Evangelium in Kumase. Die Mission, die bald darauf von den englischen Wesleyanern dort begonnen wurde, aber scheiterte, hat das nur bestätigt.

II.

Dreißig Jahre später, am 7. Mai 1870, hielt wieder ein König von Asante großen Empfang. Unter mächtigen Palmen wiederum jener glänzende Halbkreis, der König inmitten seiner Großen; alles blühend von Gold. Wieder der feierliche Rundgang der Gäste, darauf unter wilder Musik die feierliche Prozession zum Gegengruß.

Es waren nicht weniger als vier Weiße, denen diesmal die Begrüßung galt, darunter zwei Missionare, Ramsfeyer mit Frau und Kühne. Sie waren nicht zu Besuch gekommen. Es war Krieg. Weit im Osten, jenseits des Volta, waren sie auf ihrer Station Annum von Asanteer Soldaten überfallen worden. Fast plötzlich mußten sie ihre Häuser verlassen, nur für kurze Zeit, wie sie meinten. Man führte sie vor den Feldherrn Abu Boso, und von ihm hörten sie das Schreckenswort: Zum König nach Kumase! Seither waren 11 Monate verflossen. Lange Marsche durch die glühende Steppe, Ungeziefer, Hunger, Durst, Flüche, nachts mitunter die Füße in Eisen, dann ein kleines Grab, darein Ramsfeyers ihr langsam verhungertes 10 Monate altes Fräulein legten, wochenlanges Warten in elenden Dörfern, doch auch hier und da ein mitleidiges Herz, eine freundliche Gabe — so waren sie endlich nach Kumase gekommen.

Hier blieben sie mehr als $3\frac{1}{2}$ Jahre, vom König im ganzen freundlich behandelt, aber doch als Gefangene. Erst hieß es, Asante gebe seine Gefangenen nicht los, ehe der Feldherr heimkehre. Nach $1\frac{1}{4}$ Jahren kam Abu Boso und zog im Triumph in die Stadt; fünf Tage später hielt man ein blutiges Totenfest für die Gefallenen. Wieder vergingen Monate, ehe man mit Abu Boso über die Freilassung der Gefangenen verhandelte. Niemals! war seine Antwort. Schließlich wurde ihnen gegen ein Lösegeld von 20 000 Mark die Freiheit versprochen. Im Jahre 1872 schien es, als wollte man das Versprechen halten. Das Lösegeld lag an der Küste in den Händen eines Unterhändlers. Man führte sie bis an die Grenze von Asante, als ginge es in die Freiheit; dann mußten sie wieder umkehren nach Kumase.

Was Andreas Riis in Kumase mit Grauen erfüllt hatte, lernten die Gefangenen noch gründlicher kennen. Das war ein graufiger Festtag, als der König nach Bantama in die Gruft seiner Vorfahren ging, um den mit Goldbraut zusammengefügteten Skeletten zu essen zu geben. Jedes setzte man auf einen Stuhl in seiner Zelle. Jedem spielte die Musik sein Lieblingslied. Und was bedeuteten die zwei Stöße ins Horn, die drei Trommelschläge, die man immer wieder hörte? Das Horn bedeutete: Der Tod! Der Tod! Die Trommel gab das Zeichen zum Abschneiden eines Kopfes; ein einzelner Trommelschlag verkündete, daß der Kopf gefallen sei. Mit dem Blute wusch der König die Skelette. — Das war eine traurige Prozession, die einst an der Hütte der Missionare vorbeizog. Man führte einen Mörder zum langsamen Tode. Das Messer durch die Backen, die Hände auf dem Rücken, den Strick um den Hals, so führte man ihn durch alle Straßen; als er vorbeiging, sah man noch die zwei Foltergabeln in seinem Rücken stecken. Um Mittag pflegte da die Folter zu beginnen. Am Abend hieb man dem Verurtheilten Schnitte in alle

Körperteile, haßte ihm wohl auch die Arme ab oder stieß ihm Eisen durch Waden und Bauch; dann sollte er vor dem König nach dem Trommelschlag tanzen, und wenn er nicht konnte, half man mit brennenden Scheiten nach. — Und fast noch trauriger waren die Menschengzüge, die je und je durch die Stadt getrieben wurden, bis zu tausend an einem Tage. Es waren Kriegsgefangene oder mit List erbeutete Sklaven, einen Lumpen um die Lenden, abgemagert bis auf die Knochen, darunter Frauen mit Säuglingen auf dem Rücken, und klägliche Kindergestalten. Was mußten sie erlitten haben, und was mochte ihrer warten!

Als im Januar 1874 ein englisches Heer über die Grenzen von Asante rückte und unsere Gefangenen vom König Karitari entlassen waren und der Freiheit entgegen eilten; als plötzlich in der Wildnis der Zug hielt und Ramsfeyers dem ersten englischen Offizier gegenüber standen, da waren sie wie die Träumenden.

Was war mit allen ihren Leiden für Asante erreicht? Kumase hatte jetzt eine christliche Gemeinde gehabt, bestehend aus den gefangenen Europäern und einigen schwarzen Christen, die ebenfalls dort festgehalten wurden. Ramsfeyer durfte in seiner Behausung Gottesdienst halten, später auch in den Straßen predigen, und jedermann hatte Zutritt. Ein Häuflein Kinder ließ sich herbei, zur Schule zu kommen, und lernte wenigstens ein paar Lieder singen. Auch hatten die Gefangenen hie und da Gelegenheit, an jenen verschmachteten Sklaven christliche Barmherzigkeit zu beweisen, wenigstens mit dem Erfolg, daß sich die Kumaseer und ihr König über diese seltsame Regung verwunderten. Aber bekehrt war niemand; Fetischdienst und Menschenopfer gingen fort.

Im Jahr 1881 machten wieder zwei Basler Missionare einen Besuch in Kumase. Beim Eintritt in die Stadt führte ihr Weg über ein frisches Grab; rechts davon stand ein Topf mit Blut, links war ein lebendiges Schaf mit Hölzern an den Boden gespießt. In dem Grabe lag ein Mädchen, das man geopfert hatte, um den Besuch der Weißen unschädlich zu machen. Sie hätten die höflich ausweichende Antwort des Königs nicht zu hören gebraucht, um zu wissen: Es ist noch das alte Kumase, dem Evangelium verschlossen.

Aber für die, die dort gelitten und gebetet und Gottes Hilfe erfahren hatten, war es doch nicht mehr das alte Kumase. Ihr Herz hing mit starker Hoffnung an der Blutstadt.

III.

Am 28. März 1900 fand in Kumase wiederum eine glänzende Versammlung statt. Die Häuptlinge von Asante waren mit ihrem Gefolge zugegen. Sie bildeten ein Viereck vor einem erhöhten Zelte, wo an der Seite seiner Gemahlin, inmitten seiner Offiziere, der Gouverneur der Goldküste Platz genommen hatte. Kein Scharfrichter, keine schädelgeschmückten Trommeln waren mehr zu sehen; es gab keinen König von Asante mehr. Über dem Platze, wo man versammelt war, erhoben sich die massiven Mauern eines englischen Forts. Dieses war jetzt der Mittelpunkt des Landes.

Auch Missionare waren geladen worden, darunter Ramsfeyer, der alte Gefangene von Kumase. Zehn Minuten entfernt, standen stattliche, neuerbaute Wohnhäuser, Kapelle und Schule, Lehrerwohnungen — das Heim der Basler Mission. Als die Engländer vier Jahre zuvor Asante erobert hatten, war Ramsfeyer eilig herüber gekommen von seinem Warteposten auf den Bergen von Okwawu, seine tapfere Frau mit ihm; und sie hatten Besitz ergriffen von der Stadt ihrer Leiden. Gegen

20 Städte und Dörfer in Asante waren schon mit Lehrern besetzt; in die Schulen kamen 4—500 Schüler, nicht ohne daß die Furcht vor der Regierung, mit der sich die Leute die Mission eng verbunden dachten, zu dem raschen Erfolg mitgewirkt hätte. Da und dort waren Gemeinden von Christen entstanden, und in der Pflege der Mission befand sich eine Schar befreiter Sklavenkinder.¹⁾

Was der Gouverneur den Häuptlingen sagen wollte, war nicht bloß sein Dank für den glänzenden Empfang. Er wollte heute jede Hoffnung auf Wiederkehr der alten Asanteer-Herrlichkeit vernichten. Er sagte ihnen, daß ihr letzter König Perempe nie mehr aus seiner Verbannung in Sierra Leone zurückkehren werde. Er verlangte, daß ihm der goldene Königsstuhl ausgeliefert werde, das eigentliche Wahrzeichen des Königtums; denn ihm als dem Vertreter der Königin Viktoria komme es jetzt zu, auf diesem Stuhle zu sitzen. Er forderte endlich, daß die alte Kriegsschuld von 1874 und 96 von jetzt an mit hohen Summen verzinst werde.

Ruhig hörten die Häuptlinge zu, und mit Händedruck verabschiedeten sie sich von dem Gouverneur. Aber der goldene Stuhl wurde nicht ausgeliefert, und die zwei Offiziere, die nach einigen Tagen mit einer Truppe auszogen, um ihn mit Gewalt zu holen, wurden mit Kugeln empfangen und mußten umkehren. Nach 4 Wochen war Kumase eine belagerte Stadt.

Der Gouverneur mit seinen 250 schwarzen Soldaten war im Fort eingeschlossen. Auch die Missionare, drei Männer und drei Frauen, flohen am 25. April dorthin, als schon das Feuer der Asanteer in ihre Nähe kam. Um das Fort lagerten die Mannschaften der wenigen treugebliebenen Häuptlinge und die friedlichen Einwohner von Kumase, darunter die befreiten Sklavenkinder von der Mission mit ihren Gabelfigkeiten. Die entfernteren Stadtteile, auch die Basler Station, waren in den Händen des Feindes.

Die Belagerung dauerte fast drei Monate. Was hat sich in dieser Zeit auf dem Platz vor der Festung, wo der Gouverneur seine Rede gehalten hatte, nicht alles abgespielt! Am Sonntag Morgen trat wohl ein Missionar aus dem Thor und hielt vor der Mauer Gottesdienst mit dem Häuflein schwarzer Christen, einmal unter Kanonendonner. Dann hielten wieder die heidnischen Weiber ihren Kriegstanz, oder es kamen die Truppen mit ihren Toten und Verwundeten aus dem Gefecht, oder die schwarzen Verbündeten stürmten gegen den Feind und zeigten nur zu deutlich ihre Eigennatur.

Den schlimmsten Feind hatte man im eigenen Lager. Am Geburtstag der Königin Viktoria (er fiel auf den Himmelfahrtstag) hielt der Gouverneur die festliche Parade mit hungrigen Truppen. Die zwei Hilfskolonnen, die sich nach Kumase durchschlugen, hatten das Nötigste nicht mitgebracht, frischen Proviant. Die Nationen für Weiße und Schwarze wurden immer magerer; unter den Flüchtlingen draußen herrschte der grimmige Hunger. Mitte Juni war die Not so groß, daß draußen täglich dreißig Menschen Hungers starben, während die andern wie Schatten umherstlichen. Auch im Fort schwand die Hoffnung auf Befreiung mehr und mehr.

Am 23. Juni, lange vor Tagesgrauen, riisteten sich die Insassen des Forts, auch die Missionare, zu einem verzweifeltsten Gang. Bleiben war der sichere Hunger-

¹⁾ Auch die englischen Wesleyaner hatten ihre alte Arbeit in Kumase wieder aufgenommen, hatten aber im Jahre 1900 keinen Europäer auf der Station.

tob; der Gouverneur hatte sich daher entschlossen, um jeden Preis durch die feindlichen Linien zu brechen. Nur eine kleine Besatzung sollte mit dem Rest des Proviantes zurückbleiben und den Platz halten, bis Hilfe käme.

Noch früh am Morgen stürmte die Vorhut mit Verlust zweier Offiziere eine feindliche Schanze. Dann ging es hinein in die Wildnis, ein lang gedehnter Zug von Soldaten, Trägern, Flüchtlingen, wiederholt beschossen von den Usanteern. Mancher Träger mit seiner Last verschwand hier für immer; auch die letzten zwölf Sklavenkinder, die sich mit einem Lehrer an den Zug angeschlossen hatten, sind seither verschollen. Ramseyer und seine Frau entgingen am zweiten Tage wie durch ein Wunder einer neuen Gefangenschaft. Erst als nach sieben Tagen der weit über seine Ufer getretene See überschritten war, war die Gefahr vorüber.

Drüben wartete der Missionare noch ein bitterer Schmerz. Den Jüngsten aus ihrer Mitte, Karl Weller, hatte man schwer krank durch den Fluß getragen, und nun erlag er dem Fieber. Die Überlebenden reisten langsam, unter vielen Entbehrungen, der Küste zu. Am 7. Juli, am Schluß der Basler Festwoche, meldete ein Telegramm in Basel Wellers Heimgang und die Rettung der übrigen, und unsere Schlußfeier zu dem bewegten Missionsfest wurde zum Dankgottesdienst. Acht Tage später wurde auch die verhungerte Besatzung im Fort von Kumase befreit; aber Friede kam noch lange nicht ins Land.

Und die Mission? Die neuen Häuser in Kumase zerstört, die Schüler zerstreut, die Sklavenkinder vielleicht wieder Sklaven, von den eingebornen Gehilfen einer ermordet, andere den Leiden der Belagerung erlegen, andere geflohen, unsere Station Kumase wie vom Sturm hinweggesetzt, in Usante höchstens noch ein paar armselige Außenposten!

Was sagen wir dazu? Soll nun Usante das Evangelium nicht mehr haben? Aber unsere Geschichte beweist ja gerade, daß es des Evangeliums bedarf. — Oder ist Gottes Zeit für Usante noch nicht da? Wahrlich, unsere Geschichte beweist schlagend, wie verschieden Gottes Zeitrechnung ist von der menschlichen; denn wer hätte vor dreißig Jahren gedacht, daß Kumase im Jahr 1900 wieder eine verschlossene Stadt sei? Aber hierin wird uns dies zur Begleitung dienen: Wenn die Engländer jetzt das Werk von 1896 vollenden und den Usanteer Stolz gründlich brechen, und wenn damit das Volk von seinen Tyrannen frei wird und Friede und Ordnung ins Land kommt, dann ist in Usante auch die Zeit für das Evangelium gekommen; denn wir glauben nicht, daß Gott einem Volke Freiheit und Kultur geben wolle ohne das Evangelium. Nun wollen wir nicht vergessen, daß das Evangelium auch wirklich frei angenommen sein will, und uns nicht auf die Weltmacht stützen, die noch heute ein Rohrstab ist, der dem, der sich darauf stützt, durch die Hand geht.

Aber vielleicht ist es nach der bisherigen Geschichte nun einmal der Basler Mission nicht beschieden, den Usanteern zu dienen? Gerade die bisherige Geschichte läßt uns hoffen, daß es uns Gott beschieden habe. Erstens haben wir in Usante mit Thränen gesät, und wer mit Thränen sät, soll ja mit Freuden ernten. Zweitens ist unser sechzigjähriges Warten vor den verschlossenen Pforten nicht umsonst gewesen. Als Riis nach Kumase ging, hatten wir auf der ganzen Goldküste nichts als Gräber. Als dreißig Jahre später die Gefangenen in Kumase einzogen, war das Werk festgewurzelt in drei Landschaften, in Akra an der Küste, auf dem Hügel-land von Akwapem und im Urwald von Akem; die Gemeinden zählten ungefähr

1800 Seelen. Heute sind es 18000 Seelen. Das Anum, auf dessen Trümmern nach 1869 lange Gras gewachsen ist, ist heute die Mutter blühender Tochtergemeinden bis tief hinein ins Innere von Togo, und die Tshi-Sprache, die sich dort unter der Herrschaft der Asanteer ausgebreitet hat, ist jetzt die Trägerin des Evangeliums. In Okwamu, wo Ramsfeyers einst ihr Kind begraben und hernach lange Jahre gewartet haben, bis sich Asante öffnete, stehen jetzt schöne Gemeinden bis an die Grenzen von Asante. Ebenso hat im Fante- und Agonaland, südöstlich von Asante, manches alte Fetischnest die Mission aufnehmen müssen. Einst reichte der Schrecken der Asanteer bis herab an die Küste; jetzt reicht der Schall des Evangeliums bis hinauf an die Grenzen von Asante. Unaufhaltsam sind unsere Laufgräben von zwei Seiten der Festung näher gerückt. Wenn Gott mit uns ist, wird auch diese in unsere Hände fallen. Wir eignen uns an, was der alte Wesleyaner Freeman, der erste Missionar, der Kumase betreten hat, schon 1839 schreibt: Es ist wahr, dieses Jericho steht zur Zeit fest und erscheint uneinnehmbar, und doch wird Israel den Sieg davon tragen!

Chronik.

Das Vorgehen der Trappisten am Kilima Ndscharo. Für ihren in der Februar-Chronik erwähnten Plan, auf dem Meru eine Niederlassung zu gründen, hatten sich die Trappisten auf den Wunsch des Hauptmann Johannes berufen. Jetzt erfahren wir, wie es damit bewandt ist. In einer Unterredung hat derselbe, es war gegen Ende 1899, die Patres auf die älteren Ansprüche der Leipziger Mission hingewiesen und ihnen erklärt, daß er seinerseits nichts einzuwenden habe, wenn sie auf dem unbewohnten Rücken zwischen Meru und Kilima Ndscharo mit „mindestens 30 Mann, die aber wohl bewaffnet sein müßten“, eine Ackerbau-Kolonie ins Leben riefen. In wie weit diese „Einladung“ den Trappisten genügt, entzieht sich unserer Beurteilung, um so mehr, als auch nach der Gründung der Militärstation am Meru-berge der Bezirkschef einstweilen den Leipzigern die Anlage einer Missionsstation noch widerrät, den Trappisten aber nur daran gelegen ist, die Arbeit der Leipziger zu hindern und zu stören. Dafür haben sie im Oktober v. J. den deutlichen Beweis erbracht. Vor Jahren hat nämlich der Häuptling Mareale von Marangu die Katholiken aufgefordert, bei ihm eine Schule einzurichten. Als diese darauf nicht eingingen, wandte er sich mit demselben Anliegen an Missionar Althaus. Dieser aber wartete ein volles Jahr, ehe er dem Rufe Folge leistete und richtete erst dann die Schule ein, weil offenbar die Katholiken nicht die Absicht hatten, ihrerseits in Marangu vorzugehen. Nun hat sich die Schule erfreulich entwickelt und da erinnern sich die Patres an jene Einladung Mareales. Althaus hat alles versucht, um den Pater Kornmann von seiner Absicht, in Ober-Marangu eine Schule zu eröffnen, abzubringen. Es ist ihm nicht einmal gelungen, den Herrn dazu zu bewegen, wenigstens so lange damit zu warten, bis er auf eine Darlegung der Verhältnisse und Vorstellungen der Leipziger von seinem zur Zeit in Europa weilenden Bischof Allgeyer eine endgiltige Antwort erhalten habe. Am 22. Oktober hat der eingeborene Lehrer der Katholiken die Schule eröffnet und den durch die Töne seines Horns zusammengelaufenen Knaben gedroht, wenn sie nicht zur Schule kämen, hätten sie Schläge zu gewärtigen und würden ihnen Ziegen weggenommen werden. Darüber

hat Althaus die Knaben natürlich beruhigt, zugleich auch dem Häuptling Vorstellungen gemacht, daß er keinerlei Zwang und Druck ausüben dürfe, sondern sich jeden Eingreifens enthalten müsse. Trotzdem sind gleich in den ersten Tagen Zwistigkeiten unter den Knaben der beiden Schulen nicht ausgeblieben. Denn standen sich schon vorher die Jungen diesseits und jenseits des Mondju-Baches, der die beiden Teile der Ober- und Unter-Marangu von einander trennt, nicht gerade sehr freundschaftlich gegenüber, so hat nun der Gegensatz neue Nahrung erhalten, zumal Mareale die Streitigkeiten der Jungen geradezu begünstigt, um aus ihnen Krieger zu gewinnen. An Erfolg hat es dem katholischen Lehrer nicht gefehlt. Denn sämtliche 25 Knaben von Ober-Marangu, die bis dahin den Unterricht der evangelischen Schule besuchten, sind weggeblieben und in die katholische übergetreten. Als Vordittel hat der neue Schulmeister den Jungen Musik gemacht, nach der sie tanzen konnten. Ihre heidnischen Tänze aber haben die Leipziger aufs entschiedenste verpönt. Und die Geisterlichen unter den Rostschülern der letzteren haben selbst die Erkenntnis: „Es ist leicht, bei den Mopia (Verstümmelung aus *mon père*) zu lesen; dort wird es mit Biertrinken und Tanzen nicht so genau genommen, und sündigt etwa einer gegen das 6. und 7. Gebot, dann wird ihm leicht Verzeihung gewährt.“ — Diese traurige missionarische Konkurrenz gehört den unerquicklichsten Erscheinungen in den deutschen Kolonien, aber wie es scheint haben die Katholiken ihre besondere Freude an ihr.

Der Schädeljäger von der Insel Rut. — Unter dieser Überschrift erzählt ein Herr F. W. Christian in der deutschen Kol.-Z. (1901, S. 16) folgende charakteristische Geschichte, zu der ein Kommentar überflüssig ist:

„Ein genauer Kenner auf der Suche nach Schädelarten für europäische Museen kam auf die große Lagune von Hogolu. Die Schädeljagd auf der Insel Rut war zwischen der schwarzen Bevölkerung im Innern und dem braunen Volke an der Küste im vollen Gange, da ein jeder junge und mutige Inselbewohner, wenn er eine dunkle Braut gewinnen wollte, nach einer alt überlieferten malayischen Sitte eine oder mehrere dieser Trophäen dem Vater des Mädchens bringen mußte. Da der verdienstvolle Gelehrte diese Gewohnheit kannte, trieb er einen umfangreichen und lohnenden Handel mit diesen listigen alten Herren in Fischangeln, Schießpulver und Tabak. Aber nach einiger Zeit ließ der Krieg nach, die schwarzen Burschen in den Bergen stellten um Frieden, und die Schädel kamen nur vereinzelt und in großen Zwischenräumen von gelegentlichen Streitigkeiten, Meuchelmorden und Mißverständnissen nach Gelagen.

Eines Tages fand sich ein Eingeborener namens Raß ein und erklärte seine vollständige Bereitwilligkeit, die Leiche seines eigenen Vaters, der an Influenza gestorben und ein oder zwei Wochen vorher begraben worden war, auszugraben, den Kopf abzuschneiden und ihn in einem Sack unter dem Schutz der Dunkelheit herunterzubringen. Er war so gut, oder vielmehr so schlecht, wie sein Versprechen und brachte schon in der nächsten Nacht ein besonders schönes Exemplar, für welches er zu seiner großen Zufriedenheit eine alte Flinte, etwas Schießpulver und eine Menge metallener Fischangeln erhielt.

Nun wurde bald nachher dort ein Fest abgehalten, bei welchem jeder sehr viel Ati oder Kokospalmenwein trank. Unter dem Einfluß dieses verführerischen Getränks erzählte Raß, der wie viele Eingeborene ein bißchen schwachhaft war, die Sache einem

Kameraden, natürlich erzählte es der Kamerad irgend jemandes Frau, und in wenigen Stunden war die Geschichte über die ganze Insel verbreitet. Der „Samol“ oder die Häuptlinge hielten ein Gericht ab, um über die seltsame Sache zu verhandeln und bald war ihr Entschluß gefaßt. Während Meister Raf friedlich am Ufer entlang spazieren ging und über neue Pläne, wie er leicht Geld verdienen könne, nachdachte, wurde er plötzlich von einer Anzahl Männer überfallen, welche ihn niederschlugen und ihn im Nu in einer geschickten und kunstgerechten Art banden, in der niemand die Bewohner der Karolinen übertrifft. In furchtbarer Angst und unfähig Hand oder Fuß in Folge der vielen Fesseln zu bewegen, wurde er vor das Angesicht der „Samol“ geschleppt, die nun über ihn Gericht hielten. Der Oberpriester fragte ihn mit barscher und strenger Stimme, warum er das gethan habe. Der arme Kerl gestand äußerst kleinmütig alles ein. Dann nahmen sie Bambusstöcke und hieben auf den Rücken des Glenden, bis sie müde waren, banden ihn darauf los und befahlen ihm unter schrecklichen Drohungen, die Flinte zurückzugeben, sowie sich den Kopf seines Vaters wiedergeben zu lassen und ihn in das Grab zurückzulegen. Die Fischangeln und das Schießpulver nahmen sie ihm für ihren eigenen Bedarf weg. Raf, froh, so leichten Kaufs davon gekommen zu sein, ging zurück, um den Kopf zu holen. Zuerst widersetzte sich der Schädeljäger auf das Äußerste mit den heftigsten Ausdrücken. Aber eine Abordnung der obersten Einwohner machte ihm ihre Aufwartung und veranlaßte ihn mit dem Knüttel in der Hand, seinen Vorsatz zu ändern und den kostbaren Schädel auszuliefern. Sie erzählten ihm höflich, daß das Land von Ruf geeignet wäre, nach einer gewissen Zeit für Fremde ungesund zu werden, und so groß war ihre Sorge für sein Wohlergehen, daß sie sich erbieten, ihn an Bord des nächsten „Wa'a-saleo“ oder fremden Schiffes, welches nach der Lagune käme, zu rudern. Da er ein vorsichtiger und kluger Mann war, nahm er das Anerbieten an und verließ sogleich die Insel. Er ging dann nach Samoa, um dort das Suchen fortzusetzen; und wie er auf der Bailele-Plantage eben einige frische Gräber durchstöberte, wurde er von einigen importierten Schwarzen überrascht und beinahe mit Kokosnußstöcken zu Tode geprügelt. Während der übrigen Zeit seines Aufenthaltes in Apia betrachteten ihn die Samoaner mit dem größten Entsetzen und wollten kaum nach Einbruch der Dunkelheit an seinem Hause vorbeigehen. Was die Bevölkerung von Ruf anbelangt, so hat sie erklärt, daß sie vollkommen bereit wäre, fremden Leichenräubern und fremden Leichenausgräbern unverzüglich und unentgeltlich schöne Gräber zum eigenen Gebrauch zu besorgen. Wer wird der nächste wissenschaftliche Curtius sein, der sich in den Schlund stürzt? Ich glaube er thäte besser, eine halb ernst gemeinte Drohung von mir in Ponape auszuführen, welche King Paul von Metalanim vor drei oder vier Jahren solche Unruhe verursachte: „Ich gehe jetzt; aber gelegentlich werde ich zurückkehren mit 20 starken Irländern, mit Rindfleisch und Whisky, Biskuits und Tabak, Spaten und Hacken und Lampen und Flinten. Euch allen zum Trost werden wir den ganzen alten Distrikt, den ihr mir jetzt verweigert habt, umgraben und ausschöhlen.“ Und dann, als wir gerade abreißen wollten, schlich sich ein Bote heran und sagte zu mir: „Komm wieder, wenn du es nötig hast zu kommen und bring dir Manilaleute mit, bring dir Spanier mit, wir halten sie für Staub. Aber der King beschwört dich, bringe nicht die Männer des Schreckens hierher, von denen du gerade jetzt sprachest. Wir kennen sie sehr gut mit ihrem ungestümen Temperament, mit ihrem Fäzjorn und ihren plumpen Händen.“

Die Moral für die Leser der Geschichte von Ruf ist nun folgende: „Meine Empfehlungen den Museen und Fakultäten der Medizin in Europa. Gebt eurem nächsten Forscher zu jenen Wilden eine gerade so standhafte Leibgarde mit. Er wird sie nötig haben.“

Missionsrundschau.

Australien und Ozeanien.

Von D. G. Kurze.

II.

Neuseeland. — Ein schwerer Verlust für die anglikanische Maori-Mission in Neuseeland ist der Heimgang des Archidiaconus E. B. Clarke, der am 21. Oktober 1900 im Alter von 69 Jahren zu Parneil starb. Er führte mit Recht den Ehrennamen bei den Eingeborenen: „Vater der Maori“; denn auf seinen Schultern lag vornehmlich die Fürsorge für die Maorigemeinden in der Auckland Diözese. Wie wir von dem Maori-Missionar Fletcher erfahren, sind die Angaben des letzten Regierungszensus,¹⁾ welcher für 1896 die Zahl von 39805 Maori aufweist, nicht ganz verlässlich; es konnte z. B. in dem Westtaupo-Bezirk innerhalb der großen Maori-Reserve „King County“ die Zählung gar nicht durchgeführt werden, weil die Maori dem Zensusbeamten einfach die nötige Auskunft verweigerten, und ähnliche Fälle sind auch andermwärts vorgekommen. Man kann wohl sagen, daß die Abnahme der Maorirasse, die früher in raschem Tempo vor sich ging, in ein langsameres Stadium eingetreten ist, ja vielleicht ganz zum Stillstand gekommen ist. Während in manchen Niederlassungen die Zahl der Sterbefälle die der Geburten überschreitet, halten sich an anderen Orten die beiden Zahlen im Gleichgewicht, ja es giebt einige Maoridörfer, besonders solche, die sich von der Befleckung mit den Lastern des Abschaums der weißen Bevölkerung frei gehalten haben, in denen eine allmähliche Zunahme der Bevölkerung zu konstatieren ist. Am meisten zehrt am Lebensmark der Maori der moralische und leibliche Schmutz, in dem so viele von ihnen leben, ferner die Vergiftung durch Spirituosen — ein Übel, das übrigens im letzten Jahrzehnt etwas nachgelassen hat, — und der verderbliche, selbst in Christengemeinden noch tief eingewurzelte Einfluß, den die Tuhungas oder Zauberärzte auf ihre Umgebung ausüben. Auch das träge Dahinleben so vieler Eingeborenen auf ihren Reserveländereien, die ihnen bei Verpachtung an Weiße oft ziemlich hohe Renten gewährleisten, dient nicht zur Hebung der Volksgeundheit.

Es fehlt glücklicherweise weder unter der weißen, noch unter der Maori-Bevölkerung an tüchtigen, wohlgesinnten Männern, die alles daran setzen, dem drohenden Niedergange der Eingeborenen entgegenzuarbeiten. So hat sich, was ein sehr erfreuliches Zeichen ist, aus den ehemaligen Zöglingen des Maori-Gymnasiums Te Aute eine Vereinigung von einflussreichen Maori unter dem Namen „Te Aute

¹⁾ Soeben erhalten wir die neuesten Zahlen des Regierungszensus vom J. 1900; demzufolge würde es jetzt 43078 Maori geben.

College Students' Association“ gebildet, die das Volksgewissen aufzurütteln versucht und auf Wanderversammlungen und durch Wirksamkeit in der Presse auf die schreienden Nothstände in ihrem Volke aufmerksam macht. Diese Vereinigung hat unter anderm bei der Regierung den Antrag gestellt, daß sie einen Teil der vertragsmäßig den Maori zu zahlenden Jahressubvention von 140 000 Mark zur Förderung des Ackerbaues, sowie der Handwerker- und Gewerbethätigkeit unter der eingeborenen Jugend verwenden möge. Ähnliche Vorschläge machte vor kurzem in einem interessanten Vortrage der Oberrichter von Neuseeland, Stout, und der Premierminister wies im Parlamente darauf hin, daß man das Stammeseigentum und den Kommunalbesitz der Maori aufheben und die Ländereien unter die Einzelnen verteilen solle, um sie zu größerem Fleiße und besserer Ausnutzung der Bodenfläche anzuregen.

Die Hauptarbeit an der Maorirasse liegt auch jetzt noch in den Händen der Anglikaner. Nehmen wir für die eingeborene Bevölkerung eine ungefähre Seelenzahl von 39 000 an — 37 000 davon wohnen auf der Nordinsel, die andern 2000 auf der Südinsel —, so gehören der anglikanischen Kirche 18 251 Maorichristen an. Ein sehr einflußreiches Mitglied der anglikanischen Maorikirche, der „Major“ Kemp-Rapata, starb im Jahre 1898; seinen treuen Bemühungen ist es zu verdanken, daß der Maorikönig Mahuta sich dem Evangelium wieder zugewandt und den anglikanischen Missionaren die Arbeit unter seinen Unterthanen im „King County“ gestattet hat. Die Maori hatten für ihren Major nach alter Sitte eine großartige Leichenfeier (Tangi) veranstaltet, wobei aber im Gegensatz zu früheren Gewohnheiten eine wunderbare Ordnung herrschte. Kein Tropfen Spirituosen kam über die Lippen der Leidtragenden; während der dreiwöchentlichen Dauer der Leichenfeier wurde jeden Tag von der Maorigeistlichkeit Gottesdienst gehalten.

Die übrigen 3000—3500 evangelischen Maorichristen verteilen sich auf die methodistische — ca. 2800 Getaufte, darunter 943 Glieder der Abendmahlsgemeinde — und der Rest auf die presbyterianische und lutherische Kirche. Von den presbyterianischen Missionaren arbeitet Fletcher in Taupo auf der Nordinsel, während die Sendboten Morgan, Monfries und der eingeborene Missionar Papakatura auf der Südinsel wegen der zerstreut lebenden 2000 Maori gezwungen sind, ein Wanderleben zu führen; auf ihren Reisen haben sie übrigens fast überall auch da, wo die Eingeborenen noch in den Banden des Sauhauiismus liegen, bereitwillige Hörer gefunden.

Mit der Mormonenpropaganda unter den Maori geht es glücklicherweise eher rückwärts als vorwärts, trotzdem im Jahre 1898 acht neue Mormonensendlinge in Neuseeland landeten und im selben Frühjahr in Papawai auf der Nordinsel ein „großer“ Mormonentag stattfand, zu welchem sich wohl 35 Mormonenmissionare, aber nur 150 Maorigläubige einfanden. Die Zahl der Mormonen unter den Maori dürfte kaum 3000 betragen. Trappiert hat uns eine Bemerkung des Bischofs von Waiapu, daß es in Neuseeland, und zwar in den Bezirken Waikato und Taranaki, noch 6000 reinheidnische Maori und außerdem noch ebensoviel „Ringatu“, d. h. Anhänger der falschen Propheten Te Whiti, Te Kooti und anderer gebe. Während des letzteren Einfluß etwas nachgelassen hat, macht Te Whiti noch viel von sich reden; dem anglikanischen Geistlichen Hapimana gegenüber, der ihn in Parihaka aufsuchte, erklärte er, daß die Missionare ein verfälschtes Evangelium predigten, und daß sich die

messianischen Weissagungen auf seine eigene Person bezögen (Austr. Chr. World 641, 6. Melb. Spectator 1897, 891; 1898, 305. Auckland Church Gazette 1897, 23, 71, 72, 73, 111; 1898 Suppl. XXXI, 112, 149; 1899, 115, 191; 1900, 176, 201, 215, 217. Dunedin Outlook 1897, 47, 51, 67, 409, 551; 1898, 27, 34, 52, 193, 222, 254, 412, 470, 516, 582; 1899, 5, 26; 16, 5; 30, 6; 36, 18; 1900, 55, 20; 63, 7; 76, 17; 84, 22. Church Miss. Intelligencer 1900, 56, 303, 382, 781, 930; 1901, 50, 132. Annual Report 1898/99, 405; 1899/1900, 451).

Am meisten verwachsen mit der Missionsarbeit unter den Chinesen Neuseelands, deren Zahl übrigens bei der Eingangskopfststeuer von 2000 Mark so ziemlich stationär bleiben dürfte, ist der Presbyterianermissionar A. Don, welcher von Dunedin aus zusammen mit dem chinesischen Missionsgehilfen Soie regelmäßig die kleinen Chinesenkolonien in den Städten und Goldfeldern auf der Ostküste der Sübinsel besucht. In Dunedin selbst, wo Don eine kleine chinesische Christengemeinde von 11 Seelen gesammelt hat, konnte zu Ostern 1897 eine ausschließlich für die Chinesen bestimmte Kapelle nebst anstoßendem Missionshause eingeweiht werden; zu den Baukosten trugen 887 Chinesen 3480 Mark bei. Der treue Gehilfe Soie ist der erste Chinese, welchem auf Neuseeländer Boden die Ordination — am 1. Juli 1900 — erteilt werden konnte. Unter Zustimmung der Presbyterianerkirche hatte Don den Plan gefaßt, zwei junge chinesische Christen von Neuseeland zur weiteren Ausbildung nach Kanton an das dortige amerikanische Missionsinstitut zu schicken und dieselben dann in den Teilen des Hinterlandes von Kanton als Missionsarbeiter zu stationieren, aus welchen zumeist die in Neuseeland eingewanderten Chinesen herkommen. Anfang 1899 ist bereits der erste dieser jungen Männer, Chan, nach Kanton übergestelt.

Auf der Westküste der Sübinsel unterhalten die Presbyterianer gemeinsam mit den „Christian Endeavour Unions“ von Canterbury und Westland, einen chinesischen Katechisten, der mit Hilfe weißer Missionsfreunde in Greymouth und Stafford zwei Chinesenschulen ins Leben gerufen hat; in Greymouth selbst besuchen 30 Katechumenen den Religionsunterricht. Hier hat auch die von dem Katechisten Lem und einem Anglikaner Wory gegründete „Anti-Opium-Liga“ ihren Sitz, die durch Petitionen beim Parlament darauf hinarbeitet, daß, ausgenommen für medizinische Zwecke, die Einfuhr und der Verkauf von Opium völlig verboten werde. Die Verheerungen, welche das Opium unter Chinesen und auch neuerdings unter einem Teile der weißen Bevölkerung anrichtet, sind so groß, daß die letzte im August vorigen Jahres zirkulierende Petition von vielen Chinesen und Weißen unterzeichnet wurde. Es genüge auf die Tatsache hinzuweisen, daß die ca. 1000 Chinesen auf der Westküste der Sübinsel jährlich 60000 Mark für jenes verderbliche Gift ausgeben (Austr. Chr. World 574, 9. Melb. Spectator 1897, 1272. Dunedin Outlook 1897, 47, 51, 146, 167, 172, 428; 1898, 27, 226, 509, 516; 1899, 1, 7; 4, 3, 11; 5, 26; 48, 26; 1900, 54, 5; 56, 59; 73, 25; 75, 5; 79, 6; 93, 21; 97, 5).

Neuguinea. — Für die Neuendettelsauer Mission in Kaiser-Wilhelmsland war das Jahr 1899 in mehrfacher Beziehung bedeutsam; denn einmal konnten nach 13jähriger mühevoller Arbeit die ersten drei Papuajünglinge getauft werden, und zum andern wurde das Stationsnetz durch die Anlage einer vierten Station Deinzerhöhe bei den Bafaua am Süngolf weiter ausgedehnt. Auch auf der

ältesten Station Simbang melbeten sich Anfang vorigen Jahres 6 junge Leute, darunter 2 Verheiratete, zur Taufe, welche ihnen voraussichtlich im November vorigen Jahres zuteil geworden sein dürfte. Die Station Sattelberg bewährt sich, je mehr sie ausgebaut und die Verbindung mit der Küste verbessert wird, immer mehr als Sanatorium, so daß Missionar Flierl es wagen kann, seine Kinder dort aufzuerziehen. Ein tüchtiger Arbeiter der bayrischen Neuguineamission, Tremel, ist leider im vorigen Jahre in Südastralien, wohin er sich zurückgezogen hatte, den Nachwirkungen des ungesunden Klimas zum Opfer gefallen (Kirchl. Mitt. 1900, 6, 22, 39, 49, 62, 85, 93; 1901, 7).

Die Arbeit der Rheinischen Mission in Kaiser-Wilhelmsland ist noch immer Saat auf Hoffnung. Krankheitsnöte, der Tod einer Missionarsfrau und öfterer Wechsel der Arbeiter lasten als ein schweres Kreuz auf den Schultern der wenigen Missionare; eine Zeitlang konnte jede der 3 Stationen Bogadjim, Siar-Negatta und Bongu in dem fieberreichen Lande nur durch je einen Arbeiter besetzt gehalten werden. Recht entmutigend ist es auch, daß sich die ältere Generation der Papua ängstlich vor einer näheren Berührung mit dem Evangelium zurückzieht, und selbst in den Schulen, wo die Arbeit noch am meisten Erfolg versprach, gab es mancherlei Enttäuschung; die in Bogadjim mußte ganz aufgegeben werden und in Siar haben die Alten die Einstellung der Schule geradezu erzwungen, weil der Missionar sich weigerte, den Schulbesuch mit Tabak zu erkaufen. Verhältnismäßig am besten steht es noch in Bongu, wo gegen 20 Männer regelmäßig die Gottesdienste besuchten. Ein erfreulicher Fortschritt auf sprachlichem Gebiete ist es, daß Missionar Hante in Bongu auf seiner eigenen kleinen Druckerpresse die erste gedruckte Bibel in der Bongusprache herstellen konnte, welche im Anhange die drei ersten Hauptstücke des Katechismus, sowie einige Gebete und Lieder enthält. Missionar Bergmann hofft für seine Missionsthätigkeit eine wesentliche Erleichterung von einem kleinen Dampfbboot, das er von seiner letzten Erholungsreise aus Deutschland mit hinaus genommen hat (Berichte der Rhein-Miss.-Ges. 1890, 216, 281, 320. Jahresbericht 1899, 65).

Der Wunsch der Utrechter Missionare in Niederländisch-Neuguinea, daß ihre Regierung die nominelle Oberherrschaft über jenes Gebiet in eine direkte Besitznahme verwandeln möchte, ist im November 1898 endlich berücksichtigt worden, insofern ein „Kontrollleur“ mit einer kleinen Schutztruppe an der Geelvinkbai stationiert worden ist. Seitdem haben die Kopffjagden und Raubzüge der einzelnen Papua-Stämme untereinander wesentlich abgenommen; auch hat der Regierungsvertreter sich der Mission gegenüber bisher recht wohlwollend bewiesen. Die Neuordnung hat unter anderm auch die gute Folge für die Missionare, daß die Postdampfer öfter die Station anlaufen. Der Patriarch unter den Utrechter Neuguinea-Missionaren, van Hasselt sen., der nunmehr 39 Jahre unter den dortigen Papua gearbeitet hat, wurde um seiner mannigfachen Verdienste willen, die er sich um die eingeborene Bevölkerung erworben hat, vor zwei Jahren von seiner Königin zum Ritter des Ordens von Oranien-Nassau ernannt. Große Erfolge haben die Utrechter Missionare infolge der Herzenshärte der Papua und des früheren gesegneten Zustandes in der Dorehbai bisher bei ihrer Arbeit nicht erzielen können. Ende 1899 betrug auf den 5 Stationen Bethel, Andah, Doreh, Tende und Windeffi die Zahl der Christen erst 231 und die der Schüler 186. Eine Pockenepidemie hat in den

letzten Jahren die eingeborene Bevölkerung sehr dezimiert. Ein Samariterwerk konnten die Missionare an 11 talauresischen Christen verrichten, welche an der Küste Schiffbruch gelitten und in die Hände der grausamen Bitter gefallen waren. Durch die Bemühungen der Missionare wurden sie von sicherem Tode errettet; der Regierungsvertreter wäre in diesem Falle ohnmächtig gewesen. (Verslag Utr. Zend. 1898, 8; 1899, 8. Berichten 1899, 33, 42, 66, 69, 82, 112, 169, 197, 203, 206; 1900, 33, 113, 177.)

Die Londoner Mission in Britisch-Neuguinea wird nun endlich den schon seit lange gefaßten Plan, ein paar Missionsstationen unter den Inlandstämmen zu gründen, zur Ausführung bringen; ein reicher Missionsfreund, Angus in Südastralien, hat zu diesem Zwecke 40 000 Mark beige-steuert. Die Stationen sollen an den Abhängen des Douglas-Berges errichtet werden, und Missionar Schlender, der zukünftige Leiter dieser Inlandmission, hat bereits einen erfolgreichen Vorstoß ins Innere gemacht. Im Jahre 1899, zu einer Zeit, wo gerade viel Krankheit unter den Papua herrschte, war leider die Besetzung der Londoner Hauptstationen durch weiße Arbeitskräfte infolge von Urlaubsreisen eine sehr schwache; vielleicht hängt damit der betäubende Umstand zusammen, daß einige eingeborene Lehrer sich schwerer sittlicher Verfehlungen schuldig machten und dadurch den Ruin wenigstens einer Gemeinde herbeiführten. Seitdem sind wohl 5 neue Arbeitskräfte hinaus-gesandt worden; aber wenn man an die große Ausdehnung des von den Londonern besetzten Gebietes und zugleich an das aggressive Vorgehen der katholischen Gegenmission denkt, die jetzt mit besonderer Vorliebe in die von der evangelischen Mission seit lange bearbeiteten Bezirke eindringt, so genügen 13 weiße Missionare noch bei weitem nicht, um die Arbeit zu bewältigen. Im übrigen muß man den Londonern Missionaren zum Ruhme nachsagen, daß sie auf den Stationen, wo sie genügende Kräfte dauernd stationieren, auch tüchtige Leistungen erzielen. So liegen aus den letzten Jahren aus dem Munde Lord Nelsons und des neuen Generalgouverneurs La Hunte sehr anerkennende Urteile über die Erfolge der Londoner Neuguineamission vor. Der letztere hohe Beamte nahm auch am 23. Mai vorigen Jahres an der Einweihung der zum Andenken an die auf Neuguinea gestorbenen Südseemissions-gehilfen errichteten Gedächtniskirche in Batorata teil. Ein schöner Charakterzug im Leben der Papuachristen ist ihre große Freigebigkeit für christliche Zwecke; so ergab z. B. beim vorletzten Missionsfeste im Port-Moresby-Bezirk, dessen eingeborene Bevölkerung nur 3974 Seelen zählt, die Kollekte einen Ertrag von 3137 Mark. In demselben Bezirke erbauen die Papua aus eigenen Mitteln 3 neue Kapellen. Einen besonderen Aufschwung hat unter des Missionsveteranen Chalmers¹⁾ Leitung die Mission im Delta des Fly genommen; am Neujahrstage 1900 wurden in Saguan auf Kivai 139 Papua getauft. Eine Schar eingeborener Christen verrichtet Missions-helferdienste, indem sie in 26 Uferdörfern des Fly das, was sie selbst aus Gottes Wort gelernt haben, ihren heidnischen Landsleuten verkündigen. Nicht verschweigen

¹⁾ Wie der Telegraph Ende April aus Sydney meldet, ist leider Chalmers mit seinem jungen Kollegen Tomkins und 12 eingeborenen Missionsgehilfen, als er zwischen feindlichen Stämmen am Wird-Flusse Frieden stiften wollte, von den Eingeborenen getötet worden. Ein doppelt empfindlicher Verlust für die Londoner Mission!

können wir, daß es um die Statistik der Londoner Neuguinea-Mission wieder einmal jammervoll bestellt ist. Im letzten Jahresbericht sind nämlich nur von 2 Missionsbezirken die Zahlen mitgeteilt. Bei den übrigen 8 heißt es einfach: No returns! So etwas wäre bei einer kontinentalen Missionsgesellschaft schlechthin unmöglich. Annual Report 1899, 202; 1900, 249. Chronicle 1900, 4, 133, 224, 244, 248, 255, 272; 1901, 15. Austr. Chr. World 618, 9; 641, 2; 702, 10; 725, 1; 744, 13; 749, 9; 753, 3.)

Reich gesegnet ist die Arbeit der Wesleyaner auf den Inseln an der Südostküste Neuguineas. Trotz mancher Heimsuchungen durch Krankheitsnöte — im Dobu-Bezirk starben im vorigen Jahre 299 Eingeborene am Keuchhusten — und des Verlustes zweier Missionschiffe, der „Neda“ und „Waverley“, hat die Mission ihr Arbeitsgebiet erweitert und auf der großen Insel Goodenough eine neue Missionsstation Bwaidoga gegründet. An Litteratur sind die 4 Evangelien und die Apostelgeschichte in der Dobusprache vorhanden. Nach erst zehnjährigem Bestehen zählte diese Mission im Jahre 1900 bereits 35 kleine Christengemeinden, die von 6 weißen Missionaren, 4 weißen Missionslehrerinnen, 2 eingeborenen Missionaren und 39 eingeborenen Katechisten und Lehrern bedient werden. Die Zahl der abendmahlberechtigten Gemeindeglieder betrug 458, was auf eine Zahl von 1400 Getauften schließen läßt. Die Gottesdienste wurden von über 13000 Eingeborenen besucht (Melb. Spectator 1897, 623, 871, 891, 1237; 1898, 142. Austral. West. Meth. M. Review. 1898, VIII, 3; IX, 5; XI, 2; 1899, II, 3; III, 6; 1900, VI, 3, 4; VII, 3; XI, 2; XII, 1; 1901 III, 2, 5).

Die anglikanische Mission in Britisch-Neuguinea hat seit Anfang 1898 eine zielbewusste Oberleitung in der Person des thatkräftigen Bischofs Stonewigg, der vormals Geistlicher in Brisbane war. Durch ihn sind der Mission gleich im ersten Jahre seines Episkopates 7 neue Arbeitskräfte zugeführt worden, und die Zahl der Stationen ist auf 8 gestiegen, so daß die anglikanische Mission thatsächlich jetzt eine Küstenstrecke von 48 Stunden Ausdehnung besetzt hält. In der Centralmissionschule zu Dogura empfangen 10 Knaben und 30 Mädchen eine bessere Ausbildung. Leider hat ein Wirbelsturm am 3. Dezember 1898 auf einigen Stationen arge Verwüstungen angerichtet; auch ist eine Station, Wanigela, im Sommer 1899 niedergebrannt. Eine willkommene Verstärkung erfuhr das Missionspersonal im Mai 1900 durch die Ankunft zweier Missionsdiakonissen aus Sydney (Austr. Chr. World 566, 7; 572, 7; 588, 7; 592, 2; 619, 3; 647, 7; 665, 7; 668, 9; 670, 9; 676, 9; 697, 10; 701, 9; 713, 1; 736, 9; 738, 9).

Bismardarchipel. — Die Wesleyaner im Bismardarchipel haben im vorigen Jahre unter großer Anteilnahme der eingeborenen Bevölkerung das 25 jährige Jubiläum ihrer Missionsthätigkeit feiern können. Wenn man bedenkt, daß durchschnittlich nur 3 weiße Missionare — bisweilen auch nur 2 — die Arbeit geleitet haben, und daß die Wesleyaner die Pioniere waren, welche das schwierige Arbeitsfeld in Angriff nahmen, und dann hinterdrein eine katholische Gegenmission in den Kauf nehmen mußten, so staunt man über die erzielten Resultate. Die 106 wesleyanischen Missionsgemeinden im Archipel zählten nämlich im vorigen Jahre 2442 Abendmahlsglieder, also ungefähr 7300 Getaufte, und nahe an 13000 Eingeborene, welche die Gottesdienste besuchten. Den 3 Missionaren standen 4 eingeborene Missionare und 98 eingeborene Gehilfen und Lehrer zur Seite — über

70 von diesen sind Bismarckinsulaner — und die 101 Elementarschulen wurden von 3000 Kindern besucht. Das Missionsseminar „George Brown College“ in Ulu wird von 44 Seminaristen besucht. Wie es mit der Opferfreudigkeit der sonst als so habgierig bekannten Eingeborenen ausfällt, lehrt ein Blick auf die Missionskollekten, welche die wesleyanischen Christengemeinden im vorigen Jahre gesammelt haben; der Gesamtbetrag belief sich auf 13000 Mark. Glücklicherweise hat die Missionsdirektion in Sydney endlich eine Vermehrung der weißen Arbeitskräfte von 3 auf 5, wie wir sie längst beantragt hatten, und außerdem noch die Ausübung einer Diakonisse beschlossen. Dem seit Anfang 1897 im Archipel wirkenden deutschen Missionar Fellmann soll noch ein zweiter deutscher Missionar beigegeben werden, ein sehr vernünftiger Entschluß, der nicht verfehlen wird, die freundlichen Beziehungen zu unsern Kolonialbehörden zu kräftigen. Bekanntlich ist die Verwaltung des Bismarckarchipels und des Kaiser-Wilhelmslandes aus den Händen der Neuguineakompagnie in die des Staates übergegangen.

Seitdem ist zur großen Genugthuung der Katholiken auch die bisherige konfessionelle Verteilung der einzelnen Bezirke unter die wesleyanischen und katholischen Missionare aufgehoben worden und die letzteren können nun ihre Angriffsgelüste gegen die evangelische Mission nach Herzenslust befriedigen. Es ist nicht ohne Interesse, die neueste Statistik der 1882 gegründeten katholischen Mission im Bismarckarchipel mit derjenigen der wesleyanischen zu vergleichen. Die einzelnen Zahlen lauten nach Bischof Couppés Angaben: 12 Priester, 22 Fratres, 17 Schwestern, über 7000 Christen, 11 Hauptstationen, 13 Nebenstationen, 25 Kirchen, 1 Knabenwaisenhaus mit 112 Kindern, 2 Mädchenwaisenhäuser mit 120 Kindern, 1 Katechetenschule mit 6 Jünglingen, 13 Schulen mit 600 Kindern, 7—800 Katechumenen, 1 Pensionat für weiße und Halblutkinder mit 19 Zöglingen. Es standen demnach den 3 weißen wesleyanischen Missionaren auf katholischer Seite 51 weiße Arbeitskräfte gegenüber. Wenn man dies Zahlenverhältnis bedenkt und sich zugleich des äußerst rücksichts- und gewissenlosen Vorgehens des Bischofs und seiner Leute gegen die evangelischen Missionsgemeinden erinnert — wir verweisen dabei auf unsere eingehende Schilderung des nichts weniger als christlichen Missionsbetriebes der katholischen Mission in der letzten Rundschau, N. M.-Z. 1897, 134—138, wo man alle Anklagen gegen die katholische Mission durch die eigenen Berichte der Katholiken als thatsächlich erwiesen nachlesen kann —, so nimmt es einem wunder, daß die Zahl der katholischen Papuachristen nicht noch mehr beträgt. Wie wenig Wert die katholische Mission auf den Volksschulunterricht legt, geht daraus deutlich hervor, daß bei gleicher Seelenzahl der katholischen und evangelischen Papuachristen letztere fünfmal so viel Kinder in die Schule senden. Bischof Couppé fügt seiner Statistik die Worte bei: „Wenige Gegenden bieten so große Hoffnungen für die Verbreitung unseres heiligen Glaubens. Neu-Pommern in kürzester Zeit ganz für das Evangelium zu erobern, das ist nur eine Frage der Mittel, denn unser Missionshaus in Silttrup bei Münster wird uns so viele Missionäre liefern, als wir nur unterhalten können. Ebenso könnten wir Tausende von Kindern für unsere Waisenhäuser haben, hätten wir nur Mittel, sie zu nähren und zu kleiden.“ Wir können dem Bischof, der offenbar zeitweilig an einer gewissen Gedächtnisschwäche leidet, die für ihn und seine Mission sehr erfreuliche Mitteilung machen, daß laut Bericht des französischen Ministeriums über die Ver-

mögenslage der verschiedenen geistlichen Körperschaften Frankreichs seine eigene Kongregation, die der Väter vom heiligen Herzen, sich im Besitze eines enormen Vermögens befinden. Also da es nur aufs Geld ankommt, wenigstens nach Bischof Couppé, so dürfte Neupommern über Jahr und Tag eine katholische Kolonie sein. Vederemo!

Was es mit dem vorermähnten katholischen Pensionate für weiße und Halbblutkinder für eine besondere Verwandnis hat, plaudert Bischof Couppé in einem Briefe vom 7. April 1897 aus: „Wir haben mit der Errichtung eines Erziehungspensionats für weiße Kinder oder für solche von gemischter Rasse begonnen. Bereits sind 7 oder 8 Zöglinge eingetreten, die sämtlich protestantischen Eltern angehören; mit Erlaubnis derselben werden sie von uns in der katholischen Religion erzogen; wir haben sie schon getauft. Daß dieses Unternehmen für die Zukunft des Katholizismus hierzulande von großer Bedeutung ist, wird niemand bestreiten. Wenn die Kinder der Weißen alle katholisch werden, wenn sie, einmal erwachsen, die tonangebenden oder doch wenigstens beeinflussenden Elemente der Kolonie sind, dann wird unsere apostolische Wirksamkeit bei den Eingeborenen um vieles erleichtert.“ Wenn in Zukunft wieder einmal in der deutschen Presse eine „protestantische“ Stimme einen Hymnus auf die katholische Missionsmethode und ihre Erfolge im Bismardarchipel anstimmen sollte, so dürfte dieselbe wohl einem dieser gesinnungstüchtigen protestantischen Väter angehören, welche jenes Pensionat patronisieren.

Für ihre Sabgier, mit welcher die katholischen Missionare im Bismardarchipel umfangreiche Ländereien der Eingeborenen in ihren Besitz zu bringen suchen, sind dieselben im vorigen Herbst von der deutschen Behörde etwas unsanft auf die Finger geklopft worden. Um die Wesleyaner von der Insel Watom zu verdrängen, macht; Bischof Couppé vor dem Gericht Ansprüche auf 1500 ha des besten Landes geltend — für die Insulaner selbst wären dann nur 500 ha unfruchtbaren Bodens übrige geblieben. In seiner Siegesgewißheit verlangte der Bischof von der Wesleyanischen Mission, die sich ihrer Leute angenommen hatte, einen nicht geringen Schadenersatz. Aber siehe da, die Katholiken verloren in beiden Instanzen den Prozeß und mußten die hochaufgelaufenen Gerichtskosten obendrein bezahlen. Es sollte uns nicht überraschen, wenn der Bischof in einem seiner nächsten Sendschreiben über „diofletianische Verfolgung“ jammern würde (Austr. Chr. W. 566, 7; 698, 9; 754, 9. Australasian W. M. M. Rev. 1898, VI, 3; 1899, I, 1; III, 5; 1900, VI, 8; VII, 1; XI, 2; XII, 3; 1901, I, 3, 5. Monatshefte U.L.F. vom heiligen Herzen Jesu 1897, 7, 220, 326; 1898, 261, 376; 1899, 149, 151, 205. Kreuz und Schwert 1900, 302).

An die Spitze der englischen Kolonie Witi ist seit dem 1897 erfolgten Tode des wegen seiner Gerechtigkeitsliebe hochgeachteten Gouverneurs Thurston — nur die katholischen Missionare unter ihrem Bischof Vidal konnten ihn eben seiner unparteiischen Gesinnung wegen nicht leiden — Sir George D'Brien getreten, der sich die Förderung des Wohles der Witianer nach Kräften angelegen sein läßt. Um über die Gründe des bedenklichen Dahinschwindens der eingeborenen Rasse mehr Licht zu verbreiten, hat das Gouvernement eine weitverzweigte Enquete veranstaltet, deren Resultate in einem umfangreichen „Fiji Blue Book“ niedergelegt sind. Da

an der Abnahme der Bevölkerung die unverständige Aufziehungsweise der kleinen Kinder und die Ignorierung der einfachsten Gesundheitsregeln einen großen Teil der Schuld trägt, so hat auf Wunsch des Gouverneurs die Wesleyanische Mission mehrere Missionschweftern zur Verfügung gestellt, welche den eingeborenen Müttern Unterweisung in der Wartung der Kinder zu geben und außerdem auf möglichste Reinlichkeit in den einzelnen Ortschaften hin zu wirken haben. Die eigentliche Missionsarbeit der Wesleyaner hat sich in gesunder Weise weiterentwickelt. Nach der Statistik von 1900 zählt die Wesleyanische Mission 896 Gemeinden, 9 weiße Missionare, 4 Diakonissen, 71 eingeborene Geistliche, 1077 Katechisten, 2723 Lehrer, 34 497 Abendmahlsglieder, 6336 Probeglieder, 10 107 Katechumenen, 33 489 Sonntagschüler und 91 197 „Anhänger.“ Im Jahre 1899 machte eine Erweckung ihren Einfluß unter den Witiannern geltend, so daß der Zuwachs am Ende jenes Jahres mehr als 40 000 Getaufte betrug. Ein schwerer Verlust für die evangelische Witi-Mission war der am 4. Januar 1900 erfolgte Tod ihres Leiters, des „Vater“ W. Lindsay, dem zu Ehren die dankbaren eingeborenen Geistlichen und Seminaristen von Navu-loa über seinem Grabe einen gewaltigen Gedenhügel aufstürmten und mit Palmen und weißen Lilien bepflanzen.

Schwere Sorge macht den Wesleyanern das in raschem Tempo erfolgende Anwachsen der eingewanderten indischen Kulibevölkerung, welche ein sehr zu Brechen neigendes, unruhiges Element im Archipel bildet. Es sind ihrer jetzt ziemlich 20 000, für welche die Wesleyaner zunächst eine englische Missionslehrerin aus Indien kommen ließen; da dieselbe die Riesenarbeit nicht bewältigen konnte, so sind ihr jetzt ihre Schwester und Mutter hilfreich zur Seite getreten. Die Katholiken, die sich erst gar nicht um die indischen Kuli bekümmerten, eröffneten, als sie von dem bevorstehenden Eintreffen jener Lehrerin hörten, ganze 8 Tage vor deren Ankunft in Suva urplötzlich ebenfalls eine Schule für Kulikinder und haben seitdem auf alle mögliche Weise diesen Zweig der wesleyanischen Missionsarbeit zu hindern gesucht. Trotzdem ist der Kern einer kleinen evangelischen Kulichristengemeinde bereits vorhanden (Austr. Chr. World 601, 6; 698, 5; 729, 10. Melb. Presbyt. Monthly 1899, 15. Melb. Spectator 1897, 154, 560, 631, 979, 1237, 1283; 1898, 27. Dunedin Outlook 1898, 204. Austr. W. M. M. Review 1898, VII, 6; XI, 4; XII, 2, 6; 1899, III, 4; IV, 2; 1900, VI, 6; VII, 1; VIII, 1; X, 1; XI, 1; XII, 2; 1901, I, 2, 7; III, 2, 3).

Das Inselreich Tonga ist infolge des jüngsten deutsch-englischen Samoa-vertrages nun doch noch unter englische Schutzherrschaft gekommen. Ein wichtiges Ereignis für die dortige evangelische Mission war die Rückkehr des wesleyanischen Missionsuperintendenten Dr. Moulton, der nach Abschluß seiner Wirksamkeit auf Tonga ein Institut in der Nähe von Sydney geleitet hatte, auf sein altes Arbeitsfeld in Tonga, wo er im August vorigen Jahres unter großem Jubel von seinen alten Parochianen begrüßt wurde. Im Oktober vorigen Jahres fand eine große dreitägige Jubelfeier in der Hauptstadt zur Erinnerung an die vor 33 Jahren von Moulton bewirkte Gründung der wesleyanischen Hochschule für den Tonga-Archipel, des sogenannten „Tubon College“ statt. Man darf sich wohl nun der Hoffnung hingeben, daß die beiden wesleyanischen Tonga-Kirchen wieder zu einer verschmolzen werden. Die unter der direkten Leitung der wesleyanischen Mission verbliebene tonganische Kirche zählte 1899 in 74 von 2 weißen und 17 eingeborenen Missionaren

versorgten Gemeinden 1402 Abendmahlsglieder und 3590 „Anhänger“ (Austr. Chr. World 617, 7; 709, 9; 746, 9; 754, 9; 759, 9. Melb. Spectator 1897, 921, 1119. Dunedin Outlook 1898, 300. Austr. Meth. Miss. Rev. 1901, III, 2).

In Samoa hat die unselige Dreimächteherrschaft seit November 1899 mit der Aufteilung der Gruppe zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten endlich ein Ende genommen und damit ist, hoffentlich für immer, Friede in das in den letzten Jahrzehnten durch Krieg und Streit so schwer heimgesuchte Inselreich einge-
gezogen. Auf die deutschen Inseln Upolu und Savaii entfällt der Hauptteil der eingeborenen Bevölkerung, ca. 30 000 Seelen, während die 5 000 auf Tutuila und Manua wohnenden Seelen nun unter dem Schutze des Sternenbanners leben. Die Wahl der beiden Gouverneure scheint eine sehr glückliche gewesen zu sein. Der Vertreter der deutschen Regierung, Dr. Solf, hat es nicht nur verstanden, durch sein rücksichtsvolles, versöhnliches und doch festes Auftreten sich bei den Eingeborenen in Respekt zu setzen, sondern bisher auch der Mission großes Wohlwollen entgegengebracht; so hat er unter anderm sich mehrmals bei der Einweihung von Kirchen beteiligt und z. B. dem Londoner Missionar Hills 1000 Mark Subvention zur Einrichtung eines Landwirtschaftsbetriebes in dem Leulumoenga-Institut zur Verfügung gestellt. Eins nur hat uns von dem Gouverneur gewundert, daß er bei der mit der Flaggenhissung in Apia verbundenen, religiösen Feier es für nötig gehalten hat, dem französischen katholischen Bischof Broyer den Vorrang vor den englischen Vertretern der Londoner und Wesleyanischen Mission einzuräumen. Sollte es in der jüngsten Kolonie des deutschen evangelischen Kaisers, in welcher 26 000 evangelische und nur 4—5 000 katholische Eingeborene leben, nicht angemessener gewesen sein, den evangelischen Vertretern den Vorrang zu gönnen? Der Würde nach stehen die Chefs der beiden evangelischen Samoa-Missionen mit einem katholischen Bischofe auf gleicher Stufe.

Die Londoner Missionsgemeinden sowohl, wie die Wesleyanischen haben sich verhältnismäßig rasch von den Folgen der Kriegszeit wieder erholt und beide sehen, wenn nicht alles täuscht, einer neuen Blütezeit entgegen. Auch in dem amerikanischen Teile Samoas sieht man evangelischerseits hoffnungsfreudig in die Zukunft. Der dortige Gouverneur Tilley bringt der Mission ebenfalls viele Sympathieen entgegen. Er bezeugte dies recht deutlich bei der am 5. September 1900 erfolgten Grundsteinlegung des für Tutuila bestimmten, neuen Londoner Töchterinstitutes, bei welcher Gelegenheit er eine wahrhaft erbauliche, die Zuhörer tief bewegende Ansprache hielt. Daß die evangelischen Samoaner gern geben, haben sie im vorigen Jahre wieder bewiesen; das Missionsfest in Malua brachte 2186 Mark Kollekte ein und auf Tutuila erreichte dieselbe Kollekte den bisher noch nicht dagewesenen Betrag von 3600 Mark. Daneben brachten die Tutuilaner und Manuaner im vorigen Jahre für das im Bau begriffene Töchterinstitut die für ihre Verhältnisse gewaltige Summe von 31 000 Mark auf (Austr. Chr. World 730, 2; 739, 3; 617, 4; 653, 5; 690, 11; 692, 11; 693, 5, 13; 694, 6, 11; 695, 1, 11; 696, 1; 697, 2, 7; 698, 11; 702, 1; 706, 8; 713, 10; 722, 13; 723, 9; 734, 8; 743, 1, 9; 755, 7. Austr. W. M. M. Review 1899, IV, 6; 1900, XI, 6. Chronicle 1900, 18, 178, 179, 255, 286; 1901, 12. Annual Report 1900, 240).

Für die evangelische Mission auf den Karolinen war die Erwerbung der Inseln durch das deutsche Reich eine Freudenbotschaft. Denn nun nahm mit dem

Abzug der spanischen Beamten und Soldaten auch die bekannte Schwertmission der spanischen Kapuziner ein Ende und die so schwer bedrückten evangelischen Eingeborenen konnten wieder aufatmen. Wenn auch die Mönche z. B. in Ponape und Yap zurückblieben, so steht ihnen doch nicht mehr die weltliche Macht als Büttel zur Seite. Ganz besonders groß war der Jubel in Ponape, wo die deutsche Behörde sofort den Evangelischen, die sich unter der Leitung des eingeborenen Missionslehrers Henry Nanapei durch die Verfolgungszeit hindurchgerettet hatten, unbeschränkte Religionsfreiheit gewährte. Der Am. Board gedenkt die Gelegenheit auszunutzen und nicht nur auf den bisher in Angriff genommenen Gebieten weiterzuarbeiten, sondern auch auf den Mariannen, die bis auf die größte, Guam, ebenfalls deutsch geworden sind, eine evangelische Mission zu begründen. Die ersten Arbeiter sind bereits nach Guam unterwegs (Annual Report 1899, 149, 129. *Missionary Herald* 1890, 350, 426, 448, 506.

Im Marshall-Archipel hat sich nun doch noch die katholische Gegenmission eingenistet, und zwar sind es die der „Väter vom heiligen Herzen Jesu“ unter Bischof Couppé, der, wie er schreibt, dabei ausdrücklich auf Wunsch des Papstes gehandelt hat. Der Passus lautet: „Hier (auf den Marshall-Inseln), wo die frohe Botschaft des Heils noch nie verkündet worden, eine Mission zu gründen, wurde mir vom heiligen Stuhle aufgetragen.“ Die Arbeit der Bostoner Mission wird also von dem Bischof vollständig totgeschwiegen. Wie scheint, geht die evangelische Mission dort noch manchen Bedrängnissen entgegen. Zur Zeit haben sich die Katholiken nur auf der Hauptinsel Jaluit niedergelassen (Monatshefte U.S.Fr. vom heiligen Herzen Jesu 1899, 234, 236; 447. *Kreuz und Schwert* 1891, 6).

Wie vorauszusehen war, ist das Inselreich Hawaii, nachdem es vier Jahre hindurch als Republik bestanden hatte, durch einen am 7. Juli 1898 gefaßten Beschluß des Kongresses der Vereinigten Staaten als Territorium in den Verband der Union aufgenommen worden. Die Bevölkerungsverhältnisse haben sich seit der letzten offiziellen Zählung vom Jahre 1896 — das Resultat der neuesten Zählung ist noch nicht veröffentlicht — sehr verschoben. Während man damals unter einer Gesamtbevölkerung von 109 020 Seelen, 31 019 eingeborene reinblütige Hawaier, 8 485 Halbbluthawaiier, 24 407 Japaner, 21 616 Chinesen, 15 191 Portugiesen, 3 086 Amerikaner, 2 250 Engländer, 1 432 Deutsche, 378 Norweger, 101 Franzosen und 455 Polynesier zählte, ist inzwischen das japanische Element so gewaltig angewachsen, daß es alle andern überragt; man zählt jetzt im ganzen 60 000 Japaner — darunter 12 000 Japanerinnen — in der Gruppe; die hawaiische eingeborene Bevölkerung, ebenso die chinesische ist fast auf der gleichen Höhe geblieben; dagegen ist infolge der Zunahme von Handel und Verkehr seit dem Anschluß der Inseln an die Vereinigten Staaten die weiße Bevölkerung rasch angewachsen, so daß die gesamte Einwohnerzahl des Territoriums jetzt ca. 150 000 betragen mag.

Natürlich ist die Arbeit der evangelischen Mission durch das vermehrte Einströmen der japanischen Bevölkerung sehr gewachsen. Die „Hawaiian Evangelical Association“ unterhält 12 japanische Missionsgehilfen und 1 Bibelfrau unter den auf den Inseln Hawaii, Maui, Oahu und Kauai wohnenden Japanern, von denen über 600 Mitglieder der Abendmahls-gemeinde sind. Die Oberleitung dieser vielversprechenden Mission liegt in den Händen des Missionar D. Gulick.

Sehr gute Dienste leistet der Mission unter den Japanern eine von den Missionsgehilfen für ihre Landsleute herausgegebene christliche Monatsschrift „Das Licht“, welches weit und breit auf den Plantagen gelesen wird (Hawaiian Ev. Ass. Ann. Rep. 1900, 63. Americ. Board. Ann. Rep. 1900, 128. „Hawaiian Islands.“ Depart. Foreign Affairs 1899, 4). Auch die bischöflich-methodistische und die anglikanische Mission betreiben die Mission unter den japanischen Einwanderern nicht ohne Erfolg.

Die Mission unter den Chinesen erlitt vorübergehend eine arge Störung durch die Pest, welche Honolulu 4 Monate hindurch heimsuchte und unter anderm zur Einäscherung des chinesischen Stadtviertels führte. Eine willkommene Verstärkung hat das noch immer unter der Leitung des Superintendenten F. Damon stehende Missionspersonal durch die Übersiedelung des Missionar Thwing von Kanton nach Honolulu erfahren. Außer in Honolulu hat vornehmlich auf der Insel Maui die evangelische Missionsarbeit unter den Chinesen erfreuliche Erfolge zu verzeichnen; auf letzterer Insel wurden im Jahre 1900 27 Chinesen getauft (Haw. Ev. Assoc. Ann. Rep. 1900, 45. Am. Board Ann. Rep. 1900, 128).

Für die Arbeit an der eingeborenen hawaiischen Bevölkerung war der am 13. Oktober 1899 erfolgte Tod des Dr. Hyde, des Direktors des Nordpazifikinstituts, ein sehr schwerer Verlust. Seit 1877 hatte er seine Kräfte vornehmlich der Ausbildung der jungen Geistlichen der hawaiischen evangelischen Kirche gewidmet und durch seine eifrigen Bemühungen um die Gesundung der hawaiischen Mission viel Segen gestiftet. Der Aufschwung, den Handel und Wandel in Hawaii neuerdings genommen haben, äußert sich leider auch darin, daß die Bildungsstätte der eingeborenen Geistlichkeit, das Nordpazifikinstitut, von verhältnismäßig wenig Eingeborenen besucht wird; zu Anfang 1900 zählte das Institut nur 5 hawaiische und 3 chinesische Zöglinge. Die evangelische Mission hat seit einigen Jahren nicht wenig von der aufbringlichen Proselytenmacherei der Mormonen zu leiden, welche nach dem letzten Regierungszensus 4886 Gemeindeglieder zählten. Die Mormonensendlinge sind fortwährend im Archipel unterwegs, um irgend welche schwache oder verwaiste Gemeinden der evangelischen Kirche für ihre Zwecke zu bearbeiten. Dann tragen auch die von ihnen stark betonten Gebetsheilungen und ihr Verzicht auf kirchliche Disziplin viel dazu bei, die Eingeborenen ihnen zuzuführen. Jedenfalls bedarf die junge hawaiische Kirche noch nachhaltiger Unterstützung an geistlichen Kräften und materiellen Mitteln seitens des Americ. Board, wenn sie unter den gegenwärtigen, schwierigen Verhältnissen die Fahne des Evangeliums aufrecht erhalten soll (Haw. Ev. Ass. Ann. Rep. 1900, 23. Americ. Board. Annual Rep. 1900, 126. Honolulu Friend 1901, 26. Hawaiian Almanac 1900, 37).

Altkirchliche und mittelalterliche Missionsmethode.¹⁾

Von Prof. A. Haud.

Es scheint den Menschen nicht gegeben, mit gleichbleibender Energie arbeiten zu können. Alle Leistungen der einzelnen wie der Gemeinschaften vollziehen sich deshalb nicht geradlinig, sondern in Schwingungen, im Anschwellen und Nachlassen der Kraft. Auf Zeiten der Ausspannung folgen Jahre der Abspannung; ja nicht selten pausiert die Thätigkeit ganz. Man kann diese Bemerkung an der Geschichte der Mission machen. Nichts scheint natürlicher, als anzunehmen, daß die Tendenz auf Ausbreitung des Christentums konstant sei. Aber das ist sie keineswegs; im Gegenteil, sie ist in den verschiedenen Epochen der kirchlichen Entwicklung ungleich verschieden. Und man kann doch nicht sagen, daß die Zeiten, in denen sie lebendig ist, nur ausschließlich die Zeiten kirchlicher Kraft, diejenigen, in denen sie ruht, nur durchaus Zeiten des kirchlichen Erschlaffens seien: denn nie war sie kräftiger als in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche, und nie war sie so völlig latent als in der Reformationszeit. Und doch stehen sich diese Zeiten darin gleich, daß sie die eigentlich schöpferischen Epochen im Leben der Kirche sind.

Überblickt man den Gesamtverlauf der Ausbreitung des Christentums, so drängt sich die Bemerkung sofort auf, daß an Wichtigkeit sich mit der Missionsarbeit der ersten Jahrhunderte nur die des beginnenden Mittelalters vergleichen läßt; der Zeit, in welcher die Entscheidung für den Sieg des Christentums im römischen Reiche fiel, ist die andere ebenbürtig, in welcher die germanischen Völker den christlichen Glauben annahmen. Treues, hingebendes, opferbereites Wirken hat es auch sonst gegeben, an Erfolgen hat es auch sonst nicht gefehlt, auf einem größeren Gebiet wird gegenwärtig gearbeitet. Und dennoch ist alles, was sonst geleistet wurde und geleistet wird, klein neben dem, was jene beiden klassischen Missionsepochen geleistet haben. Denn auf der Einführung der antiken Völker in die christliche Kirche beruht die innige Verschmelzung zwischen der geistigen Kultur und der christlichen Religion, ohne die wir uns weder die

¹⁾ Vortrag auf dem sächsischen Missionslehrlkurs am 7. Mai. Das Original, während die Allg. ev. luth. K. Z. Nr. 20 f. nur ein ausführliches, nicht vom Verfasser herrührendes Referat gebracht.

Weltkultur noch die Weltreligion vorzustellen vermögen, und durch die Bekehrung der Germanen zum christlichen Glauben wurde das Christentum davor behütet, Religion einer ausgelebten Welt zu sein, es wurde zur Religion der jugendkräftigen Völker, denen die Zukunft gehörte, und denen sie menschlichem Ermessen nach noch auf unabsehbare Zeit gehören wird.

Ist es nicht der Mühe wert zu fragen: wie hat man in diesen beiden Hauptepochen christlicher Mission die Missionsarbeit getrieben? Freilich, der Einwand liegt nahe, daß es unmöglich sei, eine befriedigende Antwort auf diese Frage zu geben. Denn die Erinnerung daran, wie die christliche Kirche seit der Gefangennahme des Apostels Paulus sich ausgebreitet hat, ist auffällig schnell verloren gegangen. Schon Eusebius fand, als er seine Kirchengeschichte verfaßte, nur noch wenige dürftige Notizen von zweifelhaftem Werte vor. Und wenn die mittelalterlichen Quellen etwas reichlicher fließen, so wird die Sache dadurch kaum besser. Denn das, was wir in ihnen finden, ist nicht das, was wir in ihnen suchen. Wir fragen, was die christlichen Prediger unter den Heiden Tag für Tag getrieben haben, wie sie predigten, lehrten, sich unterredeten. Aber diese gewöhnliche Thätigkeit interessierte ihre Biographen sehr wenig: ihnen war das Auge geblendet durch die Freude am Wunderbaren, und statt zu erzählen, wie ihre Helden auf natürlichem Wege Großes vollbrachten, berichten sie vielmehr, daß sie auf übernatürliche Weise Kleinigkeiten leisteten. Bei dieser Sachlage muß man darauf verzichten, ein farbengesättigtes Bild der alten Missionsthätigkeit zu geben. Aber vielleicht ist doch der Versuch nicht ganz wertlos, wenigstens eine bescheidene Bleistiftskizze zu entwerfen. Dazu wird die Überlieferung immerhin ausreichen.

I.

Beginnen wir mit der alten Kirche.

Im letzten Viertel des ersten Jahrhunderts hat Lukas in der Apostelgeschichte das Vorwärtseilen des Evangeliums von Jerusalem nach Syrien, von Syrien nach Kleinasien, von Kleinasien nach Europa geschildert. Aber sein Werk fand keinen Fortsetzer. Wir können uns deshalb nur nach zerstreuten, hier deutlicheren, dort verwischteren Spuren ein ungefähres Bild von dem Anwachsen der Christengemeinden im römischen Reiche machen. Den ersten, recht weit geschlagenen Aufzug des Gewebes bildeten die paulinischen Gemeinden, die von Syrien bis Ägypten, vielleicht bis Spanien in den Küstenorten des Mittelmeeres zerstreut waren. Rasch wurde das Netz engmaschiger: schon während des Lebens des Apostel

Paulus sammelten sich Christengemeinden in Orten, wo er nicht wirkte, nicht nur in der Weltstadt Rom, sondern auch in der Provinzialstadt Puteoli, in den kleinen Städtlein auf der Insel Kreta. Bald traten die Gemeinden in den großen Mittelpunkten des Weltverkehrs hinzu: in Alexandria und Karthago. Und nicht lange dauerte es, bis das Christentum die völkerverbindende See verließ. Die Woge des Verkehrs führte Christen in alle Städte an den schiffbaren Flüssen und den großen Straßenzügen: nach Lyon und Bienne an der Rhone, wie nach Mainz und Köln am Rheine, nach Trier an der Mosel, wie nach Regensburg an der Donau oder nach Augsburg, an der Vereinigung von drei römischen Straßenzügen über die Alpen. Von den größeren Orten drang die neue Religion auch in die kleineren; nur das flache Land scheint ihr lange fast ganz verschlossen geblieben zu sein. Man kann für einzelne Städte über diese allgemeinen Aussagen hinauskommen, aber nicht gar weit; abgesehen von den Paulinischen Gemeinden wissen wir von keiner altchristlichen Kirche das Jahr ihrer Entstehung oder den Namen ihres Gründers. Gleichwohl läßt sich eine Vorstellung davon gewinnen, wo er die Missionsarbeit getrieben hat, und wie gearbeitet wurde.

Vor allem ist sicher, daß die rasche Ausbreitung des christlichen Glaubens in dieser Frühzeit darauf beruhte, daß berufsmäßige und gelegentliche Missionsarbeit nebeneinander herging. Paulus war ein berufsmäßiger Missionsarbeiter: er hat die Heidenpredigt als die große Pflicht seines Lebens betrachtet; er war sich dessen bewußt, daß er diese Pflicht nie abschütteln konnte, daß er sie ausrichten mußte, mochte es ihm lieb sein oder leid (vgl. 1. Kor. 9, 16f.). Sein stolzes Wort: Apostel nicht von Menschen noch durch Menschen, fand seine Ergänzung in dem schneidenden: Wehe mir, wenn ich das Evangelium nicht predige! So betrachtete er auch seine Genossen als berufsmäßige Evangelisten: als Timotheus laß wurde in der Predigt, war der gefangene Apostel weit entfernt das zu übersehen oder zu billigen: mit der rücksichtslosen Schärfe, die ihm eignete, legte er seinem Schüler seine Pflicht auf das Gewissen das Wort zu verkündigen zu guter Zeit oder zu schlimmer Zeit (2. Tim. 1, 6 ff.; 4, 1 ff.). Abkehr von der Heidenpredigt, galt ihm wie Rückfall in die Liebe dieser Welt, vgl. 2. Tim. 4, 10. Es hat später niemand gegeben, der ihm gleich war; aber die berufsmäßigen Missionare starben mit ihm und seinen Schülern nicht aus. Noch länger als ein Jahrhundert nach seinem Tode hat es in der Kirche an solchen nicht gefehlt. Dafür giebt es eine Reihe von Zeugnissen. Zuerst hören wir von ihnen

in der Apostellehre, einem Schriftstück aus dem beginnenden zweiten Jahrhundert (c. 11, 3). Hier führen sie noch den alten Namen Apostel und ihr Beruf steht in hoher Achtung; kommen sie auf ihren Wanderungen in eine Christengemeinde, so sollen sie aufgenommen werden, wie der Herr; sie sollen nicht nur Verpflegung finden, sondern auch Versorgung für den Weiterzug. Als ihr Beruf wird ausschließlich die Predigt unter den Ungläubigen betrachtet; deshalb die Vorschrift, daß sie nur einen, höchstens zwei Tage in einer Christengemeinde verweilen sollen. Sodann bieten die pseudoclementinischen Homilien ein Bild der Wanderpredigt (I, 6).

Der Held des Romans, Clemens, wird zuerst auf das Christentum aufmerksam durch vage Gerüchte über Jesus und sein Thun, die aus dem Orient nach Rom bringen. Dann tritt ein Wanderprediger in Rom auf; er sammelt das Volk auf der Straße, aber seine Worte machen keinen tiefen Eindruck; nur Clemens wird gepackt: er entschließt sich nach Judäa zu reisen, um das Christentum an seinem Ursprungsort kennen zu lernen. Auf der Reise berührt er Alexandria: die dortigen Philosophen sind ihm nicht unbekannt. Er erkundigt sich bei ihnen nach dem Christentum, und sie, die selbst kein großes Interesse an der Sache haben, weisen ihn zu Barnabas, der eben in Alexandria thätig ist. Clemens sucht ihn auf und findet ihn mitten in der Arbeit: eine Menge Leute steht um ihn herum, ihn zu hören, die einen voll Teilnahme, die anderen spotten, oder erheben Einwände, es fehlt nicht an Gelächter, schließlich an handgreiflichem Widerspruch.

Was hier von Clemens und Barnabas erzählt wird, ist Roman. Aber wenn der Verfasser seine Geschichte glaubhaft erscheinen lassen wollte, so mußte er die Umgebung in der er seine Helden auftreten ließ, so schildern, wie sie wirklich war. Man wird deshalb in den Bildern der christlichen Straßenpredigt, die er giebt, eine Wiedergabe dessen erblicken dürfen, was man im zweiten Jahrhundert noch da und dort sehen konnte. Ferner erwähnt Eusebius die berufsmäßigen Missionsarbeiter. In der ihm eigenen steifen Feierlichkeit erzählt er vom Anfang des zweiten Jahrhunderts, daß sehr viele der damaligen Jünger sich dem Werke von Evangelisten widmeten (KG. III, 37). Er hebt dabei hervor, 1. daß die Voraussetzung für den Eintritt in die Evangelistenthätigkeit der völlige Verzicht auf den eigenen Besitz war: die neue Arbeit sollte zum Lebensberuf werden, 2. daß die Evangelisten sich nur an diejenigen wandten, an die das Wort vom Glauben noch nicht gekommen war, 3. daß sie, sobald der Grund zu einer neuen Gemeinde gelegt war, Sorge trugen sie zu organisieren. War das geschehen, so zogen sie weiter, um anderwärts die gleiche Arbeit zu beginnen. Gebraucht Eusebius eine andere Bezeichnung als die Apostellehre, so stimmt doch die Vorstellung über die Thätigkeit hier und dort völlig überein: es handelt sich um Männer, die keinen

anderen Beruf kannten, als die Botschaft von Christo durch die Welt zu tragen. An einer anderen Stelle seiner Kirchengeschichte kommt Eusebius noch einmal auf die Evangelisten zu reden (V, 10, 2). Er erzählt vom Ende des zweiten Jahrhunderts, daß es damals noch ziemlich viele Evangelisten des Wortes gegeben habe. Hier nennt er einen mit Namen, den Alexandriner Pantänus. Es charakterisiert die Zeitlage, daß dieser das Feld für seine Thätigkeit nicht innerhalb der Grenzen des römischen Reichs suchte: er zog nach dem fernen Südosten. Endlich hat auch Origenes die Wanderprediger erwähnt. Auch bei ihm erscheinen sie als besitzlose Fremdlinge, die nichts ihr eigen nennen, sondern durch die Wohlthätigkeit anderer Christen erhalten werden. Neu ist der Zug, daß sie nicht nur in den Städten predigen, sondern auch Dörfer und Höfe aufsuchen (Contr. Cels. III, 9.). Es ist kaum etwas anderes als eine eigenartige Gestaltung dieser Evangelistenthätigkeit, wenn der Philosoph Justin nach seinem Übertritt zum Christentum christliche Philosophie lehrte: er hat zu diesem Zweck in der letzten Zeit vor seinem Tode in Rom eine Schule gehalten. Denn der Zweck dieses philosophischen Unterrichts war philosophisch Angeregte für das Christentum zu gewinnen.

Eusebius bezeichnete die Wanderpredigt des zweiten Jahrhunderts als Nachahmung der apostolischen Thätigkeit. Das war nicht unberechtigt. Das Gemeinsame lag darin, daß die Missionsarbeit Lebensberuf war. In der Regel wohl auch jetzt noch Beruf für das ganze Leben. Aber dieser Grundsatz galt doch nicht schlechthin: es hat dem Ansehen des Pantänus keinen Schaden gebracht, daß er nach längerer oder kürzerer Zeit auf die Thätigkeit als Missionar verzichtete und ein Lehramt an der Katecheten-schule in Alexandria übernahm. So sehr man nun die Verwandtschaft der späteren Evangelistenthätigkeit mit der Arbeit des Paulus anerkennen mag, ein nicht unwichtiger Unterschied war, wie mich dünkt, doch vorhanden. Jedermann weiß, daß Paulus und Barnabas nach dem Bericht der Apostelgeschichte durch einen Prophetenspruch zu ihrer ersten gemeinsamen Missionsreise bestimmt wurden. Aber die Weisung der Propheten schloß nicht aus, daß ihre Aussendung durch eine Handlung der antiochenischen Gemeinde geschah: die Gemeinde ordnete ein Fasten an, dann wurden die beiden Berufenen unter Gebet und Handauslegung zu ihrer Arbeit entlassen (AG. 17, 2 ff.). Das war nicht so gemeint, als solle ihr bisheriges Verhältniß zu der antiochenischen Gemeinde von nun an gelöst sein; im Gegenteil, die Meinung war, daß sie als von der Gemeinde beauftragt ihr neues Berufswerk ausrichten sollten. Man braucht nur

den Schluß des Berichts zu lesen, um zu sehen, daß man die Verhältnisse so betrachtete: Paulus und Barnabas kehren nach Antiochia zurück; dort wird eine Gemeindeversammlung berufen, in ihr berichten sie über ihre Arbeit (AG. 14, 26 f.). Sie erscheinen als die von der Gemeinde für dieses Werk gestellten Arbeiter: *παράδομένοι τῇ χάριτι τοῦ Θεοῦ εἰς, τὸ ἔργον ὃ ἐπλήρωσαν*, was sie thaten und erreichten, betraf deshalb die Gemeinde. Dieselben Vorgänge wiederholten sich bei dem zweiten Auszug. Wieder geht der Abreise des Paulus ein Gemeindeakt voraus, der als Übergabe dieses Gemeindeglieds für das Werk Gottes gedacht ist (AG. 15, 40); auch diese Reise findet ihren Abschluß mit der Rückkehr nach Antiochia (AG. 18, 22). Es scheint mir nicht zuviel gesagt, daß Paulus die antiochenische Gemeinde als den festen Stützpunkt für seine Thätigkeit betrachtete. Wie entschieden er der Überzeugung war, daß der einzelne Missionar durch den Eintritt in seine Arbeit die Beziehung zu der heimischen Gemeinde nicht löse, zeigt sein Verfahren bei der Aufnahme des Timotheus in seine Umgebung; er veranstaltete eine gemeindliche Handlung, die jener antiochenischen genau entsprach: er selbst mit den Leitern der Heimatgemeinde des Timotheus legte ihm die Hände auf und übergab ihn dadurch der Gnade Gottes für das Werk, in das er eintreten sollte (1 Tim. 4, 14; 2 Tim. 1, 6). Die Bedeutung der Vorgänge ist klar: diese ersten Missionsarbeiter betrieben ihr Werk nicht auf sich allein gestellt, sondern das Band mit der Gemeinde, von der sie ausgingen, blieb erhalten; das Werk des Einzelnen wird fast betrachtet wie ein Werk der Gemeinde durch sie.

Von dem allen ist in der späteren Zeit, wenn man von einer recht unsicheren Notiz des Hieronymus abieht (de. vir. ill. 36), nirgends mehr die Rede: nun erscheinen die wandernden Evangelisten als gänzlich außer dem Gemeindegemeinschaft stehend: sie sind nur Fremdlinge, Pilgrime, Wanderer. Man kann vermuten, wie es zu dieser Abweichung vom apostolischen Vorbild gekommen ist: da die Heidenpredigt kein Gemeindegemeinschaft war, so erschien sie als Wirkung eines besondern göttlichen Charisma; ein solches kann nicht von der Gemeinde gegeben werden, es wird von ihr nur anerkannt; aber da es nicht ihrer Erbauung dient, so begründet sein Besitz kein Verhältnis zu irgend einer bestimmten Gemeinde; das Charisma vereinzelt seinen Träger. So kam es, daß während die Ortsgemeinden sich eine zweckmäßige Organisation gaben, die Missionsarbeit schlechthin unorganisiert blieb. Das war nicht heilsam. Denn infolgedessen fehlte es an jeder Kontrolle der Wanderprediger: sie waren

niemand Rechenschaft schuldig als Gott, dem sie ihr Charisma verdankten. Daß dadurch das Eindringen unlauterer Elemente erleichtert wurde, braucht man nicht zu sagen. Wie sehr es der Fall war, zeigt die Apostellehre. Denn die Anordnungen, die verhüten sollten, daß Betrüger sich als Evangelisten ausgaben, um Verpflegung in den Gemeinden oder Geldgeschenke zu erlangen, waren offenbar eine Frucht vieler übler Erfahrungen. Aus dem Argwohn der Gemeinden, der daraus erwachsen mußte, wird sich erklären, daß die Wanderpredigt im Laufe des zweiten Jahrhunderts seltener wird — man beachte die *πλειστοι* und die *πλειους* des Eusebius — und daß sie im dritten Jahrhundert aus der Kirche verschwindet. Denn daß sie aufhörte, weil sie überflüssig war, wird sich schwerlich behaupten lassen. Dauerte es doch noch Jahrhunderte, bis die Bevölkerung des römischen Reichs insgesammt christlich wurde.

Was trat an ihre Stelle? Ohne Zweifel zum Teil die Thätigkeit des Episkopats. Wenn Irenäus von Lyon gelegentlich einmal bemerkt, daß er genötigt sei, vielfach in keltischer Sprache zu reden (adv. omn. haer. I praef. 3), so ist das ein Beweis. Denn keltisch zu reden hatte er nur Anlaß, wenn er der eingeborenen Bevölkerung in und um Lyon das Evangelium in ihrer Sprache verkündigte. Wie er, so mögen gewissenhafte Bischöfe im Osten und Westen des Reichs gehandelt haben. Aber man muß sich doch hüten, die Thätigkeit des Episkopats für die Ausbreitung des Christentums zu überschätzen. Die Bischöfe waren Beamte der bereits organisierten Gemeinden; diese hatten sie zu verwalten. Aber man hat nirgends zu ihren Berufspflichten gerechnet, daß sie die Heiden mit dem Wort der Wahrheit aufsuchten. Das geschah auch dann nicht, als man in ihnen die Nachfolger der Apostel sah. Auch haben wir gut beglaubigte Bekehrungsgeschichten genug: da hören wir, daß der eine durch den Eindruck der Martyrien, der andere durch den der christlichen Sittlichkeit auf das Christentum aufmerksam geworden ist, oder wir hören von dem Einfluß der heiligen Schrift oder von dem mündlichen Zeugniß gläubiger Christen: aber daß irgend jemand durch bischöfliche Missionspredigten bekehrt worden sei, das hören wir meines Wissens in der Zeit vor Konstantin niemals. Es beweist sich auch hierin, daß die organisierten Gemeinden als solche nicht missionierten.

Weit wichtiger als die bischöfliche Thätigkeit war demnach die gelegentliche Missionsarbeit, die da und dort von den Gläubigen geübt wurde. Es giebt Spuren genug, die von ihr zeugen. Man wird ihre Wichtigkeit für die Ausbreitung des Christentums kaum groß genug

denken können. Denn überall wurde sie geübt: unter den Gebildeten wie unter den Sklaven, auf der Straße wie im Hause und in der Werkstatt, durch das gesprochene wie durch das geschriebene Wort. Offenbar aus dem Leben gegriffen sind die Vorgänge, die Minucius Felix in der Exposition seines Dialogs Oktavius benützt.

Man lernt ein paar Freunde kennen, Männer von nicht gewöhnlicher Urbanität der Gesinnung, zwei von ihnen Christen, der dritte ein Heide. Die Gerichtsferien geben ihnen Muße zu einer Landpartie von Rom nach Ostia. Indem sie den Tiber abwärts der See zu wandeln, führt ein Zufall das Gespräch auf die Verschiedenheit ihres Glaubens. Es ist nicht der Heide, der die Christen in ihren religiösen Überzeugungen zu erschüttern sucht, sondern der eine der Christen erklärt es für Unrecht, daß ein Christ einen befreundeten Heiden im Irrtum dahin leben lasse. (Octav. 3, 1). Das Wort haftet bei dem Heiden, und als die Freunde erst am Meere angekommen auf einem der Hafendämme sich niedergelassen hatten, knüpft sich daran ein Gespräch, dessen Absicht die Bekehrung der Heiden Cäcilus ist.

Was Minucius Felix mit dem Reize dichterischer Komposition schildert, das erzählt Justin weit weniger kunstvoll als eigenes Erlebnis.

Er liebte einsame Gänge, die die Freiheit zur „Zwiesprache mit sich selbst“ gewähren. Auf einem dieser Gänge führte ihn der Zufall mit einem alten Mann zusammen, einem Christen, wie sich dann erweist. In der leichten Weise des Südländers knüpft er ein Gespräch mit ihm an. Er spricht von dem, was ihm als das Höchste galt, dem Wert und dem Ziel der Philosophie. Jener aber lenkt das Gespräch alsbald auf die religiöse Frage, seine Absicht ist den Verehrer der Worte zum Freunde der That und der Wahrheit, d. h. zum Christen zu machen (Dial. c. Tryph. Ind. 3). Als nicht allzulange danach wieder ein Zufall den jüdischen Rabbi Tryphon mit dem nun christlichen Philosophen zusammenführte, ahmte Justin das Beispiel jenes Greises nach. Daß der eitle Jude, um das Licht seiner Bildung leuchten zu lassen, mit dem Manne im Mantel der Philosophen ein höfliches Gespräch anknüpfte, benützte er, um Zeugnis von seinem christlichen Glauben abzulegen. (Dial. 1f.) In seiner zweiten Apologie spricht Justin von einer römischen Christin: sie war eben bekehrt, sofort versucht sie, ihren Mann für ihren Glauben zu gewinnen (Apost. II. 2). Ein anderes Beispiel: Ein namenloser Christ hört davon, daß ein angesehenener Mann Namens Diognet sich dafür interessiere, etwas über den Glauben der Christen zu erfahren, deren Verhalten ihm aufgefallen sei. Er ergreift den Anlaß, einen eingehenden Brief über diese Sache an ihn zu richten.

Das sind Beispiele aus dem Kreise der Gebildeten, wertvoll, da sie aus verschiedener Umgebung stammen, und da sie zeigen, wie man überall verfuhr. Man benützte die gebotene Gelegenheit oder man führte den Anlaß selbst herbei, um den Ehegемahl, den Freund oder den Fremden für den eigenen Glauben zu gewinnen. Daß dieser siegen muß, wenn er nur recht kennen gelernt wird, daran hatte keiner einen Zweifel. Die Masse der Christen im zweiten Jahrhundert gehörte nun freilich nicht

zu den Gebildeten. Davon wie der Sklave den Sklaven, der Handarbeiter den Handarbeiter gewann, haben wir keine Beispiele; denn die unfreundliche Schilderung, die Celsus davon giebt, wie Weber, Schuster und Walker dem Christentum Gläubige warben, ist eine so offenkundige Karikatur, daß man sie nicht benützen kann (Orig. contra Cels. III, 55). Aber das zeigt sie doch, daß die Agitation in diesen Kreisen nicht weniger intensiv war als unter den Gebildeten.

Wenn man nun fragt, was durch diese Agitation erreicht werden sollte, so scheint mir eine negative Bemerkung nicht ohne Wert. In keinem der angeführten Fälle fordert ein Christ den Ungläubigen auf, sich der christlichen Kirche anzuschließen. Daß es in Rom und Ephesus, wo die von Minucius und Justin geschilderten Scenen spielen, Christengemeinden gab, denen die Bekehrten beitraten, ist ja freilich gewiß, aber bei Minucius und Justin wird es nicht gesagt, höchstens ist es leise ausgedrückt (Min. Fel. Octav. 40, 2: *Secta iam nostra*). Das Ziel der Missionsthätigkeit, das liegt hierin, war nicht Ausbreitung der Kirche, als einer religiösen oder gottesdienstlichen Gemeinschaft geschweige denn als einer Partei, sondern das Ziel war, den Freund oder den Fremden für die Wahrheit zu gewinnen, welche Befriedigung und Seligkeit gewährt. Anschluß an die Kirche ohne diese Überzeugung war eine Vorstellung, die völlig außer dem Gesichtskreis dieser Zeit lag. Das Christentum erscheint somit schlechthin als Religion des Individuums. Wo die Überzeugung von seiner Wahrheit vorhanden ist, da ist die Zugehörigkeit zu ihm unmittelbar gegeben. Der bekehrte Heide Cäcilius bei Minucius Felix spricht am Ende des Gespräches von dem Christentum als „unserer“ Gemeinschaft (s. o.); er rechnet sich zur Kirche ohne Taufe oder eine sonstige Aufnahmeform. Denn entscheidend ist lediglich die Überzeugung. Er verhehlt auch nicht, daß für ihn keineswegs bereits alle Fragen gelöst seien; aber er urteilt, worüber er noch Bedenken habe, das widerspreche der Wahrheit nicht. Daß unsere Quellen hier nicht täuschen, das kann man durch andere Beobachtungen bestätigen. Ich erinnere z. B. daran, daß religiös gemischte Familien ungemein häufig gewesen sein müssen. Tertullian betrachtete den Fall nicht als ungewöhnlich, daß von zwei heidnischen Ehegatten, der eine sich zum Christentum bekehrte (ad uxor. II, 2). In der Familie der Perpetua war sie nebst einem jüngeren Bruder christlich, das ganze übrige Haus war heidnisch (Passio Perp. 2 f.). Auch die Christin, deren unglückliches Schicksal Justin in seiner zweiten Apologie beschreibt, stand als Christin allein in einem heidnischen Haus (Apol.

II, 2). Gerade hiedurch war das Christentum das Gegentheil des Heidentums: dieses Kultgemeinschaft, jenes Glaubensgemeinschaft.

Wodurch aber suchte man die Entscheidung für das Christentum herbeizuführen? Was hat der Christ dem Heiden als das Wesentliche im Christentum dargeboten und vorgehalten? Als die für ihn entscheidenden Hauptpunkte läßt Minucius Felix am Schlusse seines Dialogs den Cäcilius nennen: die Vorsehung, den Monotheismus, die christliche Sittlichkeit (Octav. 40). Es ist leicht zu sehen, daß es sich hier um ein sehr verallgemeinertes Christentum handelte, mehr geeignet für Männer, die nach einer einheitlichen Weltanschauung strebten, als für solche, die im Kampf der Leidenschaften und unter der Last der Schuld nach dem Frieden des Gewissens sich sehnten. Auch dies möchte ich nicht gering halten; denn es sind nicht die schlechtesten, die im Kampf um eine Weltanschauung sich abringen. Aber so war es nicht immer: auch Justin kannte den Kampf um eine Weltanschauung, das Suchen der Philosophie nach Gott hatte er selbst durchgelebt und nacherfahren. Aber jener Greis, der ihm zum Wegweiser zu Christus wurde, bot ihm doch mehr als Octavius seinem heidnischen Freunde: statt des Fragens ohne sichere Antwort die Offenbarung, statt der Lehren der Philosophie das Wort der Propheten und Apostel (Dial. 7). Justin selbst setzte alle seine Geisteskraft daran, den jüdischen Rabbi für die Anerkennung Jesu Christi als des im Alten Testament Verheißenen zu gewinnen (Dialog. 49 ff.). Jenes christliche Weib suchte ihrem Manne die Anerkennung der Gebote der christlichen Moral abzugewinnen (Apol. II, 2), dagegen verkündigte der unbekannte Brieffschreiber dem Diognet die Milde und die Macht Gottes, der seinen eigenen Sohn als Lösegeld für uns dahingegeben hat, da nichts anderes unsere Sünden bedecken konnte als seine Gerechtigkeit (ep. ad Diogn. 2, 9 f.). Nach den Pseudoclementinen sprach der christliche Wanderprediger in Rom folgendermaßen:

Ihr Römer hört! Der Sohn Gottes ist in Judäa erschienen; er verheißt allen, die da wollen, ewiges Leben, wenn sie leben nach dem Willen des Vaters, der ihn gesandt hat. Darum ändert euer Leben vom Schlechteren zum Besseren, vom Zeitlichen zum Ewigen. Erkennt, daß ein himmlischer Gott ist, dessen Welt ihr in Ungerechtigkeit bewohnt unter seinen gerechten Augen. Aber wenn ihr euch bekehrt und nach seinem Willen lebt, so werdet ihr in eine andere, ewige Welt versetzt, seiner unaussprechlichen Güter theilhaftig werden. Seid ihr aber ungehorsam, so werden eure Seelen nach der Trennung vom Leibe in den Feuerort geworfen, wo sie in ewiger Strafe Reue und Furcht empfinden werden."

Der Heide Celsus endlich, der christliche Evangelisten leicht hören konnte, spottet der christlichen Verkündigung: wer immer zu einem

Mysterium einlade, der rufe: wer rein ist von Verbrechen, und wessen Seele sich nichts Böses bewußt ist, wer wohl und gerecht gelebt hat, der komme; die Christen dagegen predigten: wer ein Sünder, wer unverständlich, wer unerfahren, mit einem Wort, wer unselig ist, den nimmt das Reich Gottes auf (contra Cels. III, 59).

Das sind sehr verschiedene Nachrichten; es ist aber deutlich, etwas Christliches ist in ihnen allen; nur ist immer die Seite hervorgehoben, für die der Redende Empfänglichkeit erwartete oder voraussetzte. So mußte man handeln, da das Ziel war die Überzeugung hervorzurufen: das Christentum ist dasjenige, was ich bedarf. Aber man muß doch fragen, ob es in der Missionsarbeit dieser Jahrhunderte nicht einen allgemeinen Rahmen gab, innerhalb dessen diese verschiedenen Einzelausführungen sich bewegten.

Wie mich dünkt darf man zu der Beantwortung dieser Frage zwei Urkunden aus der ersten Zeit des Christentums herbeiziehen: das älteste Taufbekenntnis und die Formel von den zwei Wegen. Keine von beiden diente der Missionsthätigkeit oder war die unmittelbare Frucht derselben. Vielmehr entstammen beide dem Handeln der Ortsgemeinden mit den neu aufzunehmenden Mitgliedern. Aber wenn man sich erinnert, daß beide Formeln älter sind als die Ausbildung des Katechumenats, und wenn man erwägt, daß die Thätigkeit der Gemeinden bei der Aufnahme neuer Mitglieder zunächst doch nur darin bestehen konnte, sich darüber zu vergewissern, daß die für die christlichen Überzeugung Gewonnenen dasselbe glaubten und wollten, was die Gesamtheit glaubte und wollte, so wird die Annahme nicht als unberechtigt erscheinen, daß jene Formeln: das Bekenntnis, das jeder ablegen mußte, der getauft werden wollte, und die Verpflichtung, die jedem vorgehalten wurde, ehe man zu seiner Taufe schritt, den Hauptgehalt der Missionspredigt der ältesten Kirche wiedergeben. Ist das richtig, dann hat man zu urteilen: Charakteristisch für sie ist 1., daß der Christus der Evangelien in ihr nachdrücklicher verkündigt wurde, als man nach den theologischen Schriften des zweiten Jahrhunderts annehmen könnte und 2., daß die sittlichen Anforderungen des Christentums in ihr sehr stark betont wurden. Das Erste wird durch das Taufbekenntnis, das Zweite durch die Formel von den beiden Wegen bewiesen. Innerhalb dieses Rahmens aber bewegte sich der einzelne mit wahrhaft beneidenswerter Freiheit.

So missionierte man in der ältesten Kirche. Es ist leicht zu sehen, worin der Mangel dieser Methode bestand. Darin, daß sie jeder Organisation, jeder Leitung und jeder Aufsicht entbehrte. Niemals hat man mit

ähnlicher Zuversicht das Wichtigste dem Zufall überlassen. Aber ebenso deutlich sind ihre Vorzüge. Hier ist vor allem zu nennen die unbedingte Freiwilligkeit bei allen Missionsarbeitern und die Teilnahme aller an der Arbeit; sodann die Elastizität, mit der man sich allen Verhältnissen anzupassen und alle zu benützen mußte; möglich war das in Folge des ganz untheologischen Charakters dessen, was man verkündigte: nicht starre dogmatische Reflexion über das Heil durch Christus, sondern aus dem Reichthum des Christentums für jeden das, was er bedurfte. Nicht der geringste Vorzug ist endlich, daß man nicht Kirchenglieder warb, sondern auf persönliche Entscheidung, auf die Überzeugung drang.

Diese Art zu missionieren ist verloren gegangen, seitdem das Christentum durch Konstantin und seine Söhne in die engste Verbindung mit dem römischen Staat trat. Wie man nun missioniert hat, kann man aus Büchern wie der Biographie Martins von Tours lernen. Es geschah, indem man Götterbilder umstürzte, Tempel verbrannte, heilige Bäume fällte u. dgl. Denn nun handelte es sich nicht mehr um Überzeugungen, sondern um die ungestörte Herrschaft der Kirche. Daß die christliche Religion nicht darüber zu Grunde ging, daß sie in solcher Weise ausgebreitet wurde, verdankte sie der Ausbildung des Katechumenats. Man mag also diese Einrichtung rühmen. Aber es läßt sich doch nicht leugnen, daß jetzt durch kirchliche Schulung die Überzeugung geweckt werden sollte, die eigentlich Voraussetzung des kirchlichen Unterrichts hätte sein müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Zum 200jährigen Jubiläum der Society for the Propagation of the Gospel in Foreign Parts.

Von P a u l R i c h t e r = Werleshausen.

Übermals eine Säcularfeier in der Missionswelt, und zwar sogar eine Zweijahrhundertfeier! Die Society for the Propagation of the Gospel (S. P. G.) ist's, die am 16. Juni d. J. auf eine vollendete 200 jährige Thätigkeit zurückblicken konnte. Sie ist damit die älteste aller gegenwärtig noch bestehenden evangelischen Missionsgesellschaften.

Uns giebt das Jubelfest Anlaß, auf Grund der Veröffentlichungen der S. P. G., besonders des umfangreichen Digest of the Reports of the S. P. G. — der Hauptquelle — und der kürzeren Jubiläumsschrift The

Spiritual Expansion of the Empire, eine kurzgefaßte Darstellung ihrer Wirksamkeit zu geben; Nebenquellen sind die letzten Annual Reports und ein gut orientierender Artikel von dem bekannten Edit. Secret. der Church Miss. Soc., Eug. Stodt, im Intell. 1900 S. 321 ff. Ein erster Abschnitt wird die Gründung der Gesellschaft, ihre kirchliche Stellung und ihre besonderen Arbeitsmethoden behandeln, während ein zweiter uns dann auf die verschiedenen Arbeitsfelder hinausführen und über die geleistete Arbeit einen Überblick geben soll.

I.

Die Soc. for the Prop. of the Gosp., mit welcher wir es zu thun haben, war nicht die erste Gesellschaft dieses Namens. Schon 1648 hatte das sog. Lange Parlament unter Cromwell, angeregt durch Flugschriften des ersten Indianermissionars John Eliot (1646—1690), die Errichtung einer Corporation for the Promoting & Propagating of the Gospel of Jesus Christ in New England in die Hand genommen. Eine durch ganz England für ihre Zwecke veranstaltete Kollekte brachte 12 000 £ auf. Mit dem Sturze Cromwells und der Wiederherstellung des Königtums geriet die neue Gesellschaft allerdings in Verfall, wurde aber 1662 durch Karl II. unter dem Titel Company for the Propagation of the Gospel in New England and the adjacent parts of America wieder zu neuem Leben erweckt. Diese zweite Ausbreitungsgesellschaft besteht als New England Company bis auf den heutigen Tag, treibt aber keine Heidenmission, sondern arbeitet unter der weißen Bevölkerung Neu-Englands.

Erst die dritte Gesellschaft gleichen Namens ist unsere S. P. G. Ihre Stiftung steht in Zusammenhang mit der religiösen Bewegung in England Ausgangs des 17. Jahrhunderts, welche sich in der Entstehung zahlreicher, zum Schutz gegen die um sich greifende Sektiererei, den Deismus, Atheismus und andere verwandte Richtungen gebildeter „religiöser Vereine“ bekundete. Wie aus diesen „religiösen Vereinen“ im Jahre 1698 die Society for Promoting Christ. Knowledge (S. P. C. K.) hervorgegangen ist, ist in der A. M.-Z. 1899, 97 ff. geschildert. Demselben rührigen Rektor von Sheldon Dr. Bray, der die S. P. C. K. ins Leben gerufen hat, verdankt auch die S. P. G. ihr Dasein. Schon als Bray die erstere gründete, dachte er, daß ihre Arbeit, die Verbreitung christlicher Erkenntnis, auch den „Plantations abroad“ zu gute kommen sollte, indem sie diese mit frommen untadligen Geistlichen, christlichen Schriften und Parochialbibliotheken und mit Kirchenschulen versorgte. Besonders sollte sie die-

jenigen Geistlichen unterstützen, welche ihre Person daran wagen würden, die Bekehrung der Neger oder eingeborenen Indianer zu versuchen.¹⁾

Indessen, als er 1699 als kirchlicher Kommissar des Bischofs von London eine Visitationsreise nach Nord-Amerika unternahm, traten ihm die dortigen kirchlichen Notstände so grell entgegen, daß sich ihm die Erkenntnis aufdrängte, die S. P. C. K. könne den hier zu befriedigenden Bedürfnissen nicht nur so nebenher gerecht werden, es bedürfe hierzu einer besonderen Gesellschaft. Nach Hause zurückgekehrt, erweckte er mit seinen Berichten allenthalben lebhaftes Interesse. Das Unterhaus der Convocation (etwa analog unserer Generalsynode) nahm Veranlassung sich mit der Frage nach Beförderung der christlichen Religion in den auswärtigen Pflanzungen zu beschäftigen und ein Komitee einzusetzen, das Mittel und Wege dazu ausfindig machen sollte. Das ermutigte Bray an König Wilhelm III. ein Gesuch um Gewährung eines Charter für eine zur Ausbreitung des christlichen Glaubens zu stiftende Gesellschaft einzureichen. Das Gesuch wurde genehmigt und durch Charter vom 16. Juni 1701 die neue Gesellschaft als ein „body politick and corporate in deed and in name“ eingesetzt. Durch diesen königlichen Freibrief ist der S. P. G. so halb und halb ein offizieller Stempel aufgedrückt. Das kam auch darin zum Ausdruck, daß der König selbst alle Mitglieder der neuen Gesellschaft — 94 an Zahl — ernannte. Es waren dies durchweg kirchliche und staatliche Würdenträger, Gelehrte, einige Kaufleute und sonstige Laien. Die meisten waren auch Mitglieder der S. P. C. K. Als Mitglieder für alle Zeit wurden die Erzbischöfe von Canterbury und York, die Bischöfe von London und Ely, der Dekan von Westminster und mehrere Hofbeamte ernannt. Es wurde aber der Gesellschaft das Recht verliehen, weitere ihr geeignet erscheinende Personen zu Mitgliedern zu kooptieren.²⁾

Zum Präsidenten wurde für das erste Mal der Erzbischof von Canterbury, der Primas und Metropolit der anglikanischen Kirche, bestimmt. In Zukunft sollten jedoch der Präsident wie die anderen Funktionäre der Gesellschaft durch die Mitglieder gewählt werden. Erst ein Ergänzungscharter von 1882 setzt statutarisch fest, daß der Erzbischof von Canterbury ex officio Präsident und die übrigen Bischöfe ebenso Vizepräsidenten sein sollten, ohne erst dazu gewählt werden zu müssen.

Es liegt auf der Hand, daß der S. P. G. durch solchen königlichen Charter eine ganz eigenartige Stellung eingeräumt wurde. War sie auch

¹⁾ A. M.-Z. 1899, 99.

²⁾ Noch jetzt kann jemand nur durch Wahl mittels Ballotement Mitglied der S. P. G. werden. Sie hat dadurch etwas Exklusives an sich. Aber die Mitgliederzahl ist jetzt eine viel höhere, nach Tausenden zählende.

nicht geradezu ein amtliches Organ der Kirche, so war sie doch unstreitig dazu bestimmt, in ihren Funktionen die Repräsentantin der Kirche zu sein, gewissermaßen ihr Substitut. Die S. P. G. hat auch zu allen Zeiten ihre Position so aufgefaßt und den Anspruch erhoben, das legitime Werkzeug zu sein, das der Kirche für diesen Zweig ihrer Wirksamkeit, die Heidenmission, zu Gebote steht. Freilich haben ganz extreme Highchurchmen gelegentlich wohl sogar ihr die Daseinsberechtigung abgestritten, denn eine Gesellschaft, und sei es auch die S. P. G., bleibe doch immer eine Gesellschaft und sei nicht die Kirche, die Kirche aber müsse den Missionsbetrieb selbst in die Hand nehmen und dürfe sich darin von keiner Gesellschaft vertreten lassen. Die S. P. G. hat das Erdenklichste gethan, um derartige Einwände so viel als möglich — ohne überhaupt ihre Existenz aufzugeben — zu entkräften. Sie hat sich darum in jeder Beziehung absolut der Kirche und deren Repräsentanten, den Bischöfen, untergeordnet und will in der That nur deren Werkzeug sein. In diesem Bestreben hat sie die schon oben erwähnte Bestimmung in den Ergänzungsscharter aufnehmen lassen, daß der Erzbischof von Canterbury eo ipso Präsident sein solle 2c. Übrigens war dies auch, bevor die ausdrückliche Bestimmung getroffen wurde, stets der Fall gewesen. Sie hat weiter 1846 den Beschluß gefaßt, es solle, damit die Aussendung der Missionskandidaten fortan nach formell ein Akt der Bischöfe sei, wie er es thatsächlich immer gewesen war, fortan kein Kandidat mehr ohne ausdrückliche Billigung einer von den Erzbischöfen von Canterbury und York und dem Bischof von London eingesetzten Prüfungskommission angenommen werden. Ebenfalls ist das Missionsseminar St. Augustine in Canterbury dem dortigen Erzbischof unterstellt. Werden der Gesellschaft von einem Kolonial- oder Missionsbischof draußen Männer zur Aufnahme in ihre Missionsdienste empfohlen, so soll sie solche Männer auf diese bischöfliche Empfehlung hin übernehmen, ohne sie persönlich kennen gelernt zu haben. Eine große Zahl der Missionare der S. P. G. ist derartig angestellt. Vor allen Dingen aber hat die Gesellschaft die ganze Arbeit draußen durchaus unter die Kontrolle der Kolonial- und Missionsbischöfe gestellt. Sie verzichtet sogar darauf, in geistlichen Angelegenheiten irgend welche Autorität über die Missionare auszuüben oder sonst in die Rechte der Bischöfe einzugreifen. Sie verkehrt nicht einmal direkt mit ihren Missionaren, sondern nur durch Vermittelung der Bischöfe und der Lokalkomitees. Auch das hernach noch an anderer Stelle zu besprechende Verfahren der Gesellschaft, wie sie einen großen Teil ihrer Mittel den Kolonial- und Missionsbischöfen zur unbeschränkten

Verwendung übergiebt, ist ein Zeugnis für ihre Auffassung von ihrer Stellung zur Kirche als eines lediglich dienenden Werkzeuges. So läßt sie sich gern *almoner of the Church* oder ihre *handmaid* nennen. Wie nun die S. P. G. ihrerseits ihre Missionen schlechthin als die Missionen der „Kirche“ ansieht, so registriert sie andererseits auch sämtliche von Kolonialbischöfen unternommenen Missionen, zu denen sie vielleicht nur einen ganz geringfügigen Zuschuß gewährt, in ihren Berichten. Es ist in den einzelnen Fällen kaum möglich zwischen spezieller Mission der S. P. G. und anglikanischer Mission überhaupt zu unterscheiden: für die S. P. G. ist diese Unterscheidung irrelevant.

Als Organ der Gesamtkirche will die S. P. G. prinzipiell keiner Partei dienen, überhaupt nichts mit kirchlichen Richtungen und theologischen Meinungen zu thun haben. Ihr Grundsatz lautet: „*On Church lines always, on party lines never*“ oder mit einem anderen Schlagwort „*As broad as the Church*“. Indessen decken sich auch hier Theorie und Praxis nicht, sondern in der S. P. G. ist zu allen Zeiten die hochkirchliche Richtung stark ausgeprägt gewesen, welche verschiedene Bedeutung dieser Begriff auch zu verschiedenen Zeiten gehabt haben mag. Das liegt ja auch in der Natur der Sache: waren die Mitglieder der S. P. G. Anhänger des *high church*-Prinzips — und als Bischöfe und höhere kirchliche Würdenträger waren sie es größtenteils — so mußte sich das auch bei der Leitung der S. P. G. geltend machen. Eben dieser Umstand, daß in der S. P. G. der erklusivste *high church*-Geist maßgebend war, veranlaßte seiner Zeit ja auch die Gründung der evangelischen C. M. S., weil die Evangelikalen keinen Zutritt in die S. P. G. erlangen konnten.¹⁾ Das Charakteristikum des gegenwärtigen *Highchurch*tums, wie es auch in der S. P. G. sich kund giebt, ist bekanntlich seine Verquickung mit dem Ritualismus. In einem anderen Aufsatz „Die C. M. S. und ihre Stellung innerhalb der anglikanischen Kirche“ (A. M.-Z. 1899) habe ich gezeigt, wie der extremste Ritualismus zwar fast einer abgeschlossenen Periode angehört, wie er jetzt in gemäßigterer Form als *Anglo-katholicismus* auftritt und als solcher den Episkopat für sich zu gewinnen und *Highchurch*tum und Ritualismus in eins zu verschmelzen verstanden hat. Dieser Schule, der *via media* der *moderate churchmen*, gehören im wesentlichen die Anhänger der S. P. G. an. Die markantesten Züge dieser Richtung sind die Verherrlichung des anglikanischen Episcopates, das durch ununterbrochene *Succession* die

¹⁾ cf die Gründung der C. M. S., A. M.-Z. 1897, 500.

anglikanische Kirche mit dem ersten Apostolat verbinde, und das übertriebene Wertlegen auf altkirchliche Riten und Formen, die man aus langer Vergessenheit wieder hervorholt, und über denen wohl die wahren evangelischen Lebensprinzipien in den Hintergrund gestellt werden. Besonders charakteristisch ist für die ritualistische Richtung auch das Aufkommen von mönchartigen Bruder- und Schwesterschaften, deren die S. P. G. eine ganze Reihe verwendet. Am bekanntesten sind die Dublin University Mission to Chota Nagpur und die Cambridge Mission to Delhi, die Glieder beider sind, wie ihr Name anzeigt, Zöglinge der englischen Universitäten. Sie legen wenigstens für die Zeit ihres Missionsdienstes das Eölibatsgelübde ab, haben gemeinsame Wohnung, gemeinsamen Tisch 2c. Die Kosten für diese Missionen werden fast ganz von akademischen Missionsvereinen in Dublin und Cambridge getragen. Das von der S. P. G. vertretene Highchurchthum scheint mir endlich auch darin in charakteristischer Weise zum Ausdruck zu kommen, daß überall großer Wert auf Errichtung imposanter Kirchen und Kathedralen gelegt wird, worauf große Summen verwandt werden, die andere Missionsgesellschaften anderen Zwecken zuwenden würden.

Die Arbeitszweige und -methoden der S. P. G. schildern wir am besten, indem wir von den Aufgaben ausgehen, die der königliche Charter von 1701 ihr stellt. Es sind ihrer 3:

1. Sie soll Fürsorge treffen für den Unterhalt einer rechtgläubigen Geistlichkeit in den Pflanzungen, Kolonien und Faktoreien von Groß-Britannien jenseits des Meeres zum Unterricht der treuen Unterthanen des Königs in der christlichen Religion.
2. Sie soll auch solche anderen Vorkehrungen für die Ausbreitung der christlichen Religion treffen, wie sie sich als nötig herausstellen werden.
3. Sie soll für diese Zwecke von den Unterthanen des Königs milde Gaben in Empfang nehmen, sie verwalten und darüber verfügen.

Den hiermit gegebenen Richtlinien folgt die S. P. G. noch bis auf den heutigen Tag. Um mit dem letzten anzufangen, so scheint es nun wohl merkwürdig, daß es als eine wesentliche Aufgabe der S. P. G. hingestellt wird, Missionsgaben zu sammeln. Das thun ja alle Missionsgesellschaften, bezeichnen aber doch kaum das Gabensammeln als eine wesentliche Aufgabe. Indessen bei der S. P. G. liegt die Sache anders; für sie bildet in der That das Sammeln, Verwalten und Disponieren der Missionsgaben eine ihrer Hauptaufgaben. Ja ihre Thätigkeit besteht zum großen Teil in dem Aufbringen von Geldmitteln, die dann, wie schon bemerkt, den Missionsbischöfen zur selbständigen Disposition übermittlelt werden. Zu diesem Behuf wenden sich die betreffenden Bischöfe jährlich mit ihren Anliegen an die Gesellschaft. Von einem Subkomitee derselben

werden alle eingegangenen Gesuche geprüft, die Bedürfnisse der verschiedenen Missionsgebiete gegen einander abgewogen und demgemäß die Verteilung der vorhandenen Mittel unparteiisch vorgenommen. Es ist das eine der wichtigsten Aktionen der Gesellschaft, die jährlich einmal im Monat Mai vollzogen wird. Die weitere Verwendung der den Bischöfen bewilligten grants geht die Gesellschaft nichts mehr an. Bezeichnend für die S. P. G. ist auch, daß sie eine ganze Legion der verschiedenartigsten Fonds, die für besondere Zwecke gestiftet sind, zu verwalten hat, darunter sogar einen für die Universität Debriken (Ungarn) und einen für die evangelischen Waldenser in Piemont. Eine hier zu erwähnende Arbeitsmethode der S. P. G. ist das Dotieren und Fundieren von Stellen. Während die anderen Missionsgesellschaften sich genügen lassen, für ihre gegenwärtigen Missionare jährlich das Gehalt zu haben, ist die S. P. G. möglichst darauf bedacht, die von ihr geschaffenen Stellen auch dauernd zu fundieren. Besonders hat sie ganz erhebliche Mittel auf die Dotierung von Kolonial- und Missionsbistümern verwandt (7 150 000 Mk.).

Wenden wir uns nun der ersten jener 3 im königlichen Charter der Gesellschaft zugewiesenen Aufgaben zu, so ist es da zunächst bezeichnend, daß als Objekte ihrer Thätigkeit die treuen Unterthanen des Königs in den Pflanzungen, Kolonien und Faktoreien von Großbritannien bezeichnet werden. Wenn der Titel der Gesellschaft sie allgemein als eine Gesellschaft zur Ausbreitung des Glaubens in foreign parts bezeichnet, so hat man dabei nicht an die fremden Erdteile insgemein zu denken, sondern an die britischen Besitzungen in denselben. „Der treuen Unterthanen des Königs“ sollte sie sich annehmen. Heiden und Mohammedaner in anderen Ländern waren zunächst nicht in ihren Arbeitskreis eingeschlossen. Aus diesem Umstande erklärt sich auch die merkwürdige Thatsache, daß, als seit 1710 in England das Interesse für die dänisch-hallesche Mission in Trankebar sich regte, nicht die S. P. G. die neugegründeten Stationen in Madras, Tandschaur und Tritschinopoli in ihre Pflege nahm, sondern die S. P. C. K. Jene Orte waren damals nämlich noch keine englischen Besitzungen, und die S. P. G. war statutenmäßig auf solche beschränkt. Erst 1825, als Südbindien längst englisch geworden war, hat die S. P. G. diese Mission von der S. P. C. K. übernommen. Die Kolonien sind auch zu allen Zeiten der Hauptgegenstand der Fürsorge der Gesellschaft geblieben. Recht bezeichnend dafür ist auch schon der Titel der erwähnten Jubiläumsschrift, in der Prebendary Tucker die Arbeit der Gesellschaft schildert: *The Spiritual Expansion of the Empire*: auch die S. P. G. hat es mit

einer Ausbreitung des Reiches (sc. des englischen Reiches) zu thun, allerdings nicht mit der politischen, sondern mit der geistlichen.¹⁾

Wenn übrigens die S. P. G. prinzipiell auch ihre Arbeit auf die britischen Kolonien konzentriert, so hat sie doch in neuerer Zeit nicht ganz konsequent hier und da das Prinzip durchgebrochen, so mit ihrer Mission auf Madagaskar, in China, Japan, Korea, auf Hawaii. Die Veranlassung dazu ist in der Regel das Vorhandensein einer englischen Niederlassung in jenen Ländern gewesen, die es galt kirchlich zu bedienen. Daran hat sich dann die Heidenmission angeschlossen.

Fast gleichbedeutend mit Ausbreitung der anglikanischen Kirche in den Kolonien ist für die S. P. G. die Ausbreitung des anglikanischen Episkopates gewesen. Von Anbeginn ihrer Thätigkeit hat die Gesellschaft ihr Hauptaugenmerk auf Gründung neuer Bistümer in den Kolonien gesetzt. In ihnen sah sie das Heil der Kirche; ihr Fehlen war in ihren Augen eine Hauptquelle aller Übel. Um das zu verstehen, muß man sich auf den anglikanischen Standpunkt stellen. Nur ein Bischof darf Geistliche ordinieren, Kirchen weihen, die Konfirmation vornehmen. Ohne Bischöfe gerät mithin der kirchliche Betrieb sofort ins Stocken. Unter solchen Umständen war natürlich das Fehlen eines Episkopates in den Kolonien ein schwerer Notstand. Die S. P. G. hat lange kämpfen müssen, ehe sie die Einsetzung von Kolonialbischöfen durchgesetzt hat. Seit aber ausgangs des 18. Jahrhunderts ein Anfang damit gemacht war, ist die Zahl der anglikanischen Bischöfe rapide gewachsen. Es giebt zur Zeit 94 englische Kolonial- und Missionsbischöfe. Hierin sieht die S. P. G. einen der Haupterfolge ihrer Arbeit. Welche großen Mittel sie in dieser Sache aufgewandt hat, wurde schon bemerkt.

Man darf wohl einräumen, daß die episcopale Organisation der anglikanischen Kirche etwas Imponierendes hat. Wie wirkungsvoll ist ihre Repräsentation durch die wohlbekannten pananglikanischen Lambeth-Konferenzen! Auch für die Missionsarbeit hat die episcopale Organisation nicht zu unterschätzende Vorteile, die neugegründeten heidenchristlichen Gemeinden bekommen gleich einen festen Halt, sie werden an einen starken Organismus angegliedert. Aber wenn von Anglikanern in ihrem auf apostolischer Succession ruhenden Episkopat fast die Quintessenz des Christentums gesehen wird — der Episkopat, so heißt es wieder und wieder, ist die Kirche in ihrer „fulness“ (Vollkommenheit) — so ist das doch ein bedauerliches Sich-annähern an den katholischen Standpunkt. Das muß man auch darin erblicken, wenn eine

¹⁾ Auch die Ausschmückung des Buchdeckels ist in diesem Falle recht charakteristisch: eine Königskrone und ein vom englischen „Union Jack“ und den amerikanischen „Stars and Strips“ umwehtes Kreuz: ein Sinnbild der Zusammengehörigkeit von Christentum und Engländerum.

Mission erst für recht lebens- und wirkungskräftig angesehen wird, nachdem sie in einem Bischof ein Haupt erhalten hat, oder wenn mit besonderer Genugthuung berichtet wird (Dig. 759), daß die neuesten Missionen der S. P. G. in Korea, Maschona-land und Lebombo erst die Folge der Begründung des betreffenden Bistums waren. Erst der Bischof, dann die Mission: ganz der katholische Grundsatz.

Wir müssen noch einmal auf „die treuen Unterthanen des Königs in den Pflanzungen, Kolonien und Faktoreien Groß-Britanniens“, zu deren Dienst die S. P. G. da ist, zurückkommen. Diese Worte weisen nämlich noch auf eine weitere Eigenart der Arbeit der S. P. G. hin. Wer ist denn überhaupt mit den treuen Unterthanen des Königs gemeint? Sicherlich nicht in erster Linie die heidnischen Unterthanen, sondern die englischen Kolonisten. Erst die zweite ihr gesteckte Aufgabe (solche andern Vorkehrungen für die Ausbreitung der christlichen Religion zu treffen, wie sie sich als nötig herausstellen werden) faßt die eigentliche Heidenmission ins Auge. Die kirchliche Arbeit an den englischen Kolonisten, ist dementsprechend stets ein Hauptarbeitszweig der S. P. G. gewesen, ja im Anfang dominierte dieser Zweig überwältigend. Die Hauptarbeit galt den Weißen in den englischen Kolonien von Amerika — damals noch den einzigen britischen Kolonien —, Missionsarbeit an den Negerflaven und den freien Indianerstämmen wurde nur nebenher von einzelnen Missionaren getrieben. Auf diesem Gebiete, der geistlichen Bedienung der ausgewanderten Kolonialbevölkerung, liegt unbestritten eins der größten Verdienste der S. P. G. Wenn wir auch nicht gewohnt sind, eine derartige Thätigkeit in die Missionsarbeit einzurechnen, würde einer Darstellung der Geschichte der S. P. G. etwas Wesentliches fehlen, wenn man diese Arbeit ausschneiden wollte¹⁾. Daß die englischen Kolonien der anglikanischen Mutterkirche nicht verloren gegangen sind, ist einzig der S. P. G. zu danken, die sich lange Zeit hindurch allein derselben angenommen hat. Indirekt hat die Gesellschaft damit aber auch der Mission gedient und zwar auf doppelte Weise. Entkirchlichte, unchristliche Europäer gehören allenthalben in den Heidenländern zu den schwersten Hindernissen der Mission. Wenn nun die S. P. G. die Entkirchlichten und Entchristlichten in vielen Fällen der Kirche wieder zugeführt oder überhaupt ihren Abfall verhindert hat, so hat sie damit jene verderblichen Einflüsse teilweise wenigstens eindämmen und der Mission die Wege offen halten können. Nicht weniger wichtig

¹⁾ Durch das Zueinandergehen von Kolonistenmission und eigentlicher Heidenmission wird es der Statistik freilich außerordentlich schwierig und oft unmöglich gemacht, zwischen beiden Zweigen reinlich zu scheiden und speziell über die Heidenmission genaue Zahlenangaben zu machen. Die S. P. G. selbst thut es meist nicht.

ist ein zweites, was damit zusammenhängt, ja eine Folge davon ist. Indem die S. P. G. durch ihre Arbeit die verwahrlosten oder in Gefahr der Verwahrlosung begriffenen anglikan. Kolonisten sammelte und allmählich in den Kolonien neue Tochterkirchen der heimatlichen Mutterkirche gewann, hat sie damit auch neue Missionsherde geschaffen. Denn diese Kolonialkirchen sind nun ihrerseits Mittelpunkte eigener aktiver Missionsthätigkeit geworden. Man denke nur an die blühende Melanesische Mission.

Der Heidenmission hat sich die S. P. G. in intensiverer Weise erst etwa vom 3. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts an zugewandt.¹⁾ Seitdem hat sich das Verhältnis zwischen Kolonialmission und Heidenmission immer mehr umgekehrt, dergestalt, daß die Gesellschaft jetzt nur $\frac{1}{4}$ ihrer Mittel für die koloniale Arbeit und $\frac{3}{4}$ für die Heidenmission verwendet.

Ein letzter Zug zur Charakteristik der S.P.G., den wir nicht übergehen dürfen, wenn er auch wenig erfreulicher Art ist, bildet ihre Stellung zu den übrigen Missionsgesellschaften. Hier kommt so recht die ihr anhaftende Exklusivität zur Geltung.²⁾ Was zuerst ihre Stellung zu den anderen anglikanischen Missionsgesellschaften betrifft, die doch auch kirchliche sein wollen, besonders zu der bekannten C.M.S., der größten evangelischen Missionsgesellschaft, so ist der Theorie nach für einen echten Highchurchman die S. P. G. das einzig berechnete Organ der Kirche für Heidenmission; weiterer Organe bedarf es nicht. Die Gründung der C. M. S. wurde daher von den Highchurchmen mehr als scheel angesehen; jahrzehntelang wurde ihre Arbeit völlig ignoriert, nicht einmal ihr Name erwähnt, trotzdem die C. M. S. sich bei jeder Gelegenheit redlich und uneigennützig bemühte, nicht nur die Interessen der S. P. G. zu respektieren, sondern selbst thatkräftig zu vertreten und zu befördern. Allmählich hat sich — infolge des unermüdblichen Entgegenkommens der C. M. S. — das Verhältnis wohl gebessert; ein herzliches ist es aber — wie es scheint — auch heute noch nicht zu nennen, wenigstens nicht auf Seiten der S. P. G.

Daß sich die Gesellschaft vollends den dissidentischen Missionen gegenüber ablehnend verhält, ist leicht begreiflich. Ihnen gegenüber betont sie, daß sie die Kirche in ihrer Vollkommenheit und Unversehrtheit (in its fulness and in its integrity) repräsentiere.³⁾ Nicht bischöflich organisierte Kirchengemeinschaften haben

¹⁾ Der Umstand, daß die S. P. G. erst so spät mit der Heidenmission einsetzte, hatte zur Folge, daß sie fast überall nicht die erste am Plage war; andere waren ihr zuvor gekommen. Wenn sie nun doch auf einen schon besetzten Missionsfelde mit ihrer Arbeit begann, so mußte sie es sich oft gefallen lassen, daß ihr Vorgehen als Eindringen angesehen wurde.

²⁾ Es ist übrigens bemerkenswert, daß die S. P. G. nicht immer so exklusiv gewesen ist. Im Anfang ihres Bestehens trat sie mit den verschiedensten anderen protestantischen Nationen in brüderliche Korrespondenz und ernannte sogar einige 40 hervorragende Lutheraner und Reformierte in Holland, Deutschland, Schweden und der Schweiz zu auswärtigen Ehrenmitgliedern.

³⁾ Gelegentlich hat sich die S. P. G. auch wohl gar dadurch bei uncivilisierten Häuptlingen zu insinuieren und den konkurrierenden Missionsgesellschaften dadurch

in ihren Augen einen wesentlichen Defekt. Daher kommt es, daß Highchurchmen wohl mit den entarteten Kirchen des Morgenlandes, die doch einen katholischen Episkopat haben ¹⁾, sympathisieren können, während sie eine Gemeinschaft mit evangelischen Kirchen ablehnen. Dem entspricht es, daß die S. P. G. allen interdenominationellen Missionsversammlungen fern bleibt, sowohl den in der Heimat wie den auf den Missionsfeldern abgehaltenen. ²⁾ Die C. M. S. ist es in der Regel, die auf derartigen Veranstaltungen die anglikanische Kirche zu vertreten hat.

Leider ist es dabei aber nicht geblieben, die Gesellschaft hat sich nicht selten durch Proselytenmacherei ³⁾ und durch Eindringen in schon besetzte Arbeitsfelder einer bedauerlichen Nichtachtung anderer Gesellschaften schuldig gemacht. Die bekanntesten Fälle sind das Eindringen in die Goshner'sche Kolonialmission und in Madagaskar besonders in Antananarivo und in die Basutomission der Pariser Missionsgesellschaft. In dem ersteren Falle hatte die C. M. S. loyaler Weise die ihr zuerst vom Bischof Cotton angebotene Übernahme der Mission abgelehnt; im letzteren hatte die L. M. S. vergeblich gegen das Vorgehen der S. P. G. protestiert. Bei der Niederlassung im Basutoland erklärte ein Häuptling selbst ganz naiv den Sendboten der S. P. G., es sei gut, daß er vier verschiedene Missionen (die Pariser, die Wesleyaner, die Katholiken und nun auch noch die S. P. G.) in seiner Nähe habe, das sei, als wenn ein Mann 4 Räder habe, bisweilen könne er alle vier melken, oder, wenn die eine versage, könne er sich doch an die anderen halten. Aber auch das öfnete der S. P. G. die Augen nicht und hielt sie nicht ab, das Basutoland zu besetzen. ⁴⁾ Eine Rechtfertigung eigener Art ist es, wenn die S. P. G. es als Prinzip erklärt, nach dem alle Missionen der Gesellschaft geleitet werden sollten, „daß die Kirche unseres Herrn und Heilandes den Heiden in ihrer Unversehrtheit von Lehre und Disciplin dargestellt werden müsse, und daß sie unter keinerlei Umständen, möge der Widerspruch von Heiden ausgehen oder von Körperschaften, die nicht zur (sc. anglikanischen) Kirche gehören, in dieser ihrer Integrität preisgegeben oder angegriffen werden

den Rang abzulaufen gesucht, daß sie sich als Repräsentantin „der Religion der Königin“ (Victoria) einführte. Das machte natürlich auf solche Häuptlinge Eindruck.

¹⁾ Die Ähnlichkeit, ja Verwandtschaft zwischen Anglikanismus und Katholizismus hat es gelegentlich wohl auch verschuldet, daß die S. P. G. der katholischen Kirche, die ja nun erst recht mit dem Anspruche auftritt, die eigentliche Kirche in its fulness and integrity zu sein, die Wege gebahnt hat, wie in Tschota Nagpur.

²⁾ Daß gelegentlich der eine oder andere Missionar der S. P. G. von sich aus an einer solchen Konferenz teilnahm, ändert an der Sache selbst nichts.

³⁾ Ein § in der den Missionaren auf den Weg gegebenen Instruktion von 1706 besagt: „Der Missionar soll seine Parochianen fleißig besuchen, und zwar die seines eignen Bekenntnisses, um sie im Glauben und Wandel zu befestigen; die andersgläubigen aber, um sie mit dem Geiste der Milde und Freundlichkeit zu überzeugen und wiederzugewinnen.“ Das ist doch direkte Aufforderung zur Proselytenmacherei. Der Paragraph wird im Digest (S. 839) abgedruckt, ohne daß irgendwie bemerkt wird, daß er jetzt außer Kraft gesetzt sei.

⁴⁾ Andere Fälle von Eindringen in fremde Missionsgebiete bietet die Missionsgeschichte von Hawaii, den Mikronesien u. a.

dürfe".¹⁾ Ein andermal wird betont, daß sich die Gesellschaft mit Fleiß enthalten habe, mit „Dissenters“ jemals Verträge abzuschließen oder territoriale Arrangements zu treffen.²⁾ Während sie es nun durchaus lobenswert findet, wenn Andersgläubige zu ihr, der Kirche in its fulness and integrity, übertraten, bezeichnet sie andererseits den Übertritt von ihr zu anderen Konfessionen, selbst zum deutschen Luthertum, als „Perversion“. ³⁾ Wenn die S. P. G. derartige Verletzungen der brüderlichen Rücksichtnahme vermeiden wollte, würden wir mit ihrer — trotz mancher abweichenden Anschauungen — anzuerkennenden großen Arbeit wärmere Sympathie haben können.

Zum Schluß noch einige Daten über die heimische Geschichte der Gesellschaft und ihren gegenwärtigen Stand. Nach einem kurzen Anlauf im Anfang geriet die S. P. G. und das Interesse für ihre Arbeit sehr bald wieder ins Stocken. Die Jahreseinnahme zeigte sogar mit dem zu Ende gehenden ersten Jahrhundert ihrer Thätigkeit eine sehr bedenkliche Neigung zum Rückgang; sie betrug im Durchschnitt nur 420 £. Ihre Expansionskraft war gleich 0. Die Haupteinnahmequelle bildeten fast die „königlichen Briefe“, durch welche von Zeit zu Zeit zu ihren Gunsten Kollekten in der ganzen Landeskirche angeordnet wurden. Insgesamt hat die S. P. G. durch diese königlichen Briefe über 7½ Millionen Mk. erhalten. Seit 1853 ist aber kein derartiger Brief mehr für sie ausgestellt. Eine andere Einnahmequelle waren die durch das Parlament bewilligten grants; für ihre Arbeit in N.-Amerika beliefen sie sich auf gut 4⅔ und für Westindien auf ziemlich 3½ Millionen Mk. Auch diese Quelle ist jetzt versiegt.

Das Erwachen des Missionslebens in England am Ende des 18. Jahrhunderts schien zunächst an der S. P. G. spurlos vorüber zu gehen; es blieb tot in ihr. Erst 20 Jahre nach Gründung der C. M. S. raffte sie sich zu neuen Kraftanstrengungen auf. Nach dem Vorbilde dieser Gesellschaft fing man an hin und her in Stadt und Land Parochial Associations und District Committees zu organisieren und Organising Secretaries anzustellen. Von nun an trat ein erhebliches Wachstum der Einnahmen ein (seit 1819). Dieses Wachstum ist, wie aus den fast von Jahr zu Jahr sich steigenden Einnahmen ersichtlich wird, ein bleibend zunehmendes gewesen, wenngleich es hinter dem der C. M. S. stets bedeutend zurückgeblieben ist. Überhaupt scheint das Missionsleben in den Kreisen der S. P. G. doch weniger entwickelt und rege zu sein, als in den evangelikalen Kreisen. Dazu wirken manche Umstände mit. Abgesehen davon,

¹⁾ Dig. 357.

²⁾ ibid. 527.

³⁾ ibid. 499. Und zwar handelt es sich hier um die Rückkehr abgefallener Kols zu ihrer alten Gopnerschen Mission.

daß die große Menge des englischen Volkes doch mehr evangelikal gesinnt ist als highchurchlich, so ist vor allen Dingen der Missionsbetrieb, wie er eben von der S. P. G. gehandhabt wird, nicht dazu angethan, in Laienkreisen großes Interesse zu erwecken. Die Bischöfe machen da fast alles, die Aktivität der Laienkreise wird zu wenig in Anspruch genommen, und selbst die Missionsberichte, die von der Gesellschaft veröffentlicht werden, sind in der Regel recht trocken und nüchtern; von eigentlicher Missionsarbeit erfährt man erstaunlich wenig.

Wenn trotzdem die Gesellschaft die Zahl der mit ihr in Verbindung stehenden Kirchengemeinden in England auf 9400 angeben kann, so ist doch dazu zu bemerken, daß die Beiträge von nicht wenigen derselben nur minimale sind. Im letzten Jahre (dem Jubiläumsjahre) belief sich die Gesamteinnahme auf 3 567 920 Mk.¹⁾ Dies bedeutet allerdings gegen das Vorjahr eine Zunahme von 840 000 Mk., es sind darin aber die außerordentlichen Gaben für die indische Hungersnot, die südafrikanischen Notstände und besonders für den Jubiläumsfonds eingeschlossen; andernfalls würde statt einer Zunahme sogar eine Abnahme von 24 000 Mk. stattgefunden haben.

Um nun das Missionsleben in den Kreisen der anglikanischen Kirche lebendiger zu machen, hat die S. P. G. seit 1872 einen Day of intercession, der der Missionsache — und zwar besonders der Gewinnung von Missionsarbeitern — gewidmet ist, zur Einführung gebracht. Wenn derselbe auch noch nicht in allen Diözesen gehalten wird, so hat er doch in anderen das Missionsinteresse sichtlich belebt. Auch die C. M. S. hat den Day of intercession aufgenommen. Einen kräftigen Aufschwung verspricht sich die S. P. G. von der Junior Clergy Association, die trotz ihres erst kurzen Bestehens schon 5000 Mitglieder zählt. Es ist eine feststehende Thatsache, daß der bei weitem größere Teil der jüngeren Geistlichkeit Englands zur Fahne der Highchurch und der S. P. G. schwört, und die evangelische C. M. S. kann leider nicht leugnen, daß ihre analoge Organisation, die Younger Clergy Union, obwohl sie älteren Ursprungs ist, doch von der hochkirchlichen Junior Clergy Association weit überflügelt ist.

Der letzte Jahresbericht der S. P. G. führt 770 Missionare,²⁾ einschließlich 12 Bischöfe. Von diesen sind 41 als Kapläne in Europa (in

1) Die C. M. S. hatte eine Jahreseinnahme von 7 Millionen Mk.

2) Gegen 787 im Jahre 1899, also ein Minus von 17! Die S. P. G. klagt überhaupt sehr über Mangel an Arbeitern. Mehrere Felder sind ganz unzulänglich besetzt.

den verschiedenen Hauptstädten und Badeorten) thätig. Die übrigen 729 zerfallen in 545 englische und koloniale Geistliche und 184 aus den Eingeborenen hervorgegangene. Auf Vorder- und Hinterindien, China, Japan und Korea kommen 123 Missionare, die es zum größten Teil mit Arbeit unter Heiden und Mohammedanern zu thun haben. Die Arbeit der 144 in Afrika, Mauritius und Madagaskar stehenden Missionare ist in den meisten Fällen gleichzeitig Kolonialdienst und Heidenmission. Von den 169 Missionaren in Britisch-Nord-Amerika werden nur 6 als eigentliche Heidenmissionare bezeichnet. In Mittel- und Südamerika stehen 52, deren 11 ausdrücklich als Heidenmissionare kenntlich gemacht werden. Auf Australien und Oceanien endlich kommen 57 Sendboten, darunter nur 10 Heidenmissionare. Für sehr viele von diesen Missionaren braucht die Gesellschaft aber nur einen Bruchteil des Gehalts zu leisten, der Rest wird aus kolonialen Mitteln aufgebracht. Nur so erklärt sich die große Arbeiterzahl.

Die neueren, in der englischen Mission so mächtig in Aufnahme gekommenen Arbeitszweige, ärztliche Mission und Frauenmission, haben natürlich auch bei der S. P. G. Eingang gefunden. Besondere ärztliche Missionen hat sie allerdings nur in Südbindien und auf Madagaskar ins Leben gerufen; doch haben alle Studenten ihres St. Augustine College einen medizinischen Kursus durchzumachen und sich dann auch in 2 Londoner Hospitälern in der Praxis zu üben.

Zur Pflege der Frauenmission ist an die S. P. G. eine „Women's Mission Association for the Promotion of Female Education in the Missions of the S. P. G.“ angeschlossen, in deren Dienst 80 Missions-schwwestern stehen, ca. 60 von ihnen arbeiten in Indien.

Die Pariser evangelische Missionsgesellschaft in den letzten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts.

Von D. G. Kurze.

I.

4. Der Pariser Missionsvorstand in seinem Verkehr mit den evangelischen Kirchen Frankreichs.

Die gegenseitige Fühlung zwischen dem Vorstande der Pariser Missionsgesellschaft und zwischen den Evangelischen Frankreichs kommt auf dreierlei

verschiedene Weise zustande. Zuerst — es ist das eine Neuerung in diesem Zeitabschnitt — hat der Pariser Missionsvorstand mit der amtlichen Vertretung der reformierten, der freien und der lutherischen Kirche angeknüpft. Diese letztere besitzt seit August 1879 eine staatlich anerkannte Generalsynode. Es wird brieflich mit den 3 Synoden oder mit deren stehenden Ausschüssen verkehrt oder auch gelegentlich ein Vorstandsmitglied, jeweilig der Direktor, an eine oder die andere der tagenden Synoden gesandt, um ihnen die Missionsache im allgemeinen oder einen besonderen, eben obwaltenden schwierigen Fall ans Herz zu legen. Daß diese Art, dem Missionswesen in den weit zerstreuten evangelischen Gemeinden des Landes aufzuhelfen, sehr bedeutungsvoll ist, leuchtet ein. Wenn die Synoden auf die Anträge des Pariser Missionsvorstandes eingehen, und noch mehr, wenn die der betreffenden Synode Unterstellten die ihnen amtlich anbefohlenen Pflichten erfüllen — was leider nicht durchweg geschieht — so erreicht man auf diesem Wege und zwar kirchlich geordnet alle Gemeinden des Landes; nur in Bezug auf die Liberalen und deren Vertretung, die sogenannte *délégation libérale*, wurde dies Verkehrsmittel bisher nicht angewendet. Dagegen erklärten z. B. im Jahre 1884 die reformierte und die lutherische Generalsynode ihre Bereitwilligkeit, das Werk der Pariser Missionsgesellschaft allen ihren Geistlichen anzubefehlen; und wiederum im Jahre 1888 beschloßen alle 3 Synoden auf Antrag des Pariser Missionsvorstandes, ein jährliches Missionsfest in allen Gemeinden, soweit möglich, zu veranstalten und die dabei eingesammelten Kollekten der Pariser Missionsgesellschaft zufließen zu lassen. Freilich stellt sich dabei heraus, daß man eine unabweissbare und im Grunde theoretisch berechnigte Folgeerscheinung mit in Kauf nehmen muß. Es erwacht nämlich jeweilig in den kirchlichen Organen, wenn sie so unmittelbar vor den Sendungsbefehl gestellt werden, das Bewußtsein, daß sie die eigentlichen Träger der Missionsarbeit sind oder wenigstens sein sollten. Je mehr Förderung nun die vom Kirchenregimente unabhängige Missionsleitung von den kirchlichen Organen begehrt, je eindringlicher sie ihnen ihre Verantwortlichkeit gegenüber dem Sendungsbefehle vorhält, desto leichter mag es vorkommen, daß sich hier und da eine nun einmal in Bewegung gesetzte Hand ausstreckt, um die gesamte Missionsleitung und die ausführende Thätigkeit derselben selbst zu übernehmen.

Neben diesem Verkehr mit den Kirchen besteht die althergebrachte Einrichtung der sogenannten *Comités auxiliaires*, unter denen man nicht sowohl Hilfsvereine, als vielmehr Provinzial-Hilfsvorstände zu

verstehen hat. Während der 70er Jahre waren dieselben auf sehr wenige zusammengeschrumpft.¹⁾ Es ist entschieden Direktor Bögner's Verdienst, hier eingegriffen und auf die Wiederbelebung, Vermehrung und wachsende Leistungsfähigkeit der Provinzialhilfsvorstände energisch hingearbeitet zu haben. Gleich im Jahre 1880 erkannte er die Notwendigkeit, diese ganze Einrichtung zu erneuern. Im folgenden Jahre entstanden neben dem noch weiterbestehenden Vorstände in Montbéliard (Mömpelgard) diejenigen von Montauban, Bordeaux und Marseille. Während der Jahre 1883—1888 gesellten sich vier neue Vorstände — Montpellier, La Drôme, Le Nord und Lyon — zu jenen älteren. Es läßt sich schwer mit wenig Worten sagen, was diese Hilfsvorstände leisten. Da sie sich selbst berufen haben, so sind sie weder an eine feste Ordnung gebunden, noch gliedern sie sich einem bestimmten Vereinsorganismus ein. Ihre Macht hängt einzig und allein von dem Ansehen ab, das jedes einzelne von den Vorstandsmitgliedern in der Umgebung, in welcher es lebt und wirkt, genießt. Dieses individualistische Gepräge der Provinzialhilfsvorstände ist höchst bemerkenswert. Die gegenseitigen Beziehungen zwischen dem Pariser Centralvorstand und den Hilfsvorständen in der Provinz kommen kaum über einen persönlichen Gefühls- und Meinungsaustausch zwischen Direktor Bögner und seinen Freunden außerhalb der Hauptstadt hinaus. Nun giebt es ja allerdings kaum ein festeres Band als eben das der persönlichen Zuneigung und Anhänglichkeit, aber seiner Stärke steht auch eine schwache Seite gegenüber, sie geht sehr oft in der Persönlichkeit auf, ohne weiter zu reichen. Wie der Pariser Missionsdirektor mit ihnen, so verkehren die Mitglieder der Provinzialhilfsvorstände meist mit den zu ihrem Kreise gehörenden Freunden. In diesen Kreisen weht die rechte Missionslust, das ist unbestreitbar. Periodische Rundschreiben²⁾ des Direktors fachen hier das heilige Feuer immer von neuem an; es brennt hell auf diesen Herden. Aber in den meisten Fällen ist die Zahl derer, die sich daran erwärmen, nur allzu gering. Nichtsdestoweniger fand man später, als es galt Großes zu leisten und überall neuen Nährboden zu schaffen, in den etwas engen, aber treuen Kreisen der meisten Provinzialhilfsvorstände erprobte Stützpunkte und manchen verständnisvollen Freund.

¹⁾ Vergleiche „A. M. Z.“ 1879, 297.

²⁾ Sieben solcher Rundschreiben wurden zwischen den 25. Juni 1884, dem Datum des ersten, und den 13. März 1888 ausgesandt. Deinahe regelmäßig gelangen darin folgende Punkte zur Besprechung: Die finanzielle Lage der Gesellschaft; die Verbreitung der periodischen oder gelegentlichen Missionsliteratur; Aufforderung zum Gebet; Hinweis auf neu sich aufthuende Missionsgebiete.

Das dritte Verkehrsmittel zwischen dem Pariser Missionsvorstand und den Missionsfreunden sind die zwei monatlich erscheinenden Zeitschriften, welche der Direktor im Namen des Vorstandes veröffentlicht, das Kinderblatt *Le Petit Messenger des Missions* — 1901 ist der 57. Jahrgang, jährlich ca. 300 Seiten klein 8^o — mit Bildern und das *Journal des Missions Évangéliques* — 1901 ist der 76. Band, früher jährlich 480 Seiten groß 8^o, in den letzten Jahren aber manchmal bis zu 800 Seiten angeschwollen —, das offizielle Organ der Pariser Missionsgesellschaft, welches seine Leser durch ausgewählte Briefe und Berichte von den verschiedenen Pariser Missionsfeldern mit denselben und ihren Bedürfnissen unmittelbar bekannt macht, wohl das erfolgreichste Mittel, ihre thätige Teilnahme zu erwecken. Weiter aber werden in dieser Zeitschrift gelegentlich bedeutungsvolle Fragen, welche den Missionsvorstand beschäftigen, besprochen und dadurch den Lesern ans Herz gelegt und ihrer Fürbitte empfohlen.

Die Leser des *Journal des Missions Évangéliques* bilden jedenfalls das Gardekorps der Pariser Missionsgemeinde. Es wäre interessant zu wissen, wie zahlreich dieser Leserkreis ist. Man kann aber selbstverständlich nur die Abonnenten zählen oder die Zahl der monatlich zur Versendung gelangenden Exemplare feststellen. Einige wenige Hefte werden wohl gar nicht aufgeschnitten, andere nur flüchtig durchgeblättert, aber dafür wandern viele von Hand zu Hand und werden von mehreren Missionsfreunden nach einander andächtig gelesen. Im Jahre 1879 erreichte die Zahl der versandten Exemplare noch nicht 2000 und davon entfielen nur 750 auf feste Abonnenten. Zehn Jahre später hatte sich die Abonnentenzahl mehr als verdoppelt und nahe an 3000 Exemplare fanden Verbreitung, zwei Drittel davon in Frankreich, ein Drittel im Auslande. In den letzten Jahren ist die Zahl der monatlich versandten Exemplare auf über 5000 — davon entfallen über 3500 auf Frankreich — und die der Abonnements auf ca. 3000 gestiegen.

Auch die Sammler und Sammlerinnen der *Sou-Kollekte* bilden eine Art Elitetruppe der Pariser Missionsgemeinde. Im Jahre 1879 war L. Krenkhoff, der Vorsteher einer lutherischen Schule in Paris, Hauptagent; die Totalsumme, welche die Sammelbücher lieferten, betrug damals 20 447 Fr., wovon beinahe 5300 Fr. aus dem Auslande und zwar etwas über 5000 Fr. aus der Schweiz stammten. Drei Jahre später übernahm der emeritierte Missionar Th. Jousse die Leitung der *Sou-Kollekte*, brachte aber bis 1890, seinem Todesjahre, den Ertrag derselben

nicht über 23600 Fr., wovon etwas mehr als 8600 Fr. aus dem Auslande stammten und zwar 5300 aus der Schweiz und beinahe 2300 aus dem Elsaß.

Eine Übersicht über die finanzielle Leistung der Pariser Missionsgemeinde bis 1888, sowie über die finanzielle Lage der Gesellschaft bieten wir in der Tabelle S. 334. Die Ausgaben wuchsen in normaler Weise; die plötzliche Steigerung von 1886 auf 1888 ist durch die Vermehrung des Missionspersonales am Sambesi und der Reisekosten dahin verursacht. Die Einnahmen steigen ebenfalls, wenn auch nicht ganz so regelmäßig; das Schwanken in den Gaben aus Frankreich¹⁾ fällt um so mehr auf, als in der Schweiz eine bemerkenswerte stetige Steigerung der Gaben stattfindet. Gaben aus anderen Ländern, als dem Elsaß und der Schweiz, flossen ziemlich unregelmäßig; sie kommen aus Holland, England, Italien, Schweden, Südafrika, Nordamerika u. s. w.; sie schwanken in dem angegebenen Zeitraume zwischen 30000 und 40000 Fr. ohne merkliche Steigerung. Die jährliche Mehrausgabe der Gesellschaft hat allen Anschein eines chronischen, unheilbaren Übels.

5. Die Ausbildung der Missionszöglinge und das neue Missionshaus.

Während mehrerer Jahre hatten die Missionszöglinge die Vorlesungen an der in Paris gegründeten evangelischen theologischen Fakultät besucht und das Missionshaus nur als Wohnung benutzt. Dann wurden dogmatische Bedenken dagegen geltend gemacht, und die Zöglinge wieder im Hause unterrichtet. Endlich, als Direktor Bögner eine Missionsreise nach Südafrika unternahm, schickte man 1882 zwei Zöglinge, deren Ausbildung noch nicht abgeschlossen war, und einen neu Eintretenden aus Paris nach Neuchâtel an die theologische Fakultät der dortigen freien Kirche, wo neben anderen F. Godet Dozent war. Seit etwa zehn Jahren hatte sich die Gepflogenheit eingebürgert, nur noch solche Missionszöglinge aufzunehmen, welche eine vollständige Gymnasialbildung und zugleich ein Maturitätszeugnis (diplôme de bachelier-ès-lettres) aufweisen konnten. Nach Bögners Rückkehr aus Südafrika trat die Frage an den Pariser Missionsvorstand heran, ob man aus Rücksichten der Ersparnis die Ausbildung der Missionszöglinge ändern überlassen und vielleicht gar die Sotho-Mission

¹⁾ Wer an der regionalen Herkunft der Gaben aus Frankreich ein Interesse nimmt, mag die Tabelle in der „N. M.-Z.“, 1879, 301 in Verbindung mit der ausführlichen Studie im „Journal des Missions Évangéliques“ zu Rate zu ziehen.

Steuernungs- jahr	Gesamt- einnahme ¹⁾ Gr.	von Oben Gr.	und zwar aus Grundreich Gr.	aus dem Erlaß Gr.	aus der Schulde Gr.	Gesamtaus- gabe Gr.	von für die Pensionsgebiete Gr.	Mehrausgabe oder Mehreinnahme ²⁾ Gr.
1880	302 463	289 370	182 396	24 983	49 057	260 913	191 984	— 14 300
1882	325 177	308 919	150 324	18 755	50 990	279 891	197 739	+ 58 074
1884	323 081	312 019	192 267	27 744	56 315	290 916	220 294	— 15 155
1886	325 662	311 472	180 207	31 599	58 337	296 348	221 170	+ 12 787
1888	353 748	338 070	198 573	31 892	78 300	361 382	275 636	+ 26 243

¹⁾ Außer den im Laufe des Jahres erhaltenen Oben, einschließlich des Betrages der Cou-Rollette, giebt es als Einkünfte: Ertrag der Zeitungen und des Schrittemverkaufs (1880: 4718 Gr.; 1888: 10420 Gr.), laufende Zinsen (1880: 375 Gr.; 1888: Vacat), einmalige Zuschüsse u. s. w. Bis 1882 wurde der Pensionsfond incl. Zinsen angelegter Capitalien in die Gesamteinnahme aufgenommen (1880: 8000 Gr.; 1882: 10234 Gr.); seit 1883 wird über diesen Fond eine besondere Rechnung geführt; die Zinsen sind übrigens für den betreffenden Bedarf ungenügend, 1887 z. B. mußten von der Gesamteinnahme 4417 Gr. zugelegt werden. — Das Zugabecapital hat außer den Pensionsgebieten folgende Titel: Pensionshaus, nämlich Auszubildungsstellen, der Zöglinge, Gehälter der Angestellten zc. (1880: 27 685 Gr.; 1888: 31707 Gr.), Zeitungen (1880: 3018 Gr.; 1888: 13085 Gr.); allgemeine Ausgaben, wie Verwaltungskosten, Jahresberichte zc. (1880: 20102 Gr.; 1888: 23999 Gr.); Beitrag zur Versicherung der Pensionsrentner (1880: 7893 Gr.; 1888: 11787 Gr.). Wie oben die Pensionsgebieten sind bis 1882 die Ruhegehälter in der Gesamtausgabe eingeschlossen (1880: 10141 Gr.; 1882: 10138 Gr.; im Jahre 1888: 16075 Gr.).

²⁾ Die angegebene Summe schließt immer die Mehrausgabe des vorhergehenden Jahres mit ein, sowie verschobenes Ueberschüssiges und Vorbehaltenes. Daher bedt sich diese Summe nicht mit dem Unterschiede zwischen der Gesamteinnahme und Gesamtausgabe. Die Mehreinnahmen fließen sämtlich aus der Specialcasse des Cambré.

Verteilung der Ausgaben (und Einnahmen¹⁾) auf die einzelnen Missionsgebiete.

Jahr	Senjuto Fr.	Tahiti Fr.	Senegal Fr.	Sambesi Fr.	Kongo Fr.	Kabylie Fr.
1880	137 860	36 902	17 222	—	—	—
				1881: (60 000)		
				{ 20 621 }		
1882	115 263	38 978	22 877	{ (71 967) }	—	—
				1883: (105 61)		
				{ 22 648 }		
1884	129 499	43 693	24 554	{ (15 786) }	—	—
				1885: (28 815)		
				{ 23 071 }		
1886	113 337	39 425	32 373	{ (50 299) }	—	950
				1887: (27 625)	1887: (19 250)	
				{ 64 308 }		
1888	125 319	38 830	36 000	{ (38 607) }	{ 8 578 }	2600
					{ (4 922) }	

an eine englische Gesellschaft abtreten sollte. Noch mehr als zur Zeit der projektierten Sambesi-Mission stand der Pariser Missionsvorstand am Scheidewege. Doch fehlte es nicht an etlichen Männern, die den Mut nicht verloren; hinter den Wolken der Gegenwart schauten sie eine lichte Zukunft; sie vernahmen wie von ferne die Pulsschläge eines neuerwachenden Missionslebens. Für diese Wenigen stand es als innerliche Überzeugung fest: soll es nicht unabänderlich rückwärts gehen, soll der kommende Segen nicht preisgegeben werden, so muß jede Gelegenheit, mit Gottes Hilfe einen Schritt vorwärts zu thun, benutzt werden.

Da verhalf ein nebensächliches Ereignis den Verteidigern der Wiedereröffnung eines Missionsseminars zum Siege. Im Jahre 1884 war Missionar H. Krüger aus Gesundheitsrücksichten aus Südafrika zurückgekehrt. Nachdem er noch im Auftrage des Missionsvorstandes Nordafrika behufs Anbahnung einer etwaigen Missionsthätigkeit unter den Eingeborenen Algeriens bereist hatte, stand er Mitte 1885 im Begriff, dem Rufe an eine theologische Fakultät in der französischen Schweiz Folge zu leisten. Sollte man sich die günstige Gelegenheit — so fragte man sich in den Kreisen des Missionsvorstandes — eine Hauptlehrkraft für das in Paris neu aufzurichtende Missionsseminar zu gewinnen, ungenützt vorüber gehen lassen? Krüger war ein Jugend- und Universitätsfreund des Direktor Bögner; wie dieser hatte er sein theologisches Amtsexamen gemacht und

¹⁾ Die eingeklammerten () Zahlen geben die Einnahmen der Spezialkasse des betreffenden Missionsgebietes an.

außerdem sich auch den theologischen Lizentiatengrad erworben. Seine reichen Geistesgaben, seine tiefinnerliche Religiosität und seine in Südafrika gesammelte Missionserfahrung ließen ihn zu dem Beruf eines Lehrers und Erziehers der Missionszöglinge wie prädestiniert erscheinen. So zogen denn, nachdem am 3. Juni 1885 die Wiedereröffnung des Missionsseminars beschlossen worden war, Mitte Oktober desselben Jahres der neue Professor und seine 3 Zöglinge in das sogenannte „Missionshaus“, d. h. in den gemieteten 1. und 2. Stock eines teilweise baufälligen fünfstöckigen Hauses in der Nähe des Pantheons ein. Die Lektionen wurden in einem Schlafzimmer gegeben; zwischen zwei Betten saß oder stand der Lehrer, während die Schüler kaum den nötigen Platz an einem Tischchen oder einem Pulte fanden; aber doch waren es traute und gesegnete Stunden, die der geliebte Lehrer hier unter seinen Schülern verlebte.

Die Zöglinge blieben 3 Jahre im Hause und wurden dann in den meisten Fällen noch für ein Wintersemester nach Edinburg oder Glasgow geschickt, um sich dort weiter auszubilden und besonders die englische Sprache praktisch anzueignen. Mit 3 Jünglingen war der Unterricht begonnen worden; im Juni 1887 traten 5 neue Zöglinge ein und im folgenden Jahre 6. Da aber die 3 ersten im Juli 1888 ihr Abgangsexamen bestanden hatten, so belief sich die Zahl der Missionszöglinge im Oktober 1888 auf 11; daneben betrieben noch 3 junge Leute auswärts, aber auf Kosten der Mission, die klassischen Studien als Vorbereitung auf den Eintritt ins Missionshaus.

Diese Zöglingzahl hätte in der alten Mietswohnung gar nicht untergebracht werden können; aber der Herr hatte im voraus fürgesorgt. Gestattete es der Raum, so wäre hier Stoff zu einer an Überraschungen und erbaulichen Momenten gleich reichen Geschichte. Hier müssen wir uns auf kurze Andeutungen beschränken.

Auf sonderbare Weise war der 83jährige, nicht unbekannte Arzt Dr. Gustave Monod¹⁾ darauf aufmerksam geworden, daß ein Missionshaus in Paris nicht existiere. Es war wohl infolge mehrfacher Aufrufe schon in früheren Jahren durch einige Legate und Einzelgaben eine Summe von über 70 000 Fr. zum Bau eines Missionshauses eingekommen; aber diese Summe genügte bei weitem nicht zur Ausführung eines solchen Planes.

¹⁾ Dr. G. Monod hat die Geschichte selbst erzählt in seinem 24 Seiten langen Büchlein: *Comment la Société des Missions évangéliques de Paris est en voie d'être dotée de la maison qu'elle souhaitait depuis soixante-quatre ans (Paris 1887).*

Da bot Monod in einer Vorstandssitzung vom 2. November 1885 zum Bau eines Missionshauses aus seinen Mitteln 5000 Fr. an. Zwei andere Vorstandsmitglieder zeichneten sogleich je 2000 Fr. und der Präsident der Missionsgesellschaft 10 000 Fr. Sodann machte Monod die Runde bei einigen seiner Freunde und früheren Patienten, um sie für die Sache zu erwärmen und in wenig Monaten hatte er mehr als 100 000 Fr. beisammen. Schon im Mai 1886 war ein Bauplatz von 1200 qm auf dem Boulevard Arago erworben worden, am 28. Juli desselben Jahres ward der Grundstein gelegt und am 31. Mai 1887 erfolgte die Einweihung des neuen stilvollen und zweckmäßig eingerichteten Missionshauses. So hatte denn die Pariser Missionsgesellschaft mit Gottes Hilfe festen Grund und Boden unter ihre Füße bekommen: ein Haus, in dessen geräumiger Kapelle sich die Missionsfreunde oft zu gemeinsamem Gebete versammelten; eine Schule mit mehr Zöglingen, als man je gezählt hatte, und dazu noch eine neue Sambesi-Mission, deren Berichte in weiten Kreisen eine erweckliche Wirkung ausübten. Das alles war eine gnädige Fügung Gottes und zugleich eine Art Stille vor dem Sturm, der bald über die Gesellschaft hereinbrechen sollte.

Über das Gottesbewußtsein der alten Chinesen.

Von Missionar M a u s.

Der Abgeschiedene nimmt Anteil an dem, was seinem Geschlecht auf Erden begegnet; ja er hat die Pflicht, die Nachkommen zu schützen. Da er den Mord nicht verhüten konnte, klagt er den Mörder vor Gott, dem höchsten Richter an.

„Tsun hat mich, mit ihm einen Bund zu schließen. Deutlich zeigte er es Gott am großen Himmel an.“ Der Bund wird vor Gott geschlossen.

„An tsz blickte gen Himmel, seufzte und sprach: Wenn Ying (sein eigener Name, also: ich) nicht treu ist seinem Könige und nicht den Vorteil des Landes sucht, so weiß es „Gott“. Er nahm (Opfer)blut und bestrich seine Lippen (als Eidswur).“

Der Beamte wußte, das Gott allwissend ist und Treue und Untreue kennt; das ist ein Gedanke, der den Beamten Chinas in der Jetztzeit entschwinden zu sein scheint.

Dies sind die Zeugnisse der 5 king über Ti und Shang Ti. Es mögen nun noch etliche aus den 4 Büchern folgen. Es sind ihrer nur

wenige, und zum Teil Citate aus dem Shü king und dem Shi king und auch da nicht ganz wörtlich citiert.

1. Im Yü-„Gespäße“ bekannt unter dem Namen Analekten. Dieselben haben nur 1 Ausspruch, ein Citat aus dem Shü. T'ong sagte:

„Ich das Kind Li wage zu nehmen ein schwarzes Opfertier und wage es, dir dem höchsten Herrscher, Gott, anzuzeigen, daß ich dem Sünder (dem Tyrannen Khi, letzter Fürst der Ha) nicht vergebe. Gottes Diener halte ich nicht verborgen; vor Gottes Herzen prüfe ich es. Wenn ich für meine Person sündige, so sollst du o Volk aus allen Regionen es nicht tragen, habt ihr in (den 10 000) allen Regionen Übertretung, so treffe es mich.“

2. Der „T'ai Hok“, „Große Lehre“ des Konfucius hat nur ein Citat aus dem Shi king:

„Als Yan die Menge noch nicht verloren hatte, waren sie (die Fürsten) Gottes Beistand (oder Genossen; oder: konnten sie erscheinen vor Gott). Laß dir das Haus Yan zur Warnung dienen.“

Dagegen bringt Tschung Yung „Gebrauch der Mitte“ noch einen eigenen Ausspruch des Konfucius:

„Mit dem Opferritus, Himmel und Erde dargebracht, dient man Gott.“ Zur Zeit des Konfucius und nach ihm redete man mehr vom Himmel als von Gott. Doch giebt er hier selbst Zeugnis, daß man eigentlich Gott meine.

4. Mencius hat 3 Aussprüche über Gott, zwei sind dem Shü und Shi entlehnt. Das Citat aus dem Shü ist etwas geändert: „Als Gott das niedere Volk hervorbrachte, setzte er ihm Fürsten und Lehrer, damit sie Gott beiständen.“ Mencius ändert yau in kong und seung in cho. Auch ist hier der Spruch aus seinem Zusammenhang gelöst und verallgemeinert; cf. oben.

Das Citat aus dem Shi lautet:

„Der Nachkommen der Shoung
Waren mehr als zehntausend.
Da aber Gott Befehl erlassen hatte,
Unterwarfen sie sich Tschau.“

Zu diesen beiden Citaten kommt noch ein eigener Ausspruch des Mencius:

„Obwohl ein Mensch böse ist, so kann er doch, wenn er fastet, sich enthält, badet und sich reiniget, Gott opfern.“

Überblicken wir diese Aussprüche der chinesischen Klassiker, so fällt uns auf, daß in den alten Zeiten resp. an den Stellen, wo von den alten Zeiten die Rede ist, der Ausdruck Gott sehr häufig vorkommt und allmählich

immer mehr abnimmt, bis er zur Zeit des Konfucius und Mencius noch als ein Echo aus alten Zeiten nachklingt.

Fassen wir die Hauptpunkte, die über dies höchste Wesen ausgesagt sind, noch kurz zusammen, so finden wir: 1. Er ist der Richter; 2. erscheint überall als einer; 3. thront über dem Himmel; 4. ist der Schöpfer des Weltalls; 5. beherrscht Himmel und Erde; 6. setzt Könige ein und ab; 7. beschützt die Menschen; 8. ist rein; 9. liebt Tugend und Gerechtigkeit; 10. haßt das Böse und straft es, belohnt das Gute; 11. dem Bußfertigen ist er gnädig; 12. er ist Geist.

In der Jetztzeit weiß der Chinese fast nichts mehr von diesem Gott; nur der Studierte kennt den Ausdruck, hält ihn aber für gleichbedeutend mit Himmel. Wenn nun auch Himmel in obigen Stellen öfters für Gott steht, so doch nie Gott für Himmel; auch sind sie oft auseinander gehalten, sodaß der Unterschied von selber in die Augen springt.

III. Vergleich des Ausdrucks Shang ti mit anderen chinesischen Ausdrücken für Gott.

Der wichtigste hierher gehörige Begriff ist Thin = Himmel. Das Zeichen dafür besteht aus zwei einfachen Wurzelzeichen. Die Bedeutung des einen ist: der eine Große. Die Bedeutung des anderen ist: Himmel. Dies ist wenigstens die Hauptbedeutung. Nebenbei hat es noch wohl eine 10 und mehrfache Bedeutung, z. B. Tag. „kam thin“ heißt der heutige Tag, heute, und nicht der heutige Himmel. shap thin chi noi heißt innerhalb 10 Tagen. Doch bleiben wir bei Himmel stehen. In der Bedeutung „Himmel“ kommt Thin in den Klassikern in einem 3fachen Sinn vor. 1. oft bedeutet es den äußeren Himmel, Wolken-Himmel (sky) auch kung tsong genannt: So heißt es im Shi king: „O du blauer Himmel!“ 2. bedeutet es den unsichtbaren Himmel, als Wohnort Gottes und der Heiligen gedacht. Vergl. die obige Stelle: der König Man ist im Himmel, steigt auf und ab zur Rechten Gottes. 3. steht Himmel oft als Providenz oder geradezu für Gott. Doch unterscheiden sie auch und sagen: Himmel steht für Gott; aber Himmel bedeutet den Leib und Shang ti ist der Geist, der den Himmel bewohnt. Himmel für Gott setzen, setzt aber schon eine Verwirrung der Begriffe voraus, die aus der Entfernung von Gott und aus seiner Unkenntnis entsprungen ist. Shang ti zur Bezeichnung des obersten Wesens ist älter als Thin. Bei Thin vermißt man das Persönliche, das Selbstbewußte, was in

Shang ti klar ausgesprochen liegt. Die älteren Missionare nahmen daher Shang ti zur Bezeichnung Gottes.

2. Ein anderer Ausdruck ist unter den Chinesen geläufig für Gott. Er stammt aus dem vulgären Taoismus und heißt: Yuk wong tai Ti oder Yuk wong Shang ti. Die Bedeutung der Worte ist Edelstein Gott. Aber so geläufig diese Bezeichnung unter dem Volk ist, hat der Ausdruck doch noch nicht ganz aufgeklärt werden können. Es giebt chinesische Bücher, in denen dieser Ausdruck vorkommt, wo er wirklich auf den wahren Gott zu deuten scheint; aber auch welche, wo er eine Bezeichnung für den Kaiser ist. Die Taoisten behaupten fest, es sei der wahre Gott damit gemeint. Die ungelehrten Taoisten aber und das Volk kennen den Ausdruck nur als einem Gößen angehörig. Unter der Hon Dyn. lebte ein Magier mit dem Familiennamen Tscheung, der von einem Kaiser als eine taoistische Gottheit Yuk wong mit dem Ehrentitel Shang ti kanonisiert wurde. Daß dieser Ausdruck nicht zur Bezeichnung des höchsten Wesens genommen werden kann, versteht sich von selbst.

3. Die amerikanischen Missionare nahmen im Gegensatz zu den englischen und deutschen Missionaren, welche Shang ti gebrauchten, einen anderen Ausdruck. Sie gebrauchten Shan. Shan ist Geist oder Geister. pāi (pāi anbeten) shan ist ein stehender Ausdruck bei den Chinesen. Der Geister sind unzählige und es ist leicht ersichtlich, daß Shan kein adäquater Ausdruck für Gott sein kann. Viele nahmen daher Tschan Shan d. h. wahrer Geist für Gott. Aber nun fehlte ihnen der Ausdruck für Geist; dafür nahmen sie ling Intelligenz. Während nun bei den einen der Spruch Gott ist Geist heißt: „Shang ti nāi shan“, sagen sie: „Shan nāi ling“, d. h. „Der Geist ist Intelligenz“. Wie es scheint, kommen die Amerikaner jetzt von diesem Ausdruck mehr zurück, doch geben sie sich nicht gefangen, sie erfinden vielfach neue Ausdrücke. Shang Tshü (Sheung Chü) der „höchste Herr“ ist jetzt in manchem christlichen Buch zu lesen statt Shang Ti. Es ist nur das Ti Herrscher in Chü Herr geändert. Allein dies macht die Verwirrung nur noch größer, und es ist zu hoffen, daß da die Frage jetzt durch die Bibelrevision wieder angeregt ist, eine Einigung zustande kommt und zwar auf Shang ti, welches der einzig richtige Ausdruck, den uns die chinesische Sprache bietet, für Gott sein kann.

Zwar sind jetzt auch evangelische Missionare nicht abgeneigt, Thin Chü „Himmelsherr“ zu nehmen, um der Einheit mit den Katholiken willen, trotzdem sie überzeugt sind, daß Shang ti richtig ist. Thin Chü (spr. Tschü) ist der Ausdruck, der heute noch bei den Katholiken gilt. Die Jesuiten

brauchten früher Shang ti und nachher Thin Chü daneben. Shang ti wurde aber auf Betrieb der Dominikaner vom Papste verboten. Die katholische Lehre heißt in China: Thin Chü kâu = „die Lehre des Himmels Herrn“, während die evangelische Yesu kâu: „die Lehre Jesu“ genannt wird. Vielleicht giebt es unter den Katholiken auch manche, die gern wieder Shang ti nähmen, aber der Papst hat es verboten. Man kann es aber in ihren Büchern lesen, daß ihr Thin Chü derselbe ist, wie der in den Klassikern vorkommende Shang ti.

Der Ausdruck Thin Chü ist aber nicht so unverfänglich, wie er unseren Ohren klingen mag. Abgesehen davon, daß der Ausdruck nicht umfassend genug ist, sondern mindestens Thin Ti chi Chü, „Herr des Himmels und der Erde“ heißen sollte, ist Tin Chü ein dem Taoismus, wie dem Buddhismus geläufiger Ausdruck. Bei den Buddhisten bedeutet der Ausdruck „der Herr der Demas“ und bei den Taoisten ist der Thin Chü einer der 8 Geister, die angebetet werden.

Sie heißen: 1. Thin Tschü (Herr des Himmels); 2. Ti Tschü (Herr der Erde); 3. Ping Tschü (Herr des Krieges); 4. Yam Tschü (Herr des weiblichen Prinzips [Schatten]); 5. Yeung Tschü (Herr des männlichen Prinzips [Licht]); 6. Yüt Tschü (Herr des Mondes); 7. Yat Tschü (Herr der Sonne oder des Tages); 8. Shi Chü (Herr der 4 Jahreszeiten).

Wenn man von diesen 8 Geistern einen zur Bezeichnung des höchsten Wesens nimmt, das aber noch 7 ähnliche Wesen neben sich hat, so ist das ungefähr, als wenn man Zeus zur Bezeichnung Gottes nehmen wollte. Aber der Thin Tschü ist nun einmal vom Papst beglaubigt, und eine Umkehr giebt es da nicht. Würden die Evangelischen jetzt Shang ti mit Thin Tschü vertauschen, so würden die Chinesen meinen, die „Yesu kâu“ sei in der „Thin Tschü kâu“ aufgegangen, d. h. wir wären alle katholisch geworden.

Wir finden also, daß Shang ti im Vergleich mit anderen Ausdrücken der chinesischen Sprache, seien es ursprünglich heidnische oder von Christen gemachte, den Vorrang verdient zur Bezeichnung des höchsten Wesens. Es ist der adäquateste chinesische Ausdruck für den biblischen Begriff Gott und wohl geeignet, dem chinesischen Verständnis die inhaltliche Fülle dieses Begriffs zu vermitteln.

Die zehnte kontinentale Missionskonferenz in Bremen.

Von Pastor Gustav Müller, Groppendorf.

In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas, — diesen Charakter trug die ihrem Herkommen gemäß in der Himmelfahrtswoche (13. bis 17. Mai) in Bremen abgehaltene kontinentale Missions-Konferenz auch in diesem Jahre. Sie ist das sichtbare Zeichen der inneren Solidarität der evangelischen Missions-Gesellschaften des europäischen Kontinents und wird als solches von allen gleich hoch geschätzt. Beweis dafür ist, daß die Vertreter Frankreichs, der Schweiz, Dänemarks, Norwegens, Hollands und Finnlands die weite Reise nicht gescheut hatten, um mit den deutschen Missionsmännern nach vierjähriger Pause sich wieder zu vereinigen. So war eine ansehnliche Zahl von Teilnehmern, abgesehen von den Gästen aus Bremen, zusammengekommen; 47 Namen zählte die offizielle Präsenzliste. Und doch fehlte manch liebes Gesicht. Es war schade, daß aus besonderen Gründen kein Vertreter aus Schweden zugegen sein konnte. Aber, was zu wehmütigem Ernste stimmte, war, daß seit der letzten Konferenz wieder 5 Mitglieder gestorben: Dr. Droft, der Präses der niederländischen M.-G., Propst Bahl aus Dänemark, der unermüdlche Missions-Statistiker, Pastor Jensen, der Gründer der Schleswig-Holsteinischen M.-G., Professor Krüger, gleich verdient um die „gesunde Entwicklung des Missionslebens“, in Frankreich, wie um die Missionswissenschaft überhaupt und endlich der langjährige Inspektor der Norddeutschen M.-G., der Gründer und geistige Hausvater der kontinentalen Konferenz, Dr. Franz Michael Zahn. Ihr Gedächtnis wurde gebührend geehrt, insonderheit das Dr. Zahns, an dessen Grabe ein großer Teil der Konferenz zu einer Andacht sich versammelte und einen Kranz niederlegte.

Die kontinentale Missions-Konferenz ist keine „missionarische Heerschau“, wie man sie anderwärts, sonderlich jenseits des großen Wassers liebt, sondern eine beschränkte Vereinigung berufener Vertreter der evang. Mission, in erster Linie der Leiter der Missionsgesellschaften und sonstiger Abgeordneter ihrer Vorstände und sodann einer kleinen Anzahl speziell eingeladenen Missionsfachleute. Ihre Eigenart liegt in dem trauten Verkehr ihrer Teilnehmer untereinander. An demselben Werk, wiewohl jeder in seiner besonderen Weise, stehend und durch die gemeinsame Arbeit mit einander verbunden, treten sie hier sich persönlich nahe und näher; zu dem objektiven Band, das sie alle zusammenhält, wird hier das subjektive gefügt, das in dem Mitarbeiter und Kollegen den Bruder finden läßt. Dieser persönliche Charakter kommt der Aufgabe der Konferenz sehr zu gute. Ihr Zweck ist nicht, einander an einem Feuerwerk geistreicher Reden zu erfreuen, welche thünlichst das ganze weite Gebiet der Missions-Wissenschaft berühren, ohne die einzelnen Probleme auch nur einigermaßen gründlich zu behandeln; sie will vielmehr nur eine beschränkte Anzahl von aktuellen Fragen und in gemeinsamer Arbeit möglichst eingehend und praktisch erörtern, dadurch ihre Teilnehmer fördern und für die gesamte evangelische Mission nach Kräften etwas Dauerndes an Erkenntnis wirken. Deshalb standen auf der Tagesordnung für die Hauptitzungen nur 4 „große“ und 3 „kleinere“ Gegenstände, und waren auch für die zwangslosen abendlichen Zusammenkünfte nur 3 Themata zur Besprechung gestellt. Ob der Zweck der Konferenz unter der gewohnten Leitung

Inspektor Dehlens (Basel) erreicht ist, wird das bereits unter der Presse befindliche offizielle Protokoll ausweisen.

Für beides, für die Arbeit und den vertrauten Verkehr ist das Gartenhaus des Herrn F. M. Vietor der denkbar günstigste Ort. In seinen Saal dringt auch nicht der leiseste Ton des unruhigen Treibens der verkehrreichen Hansestadt, und die Anlagen des Parks fordern zu brüderlicher und freundschaftlicher Aussprache geradezu heraus. Uns Krankenzimmer gebunden konnte der Wirt der Konferenz, bei dem sie seit 1866 stets zu Gäste gewesen, leider nicht selbst an ihr teilnehmen. Um so dankbarer war ihm die Konferenz für die empfangene Gastfreundschaft und um so mehr hatte sie das Bedürfnis, ihn nicht nur ihrer Fürbitte zu versichern, sondern auch ausdrücklich zu konstatieren, daß sein Wunsch sich vollkommen erfüllt und alle Glieder der Konferenz sich in seinem Hause in der That „wie zu Hause“ gefühlt haben.

Eröffnet wurde die Konferenz durch eine Andacht des Inspektor Bahnsen (Breslau) auf Grund von 1. Cor. 1,23: „Wir predigen Jesum Christum, den Gekreuzigten“, in der er uns „unser gutes Recht zur Mission“ zeigte und auf die beiden Fragen Antwort gab: „Was treibt uns zur Mission?“ und „Was haben wir in der Mission zu treiben?“ — Nach einer begrüßenden und der heimgegangenen Brüder gedenkenden Rede des bisherigen Sekretärs des Ausschusses der deutschen Missionen begannen die offiziellen Verhandlungen, und zwar mit dem Referate Dr. Schreibers über „Die Menschenrechte der Eingeborenen in den Kolonien.“

Ein präziser geschichtlicher Überblick leitete es ein, der u. a. den Nachweis führte, daß im Vergleich zu der älteren spanisch-portugiesischen kolonialen Epoche die heutige in der Behandlung der Eingeborenen allerdings eine Wendung zum Besseren darstelle, aber daß auch sie in Theorie und Praxis von einer wirklichen Anerkennung der Menschenrechte der Eingeborenen, wie genug traurige Thatfachen den Beweis lieferten, vielfach noch weit entfernt sei. Referent redete ganz und gar nicht einer „Humanitätsbuselei“ das Wort, er verlangte mit Nachdruck eine verständige Erziehung der Eingeborenen, aber eine mit Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Geduld, Verständnis für ihre Eigenart und Berücksichtigung ihrer heimischen Sitten und Gebräuche gepaarte. Unter den speziellen Forderungen, die er stellte, seien folgende besonders hervorgehoben:

„Die Erziehung zur Arbeit muß, wo sie nötig ist, alles was der Sklaverei oder Leibeigenschaft ähnlich sieht, strengstens vermeiden. — Die Arbeiter-Anwerbung und die Behandlung der angeworbenen Arbeiter sollte unter viel genauere Kontrolle gestellt werden. — Die rechtliche Stellung der Eingeborenen muß nach allen Seiten hin gesetzlich geregelt werden. — Die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen, soweit dieselben nicht gegen Anstand und Ordnung verstoßen, sollte man ruhig bestehen und die Leute so viel als möglich durch ihre eigenen Fürsten und Häuptlinge regieren lassen. — Die Familienbände der Eingeborenen sind durchaus zu respektieren und gegen Unsitlichkeiten von seiten der Europäer gesetzlich zu schützen. — Für einen ausreichenden und unveräußerlichen Landsitz ist frühzeitig genug durch Bildung von Reservaten zu sorgen, und sollte derselbe nicht nur nach dem jeweiligen Volksbestand bemessen, sondern auch auf voraussichtliche Vermehrung desselben gebührende Rücksicht genommen werden. — Von der unsinnigen Forderung, daß die Eingeborenen der Kolonie die Sprache ihrer Herren annehmen sollten, ist ein für

allemal Abstand zu nehmen. Dagegen ist es ganz berechtigt, in den Schulen und sonst darauf Bedacht zu nehmen, daß solche Eingeborene, die irgend wie bei der Regierung angestellt werden sollen, die betreffende europäische Sprache lernen. Viel wichtiger aber ist es, dafür zu sorgen, daß alle Beamten, die als Richter oder in der Verwaltung direkt mit den Eingeborenen zu verkehren haben, oder gar sie erziehen sollen, auch deren Sprache lernen müssen.“

In der lebhaften Diskussion, die sich an diesen Vortrag angeschlossen, wurde einerseits mit Freuden konstatiert, daß in den deutschen Kolonien an leitender Stelle das ernste Bestreben vorhanden sei, Ungerechtigkeiten gegen die Eingeborenen nach Kräften zu steuern, andererseits an einer Reihe konkreter Beispiele gezeigt, wie viel schlimme Dinge leider bis auf den heutigen Tag vorkommen, die schlimmsten wohl im Kongostaate. Eingehend wurde verweilt bei der Anwerbung von Plantagenarbeitern, bei der Notwendigkeit, den Eingeborenen Landbesitz zu sichern und bei der verständigen Respektierung der Rechtsanschauungen derselben. Es erregte nicht bloß Heiterkeit, sondern auch ein Erstaunen des Unwillens, als berichtet wurde, daß ein deutsch-ostafrikanischer Kolonialbeamter auf die Frage, nach welchen Rechtsgrundsätzen er seine Entscheidungen treffe, geantwortet: nach dem deutschen bürgerlichen Gesetzbuche! Wie viel Anlaß selbst zu Blutvergießen wird gegeben durch unverständige und den Eingeborenen unverständbare Verordnungen und Entscheidungen.

Von der Pflicht der Mission: der Anwalt der Eingeborenen zu sein, war die Konferenz einmütig durchgedrungen, aber die Art, wie sie dieser Pflicht nachzukommen habe, bedurfte wieder einer eingehenden Besprechung. Die Flucht in die Öffentlichkeit wurde nur als die ultima ratio empfohlen, aber der Ausschuß der deutschen Missionen beauftragt, im Verein mit einer aus Vorstandsmitgliedern des evangelischen Afrika-Vereins zu bildenden Kommission, sich zu einem ständigen Komitee für die Wahrung der Rechte der Eingeborenen zu konstituieren. Auch wurde beschlossen, in einer Eingabe an die betreffenden Kolonialregierungen die Wünsche vorzulegen, welche die Konferenz bezüglich der Behandlung der Eingeborenen aufstellt.

Auf der ersten kontinentalen Missions-Konferenz im neuen Jahrhundert mußte in irgend einer Weise das Facit des vergangenen gezogen werden. Dieser Aufgabe unterzog sich der Direktor der Leipziger Mission von Schwarz in seinem Referate über „Grundsätze und Aufgaben der evangelischen Mission auf Grund der Erfahrungen des 19. Jahrhunderts“.

„In der Heimat hat die evangelische Mission im 19. Jahrhundert festen Fuß gefaßt. Es ist deshalb ihre Aufgabe, die gewonnene Stellung zu behaupten und zu befestigen.“ In den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts ist nun aber eine Erscheinung aufgetreten, die in sämtlichen kolonialen Staaten die Mission „der steigenden Gefahr einer Beeinflussung durch politische und nationale Motive“ aussetzt, und mit Nachdruck betonte der Referent, daß es ihr gegenüber Aufgabe sei, „das Kirchenvolk zum Verständnis der rein religiösen Missionstendenz zu erziehen“. Bei aller prinzipiellen Übereinstimmung mit dieser Pflicht wurde aber, namentlich von den jüngeren Mitgliedern der Konferenz, darauf hingewiesen, daß diese nationale Richtung von der Mission doch auch nicht ignoriert werden dürfe, sondern in der rechten Weise benutzt werden müsse. Es wurde z. B. an die Pariser M.-G. und ihr ebenso kraftvolles wie besonnenes und prinzipientreues Eintreten in Madagaskar erinnert und betont, daß tatsächlich das nationale Moment dem heimatischen

Missionsleben förderlich gewesen. Beweis sei nicht nur die Erfahrung der Pariser, sondern auch die der Baseler Mission, deren Arbeit in Kamerun sich ganz besonderer Teilnahme in Württemberg erfreue. So gewiß daher darauf zu halten sei, daß die nationalen Motive nicht die „rein religiöse Missionsstendenz“ überwuchern, werde sich die evangelische Mission doch gegen die Verechtigung der nationalen Wünsche und Bedürfnisse nicht verschließen dürfen.

Weiter führte Referent aus, daß die evangelische Mission in der Heimat ihre Augen offen halten müsse „gegen die wachsende Gefahr, daß durch unsolide und schwärmerische Missionsunternehmungen ihr guter Name geschädigt werde“. Es mag gleich in diesem Zusammenhange die Stellung der Konferenz, bezw. ihres deutschen Teiles, gegenüber den neuen in der letzten Zeit bei uns entstandenen Missionsgesellschaften gekennzeichnet werden. Sie hat darüber in einer Abendversammlung, in der Prof. Warnef ein diesbezügliches Referat („Die neuen Missionsunternehmungen der Gemeinschaften“) gab, verhandelt. Unter vollem Verständnis für das Wesen und die Bestrebungen der Gemeinschaftsbewegung, welcher gegenüber die entgegenkommendste Haltung speziell gerade auch seitens der Vertreter der Mission mit großer Wärme empfohlen wurde, hielt die Konferenz es doch für ihre Pflicht, warnend ihre Stimme gegen die Zersplitterung unserer Missionskraft zu erheben und zugleich den Finger darauf zu legen, daß das Werk der Mission nicht mit einem bloßen Enthusiasmus, sondern mit dem nüchternen Glaubensgehorsam getrieben werde, der auch die Lehren der Erfahrung beherzigt, welche unter der Leitung Gottes in einer mehr als hundertjährigen Missionsgeschichte gemacht worden seien.

Zu einer lebhaften Debatte gab die Forderung des Referenten: die Mission in den amtskirchlichen Organismus einzugliedern, Veranlassung. In dem Sinne, daß die Missionsleitung in die Hände der Kirchenbehörden gelegt werden solle, fand sie allgemeinen Widerspruch. Energisch wurde betont, daß die M.-G.S. als die geschichtlich gewordenen kirchlichen Organe für den Missionsbetrieb in ihrer Selbständigkeit zu erhalten seien, auch darum, weil sie eine größere Bürgschaft für das treue Festhalten an der biblischen Missionsgrundlage böten als die landeskirchlichen Behörden, in denen es nicht ausgeschlossen sei, daß wie früher der Rationalismus auch die moderne Theologie einmal zur Herrschaft kommen könne.

Im zweiten Teil des Referates wurden die Aufgaben auf dem Missionsfelde dahin präzisiert: „An den Einzelnen hat die Mission in intensivster Weise Erziehungsarbeit zu thun, um unverbildete christliche Charaktere heranzuziehen, an denen es noch allzu sehr fehlt. Für die Gemeinden hat die Mission ein fest im heimischen Volkstum gewurzelttes Pastorat auszubilden, ohne das sie nicht werden können, was sie sein sollen: Brennpunkte geistlichen Lebens, die eine Anziehungskraft ausüben auf die noch heidnischen Volksteile. Die werdenden Volkskirchen aber muß die Mission auf das Festeste fundamentieren in dem Bekenntnis der biblischen Wahrheit, damit sie der größten Gefahr gewachsen seien, die ihnen das 20. Jahrhundert bringen wird: dem Ansturm einer aus christlichen und widerchristlichen Elementen gemischten Gnosis.“

In der Diskussion wurde besonderes Gewicht gelegt auf die Heranbildung eines seinen Aufgaben gewachsenen eingeborenen Lehrstandes, dem je länger, je mehr eine selbständige kirchliche und missionarische Arbeit anvertraut werden könne, auf die

gesunde Pflege des Volkstums, und auf die Stellung der verschiedenen Missionskirchen eines Landes zu einander wie zu der sendenden Mutterkirche. Namentlich wurde betont, daß damit begonnen werden müsse, ein größeres Maß der Leitung von der Heimat auf das Missionsfeld hinaus zu verlegen. Auch eine abschließende missionarische Ausbildung, namentlich eine systematische Einführung in die fremde Sprache und in das Verständnis der fremden Sitten und Anschauungen auf dem Missionsfelde wurde dringend empfohlen. Die Aufgaben, die mit der Besetzung neuer Missionsgebiete verbunden sind, wurden leider nur gestreift.

Die Verhandlungen des zweiten Tages wurden mit der Besprechung eines für die gesamte christliche Mission augenblicklich brennenden Themas eröffnet. Missions-Inspektor Dehler referierte über „Mission und überseeische Politik in ihren gegenseitigen Beziehungen“. Bekanntlich hat Prof. Warneck auf der letzten Halle'schen Missions-Konferenz dasselbe Thema behandelt. Der knapp bemessene Raum verbietet, hier auf eine Vergleichung beider Referate einzugehen. Jedenfalls ist es charakteristisch für die evangelische Mission, daß bei aller Verschiedenheit in der formalen Behandlung des Gegenstandes, beide Referenten im großen zu denselben Resultaten kamen. Dem Berichtersteller will es übrigens scheinen, als hätten die bereits veröffentlichten Ausführungen Prof. Warnecks die Diskussion auf der Bremer Konferenz nicht unwesentlich befruchtet.

Die gegenseitigen Beziehungen zwischen Mission und überseeischer Politik — so führte der Referent aus — gestalten sich verschieden, je nach dem man sie betrachtet „im Blick auf unabhängige Länder“ oder „im Blick auf Kolonien und Schutzgebiete“. Was die ersteren angeht, so liegt es durchaus im Interesse der Mission, in Ländern, welche mit europäischen Staaten noch in gar keine Beziehungen gekommen sind, — in Afrika z. B. giebt es solche auch heute noch — unter keinen Umständen europäischen Schutz anzurufen. In China aber, auf das sich das Referat wie auch die Debatte etwas einseitig beschränkte, liegt die Thatsache vor, daß die „christlichen Staaten die Mission unter ihren Schutz genommen und das chinesische Reich durch Verträge zur Gewährung der Religions- und Missionsfreiheit genötigt“ haben. Die katholischen Wünsche gehen augenblicklich sogar noch weiter. Die evangelische Mission dagegen kann sich nur ablehnend verhalten, wenn sie gefragt wird, ob sie für sich und ihre chinesischen Christen durch die Friedensverhandlungen der Mächte mit China noch weitere Freiheiten zu erlangen begehre. In den seitherigen Vertragsbestimmungen liegt nun für beide Teile der Keim zu Schwierigkeiten, sofern die Mächte dadurch die Pflicht übernommen haben, „gegen Vergewaltigung der Mission oder der Christen einzuschreiten“, die Mission aber „in den Verdacht gerät, politischen Interessen fremder Mächte zu dienen“. Dennoch hat die Mission „den durch die Verträge geschaffenen Rechtsboden als geschichtlich gegebene Voraussetzung für ihre gegenwärtige Wirksamkeit anzuerkennen“ und darf sie „die ihr daraus erwachsenen Vorteile so weit gebrauchen, als nach allgemeinen evangelischen Grundsätzen zulässig ist“. Die Entscheidung ist im einzelnen Falle nicht leicht. Indes wird man sagen können, daß die Praxis der deutschen evangelischen Mission: „in schweren Fällen von Bedrohung und Rechtsverletzung“, erst „wenn die chinesischen Behörden versagten, die Hilfe des Konsuls in Anspruch zu nehmen“ richtig ist. Denn, wenn auch für die ethische Betrachtung kein Unterschied besteht, ob die ersteren oder der letztere angerufen werden, so ist in praxi der Unterschied zwischen beiden Maßnahmen

doch bedeutend. Jedenfalls muß die Zuflucht zum europäischen Konsul als das ultimum refugium angesehen werden, das nach dem Beispiele der Missionare in Japan am besten überhaupt nicht benutzt wird. Nun giebt es sicherlich „eine Pflicht des Unrechtleidens um Christi willen, aus der ein Verzicht auf obrigkeitliche Hilfe“ folgt. Allein auf keinen Fall kann ein solcher Verzicht „zum allgemeinen Gesetz für die evangelische Missionspraxis“ gemacht werden. Vielmehr wird die Entscheidung in jedem einzelnen Fall getroffen und „teils von den jeweiligen Umständen, teils von der persönlichen Glaubensstellung der Beteiligten“ abhängig gemacht werden müssen. „Das Wichtigste ist die göttliche Leitung.“

Besonders schwierig ist die Frage nach dem „Schadenersatz für zerstörtes Missionseigentum“. Der Sekretär der dänischen Missions-Gesellschaft Løgstrup, der über diese Frage ein eindrucksvolles Separat-Referat hielt, und mit ihm eine Minorität der Konferenz vertrat hier den Standpunkt, daß unter keinen Umständen ein solcher Ersatz weder gefordert noch angenommen werden dürfe, während die Majorität mit dem Referenten der Ansicht war, daß „Schadenersatzansprüche jedenfalls nicht über den Schaden hinausgehen sollen“ und „Sühnegeld für ermordete Christen den Angehörigen, die den Ernährer verloren haben, nicht versagt werden könne“. Darin war die Konferenz völlig einig, daß „die Mission für ermordete Missionare ein Sühnegeld weder begehren noch annehmen soll.“

Es steht nicht in der Macht der Mission, politische Verwickelungen hintanzuhalten. Aber sie kann und muß sich hüten, daß um ihre willen solche entstehen. „Von diesem Gesichtspunkt aus kann es Pflicht werden, einer Aufforderung des Konsuls, bei drohenden Unruhen sich zurückzuziehen, zu gehorchen, wenn nicht höhere Rücksichten zum Bleiben nötigen.“ Hierher gehört das Kapitel von der „Flucht der Missionare“, welches Inspektor Merensky in einer Abendversammlung behandelte, und wobei ihm die Konferenz zustimmte, wenn er sich dahin zusammenfaßte, daß der Missionar in den verschiedensten Lagen selbst die Entscheidung treffen muß, ob es seine Pflicht ist, auf seiner Station auch unter Gefahr seines Lebens auszuharren, oder sie zu verlassen und damit sein Leben in Sicherheit zu bringen.

Was die Beziehungen der Mission und überseeischen Politik „im Blick auf Kolonien und Schutzgebiete“ betrifft, die zum Teil schon bei der Behandlung des ersten Themas zur Erörterung kamen, so ergeben sich aus den Kulturaufgaben der Kolonialmächte vielfache Berührungen zwischen beiden und „die Möglichkeit eines fruchtbaren Zusammenarbeitens, und zwar namentlich in „Bekämpfung heidnischer Verbrechen und Laster“, bei „Regelung sozialer Verhältnisse“ und in Bezug auf „das Schulwesen“. Auf letzterem Gebiete muß die Mission der Kolonialregierung thunlichst entgegenkommen, da „die Schule nicht nur dem religiös-sittlichen Zweck, sondern auch der Vorbereitung für den irdischen Lebensberuf dienen muß“. Indes darf sie sich nicht von ihren pädagogischen Prinzipien abbringen lassen. Auf diesem Gebiete ist die Stellung der evangelischen Mission deshalb besonders schwierig, weil auf der anderen Seite die Regierung den Katholiken, wenn sie einmal von ihrer Regel abweichen, leicht durch die Finger sieht, wie z. B. die deutsche Regierung in Logo es thut, da sie von der Norddeutschen Mission den deutschen Unterricht streng fordert, die Katholiken aber gewähren läßt, wenn sie englisch unterrichten. Im allgemeinen gilt, daß auf den oben genannten Gebieten ein Wirken „im Frieden“ sei es neben,

sei es miteinander durchaus möglich ist. Indes „können doch Konflikte entstehen, teils durch Widerstreit der Interessen, teils durch Überschreitung der jedem Teile zugewiesenen Sphäre und Pflichtverletzung. „Allgemeine Normen lassen sich für die Lösung solcher Konflikte schwer aufstellen. Aber es läßt sich durchweg konstatieren, daß, mag auch die Stellung der einzelnen Beamten je und dann schwierig und beklagenswert gewesen sein, die Regierungen als solche sich stets freundlich gestellt haben. — Wenn jedoch seitens der Kolonialregierung oder ihrer Organe entweder durch rücksichtslose die Interessen der Weißen fördernde Maßregeln oder durch Überschreitung von Beamten den Eingeborenen Unrecht geschieht, oder ihre sittliche, soziale, ökonomische Entwicklung niedergehalten wird, so darf, bezw. muß die Mission ihre Stimme dagegen erheben“, da sie nicht nur das stille, sondern auch das laute Gewissen unserer Kolonien zu sein die Pflicht hat. — „Nur soll sie den Weg der Öffentlichkeit nicht betreten, wenn sie durch Vorstellungen bei den betreffenden Behörden ihr Ziel erreichen kann.“ — Die Diskussion brachte noch manche Ergänzungen z. B. daß schärfer, als im Referat geschehen war, unterschieden wurde zwischen Ländern mit denen die abendländischen Mächte noch in gar keinem Verband und solchen, mit denen sie im Vertragsverhältnis stehen und daß der Schwierigkeiten gedacht wurde, die da entstehen, wo die Kolonialmächte nur Angehörigen ihrer eigenen Nationalität zu missionieren gestatten wollen. Auch wurde beschlossen eine Eingabe an das Auswärtige Amt zu richten, dahin gehend, daß eine Einmischung in die Privathandel der chinesischen Christen seitens der auswärtigen Mächte nicht im Interesse der Mission liege und daher von dieser nicht gewünscht werde.

Der Mittwoch Vormittag brachte die Verhandlung über „Die finanzielle Selbständigkeit der heidnischchristlichen Gemeinden in ihrer besonderen Bedeutung für den eingeborenen Lehrstand“, worüber Direktor A. Bögner (Paris) referierte.

Unter dem „eingeborenen Lehrstand“ sind nach Prof. Warneck, der diesen Terminus geprägt hat, die eingeborenen berufsmäßigen Schullehrer, Evangelisten und Pastoren verstanden, nicht die ungeschulten und unbefoldeten Nationalhelfer, deren jede Mission von Anfang an bedarf. Die Evangelisten sind die eingeborenen Missionare und haben ihre Aufgabe darin, das Evangelium zu ihren heidnischen Landsleuten zu bringen. Die Lehrer und Pastoren dagegen haben eine lokalisierte Thätigkeit indem sie im Dienste der Gemeinden stehen. Nun gilt jedenfalls der Grundsatz, die Arbeit der Eingeborenen ist zu bestreiten mit dem Gelde der Eingeborenen; die Evangelisten können allerdings aus der Missionskasse unterhalten werden, während die Lehrer und Pastoren von ihren Gemeinden zu besoldet sind. Aber letzteres läßt sich, das zeigt die bisherige Erfahrung, nicht überall streng durchführen. Auch hier macht sich die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Missionsgebiete geltend und zwar nicht bloß die wirtschaftliche sondern noch mehr die Gewöhnung oder Nichtgewöhnung der Eingeborenen an die Bestreitung ihrer kirchlichen Bedürfnisse aus eigenen Mitteln. Wo nicht von Anfang an auf diese hingearbeitet worden ist, läßt sie sich später schwer durchführen. Referent illustrierte das an den verschiedenen Gebieten der Pariser M.-G. In ihrer ausgedehnten Bassuto- und selbst der noch jungen Sambesi-Mission werden die eingeborenen Gehilfen — auch die Evangelisten — aus der Centralkasse besoldet, welche aus der Kirchensteuer der dortigen Gemeinden gespeist wird und die nur verschwindende Beiträge von Missions-

freunden in Frankreich erhält. Die Pariser Missionskasse deckt nur ein etwaiges Defizit und ist im letzten Jahre überhaupt nicht in Anspruch genommen worden. Da ist also das Prinzip streng durchgeführt. Es besteht ein Verhältnis der vollständigen Abhängigkeit des eingeborenen Lehrstands von der finanziellen Selbständigkeit der Kirche. Jener kann nur vermehrt werden, wenn die Mittel der Zentralkasse, die heiläufig bemerkt, im letzten Jahre 60000 Mk. betrugen, es erlauben. Die Pariser Tahiti-Gemeinden dagegen, die im übrigen für kirchliche Zwecke durchaus opferwillig sind, tragen bis auf den heutigen Tag zum Unterhalt der eingeborenen Pastoren nichts bei, weil die französische Regierung die Anstellung der Pastoren für sich in Anspruch nimmt, auch drei französische Pastoren angestellt, also das System der Staatskirche eingeführt hat. Daher kommt es, daß die Gemeinden auf Tahiti in diesem Stücke zu Leistungen sich nicht verpflichtet fühlen. Wiederum auf den Loyalitäts-Inseln muß die Missionskasse einen namhaften, in Prozenten aber nicht anzugebenden, Beitrag zum Unterhalt des eingeborenen Lehrstandes zahlen, weil die Leistungen der Gemeinden nicht ausreichen. Und schließlich in der Pariser Kongo-Mission tritt uns das völlige Widerspiel zur Bassuto-Mission entgegen. Hier liegt die Besoldung des eingeborenen Lehrstandes völlig auf der Missionskasse. Das hat seinen Grund einmal in der großen Armut der dortigen Gemeinden; zum andern aber in den klimatischen Verhältnissen, welche dazu nötigen, die europäischen Missionare auf wenigen Stationen zusammenzuhalten, und auf möglichst vielen Außenstationen eine große Schar von eingeborenen Kräften in den Dienst zu stellen. Noch klassender tritt uns der Gegensatz in der Hermannsburger Betschuanen- und Sulu-Mission, die beide so nahe bei einander liegen, entgegen. Jene entspricht durchaus der Pariser Bassuto-, diese der Pariser Kongo-Mission, miewohl die Gründe dafür anderer Art sind. Auch die übrigen Gesellschaften, so weit sie auf verschiedenen Gebieten arbeiten, haben in diesem Stücke von großer Verschiedenheit zu berichten. Nicht minder mannigfaltig ist die Art der Besoldung geordnet. Während die eine Gesellschaft die Pastoren aus der Kirchenkasse und die Lehrer aus einer allgemeinen Distriktskasse besolden läßt, verfährt eine andere Gesellschaft gerade umgekehrt. Da gilt auch *practica est multiplex*. Aber die Einheitlichkeit der Grundsätze steht ganz fest. Es ist die Aufgabe der Mission, als Ziel zu erstreben, daß die heidenchristlichen Kirchen ihre eingeborenen Lehrer und Pastoren selbst unterhalten. Auch wo es z. B. wegen der wirtschaftlichen Lage zunächst sich noch nicht erreichen läßt, muß dennoch darauf hingearbeitet werden; dabei bietet sich vielleicht die Dotierung mit Acker als eine praktische Maßnahme dar, wie die Erfahrungen der Goffnerschen Kolonialmission zeigen. Im einzelnen feste, unverbrüchliche Regeln aufzustellen, ist unmöglich. Das Missionswerk läßt sich als solches nicht in den engen Panzer eines schablonenhaften Systems zwingen. Auch für die sendende Christenheit hängt viel davon ab, daß die im Thema enthaltene Frage sachgemäß gelöst wird. Denn es liegt auf der Hand, daß die heimischen Missionskreise auf die Dauer unmöglich die ganze Last der Unterhaltung der Missions-Gemeinden und -Kirchen tragen. Sehr schwierig ist die Bestimmung der Höhe der Besoldung für den eingeborenen Lehrstand zumal da, wo eingeborene Kolonialbeamte oder Clerks der Faktoreien höhere Gehälter beziehen als jener. Auch hier muß man sich nach den Verhältnissen richten, so sehr auch bei den heidenchristlichen Berufsarbeitern der gewinnstüchtige wie der ehrgeizige Sinn zu bekämpfen ist.

Am Freitag, dem letzten Tage, standen noch 3 Gegenstände zur Beratung. Über „Die römischen Konkurrenz-Missionen; ihre wachsende Gefahr und ihre Abwehr“ hielt Pastor Paul (Lorenzkirch) einen durch die Fülle seines Illustrationsmaterials ebenso fesselnden wie lehrreichen Vortrag, der sich um folgende Hauptsätze gruppierte:

„Während die evangelischen M.-G.G. einander immer näher treten und sich gegenseitig helfen, verschärft sich der Gegensatz zwischen der evangelischen und römischen Mission. Da die Welt immer enger wird und auch die römische Mission im vorigen Jahrhundert einen neuen Aufschwung genommen hat, häufen sich die Zusammenstöße. — Die römische Konkurrenz charakterisiert sich draußen durch das immer dreistere Eindringen in evangelische Arbeitsfelder und durch den Gebrauch ungeistlicher Mittel. — In der Heimat, wo die öffentliche Meinung der römischen Mission wegen ihres weltförmigen Wesens von vornherein günstiger war, benutzt sie politische Faktoren und ähnliche Hilfsmittel, namentlich ihre gut organisierte Presse zur Vermehrung ihres Ansehens. — Demgegenüber muß die evangelische Mission die von ihr bisher geübte, aber von der andern Seite nicht erwiderte Rücksichtnahme bei der Erweiterung alter oder der Besetzung neuer Missionsfelder fallen lassen; mit dem Vordringen in die noch nicht besetzten Gebiete eilen, damit die Römischen ihr nicht zuvorkommen; und in der Heimat die Handlungsweise der römischen Propaganda ungeschönt ans Licht stellen und die öffentliche Meinung durch Wort und Schrift über Wert und Ziel der römischen Mission aufklären.“

In der Diskussion ward noch mancher wertvolle Vorschlag hinzugefügt, so die Notwendigkeit einer stärkeren Besetzung der deutschen Kolonien und einer gründlichen Unterweisung in den Unterscheidungslehren auf den konfessionell gemischten Gebieten. Auch wurden von verschiedenen Seiten Thatsachen mitgeteilt, welche bewiesen, daß der Nimbus, welchen in so geschickter Weise die römische Mission um sich zu verbreiten wisse, stark zu erbleichen anfange, und daß auf die Dauer die römische Konkurrenz, so viel Ärgernis sie auch gebe, der evangelischen Mission gegenüber den Sieg nicht behalte.

Sobann referierte D. Kurze über „die Versorgung der Presse mit Missionsnachrichten“. Er bezeichnete dieselbe als „eine Pflicht gegenüber denjenigen Gliedern unserer evangelischen Kirche, welche von keiner Seite her, weder durch das gesprochene Wort, noch durch die vorhandene Missionsliteratur Kenntnis von dem Werte der Heidenmission erhalten. In erster Linie habe sie den Zweck, weitere Kreise unseres Volkes mit dem Umfange, der Bedeutung und den Erfolgen der evangelischen Mission bekannt zu machen. Erst in zweiter Linie solle die Versorgung der Presse mit Missionsnachrichten dazu dienen, den Verunglimpfungen der evangelischen Mission seitens ihrer Feinde abwehrend und aufklärend entgegenzutreten. Die Ausführung der im Thema bezeichneten Thätigkeit gestalte sich verschieden, je nachdem wir es mit der politischen Presse oder mit der periodischen Litteratur zu thun haben. Im ersteren Falle müssen die einzusendenden Artikel knapp gehalten sein und sich auf die Hervorhebung interessanter Daten und Ereignisse aus der neuesten Geschichte der Mission beschränken. Empfehlenswerth sei eine öftere Berücksichtigung der Mission in den deutschen Schutzgebieten. Im zweiten Falle müsse sich der Tenor der Missionsartikel dem Charakter der betreffenden Zeitschrift, mag es sich nur um ein belletristisches Unterhaltungsblatt oder um eine vornehme Monatsrevue handeln

möglichst eng anpassen. Die Hauptschwierigkeit bei der Versorgung der Presse mit Missionsnachrichten liege in der Abneigung der Redakteure, beziehentlich der Herausgeber größerer politischer Blätter, Missionsartikeln Aufnahme zu gewähren. Um jede unnötige Zersplitterung der Kräfte zu vermeiden, sei möglichst von bereits bestehenden Unternehmungen, die sich die Versorgung der Presse mit Missionsnachrichten angelegen sein lassen, Gebrauch zu machen. Als ein für die Versorgung der kleineren und mittleren Zeitungspreſſe besonders geeignetes Organ sei die von Herrn Pastor Paul-Lorenzkirch im Auftrage der „Missionskonferenz für das Königreich Sachsen“ herausgegebene Missionskorrespondenz zu empfehlen. Was die Versorgung der großen politischen Blätter mit Missionsnachrichten anlange, so sei für diesen Zweck die Einsetzung eines Ausschusses von Missionsfachmännern anzustreben.“

Ergänzend wurde dann noch der kirchlichen, wissenschaftlichen wie erbaulichen Blätter gedacht und beantragt, Fürsorge zu treffen, daß auch sie und gerade sie regelmäßig Abhandlungen wie Nachrichten über die Mission bringen. Der Antrag, ein stehendes Komitee zu erwählen, welches die Verbindung mit dem Ausschusse die Aufgabe habe, die Mission in der Presse zu vertreten, wurde auf Warnack's nachdrückliche Befürwortung angenommen, und das erwählte Komitee sofort organisiert.

Der Bericht des Pastor Müller endlich über „die Thätigkeit der Kommission zur Bekämpfung des afrikanischen Branntweinhandels,“ zu deren Schriftführer er auf einer früheren kontinentalen Missionskonferenz erwählt worden war, konnte manche erfreuliche Mitteilung darüber machen, daß die Arbeit der genannten Kommission nicht vergeblich gewesen ist.

Zum Schluß wurde dann noch ein durch Warnack motivierter und skizzierter Antrag angenommen, daß die kontinentale Missionskonferenz dies Mal mit einer Rundgebung an die evangelische Christenheit des europäischen Kontinents vor die große Öffentlichkeit treten solle, der nicht weiter charakterisiert zu werden braucht, da er dem vorstehenden Berichte als Anhang beigegeben ist.

In Kürze muß noch der Abendversammlungen gedacht werden, die eine besonders liebliche Begleitung der Konferenz bildeten. Schon am Montag Abend hatte der Präses der Norddeutschen Mission die Konferenz in seinem Hause herzlich begrüßt und ihren Mitgliedern Gelegenheit zu ungezwungenem Zusammensein geboten. Auch die beiden anderen Abende, Dienstag und Mittwoch, sahen die ganze Konferenz fast ausnahmslos beisammen, jener im Missionshause, dieser in dem Gemeindegemache der St. Stephani-Gemeinde. Den Dienstag Abend erstattete Prof. Warnack als Schriftführer des Ausschusses der deutschen Missionen einen durch feinen Humor gewürzten Überblick über die Thätigkeit des Ausschusses in den letzten 4 Jahren, der zwar bloß die Hauptsachen erwähnte, aber erkennen ließ, wie viele Gegenstände von Bedeutung der Ausschuss in dieser Zeit wieder zu verhandeln gehabt. Leider legte er mit diesem Berichte sein seit 1885 geführtes Amt als Sekretär des Ausschusses nieder, doch ließ er sich bewegen, als Mitglied demselben auch ferner anzugehören. Zu seinem Nachfolger wurde Merensky gewählt. Am Mittwoch Abend fand die schon erwähnte sehr erquickliche Verhandlung über die Stellung der alten M.-G.G. zu den Gemeinschaftskreisen statt.

Wie jedesmal, so feierte die Konferenz auch bei ihrer diesjährigen Tagung das Simmelsfahrtsfest mit der Bremer M.-G. durch einen Missions-Gottesdienst, in dem Direktor Bögner (Paris), Direktor Padel (Brüdergemeinde), Sekretär Würz (Basel),

Inspektor Sauberzweig Schmidt (Berlin I) und Pastor Zul. Richter (Schwanebeck) Ansprachen hielten, Dr. Schreiber (Barmen) das Eingangs- und Professor Warneke das Schlußgebet sprachen. Dieser Gottesdienst ist neben der dankbaren Erinnerung an alles, was die Konferenz an Liebe und Gastfreundschaft sowohl in ihrer Gesamtheit als auch in ihren einzelnen Gliedern von den Bremer Missions-Freunden erfahren hat, gleichsam ihre Gegengabe. Möge von demselben der Missionsgemeinde ebenso ein bleibender Segen erwachsen, wie ihn alle Glieder der Konferenz von dieser selbst für ihren Beruf und für ihr Herz empfangen haben, und mögen alle die guten Wünsche, die die werten Gastfreunde und die dankbaren Gäste einander bei ihrem gemeinsamen Festmahl am Freitag Nachmittag aussprachen, das den harmonischen Abschluß der kontinentalen Missions-Konferenz machte, reichlich in Erfüllung gehen!

An die evangelischen Christen deutscher Zunge.¹⁾

Mit den Abgeordneten der evangelischen Missionen der Schweiz, Hollands, Frankreichs und Scandinaviens waren vom 13. bis 17. Mai die Vertreter von 14 deutschen Missionsgesellschaften, welche durch den unterzeichneten Ausschuß repräsentiert sind, zur zehnten kontinentalen Missionskonferenz in Bremen versammelt.

Zum erstenmale tritt diese geschlossene, nur aus den Deputierten der Missionsgesellschaften und einigen speziell eingeladenen Missionsfachmännern bestehende Konferenz in diesem Jahre vor die große Öffentlichkeit mit einer Kundgebung an die evangelische Christenheit des europäischen Kontinents, welche den evangelischen Christen deutscher Zunge zu vermitteln, der Ausschuß der deutschen Mission beauftragt worden ist.

Das Bedürfnis zu einer solchen Kundgebung erblickte die kontinentale Missionskonferenz sowohl in den Bedrängnissen, in welcher sich die evangelische Mission gegenwärtig befindet, wie in den Aufgaben, welche im steigenden Maße ihr gestellt werden.

Die Bedrängnisse liegen teils auf den Missionsgebieten, teils in der Heimat.

Auf den Missionsgebieten haben wir in den letzten Jahren, speziell im Jahre 1900, eine so gehäufte Fülle von Not und Leid erlebt wie in gleich kurzer Zeit niemals im Laufe des 19. Jahrhunderts: in Indien eine furchtbare Hungersnot mit verheerenden Seuchen in ihrem Gefolge; in Südafrika einen mörderischen Krieg, dessen zerstörende und demoralisierende Wirkungen auch die Mission sehr schwer geschädigt haben; in China den vulkanischen Ausbruch eines Fremdenhasses, dem 186 Mitglieder des evang. Missionspersonals und Tausende eingeborner Christen zum Opfer gefallen sind; in Asante einen Regeraufstand, infolge dessen eine hoffnungsvolle junge Mission wenigstens vorläufig hat abgebrochen werden müssen. Dazu auf anderen Missionsgebieten Trübsale und Trauerfälle in einer ganz ungewöhnlichen

¹⁾ Um Abdruck wird gebeten.

Säufung, gar nicht zu gedenken der Ärgernisse, welche je länger desto mehr fast aller Orten die Eindrängung der römischen Propaganda bereitet.

Durch das alles hat die evangelische Mission neben den Verlusten an teuren Menschenleben große finanzielle Schädigungen und Hemmungen ihres Betriebes erlitten, wie sie schwerer und schmerzlicher ihr kaum je bereitet worden sind.

Und das nicht allein. Statt allgemeine Teilnahme zu finden, hat die evangelische Mission es erleben müssen, daß anlässlich der blutigen Katastrophe in China daheim ein durch die Gehässigkeit, mit der er geführt wurde, geradezu erschreckender Pressfeldzug gegen sie in Scene gesetzt worden ist, der in seiner Feindseligkeit bis zum offenen Ausdruck der Schadenfreude über den Mord so vieler Missionare gegangen ist. Allerdings konnten die Verunglimpfungen der evangelischen Mission auf solche, die sie kennen und ihre Aufgabe verstehen, wenig Eindruck machen, ja viele haben ihr nur desto treuere Liebe bewiesen; auch sind die erhobenen Anklagen wider sie nicht bewiesen, sondern nach und nach wenigstens stillschweigend zurückgenommen worden; aber Schaden genug haben sie angerichtet: die Unkundigen haben sie in ihren Vorurteilen bestärkt, die halben Freunde von weiteren Unterstützungen abgeschreckt, und die öffentliche Meinung auf lange hinaus zu Ungunsten der Mission beeinflusst, des ganz zu geschweigen, daß sie auch die Heiden in ihrer Feindschaft gegen die Mission bestärkt haben.

Angeichts aller dieser schmerzlichen Heimsuchungen bitten und mahnen wir: fest und unbeweglich zu stehen zu dem großen Werke der Mission, das uns befohlen ist. Die christliche Welt ist der nichtchristlichen das Evangelium schuldig, und wie sehr die nichtchristliche Welt seiner bedarf, das haben uns gerade die entsetzlichen Vorgänge in China bewiesen. Alle Werke Gottes müssen Passionswege gehen; aber auf Charfreitag folgt Ostern und das in die Erde gelegte Weizenkorn hat die Verheißung, Frucht zu bringen. Darum laßt uns aushalten in Geduld, anhalten am Gebet und festhalten am Glauben. Wer glaubt, flieht nicht. Und dann bitten und mahnen wir, daß ihr euch selbst und daß ihr andere immer mehr über die Mission unterrichtet. Vielen ist die Mission noch immer eine wenig bekannte oder gänzlich unbekannte Sache. Wo Kenntnis und Verständnis der Mission zu einem selbständigen Urteil über sie befähigt, da richten die meist so ungerechten Angriffe, die wider sie erhoben werden, keinen Schaden an.

Neben den Hemmungen, unter denen die Mission gegenwärtig leidet, gehen aber auch große Fortschritte her und zwar in doppelter Richtung: auf den meisten älteren Missionsgebieten reifen die Ernten und zu vielen neuen Missionsgebieten thun sich Thüren auf. Dadurch wird eine doppelte Aufgabe gestellt: die des inneren Ausbaus und die der äußeren Ausdehnung. Des Ausbaus: durch Organisation der Gemeinden, durch Heranbildung eines eingeborenen Lehrstandes und durch Erziehung der gesammelten und von Jahr zu Jahr um mehr als 120 000 Glieder sich mehrenden Heidenchristenheit zur kirchlichen Selbstständigkeit; der Ausdehnung: durch Anlage von neuen Stationen, und durch Besetzung neuer Arbeitsgebiete. Beide, Ausbau und Ausdehnung fordern aber gebieterisch Verstärkung des Missionspersonals. Je mehr die Mission in das Zeichen des inneren und äußeren Wachstums tritt, je mehr sie sich auswächst zur wirklichen Weltmission, desto mehr müssen wir mitwachsen und lernen, eine große Sache groß zu behandeln. Wir haben bisher mit der Mission nur gespielt. Jetzt, wo besonders durch die mächtige Kolonialbewegung der

heimatlichen Christenheit ein neues Missionsignal gegeben wird, jetzt heißt es: wirklich Kraft an sie setzen, wirklich Opfer für sie bringen, wirklich genügende und der großen Aufgabe gewachsene Arbeiter in ihren Dienst stellen. Seit dem letzten Vierteljahrhundert hat ja schon ein Wachstum eingesetzt: wie die Zahl der Heidenchristen hat sich auch die der Missionare und hat sich die Höhe der Missionsbeiträge verdoppelt; aber noch immer bleibt die Klage: was ist das unter so viele? Wir brauchen nicht neue Missionsgesellschaften, deren haben wir fast zu viel, sondern Anschluß an die alten und erfahrenen; aber wir brauchen mehr Missionare, sonderlich auch solche mit gebiegener wissenschaftlichen Ausrüstung; wir brauchen größere finanzielle Mittel und wir brauchen eine größere heimatliche Missionsgemeinde, die nicht bloß mit lebendigem Interesse den Fortschritt des Werkes verfolgt, sondern die durch ihr Gebet mitkämpfend hinter den Missionaren steht.

Die ganze gegenwärtige Weltlage ist Missionsgelegenheit; Gottes Gelegenheiten vermehren aber der Menschen Verbindlichkeiten und versäumte Gelegenheiten belasten uns mit Schuld. Darum laßt uns nicht träge sein, was wir thun sollen, sondern immer zunehmen in dem Werke des Herrn. Vergeblich ist wahrlich unsere Arbeit nicht gewesen; eine Schar von mehr als 11 Millionen in allen Erdteilen aus den Heiden gesammelter evangelischer Christen ist des Zeuge. Wird in Treue und Kraft die Arbeit nicht bloß fortgeführt, sondern auch ausgedehnt, so wird diese Erfruchtungsfrucht sich bald vervielfältigen. Die Passionswege können uns in dieser Zuversicht nicht erschüttern. Die Werke Gottes wachsen unter dem Kreuze.

Der Ausschuß der Deutschen Missionen.

Dehler,	Dr. Schreiber,
Inspektor der Basler Missionsgesellschaft.	Inspektor der Rhein. Missionsgesellschaft.
von Schwarz,	D. Buchner,
Direktor der Leipziger Missionsgesellschaft.	Direktor der brüderkirchlichen Mission.
D. Merensky, Missionsinspektor (Berlin I),	Prof. D. Warneck.

Litteratur = Bericht.

1. **Clemen:** „Niedergefahren zu den Toten.“ Ein Beitrag zur Würdigung des Apostolismus. Gießen. 1900. 5 Mk. Wohl auf kein anderes Stück des Glaubensbekenntnisses wird heute im allgemeinen so wenig Wert gelegt, wie auf das „Niedergefahren zur Hölle,“ welches auf das kirchliche Leben so gut wie alle Bedeutung eingebüßt zu haben scheint. Deshalb hat sich der Verfasser die dankenswerte Aufgabe gestellt, nicht nur die Aufnahme dieses Stücks in das Glaubensbekenntnis besser zu erklären, sondern auch den Beweis zu führen, daß es auf Grund von 1. Petri 3 f. die wichtige Erkenntnis enthält, daß nach dem Tode mit der Bekehrungsmöglichkeit auch die Arbeit an anderen fortbauert. Unter Benutzung der ganzen Fülle einschlägiger Litteratur wird das Alter, der Sinn und der Wert des Stücks erörtert. Die Untersuchung über sein Alter (S. 8—114) gelangt gegenüber Rattenbusch und Harnack zu dem Ergebnis, daß dieses Stück des Glaubensbekenntnisses nicht römischen, sondern morgenländischen Ursprungs ist, und sich schon

vor dem 4. Jahrhundert vorfindet. Für Ermittlung des Sinns (S. 115—181) muß von 1. Petri 3 4 5 ausgegangen werden. Zunächst wird der überzeugende Nachweis geführt, daß sich 1. Petri 3 f. auf den decensus bezieht und dabei eine eingehende Auslegung dieser Stellen gegeben. Danach ist darin allgemein von den Toten die Rede; und, daß Christus selbst diesen gepredigt haben soll, ergibt sich aus dem Glauben an seine Hadesfahrt, die sich aus den damaligen Vorstellungen vom Tode erklärt. Die Deutung derselben auf einen Sieg über den Teufel ist erst späteren Ursprungs. Von besonderer Wichtigkeit ist für uns der dritte Abschnitt über den Wert des Stückes (S. 182—232). Nach einem lehrreichen Überblick über die Anschauungen vom Leben nach dem Tode im Judentum und in der christlichen Kirche, wobei besonderer Nachdruck gelegt wird auf den Wandel der allgemeinen Anschauungen vom Leben nach dem Tode seit dem 18. Jahrhundert, bekennet sich der Verfasser zu der Ansicht, daß eine Weiterentwicklung nach dem Tode sehr wohl denkbar ist. Damit soll keineswegs die Anstrengung in diesem Leben als vergeblich hingestellt oder die Bekehrung bis nach dem Tode verschoben oder gar der Missionseifer gelähmt werden. Gerade solchen gegenüber, welche in dieser Zeit das Heil noch nicht ergriffen haben, und für die, welche auf Erden ihre Kräfte und Fähigkeiten noch nicht genügend verwenden konnten, bedarf es noch im Jenseits einer Predigt des Evangeliums und eben dies ist der religiöse Sinn der Hadesfahrt Christi. Daraus ergibt sich, daß das in Rede stehende Lehrstück wieder mehr in Unterricht und Predigt zur Geltung kommen muß, nur in unmißverständlicher Weise, weshalb man lieber den Ausdruck wählen sollte: „niedergefahren zu den Toten“. Der Verfasser schließt seine gründlichen und überzeugenden Ausführungen, die er, weil nach seiner Ansicht nach dem Tode die Bekehrungsmöglichkeit und die Arbeit an anderen fortbauert, dem Andenken zweier früh verstorbenen Geschwister gewidmet hat, mit den Worten: „ob sich auf dieselbe Weise d. h. durch Rückgang auf ihren historischen Sinn auch andere Stücke des Apostolikums, an denen unsere Zeit Anstoß nimmt, rechtfertigen lassen, darf vielleicht später einmal untersucht werden. Jedenfalls sollte jeder, der ein neues Erkenntnis an die Stelle des alten setzen möchte, zunächst einmal genau zusehen, was er alles an dem alten hat. Denn, wie Rattenbusch sagt, „es ist nicht so, als ob wir an dem Apostolikum nur zu tragen hätten; es kann auch uns immer noch tragen.“

F e y.

Aus Mangel an Raum muß ich mich bezüglich der folgenden Schriften wesentlich mit der Anzeige begnügen:

2. **Heffe:** „Die Heiden und wir. 220 Geschichten und Beispiele aus der Heidenmission.“ Calw und Stuttgart. 1901. Gebunden 3 Mk. — Das Buch ist eine willkommene Ergänzung zu den missionsgeschichtlichen Illustrationen welche der Verfasser in seiner bekannten Schrift: „Die Mission auf der Kanzel“ gegeben hat. Was er jetzt bringt, ist am besten ersichtlich aus der Inhaltsangabe: I. Die Heiden. a) Der Sammer Afrikas. b) Die Rot Indiens. c) Das Elend Chinas. d) Sonstiges Heidentum. II. Die Missionare. a) Wie sie werden. b) Wie sie reisen, leben, wirken. c) Wie sie leiden und sterben. III. Die Heidenchristen. a) Bekehrungen. b) Lichtseiten. c) Schattenseiten. d) Leiden und Sterben. IV. Wir. a) Eurethalben wird Gottes Name geläutert. b) Unwissenheit, Gleichgültigkeit, Feindschaft. c) Leuchtende Lichter unter den Heiden. d) Fröhliche Geber. e) Treue Beter.

3. **Dietel:** „*Missionsstunden.*“ 5. Heft: Abessinien. Neu bearbeitet von Paul. Leipzig. 1901. 2 Mk. In 8 Vorträgen bietet diese Neubearbeitung folgende Stoffe: 1. Land und Leute. 2. Die abessinische Kirche. 3. Der erste Glaubensbote der evangelischen Mission. 4. Neue Boten und verschlossene Türen. 5. Die schwarzen Juden. 6. Judenmission in Abessinien. 7. Die Schreckenstage von Magdala. 8. Die neuesten Missionsversuche.

4. Von den Basler Missionsstudien sind in vielleicht zu rascher Folge fünf neue Hefte erschienen:

Nr. 3. **Shler:** „Enthält das Neue Testament bindende missionsmethodische Vorschriften?“ 20 Pfg. Vergleiche über dasselbe Thema: A. M.-Z. 1898, 385.

Nr. 4. **Goch:** „Die Taufbewerber in der indischen Mission, ihre Beweggründe und ihre Behandlung.“ 40 Pfg.

Nr. 5. **Shler:** „Weltregierung und Reichsregierung Gottes.“ 20 Pfg.

Nr. 6. **Hadorn:** „Mission und Nationalität, ein Blick auf die Mission der ältesten Christenheit.“ 40 Pfg.

Nr. 7. **Schlatter:** „Die chinesische Fremden- und Christenverfolgung vom Sommer 1900.“ Ein Bild aus der neuesten Missionsgeschichte. 1 Mk.

5. **Steiner:** „Tage der Drangsal in China.“ Züge aus der chinesischen Verfolgungszeit. 20 Pfg. Basel. 1901.

6. **Gutzmann:** „Auf chinesischen Missionspfaden.“ Dreizehn Stationsbilder aus der Basler Mission. Ebendasselbst. 2. Auflage. 30 Pfg.

7. **Leitz:** „Im Dienste des Evangeliums auf der Westküste von Nias.“ Heft 1: Ein Vorbereitungs- und Reisejahr. Heft 2: Aus den Tagen der Anfänge. Barmen. 1901. à 25 Pfg.

8. **Allier:** *Les Troubles de Chine et les Missions Chrétiennes.* Paris. 1901. S. 281. Eine gebiegene Arbeit, die zuerst in einer Einleitung über einige Ursachen des chinesischen Dramas, in dem 1. und 2. Hauptteile über die katholischen und die evangelischen Missionen, in dem 3. Hauptteile über eine Krisis des Fanatismus in China handelt und dann in einem Schlusswort noch einige wichtige missionarische Fragen bespricht. Ein 4facher Anhang bringt dann noch Dokumente über die „Milde“ Anzers, die Rangstellung der katholischen Missionare und die wider die katholischen und protestantischen Missionare erhobene Beschuldigung der Plünderung. Zu den deutschen Schriften über den gleichen Gegenstand eine sehr beachtenswerthe französische Stimme.

9. **Appia:** *Souvenirs des Martyrs de Chine.* Paris. Buchhandlung der dortigen Missionsgesellschaft. 1901. Eine kurze und gute Bearbeitung des S. 208 bereits angezeigten Buchs von Broomhall, ergänzt durch eine Fülle anderer Mitteilungen aus verschiedenen Originalquellen.

10. Aus dem Verlage der Buchhandlung der Berliner (I) Missionsgesellschaft:

a) **Boßkamp:** „Aus der verbotenen Stadt“. 1 Mk.

b) **Reuschner:** „*Keuloi*, ein Bild chinesischen Volks- und Familienlebens“. 2. Auflage. 80 Pfg.

c) derselbe: „Chinesische Liebe oder der Kampf um eine Frau.“ Eine Novelle. 80 Pfg. bzw. 1.50 Mk.

d) **Petrich:** Wilhelm Licht. Ein Lebensbild aus der heidnischen Missionsgemeinde. 20 Pf. Sämtliche 4 Schriften sind sehr empfehlenswert.

Die Pariser evangelische Missionsgesellschaft in den letzten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts.

Von D. G. Kurze.

II. Die Jahre 1889—1900.

1. Eine Protestantenhege.

Kreisende Sturmvoegel umflatterten schon seit einiger Zeit nicht nur die Pariser M.-G., sondern den gesamten französischen Protestantismus. Während des Jahres 1886 hatte Drumont sein zweibändiges Werk *La France juive* veröffentlicht, in welchem er gegen Juden und Judengenossen mit allen Waffen der größten und weit gefährlicheren feinsten Verläumdung zu Felde zieht. Zu den Judengenossen zählt er ganz die Protestanten. Er wird nicht müde, in seinem Buche zu behaupten, die Protestanten seien gar keine echten Franzosen; sie stünden vielmehr im Begriff, Frankreich zu verraten; daher müsse die Losung aller Patrioten sein: „Nieder mit ihnen!“ Zur näheren Charakterisierung Drumonts bemerken wir, daß er ein Schüler L. Veuillots ist und im Redaktionsbureau des *Univers*, des bekannten ultramontanen Heftblattes, seine publizistische Laufbahn begonnen hat. Das schamlose Blatt *Libre Parole*, welches er 1882 mit dem Motto: „*La France aux Français*“ gegründet hat, ruht hinter den Kulissen auf jesuitischer Basis; es schmeichelt den gemeinsten Instinkten des Böbels und hat eine erstaunliche Verbreitung gewonnen. Bezeichnend für ihre Hintermänner ist die Thatsache, daß jene Zeitung in den meisten Fragen mit den auf dem Lande viel gelesenen *Croix* genannten bischöflichen Diözesanblättern übereinstimmt. Drumont verkörpert den überspannten Nationalismus; er weicht keiner Konsequenz aus, rühmt die Bartholomäusmacht — bezeichnend ist es jedenfalls, daß die Berechtigung derselben in den letzten Jahren auch in ernstern Zeitschriften verfochten worden ist — und wünscht offen einen gewaltsamen Ausbruch des französischen patriotischen und religiösen Fanatismus herbei.

Wie gewöhnlich aber im verwickelten Getriebe der Mächte, welche die Geschichte gestalten, ist ein Mann, wie Drumont zugleich Wirkung und Ursache; er benützt einen halb unbewußten Trieb in der Volksstimmung,

bringt ihn zu einem bestimmten Ausdruck, wirft dann seine verwirrenden Schlagworte in das halbdunkle Seelenleben des Volkes und übt so eine gewaltige, tiefgreifende und weithin sich ausdehnende Wirkung aus.

Daselbe zeigt sich noch auffallender in der Person und Thätigkeit des rührigen und hartnäckigen Kreolen J. de Mahy, welcher die Insel Bourbon als Abgeordneter im Parlamente vertritt. Er beutet die gegen Ende der 70er Jahre erwachenden kolonialen Bestrebungen aus zu Gunsten seiner fixen Idee, Frankreich müsse den Engländern Madagaskar entreißen, damit — aber das wird natürlich wohlweislich verschwiegen — die durch die Mißwirtschaft und Trägheit ihrer Bewohner gänzlich zurückgekommene Insel Bourbon sich an Madagaskar wieder ausfüttern könne. Der Feind, welcher die Verwirklichung seiner Idee bekämpft, sind ihm die englischen Missionare oder, wie sich de Mahy ausdrückt, „die Methodistten“. Aller Unsinn, welchen der in dieser Hinsicht jedenfalls geistig nicht normale Mensch seit ca. 20 Jahren unter das französische Volk ausäet, kann hier nicht aufgezählt werden. Wie der Same aufgegangen ist, ist allgemein bekannt. Aber auf einen Punkt muß hier hingewiesen werden. Die unerbittliche Logik drängt zu einer unvermeidlichen, verhängnisvollen Folgerung. Sind die englisch-protestantischen Missionare die wahren Gegner der Besiznahme Madagaskars durch Frankreich, so ist die französisch-katholische Mission der festeste Stützpunkt Frankreichs auf jener Insel. Wie die jesuitische Presse das Thema beinahe 15 Jahre lang in allen möglichen Variationen traktiert hat, läßt sich leicht denken. Allein noch eine andere Konsequenz wurde gezogen. Warum — so ließ man zur Abwechslung freisinnige, religionslose Genossen ausrufen — schicken denn die französischen Protestanten keine Missionare nach Tananarive, wenn die Howa nun einmal protestantisch sein wollen? Daß sie es nicht thun, beweist, daß sie mit den Engländern einig sind, daß sie unter englischer Botmäßigkeit stehen, daß sie also Landesverräter sind. Hunderte von Malen, jahrelang, bis in die allerlezte Zeit hinein, hat de Mahy in öffentlichen Vorträgen in größeren und kleineren Orten des ganzen Landes die Karte Frankreichs, wie sie sich in einigen Jahresberichten der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft befindet, auf welcher die Bezirke der verschiedenen Bibelkolporteure eingezeichnet sind, als Lichtbild an die Wand projiziert, und damit unter allgemeinem Beifallklatschen des Publikums bewiesen, wie die Frechheit der englischen „Methodisten“, mit denen die französischen Protestanten Hand in Hand gingen, jetzt schon Frankreich in englische Regierungsbezirke einteile.

2. Neue koloniale Missionen.

In einer derartig vergifteten Luft hat die Pariser ev. M.-G. während der letzten zwölf Jahre leben und wirken müssen. Dem unermüdblichen Schüren und Heizen de Mahys war es gelungen, das kriegerische Unternehmen von 1884 gegen die Howa zu Stande zu bringen. Der unheilvolle Friedensvertrag von 1885 wurde dann später ausgebeutet. Als darnach unter dem Drängen von Freund und Feind die Pariser M.-G. der Regierung anbot, einen französischen Geistlichen nach Tananarive zu schicken, erhielt sie eine abschlägige Antwort, und die ganze Angelegenheit galt eine Zeitlang als erledigt. Aber hinter allem, was innerhalb der Pariser M.-G. und um sie her, die Missionsangelegenheiten betreffend, vorging, tauchte jedoch immer wieder die Madagaskarfrage auf. Koloniale Missionen sollten jedoch zuerst von anderswoher der Pariser M.-G. aufgebürdet werden. Noch ehe durch die Berliner Afrika-Konferenz die Gebiete zwischen dem Gabun und dem rechten Ufer des Kongo Frankreich zugesallen waren, hatten Savignan de Brazza's Reisen (1875—78; 1879—82; 1883—85), welche jene Erwerbungen vorbereitet hatten, die französische Verwaltung am Gabun dazu angespornt, sich dort um so fester zu setzen. Brazza's Unternehmen hatte sich, wie bekannt, seit seiner zweiten Reise zu einem, schließlich verfehlten Wettlaufe mit Stanley gestaltet, ein französischer Marineoffizier gegen einen Reisenden englischer Zunge. Seit 1842 arbeiteten aber am Gabun evangelische amerikanische Missionare bis dahin ruhig und unbehelligt. Da wurden sie plötzlich aufgefordert, in ihren Schulen Französisch zu lehren. Ein wenig Nachgiebigkeit hätte die Mission vielleicht vor weiteren Belästigungen geschützt, während die schroffe Form, in welcher die amerikanischen Missionare jene Aufforderung ablehnten, nunmehr zur Schließung ihrer sämtlichen Missionschulen innerhalb der Kolonie Gabun führte.

Nachdem schon im Jahre 1884 durchreisende amerikanische Missionare die Pariser Missionsleitung auf den Stand der Dinge aufmerksam gemacht hatten, bat endlich im Laufe des Jahres 1887 der Missionsausschuß der nordamerikanischen Presbyterianer die Pariser M.-G. ihre ganze Mission am Gabun und Ogowe zu übernehmen. Dieser Vorschlag kam einem eigentümlichen Gemütszustande unter den Protestanten Frankreichs entgegen. In ganz kleinen, aber eifrigen Missionskreisen schwärmte man seit einiger Zeit für das eröffnete Centralafrika und den neuentdeckten Kongofluß; aber viel verbreiteter noch war ein anderes Gefühl. Unter dem Stachel der Verleumdung und Beschimpfung, wie sie von de Mahy und seinen

Genossen ausging, bäumte sich der Patriotismus vieler Protestanten auf. Dazu kam die Anziehungskraft der neuen Kolonie, welche den Namen „Französisches Kongogebiet“ erhalten hatte, und ihres ausnahmsweise humanen und sympathischen Gouverneurs Savorgnan de Brazza.

„Als Franzosen und Christen dürfen wir uns nicht damit begnügen, einem solchen Werke bloße Bewunderung zu zollen;“ heißt es in einem Vortrage,¹⁾ welcher wohl die Empfindungen des Durchschnittsprotestanten in Frankreich damals ausdrückte, „drängt uns nicht unsere Vaterlandsliebe, Frankreichs Namen als ein Sinnbild des Friedens, der Gerechtigkeit und der Freiheit unter den noch im Kindesalter befindlichen Völkern Afrikas bekannt zu machen? Zwingt uns nicht unser Glaube an die Kraft der christlichen Wahrheit, Boten des Evangeliums dahin zu senden, wo die Eritolore weht? . . . Die Katholiken Frankreichs haben ihre Pflicht verstanden . . . Die englischen und amerikanischen Protestanten haben zahlreiche Missionsniederlassungen am unteren Kongo und bis tief ins Hinterland hinein. Nur die Protestanten Frankreichs haben noch nicht die Hand ans Werk gelegt; sie beraten sich und warten vor dem neuen Missionsfelde, das sich vor ihnen öffnet . . . Sie werden aber sicherlich zu der Überzeugung kommen, daß die Gründung einer evangelischen Mission im französischen Kongogebiete für sie eine Pflicht ist, der nicht mehr ausgewichen werden darf.“

Unter diesen Umständen beschloß der Pariser Missionsvorstand schon im Februar 1887, noch ehe die offizielle Aufforderung von Seiten des Missionsausschusses in Philadelphia an ihn gelangt war, eine Studienreise in das französische Kongogebiet unternehmen zu lassen. Es war das so etwas wie ein Bissen, den man dem Verlangen der öffentlichen Meinung hinwarf, um Zeit zu gewinnen. Denn obgleich das Defizit von über 60000 Fr. auf 12000 Fr. gefallen war und ca. 20000 Fr. für das neue Unternehmen von Missionsfreunden zur Verfügung gestellt worden waren, so brauchte doch damals gerade die Senegal-Mission mehr als je Arbeitskräfte und Mittel, und auch die übrigen Arbeitsfelder der Pariser M.-G. hatten keinen Überfluß an beiden. Allein auch die so gewonnene Frist dauerte nicht lange. Auf das Schreiben des amerikanischen Missionsausschusses mußte geantwortet werden, und im Oktober 1887 erklärte der durchreisende Missionar Good die Lage für so bedrohlich, daß man sofort zu einem Mittelweg greifen mußte. Im Februar und März 1888 schickte die Pariser M.-G. 5 Lehrer auf Rechnung der amerikanischen Mission an den Gabun, um in deren Diensten dort Schularbeit zu verrichten. Aber französische Hilfsarbeiter unter amerikanischer Leitung in einer französischen Kolonie hielten es nicht lange aus.

¹⁾ Ch. Vernes, *La France au Congo et Savorgnan de Brazza*. Paris 1887 (48 S., gr. 8°).

So wurden endlich unter lautem Beifall aller protestantischen Blätter anfangs 1889 zwei Zöglinge des Pariser Missionshauses, die ihren Kursus eben abgeschlossen hatten, an den Gabun geschickt, um die beschlossene Studienreise auszuführen. Bei ihrer Rückkehr im März 1891 beantragten sie die Übernahme der am weitesten ins Innere vorgeschobenen Missionsstation Talaguga am Ogowe. Dieselbe war 1882 von Dr. Nassau gegründet worden, welcher seine Frau dort begraben hatte. Von wirklicher Missionsarbeit war hier so gut wie noch nichts zu sehen; auch konnte die Station leicht aus dem Verbande der amerikanischen Mission gelöst werden — wie der Bericht der beiden Sendboten besonders betonte —, weil man es dort nicht, wie am Gabun und auf der am unteren Ogowe liegenden Station Kangwe-Lambarene mit verkommenen Küstenstämmen, sondern mit dem Vortrab der aus dem Innern nach dem Meer drängenden wilden, aber lebenskräftiger Fan oder Fang zu thun hatte. Ende Juli 1891 kam der mit der Leitung der afrikanischen Mission betraute Generalsekretär der nordamerikanischen Presbyterianerkirche, Dr. Ellinwood, nach Paris. Gern hätte er der Pariser M.-G. die gesamte Gabun-Mission übergeben. Es zog die Amerikaner, deren Schwierigkeiten auf dem Gebiete des Schulwesens längst beseitigt waren, damals gewaltig zu den Fang im südlichen Kamerungebiet. Indes sah Dr. Ellinwood bald ein, daß es in Frankreich voraussichtlich an den nötigen Mitteln fehlen würde, um das ganze, in ziemlich entwickeltem Stadium sich befindende Arbeitsfeld zu übernehmen, und erklärte sein Einverständnis, als der Pariser Missionsvorstand den Antrag seiner beiden Missionare zu seinem eigenen gemacht hatte. Am 15. März 1892 schenkte die amerikanische Mission die Station Talaguga mit allen Gebäuden der Pariser Missionsgesellschaft, und vier Monate später ließen sich dort die beiden Pariser Missionare nieder, die 3 Jahre zuvor als Kundschafter nach dem französischen Kongogebiete gezogen waren. Infolge der Predigtreisen Allegrets, des einen von ihnen, war eine Summe von 50953 Fr. für die Kongomission zusammengekommen, was man als eine Zustimmungserklärung der evangelischen Kirche Frankreichs zu dem neuen Unternehmen betrachten konnte.

Während des gleichen Zeitraums kam noch eine zweite und zwar eine ozeanische Mission unter die Vormundschaft der Pariser M.-G. Da es sich dabei um kleinere Gebiete handelt, können wir hier die Einzelheiten übergehen. In Mare, einer zur Loyalty-Gruppe gehörenden Insel, bereiteten seit Anfang der 80er Jahre römische Missionare dem Londoner Missionar Jones alle nur möglichen Schwierigkeiten. Es gelang ihnen,

die politische Eifersucht der Kolonialregierung gegen den bei den Eingeborenen in großem Ansehen stehenden englischen Missionar anzufachen. Die Kolonialbehörde sandte infolgedessen Ende 1885 aus eigener Machtvollkommenheit einen protestantischen „Staatspfarrer“ Namens Cru, nach Mare, der die Aufsicht über die Londoner Missionsgemeinden auf der Insel beanspruchte, Jones die Leitung seiner eingeborenen Missionsgehilfen abnahm, alle Kirchen, mit Ausnahme einer einzigen auf privatem Grundbesitz, mit Beschlag belegte und die Missionschulen, in denen die Unterrichtssprache nicht französisch war, schließen ließ. Als die Mehrzahl der evangelischen Mare-Inulaner Jones und der Londoner Mission treu blieb, ging die Kolonialregierung im Dezember 1887 in ihrem Ärger so weit, den Missionar Jones durch ein Kriegsschiff gewaltsam von der Insel entfernen zu lassen. Später merkte die Kolonialverwaltung endlich, daß ihr „Staatspfarrer“ der eigentliche Unruhfister sei, und so wurde er nach Europa beurlaubt und nicht wieder auf seinen Posten zurückberufen. Nun fiel die Pflicht, in Mare einzutreten, der Pariser M.=G. zu, was der Vorstand im Februar 1890 auch anerkannte. Zuerst wurde Pfarrer Langereau, der evangelische Geistliche der Sträflingskolonie in Nouméa (Neu-Kaledonien) gebeten, eine Untersuchungsreise nach Mare zu unternehmen. Dessen Sohn, ein Kandidat der Theologie, übernahm sodann einstweilen, und zwar im Regierungssold, die Bedienung der Missionsgemeinden auf Mare, bis er nach längeren Verhandlungen mit dem Kolonialamte, das keine Kolonialgeistlichen mehr besolden wollte, im November 1891 in die Stellung eines Missionars der Pariser M.=G. eintrat.

Die westlich von Tahiti gelegenen sogenannten Inseln unter dem Winde (Rajatea, Huahine, Borabora etc.) waren bis 1888 von der französischen Besitznahme frei geblieben. Als dieselbe in jenem Jahre erfolgte, glaubte man allgemein, daß der Londoner Missionar Richards, Dank der Einsicht des Gouverneurs Lacascade, unbehelligt seines Amtes weiter walten dürfte. Allein er starb unerwartet im September 1888, und die Londoner M.=G. bat ihre Pariser Schwester, die Leitung der Mission in der gesamten Gruppe der Gesellschaftsinseln zu übernehmen, was im Laufe des folgenden Jahres auch geschah.

So klein vorerst auch diese drei neu übernommenen Gebiete waren, so wogen sie doch schwer auf den Schultern einer Gesellschaft, die auf ihren alten Missionsfeldern schon vollauf zu thun hatte. Wer mit offenen Augen die Jahresberichte jener Zeit liest oder in die Rundschreiben an die Vorstände der Provinzialhilfsvereine und überhaupt in die Missions-

blätter jener Periode¹⁾ einen tieferen Einblick thut, der wird bald merken, mit wie viel Sorgen und Bangigkeit die Seele des Berichterstatters kämpft. „Die Tage, die wir jetzt durchleben,“ heißt es 1887, „werden einst eine ganz besondere Epoche in der Geschichte unserer Gesellschaft bilden.“ Und im folgenden Jahre lesen wir die Worte: „Unser Werk ist heute nicht mehr, was es gestern war.“ Wenn irgendwo in jenem Zeitraume gefehlt worden ist, so ist es darin geschehen, daß man unterlassen hat, die praktischen Folgerungen aus jener allgemein anerkannten Thatsache zu ziehen.

3. Das Personal des Missionshauses.

Die alten und die neuen Missionsfelder.

So unglaublich es erscheinen mag, das Personal des Missionshauses blieb bis Ende 1897, was es 20 Jahre früher gewesen war, und dabei war es in jener älteren Periode beinahe schon nicht mehr recht zureichend gewesen. Es bestand aus einem Direktor, auf dem die gesamte in- und ausländische Korrespondenz, die Vorbereitung und Protokollführung der Vorstandssitzungen und überhaupt die Leitung der Gesellschaft lastete und der außerdem noch Hausvater der Missionszöglinge und Hauptsammler der Soukollekte war, und aus dem im Missionshause wohnenden theologischen Lehrer. Die Vorstandssitzungen vermehrten sich rasch und noch mehr diejenigen der verschiedenen Ausschüsse. Früher war eine Zusammenkunft am ersten jedes Monats die Regel; nur in den Ferienmonaten August und September fielen dieselben aus. Während des Rechnungsjahres 1891—92 dagegen versammelte sich der Vorstand dreizehnmal und die verschiedenen Ausschüsse (Erekutive, Finanzen, Studien, Publizität, d. h. Einwirkung auf die öffentliche Meinung, Ausschüsse für die einzelnen Missionsgebiete) 37 mal. Man kann wohl verstehen, daß sich Direktor Bögner vor einer Teilung der Arbeit fürchtete und lieber alles in seiner Hand behalten wollte; aber die Arbeit sowohl, als der Arbeiter selbst litten unter der Überlastung. Während des Jahres 1892 hatte Bögner einen persönlichen, von ihm allein abhängigen Sekretär erhalten, was nur eine Notaushilfe war. Erst im Laufe des Jahres 1897 ist endlich ein wirkliches Sekretariat geschaffen, und der nicht unbekannte reformierte Geistliche J. Bianquis als Generalsekretär der Pariser M.-G. ins Missionshaus berufen worden.

¹⁾ Man vergleiche außerdem die beiden Schriften von Bögner: *Les Missions et l'occasion présente* (Paris 1892) und *Notre Combat* (Paris 1898).

Was die finanzielle Seite der Gesellschaft anlangte, so stand man damals immer in der Zeit der Mehrausgaben. Im Jahre 1891 stiegen sie sogar auf die bedenkliche Höhe von über 66000 Fr. „Es gilt nicht einen Schritt, sondern einen Sprung vorwärts zu machen,“ heißt es im Berichte von 1889. Leider fand die Stimme des Berichterstatters in den betreffenden Kreisen nicht den gebührenden Widerhall. Noch 1893 gab es unter 574 offiziellen reformierten Kirchengemeinden 284, für welche ein Missionsbefehl Christi nicht vorhanden zu sein schien.

Mit besonderem Nachdruck kämpfte Bögner gegen das ausschließliche Überwuchern der französischen Kolonialmissionen. Er wollte einer Verschiebung des Missionsinteresses mit allen Kräften vorbeugen. Das Werk unter den Sotho und am Sambesi, welches letzteres ihm besonders am Herzen liegt, sollte nicht unter der Anziehungskraft leiden, welche z. B. die neue Kongomission auf viele Kreise ausübte. Bögners Wunsch war, daß es nicht zu einem Austausch von Pflichten, sondern zu einem Wachsen des Pflichtgefühles bei sich mehrenden Missionsverpflichtungen kommen möchte. Der Gedanke an die Möglichkeit, irgend ein altes Missionsgebiet zu verlassen, sollte gar nicht aufkommen. Dieser konservative Zug ist für Bögners gesamte Stellung charakteristisch; überall tönt einem aus seinen Ansprachen und Rundschreiben die Losung entgegen: Dem Alten treu bleiben und es gewissenhaft pflegen und von dem Neuen nur das aufnehmen, was mit gutem Gewissen nicht abgewiesen werden kann. An sich vollkommen richtig, reizt aber ein solches Prinzip, wenn es beständig in den Vordergrund gestellt wird, die Vertreter der gegenteiligen Ansicht zu schärferem Vorgehen an. Auf beiden Seiten sah man eben die Madagaskarfrage am Horizonte aufsteigen.

Was in dem Missionsleben jener Periode sich zunächst in wohlthuernder Weise bemerkbar macht, ist das Hauptgewicht, das man auf die geistlichen Missionsmittel legt. „Es fehlt uns am Glauben“ oder auch: „Es muß mehr gebetet werden!“ so tönt es uns immer wieder entgegen. Ein spezieller Missionsgebetsbund wurde 1892 errichtet. Als oft wiederholtes Lösungswort galt: „Nur auf des Herren Wink vorgehen!“ Man hat in den lebendigen Missionskreisen weniger um vermehrte Gaben als um zahlreiche Arbeiter. In vielen Herzen lebte die Überzeugung: „Soll es zu einer größeren, von Gott gewollten Ausdehnung unseres Werkes kommen, so brauchen wir mehr, viel mehr Missionare. Das Geld folgt den Arbeitern. Kirchen und Eltern, die ihr Fleisch und Blut für das Werk des Herrn hingeben, werden ihm gewiß auch ihr Gold und Silber nicht verweigern.“

4. Die Madagaskarfrage.

Unter solchen Umständen begann das verhängnisvolle Jahr 1894. Wiederum war es de Mahy und seinen nationalistischen Parteigängern gelungen, den Knäuel in Madagaskar so zu verwirren und andererseits die ebenfalls verwirrte öffentliche Meinung so in Fieberhitze zu versetzen, daß die damalige Regierung sich einem Kriege mit dem Howa nicht entziehen konnte. Auf die politischen Wühlereien kann hier nicht näher eingegangen werden; aber zwei für die religiöse Bedeutung dieser Begebenheiten wichtige Punkte müssen hervorgehoben werden. Dem Volke wurde unter anderen vorgespiegelt, daß man mit der Demütigung der „wilden“ Howa den Engländern einmal eine tüchtige Schlappe beibringen werde. Dabei muß man sich daran erinnern, wie eng verwachsen in gewissen Köpfen die Begriffe Engländer und Protestanten sind. Die klerikalen Stimmen zogen daraus ihre Folgerungen, und so siegesgewiß war man in diesem Lager, daß die Osterhirtenbriefe der meisten französischen Bischöfe, voran der des Erzbischofs von Paris, die Madagaskar-Expedition als ein Anzeichen des Erwachens der „ältesten Tochter der Kirche“ und als einen Kreuzzug des Christentums gegen die Barbarei priesen. „Nun“, hieß es, „kann Gott Frankreich wieder segnen, da es aufs neue das Schwert zu Gunsten der Kirche führt.“ Vielleicht gelingt es einer späteren Zeit einmal zu beweisen, was man jetzt nur vermuten kann, nämlich daß die jesuitische Politik aus der Madagaskar-Expedition ein Hauptglied in der Kette von Maßnahmen gemacht hat, welche nach der Niederlage von 1879 zu einer klerikalen Restauration mit Hilfe des Militarismus führen sollten.

In religiös indifferenten Kreisen sagte man, wie das unter dem Vorsitz des früheren Generalresidenten in Tananarive, Le Myre de Vilers, auch in der Pariser Universitätsaula ausgesprochen worden ist:

„Die ungeheure Mehrzahl der Howa sind durch die Engländer protestantisch geworden; aber im Grunde sind sie in religiöser Hinsicht wie wir selbst völlig gleichgültig. Wenn wir ihre Regierung über den Haufen geworfen haben, brauchen wir ihnen nur zu sagen, daß die Franzosen Katholiken sind und sie werden alsbald katholisch und französisch werden.“ Man sieht, überall spukt die verhängnisvolle Gleichung: Französisch-Katholisch und Englisch-Protestantisch.

Welche Gefühle dabei die Insassen des Pariser Missionshauses und ihre Gesinnungsgenossen bewegten, kann man sich leicht denken. Hier allein, einige wenige Missionsfreunde ausgenommen, hatte man einen einigermaßen richtigen Begriff von der Ausdehnung des evangelischen Missionswerkes in Madagaskar. Deshalb konnte man gar nicht anders als in einer bestimmten Richtung vorgehen. Trotz Stürmen von außen und gewaltigen Gegen-

strömungen im Bereiche des französischen Protestantismus mußte man zunächst darauf hinarbeiten, den drei auf Madagaskar thätigen englischen M.-G.G. und der viel weniger gefährdeten norwegischen Mission das ruhige Fortbestehen zu ermöglichen.

Raum 3 Monate nach dem Einzuge der französischen Truppen in Tananarive reisten am 10. Januar 1896 Professor Krüger und Pastor Lauga als Deputierte der Pariser M.-G. nach Madagaskar, um die damalige Lage zu erkunden. Nach ihren ersten Berichten war Laroches, des Generalgouverneurs, Verwaltung religiös so neutral und überhaupt so musterhaft, daß man schon glaubte, mit einigen französischen Lehrern und 2 oder 3 Geistlichen während der kritischen Übergangsperiode genügend auskhelfen zu können. Die verbissene Wut der Jesuiten, die sich in Reden und Blättern damals Luft machte, war unbeschreiblich. Bischof Fava von Grenoble ließ sich dazu fortreißen, den Generalgouverneur Laroches in der Presse als einen Helfershelfer der Engländer und einen Landesverräter zu verunglimpfen. Da brach unversehens die unheimliche Empörung der sogenannten Fahavalo („Räuber“) aus. Sofort wurde das in Frankreich von den Klerikalen und kolonialen Rednern und Zeitungsschreibern der Unfähigkeit Laroches zugeschrieben; versagte er doch den Interessenten gleichmäßig die Ausbeutung der Eingeborenen, wie die Ausrottung der Protestanten. Das Verleumdungsmanöver gelang; Laroches wurde Anfang Oktober 1896 durch General Galliéni ersetzt. Nun nahm der Hexensabbat seinen Anfang. Unter der Schreckensherrschaft der Jesuiten, die mit cynischer Brutalität den weltlichen Arm des klerikal gesinnten Teiles der Okkupationsarmee für sich arbeiten ließen, wurden die Eingeborenen zu Hunderten in den Schoß der „alleinseligmachenden“ Kirche getrieben. Den Quäkern wurde ihr schönes Hospital entrissen, und den Londonern ihr imposantes Kollege und das zweckmäßige Normal Schulgebäude sequestriert. Als damals die um ihren Schutz angegangene englische Regierung kein Wort zu Gunsten ihrer Unterthanen laut werden ließ, konnte man zu Anfang des Jahres 1897 wirklich auf den Gedanken kommen, daß die Tage nicht nur der englischen Mission, sondern des Protestantismus auf Madagaskar überhaupt gezählt seien.

Als aber dann im Mai 1897 zwei französische, im Dienste der Pariser M.-G. stehende Geistliche in der Zentralprovinz Imerina ermordet wurden, wurde der Regierung die Sache doch zu toll. Den allzu übermütig gewordenen Jesuiten wurde ein deutlicher Wink gegeben, daß sie doch nicht die alleinigen Gewalthaber auf der Insel wären. Aber inzwischen war

es schon soweit gekommen, daß die Pariser M.-G. eine Hälfte des Missionswerkes der Londoner Mission in den am meisten von den Jesuiten bedrohten Bezirken hatte übernehmen müssen, um das Fortbestehen der anderen Hälfte einigermaßen zu sichern. Die Quäker hatten sich eine unabhängige, geduldete Stellung errungen; die anglikanische S. P. G. verhielt sich sehr ruhig und den Norwegern wurde, wie wir weiter unten sehen werden, von anderswoher unter die Arme gegriffen.

5. Allerlei Krisen in der heimatlichen Missionsgemeinde.

Unterdes waren innerhalb der protestantischen Kreise Frankreichs die Wogen um die Pariser M.-G. kaum minder hochgegangen. Man geht kaum irre, wenn man dabei zwei Hauptströmungen unterscheidet. Die Einen schrieben alles Unheil der prinzipiellen Stellung zu, welche der Pariser Missionsvorstand gegenüber den Madagaskarangelegenheiten eingenommen hatte. Man verlangte von dem Missionsvorstande, daß er, anstatt den englischen Missionaren als Schutz zu dienen, dieselben einfach ignorieren solle. „Wenn die öffentliche Meinung in Frankreich merkt,“ so kalkulierte man, „daß wir französische Protestanten uns entschieden von den Engländern lossagen, so hört das Schimpfen und Schreien gegen uns auf. Und je eher die englischen Missionare die Insel verlassen, um so besser für die Sache, welcher sie dienen wollen und der sie jetzt nur schaden.“ Daran schloß sich öfters das Anhängsel: „Fehlt es an Mitteln, so übergebt eure Missionen in Südafrika den Engländern.“ Die anscheinende Einfachheit dieses Vorschlages hatte für manchen Missionsfreund etwas Bestechliches. Auf solche Zumutungen konnte man seitens der Missionsdirektion von vornherein das eine erwidern, daß ein unbrüderliches Verfahren, selbst englischen Glaubensgenossen gegenüber, nie und nimmer der Pariser M.-G. Segen bringen könne.

Mit dieser antienglischen Richtung verband sich die verschämte Neigung in manchen Kreisen des französischen Protestantismus, sich an den Staat anzulehnen. Einesteils glaubte man, allen Schwierigkeiten durch Errichtung einer protestantischen Staatskirche in Madagaskar abhelfen zu können; denn erstens würden dann die Pfarrer das Ansehen von Beamten genießen, so daß von Verfolgung der Evangelischen nicht mehr die Rede sein könne, und zweitens wäre finanziell geholfen, weil der Staat die Pfarrer besolden würde. Und manch wohlmeinender, aber vorschnell urteilende junge Geistliche bedauerte den in seinen Augen beschränkten Pariser Missionsvorstand, der nicht von sich aus auf ein so einfaches Rezept verfallen sei und es

nun vollends aus purem Hochmut nicht anwenden wolle. Eine ernstliche Prüfung dieser Lieblingsidee gewisser protestantischer Kreise mußte allerdings sofort ihre Unausführbarkeit an den Tag bringen. Man brauchte nur den richtigen Sinn des Wortes „Pfarrer“ zu bestimmen, um klar zu sehen. Sollten damit französische Geistliche gemeint sein, so kam man mit dem ganzen Plane kaum weiter, als mit der einfachen Missionsgesellschaft. Denn wie die Lage in Tahiti den Kundigen belehrt, ist die kirchliche Staatszulage höchst unzulänglich; der Geistliche würde also immer noch der Beihilfe der M.-G. für sich selbst und noch mehr für die Kosten seines Werkes bedürfen. Will er dafür sich die Leitung des Missionsvorstandes nicht gefallen lassen, so kommt es zu einem Bruch, den man im Rahmen einer kleinen ozeanischen Mission wohl verschmerzen kann und muß, der aber auf einem so ausgedehnten Missionsgebiete wie Madagaskar ganz andere, dem Reiche Gottes und der evangelischen Kirche kaum dienende Folgen haben würde.

Versteht man aber unter dem Worte „Pfarrer“, wie es zumeist der Fall war, eingeborene Geistliche, so ist es harter Unsinn, zu glauben, daß die französische Regierung etwa in Imerina und Betileo hunderte von Pfarrstellen dotieren werde. Und was für Pfarrer wären das? Darauf antwortete allen Ernstes ein sonst gar nicht konfus oder abenteuerlicher Universitätslehrer, man müsse in Tananarive eine bei einer französischen Universität affiliirte, vom Staate zu unterhaltende evangelisch-theologische Fakultät gründen, den Howa Latein, Griechisch, Hebräisch, Philosophie, Dogmengeschichte etc. einrichten und ihnen dann nach Abschluß ihrer Studien ein offizielles Diplom aushändigen, welches sie gewiß vor aller Vergewaltigung von Seiten der Jesuiten oder Kolonisten beschirmen würde. Als schließlich wirklich Schritte beim Kolonialamt gethan wurden, um etwas Derartiges zu ermöglichen, barst die ganze Seifenblase. Die Regierung lehnte es rund ab, auf einen derartigen Plan einzugehen; sie habe weder die Absicht neue Pfarrstellen in den Kolonien zu gründen, noch das nötige Geld dazu.

Andernteils meinte man dem Notstande abhelfen zu können, indem man den „augenscheinlich unzureichenden“ Pariser Missionsvorstand durch die offizielle reformierte Kirche Frankreichs ersetzte. Diese Idee spukte in vielen Köpfe und es ist erstaunlich, wie viel Humor man in Frankreich mit einzelnen Schlagwörtern machen kann. Stolz konnte ein Missionskritiker eine Reihe hochtrabender Artikel über diesen Gegenstand mit dem Ausrufe schließen: „Der Pariser Missionsvorstand hat abgewirtschaftet, die reformierte

Kirche hat nun das Wort!" Von festen Grundsätzen aus hat freilich Niemand versucht, dies Problem zu erörtern. Er hätte eben alsbald erkennen müssen, daß die offizielle reformierte Kirche, sowie sie in Frankreich jetzt existiert, thatsächlich aktionsunfähig ist. Wollte man sich aber auf den offiziellen Synobalismus beschränken, so würde man das verfolgte Ziel verfehlen; denn man wäre nicht mehr offiziell und repräsentierte nicht mehr als irgend eine freie Gesellschaft. Überdies würde man dann in dem ohnehin schon so zerstreuten und entzweiten französischen Protestantismus auch noch das Missionsinteresse zersplittern.

Diesem letzteren Übel zu entgehen, schien aber immer unmöglicher, so erregt waren die Gemüther. Die liberalen Protestanten wollten jetzt für Madagaskar auch etwas thun. Sie öffneten ihre Kirchen für Missionsvorträge und überwiesen der Kasse der Pariser Gesellschaft teilweise recht beträchtliche Gaben; so stellte ein Einzelner z. B. Schulmaterialien im Werte von 58000 Fr. zur Verfügung. Gleichzeitig wurden im orthodoxen synodalen Lager Stimmen laut, ja zeitweilig sehr laut, die vom Pariser Missionsvorstand begehrten, er solle sich von allen Liberalen fern halten, so daß schließlich der Missionsvorstand eine Art Glaubensbekenntnis ablegen mußte. In derselben Gegend Südfrankreichs, wo die eben erwähnten Strömungen einander kreuzten, erklärten die offiziellen Pfarrer, welche Mitglieder eines Hilfsvorstandes waren, den Sitzungen fernerhin nicht mehr beiwohnen zu können, wenn die Pfarrer der freien evangelischen Gemeinde daran teilnahmen. In 2 oder 3 Bezirken vollzogen die Hilfsvorstände einfach eine Fusion mit der offiziellen synodalen Bezirksorganisation.

Ein besonnenes, ruhiges und zugleich festes Auftreten seitens der leitenden Persönlichkeiten im Pariser Missionsvorstande konnte diese verschiedenartigen Gefahren zeitweilig abwenden und zum Teil auch überwinden. Von einer anderen Seite her wurde die Trennung von der Pariser M.-G. absichtlich und grundsätzlich vollzogen. Gleich in den ersten Monaten des Jahres 1896 kam der norwegische Pastor Munthe Raas, welcher von früher her Beziehungen zu den Pariser Lutheranern hatte, nach Paris. Es war ihm vorerst nur darum zu thun, durch Vermittelung französischer Lutheraner eine Audienz beim Präsidenten der Republik und beim Kolonialminister zu erlangen. Das war aber für die bekennnistreuen Lutheraner, welche bisher nur Musfreunde der Pariser M.-G. gewesen waren und von denen einige ihre Zuneigung und ihre Gaben der lutherischen Leipziger und Hermannsburger Mission bisher zugewandt hatten, die erwünschte

Gelegenheit, sich an einem lutherischen Missionswerke in einer französischen Besetzung beteiligen zu können. Die Pariser lutherische Pastoralkonferenz beschloß deshalb am 20. März 1896, einen Hilfsverein für die norwegische lutherische Mission in Madagaskar zu bilden. Schon im Juni desselben Jahres, hieß die lutherische offiziöse Synode das Unternehmen, gut. Die dabei mitwirkenden Gefühle drückt der Pariser Inspektor F. Ruhn in den Worten¹⁾ aus:

„Seit dem verhängnisvollen Jahr 1870, das die wenigen Pariser und Mömpelgarder Lutheraner von der Elsäßer lutherischen Kirche getrennt hatte, war unserer Kirche eine große Freude beschieden, nämlich ihre Reorganisation, die ihr erlaubt, im französischen Boden Wurzel zu schlagen . . . Jetzt hat sie das gute Glück in Madagaskar eine Missionskirche vorzufinden, die, ihren lutherischen Überlieferungen und Glauben getreu, frohen Mutes und erfolgreich wirkt. Seit der Erneuerung unserer kirchlichen Organisation im Jahre 1888 ist dies meines Erachtens das wichtigste Ereignis dieses letzten Viertels des Jahrhunderts.“

Man kann die so entstandene Spaltung des Missionsinteresses in Frankreich bedauern, aber vom Standpunkte der Pariser Lutheraner, denen die Mömpelgarder bald gefolgt sind, muß man ihr Vorgehen in dogmatischer und kirchlicher Beziehung für korrekt gelten lassen. Denn wie es in einem Pariser lutherischen Blatte heißt, „am Werke der (lutherischen) Mission mithelfen ist so viel, wie unsere Kirche in Frankreich aufbauen und ihr Dasein stützen.“ Übrigens ist diese ganze Sache mehr symptomatischer Natur, als an und für sich beträchtlich; denn unter den Protestanten Frankreichs befindet sich das zu einem großen Teile seiner konfessionellen Sonderart dazu noch unbewußte lutherische Völklein sehr in der Minderzahl, und selbst unter den lutherischen Pastoren giebt es viele, die konfessionell weitherzig, die Pariser Mission im Herzen tragen, ja sogar in dem die Union repräsentierenden Pariser Missionsvorstande eifrig mitarbeiten. So hat denn auch die letzte lutherische Synode beschlossen, die Kollekte am allgemeinen Missionsfeste zwischen den französisch-lutherischen Hilfsverein der norwegischen Madagaskar-Mission und der Pariser M.=G., der sie bis dahin ganz zugeflossen war, gleichmäßig zu verteilen.

¹⁾ L'oeuvre de l'Eglise luthérienne de Norvège à Madagascar. Bar-le-duc, 1897, p. 17.

Altkirchliche und mittelalterliche Missionsmethode.

Von Prof. A. Hauck.

II.

In dieselbe Zeit, in der die Bekehrung der römischen und griechischen Bevölkerung des Reichs in dieser Weise vollendet wurde, kamen die Germanen in den Bereich des Christentums. Länger als ein halbes Jahrtausend wurde an ihnen gearbeitet, bis die letzten ihrer Stämme den Dienst der Stammesgötter mit dem Glauben an Jesus Christus vertauschten.

Wie wurde die Missionsarbeit bei ihnen getrieben?

Es giebt einen Bericht über den Zug von 25 Männern aus Italien zur Predigt nach Deutschland. Sie sammelten sich in Trient, zogen in kleinen Gruppen über die Berge, in Augsburg trafen sie wieder zusammen und hier faßten sie Beschluß über die nächsten Maßregeln: sie teilten sich in kleine Genossenschaften von 2—3 Mitgliedern: eine zog nach Salzburg, eine andere nach Regensburg, eine dritte nach Würzburg, wieder andere in die Rheinstädte von Straßburg bis Köln. Der Auftrag, den ihnen ihr Meister gab, war nur: Zeigt euch den Leuten und verkündigt ihnen das Wort. So möchte man sich den Auszug einer Missionsgenossenschaft denken. Aber jener Bericht handelt nicht davon; er erzählt die erste Ausbreitung der Minoriten nach Deutschland (Ford. von Giano, Denkwürd. S. 19 ff.). Man hat im Mittelalter innere Mission in ähnlicher Weise getrieben wie in der ältesten Kirche die Heidenbekehrung; für die letztere ging man andere Wege.

Hier ist nun eine Verschiedenheit sofort klar. Das Mittelalter kennt kaum eine Parallele zu dem, was ich die gelegentliche Missionsarbeit nannte; jetzt herrscht so gut wie ausschließlich die berufsmäßige Thätigkeit. Sie aber wird nicht mehr von einzelnen Männern geübt, die schier ohne Zusammenhang mit der organisierten Kirche ihre eigenen Wege suchen, sondern nun ist es die Kirche als solche, welche die Mission treibt. Am ersten könnten die wandernden keltischen Mönche an die Evangelisten der alten Zeit erinnern. Aber der Unterschied ist doch auch hier sehr groß. Denn die Kelten wanderten in der Regel nicht vereinzelt, sondern in Genossenschaften von mindestens zwölf Gliedern. Auch wußten sie nichts von jenem ruhelosen Weiterdringen der Evangelisten; hatten sie erst einen

Ort gefunden, der sich zur einer Niederlassung eignete, so gründeten sie eine Zelle, um zu bleiben. Besonders aber war die Missionspredigt für sie nicht der einzige, auch nicht der erste Zweck: sie waren wandernde Asketen, die durch den Aufenthalt unter den Heiden zu Missionaren wurden. Bei den angelsächsischen und deutschen Missionaren ist der kirchliche Charakter ihrer Arbeit unverkennbar: man hat Bistümer gegründet in Gegenden, in denen es kaum einen Christen gab; denn die Mission sollte unter der Leitung eines Bischofs stehen. Aber auch wenn das nicht geschah, erhielten die Leiter der Mission möglichst bald die bischöfliche Würde: als Beamte der Kirche sollten sie ihre Arbeit treiben: ich erinnere an Augustin, an Bonifatius. Es entspricht dieser Gesamthaltung, daß einzelne sich von den Päpsten Vollmacht zur Missionspredigt erteilen ließen, und daß schließlich die Päpste die Leitung so weit als möglich an sich nahmen. Sie haben für die Mission in Preußen päpstliche Legaten als Leiter ernannt, sie haben nicht nur im allgemeinen zur Leistung von Missionsbeiträgen aufgefordert, sondern sie haben solche auch für einzelne Bedürfnisse z. B. Missionschulen erhoben (vergl. die Briefe Honor. III. v. 1218 ep. II, 222, 240, 241). Auch wenn die Oberleitung in der Hand eines Fürsten lag, machte das sachlich kaum einen Unterschied. Denn wenn Karl d. G. die Mission in Sachsen leitete, so that er es, weil er überzeugt war, daß ihm die oberste Leitung der Kirche überhaupt zukomme. Was geschah, geschah auch in diesem Fall durch kirchliche Männer und war Arbeit der Kirche.

Daß man durch Rede, Unterweisung, Unterricht zu wirken suchte, ist selbstverständlich. Es bedurfte dessen kaum, daß die Quellen die Predigt der Missionare überall hervorheben. Wie Augustin nach Beda (Hist. eccl. g. A. I, 25) sich dem König Ädilbert als einen Boten ankündigt, der die beste Botschaft bringt, die Verheißung ewiger Freude im Himmel bei dem lebendigen Gott, so erwähnt Bonifatius, daß er den biblischen Text vor sich hatte, wenn er vor den Ungläubigen predigte (ep. 35). Er benutzte die Homilien Bedas und dessen Kommentare als Hilfsmittel für das Textverständnis (ep. 91). Noch einer der spätesten deutschen Missionsbischöfe, Otto von Bamberg, wird in seiner Predigtthätigkeit geschildert (Herb. Vita Otton. II, 15).

Eigentümlich ist nun aber, daß der Zweck der Predigt sich neu gestaltete. Natürlich versuchte man auch bei den Germanen zunächst einzelne für den christlichen Glauben zu gewinnen. Aber diese Absicht wurde, wie es scheint, überall nur in verschwindendem Maße erreicht. Es gelang nicht

in derselben Weise eine allmählich wachsende Zahl für die Abwendung von der nationalen Religion zu gewinnen, wie dies bei den Griechen und Römern gelungen war. Wo lag der Grund? Der Bischof Avitus von Vienne, ein Zeitgenosse des Übertritts der Franken zum Christentum, macht in einem seiner Briefe eine Bemerkung darüber, wie schwierig es sei, einen arianischen Germanen für das katholische Christentum zu gewinnen: mahnt ihn ein Priester oder reden ihm Freunde und Genossen zum Übertritt zu, so macht das keinen Eindruck auf ihn; er zieht sich darauf zurück, so sei einmal die Religion seines Stammes und die Gottesverehrung seines Geschlechtes (ep. 46). Wir sehen: der einzelne lehnte die Entscheidung für oder gegen die eine oder andere Kirche ab; denn er fühlte sich gebunden durch seine Abhängigkeit von Stamm und Geschlecht. Nicht der einzelne, sondern die Gesamtheit entscheidet über die Zugehörigkeit zu dieser oder jener Kirche. Diese Anschauung beherrschte die christlichen Germanen, wie viel stärker wird ihre Herrschaft über die heidnischen gewesen sein! Die alte Missionsmethode mußte den Völkern gegenüber versagen, bei denen die Individualität des Einzelnen sehr wenig entwickelt, seine geistige Abhängigkeit von der Gesamtheit noch kaum erschüttert war. Hier war die Religion noch ein Stück der Volkssitte, von der der einzelne sich weder losreißen konnte noch wollte. Damit verschob sich aber die Aufgabe für die Mission: sie konnte nicht mehr von den einzelnen zur Gesamtheit vordringen, sondern sie mußte die Gesamtheit gewinnen, um zu den einzelnen zu gelangen.

Das war denn auch der Weg, den die Mission bei den Germanen nahm.

Einer der ersten deutschen Stämme, der sich dem Christentum anschloß, war der der Burgunder. Ein Teil desselben erhielt im Jahre 413 von Honorius die Gegend um Worms und Speier eingeräumt; dort ließ er sich zwischen den romanischen Christen nieder. Als die Burgunder einzogen, waren sie Heiden; ein paar Jahre später, 417 oder 418, als Drosius seine Historien schrieb, war der ganze Stamm, so weit er auf dem linken Rheinufer wohnte, schon christlich. Drosius sagt: Sie haben den christlichen Glauben und unsere Kleriker rezipiert und leben nun mit den Galliern freundlich, friedlich und unschuldig nicht wie mit Unterworfenen, sondern wie mit christlichen Brüdern (VII. 32, 12 f.). Schon die Jahreszahlen ergeben, daß es sich nicht um die langsam reisende Frucht der Missionsarbeit in unserem Sinne handelte, sondern um einen gemeinsamen Schritt der sämtlichen Eingewanderten. Und das wird bestätigt durch das, was wir über die auf dem rechten Rheinufer zurückgebliebenen Bur-

gunder wissen: sie blieben zunächst Heiden; im Jahre 430 sahen sie sich durch einen hunnischen Überfall bedroht. Nun, so erzählt Sokrates (h. e. VII, 30), hatten die Burgunder gehört, daß der Römergott denen, die ihn fürchten, mächtig hilft: also beschloßen sie einstimmig — κοινῇ γνώμῃ man kann nur verstehen: durch einen Volksbeschluß — an Christus zu glauben: sie senden nach einer gallischen, Stadt d. h. nach Worms oder nach Speier, und ersuchen den Bischof um die Taufe. Er kommt selbst, bereitet das Volk acht Tage lang durch Fasten und Unterricht im christlichen Glauben vor und dann vollzieht er die Taufe: so wurden die Burgunder Christen.

Diese Annahme des Christentums durch Volksbeschluß hat sich in der Germanenmission außerordentlich oft wiederholt, man kann schier sagen: es ist die typische Weise, wie die Germanen christlich wurden.

Sie kennen die Legende von Chlodwigs und der Franken Bekehrung. Was sie als Historie bietet, ist fast wertlos. Einen gewissen Wert hat sie insofern, als sie zeigt, daß sich das Volk nicht anders denken konnte, als daß der Kriegsheld sich im Kampfe bekehrt, und daß der wahre Gott seine Macht in der Entscheidung der Schlachten beweist. Größeren Wert gewinnt sie dadurch, daß sie lehrt: es war für die deutsche Vorstellung undenkbar, daß sich der König ohne das Volk bekehrt: auch er ist durch die Sitte gebunden, die nur die Gesamtheit ändern kann.

Nach der Legende bringt Remigius von Rheims in den König, daß er sich taufen lasse. Der erwidert: ich gehorche dir gerne; aber eines steht im Wege: das Volk giebt nicht zu, daß ich seine Götter verlasse. Doch ich gehe, um mit ihm zu reden. Er geht nach der Volksversammlung; aber ehe er das Wort zu ergreifen vermag, braust ihm der Ruf entgegen: wir lassen die sterblichen Götter und sind bereit dem unsterblichen Gott zu folgen, den Remigius predigt. Nun wird Chlodwig getauft und die Franken mit ihm.

Das ist Legende, aber eine solche, wie sie in der alten Kirche sich nie hätte bilden können. Denn ihre Voraussetzung ist, daß über die Religion zu entscheiden kein einzelner befugt ist, auch nicht der König: hier entscheidet die Gesamtheit. Dem entsprechend hat sich der Übertritt der Franken zum christlichen Glauben wirklich vollzogen: er fällt nicht nur nach der Legende, sondern nach der klaren Geschichte zusammen mit Chlodwigs Taufe: bis 496 war das fränkische Volk heidnisch, von da an war es christlich. Es bedurfte weder einer längeren Missionspredigt, noch viel weniger irgend welcher Gewaltmaßregeln; ohne Widerspruch führten die einzelnen den Beschluß der Gesamtheit aus. Daß da und dort eine größere oder kleinere Anzahl von Franken noch einige Jahr=

zehnte im Heidentum verharrte, ändert an der Thatsache nichts. Denn man ließ sie gewähren und in verhältnismäßig kurzer Zeit verschwanden die heidnischen Überbleibsel wie von selbst. Denn auf die Dauer ertrugen es die einzelnen nicht, sich von der Gesamtheit zu isolieren.

Wie am Rhein, an der Schelde und an der Seine, so ging es jenseits des Kanals. Als Augustin den König Ädilbert zum Übertritt aufforderte, erhielt er die Antwort: was ihr sagt, ist schön, aber neu. Ich kann dasjenige, was ich so lange Zeit mit dem ganzen Volke der Angeln beobachtet habe, nicht lassen, um es anzunehmen (Beda I, 25). Wie für den Frankenkönig, so war auch für den König von Kent die Sitte des Volks ein Band, das er nicht leicht hin lösen konnte. Doch wehrte er Augustin nicht zu predigen. Allein seine Worte hatten wenig Erfolg: es kam nur zu vereinzelt Taufen, bis der König sich entschloß, seinen Standpunkt zu ändern. Dann aber bekehrte nicht er sich allein, sondern er und das Volk (Beda H. e. I, 25 f.). Noch bezeichnender ist, was wir über die Annahme des Christentums durch die Northumbrier bei Beda, selbst einem Northumbrier, lesen (h. e. II, 13). Auch König Ädwin erwies sich der Missionspredigt zunächst nicht gerade zugänglich. Nachdem sie aber anfangs Eindruck auf ihn zu machen, beschloß er mit seinen Großen und Räten, in Deutschland würde man gesagt haben: auf einem Hoftag, die religiöse Frage zu besprechen, um dann gemeinsam zu handeln. Die Versammlung fand statt; wie der christliche Bischof, so nahm auch der heidnische Oberpriester an ihr Anteil. Beda schildert, vielleicht etwas einseitig, die Debatte; das Ende war die Entscheidung für die Annahme des Christentums. Der König, die Großen und ein nicht geringer Teil des Volkes wurden getauft. Auch der heidnische Oberpriester war soweit entfernt, sich der Ausführung des Beschlusses zu widersetzen, daß, als der König fragte, wer nun die Altäre und Heiligtümer der Götter zerstören würde, er antwortete: das werde ich thun: er zuerst warf die Lanze in den bisher heiligen Raum, dann ließ er den Baun, der ihn umfriedete, niederlegen.

Ähnlich handelte Bonifatius. Als er das erste Mal nach Thüringen kam, fand er das Volk überall noch heidnisch; aber er erinnerte sich, daß die alten Thüringerkönige Christen gewesen waren. Also berief er die Angesehenen zu einer Versammlung und stellte ihnen vor, eigentlich seien sie längst Christen; sie sollten deshalb die alte Unwissenheit abthun und sich als Christen haben und halten. Das wirkte; niemand wehrte, daß Bonifatius das Land christlich organisierte (Willib. Vita Bonif. 5).

Auch die Sachsenbefehrung ist nur von diesem Gesichtspunkte aus zu verstehen. Einzelne Missionare, die unter den Sachsen predigten, hat es längst vor Karl d. Gr. gegeben. Aber wie die späteren Vorgänge beweisen, wurde durch ihre Predigt so gut wie nichts erzielt. Gerade bei den Sachsen scheint die Bindung des Einzelnen unter die Sitte der Gesamtheit besonders stark gewesen zu sein. Dagegen wurde durch den Friedensschluß von 776 eine sichere Basis geschaffen. Denn damals nahm der sächsische Stamm als solcher das Christentum an: die Sachsen, so berichten die Reichsannalen, kamen nach Pipp Springs zu Karl, gelobten, daß sie Christen sein wollten, und unterwarfen sich seiner Herrschaft. Die Kölner Annalen notieren zu demselben Jahre kurz aber vielsagend nur die zwei Worte: *Conversio Saxonum*. Es ist nicht sicher, aber doch wahrscheinlich, daß nicht Karl die Annahme des Christentums forderte, sondern daß sie von den Sachsen angeboten wurde. Dann ging dem Tag zu Pipp Springs ein sächsischer Volksbeschluß über die Annahme voran. Wie bekannt wurde der Friede von 776 alsbald gebrochen. Aber Karl betrachtete die beiden Friedensbedingungen als zu Recht bestehend; bei allen folgenden Kämpfen war sein Ziel, ihre Erfüllung zu erzwingen. Das ist ihm nach und nach gelungen. Seit dem Anfang des neunten Jahrhunderts waren die Sachsen das, wofür sie sich 776 erklärt hatten: ein christlicher Stamm.

Ich will die Beispiele nicht weiter häufen. Nur an denjenigen germanischen Stamm mag noch erinnert werden, der zuletzt von allen das Christentum angenommen hat: die Isländer. Auch sie sind auf diesem Wege Christen geworden. Im Jahre 1000 begaben sich, nachdem mancherlei andere Missionsversuche erfolglos geblieben waren, zwei christliche Isländer Gizzur und Hjalti Skeggjason, von Norwegen aus nach ihrer Heimat. Sie traten vor den Althing mit der Forderung der Annahme des Christentums. Auf der Versammlung gingen die Meinungen auseinander, die Gemüter erhitzten sich, es drohte ein Kampf. Da führte ein Kompromißverschlagn zur Verständigung. Der Althing beschloß: das Christentum wird angenommen, alle Isländer lassen sich taufen; aber Privatopfer und einzelne heidnische Sitten bleiben unverwehrt (Mogk in d. Pr. Realenc. IX, S. 454).

Zwischen dem Volksbeschluß, den die Burgunder am Rheinufer faßten, und diesem Volksbeschluß auf der nordischen Insel liegt mehr als ein halbes Jahrtausend. Aber Südgermanen und Nordgermanen haben ganz nach der gleichen Anschauung gehandelt. Sie beherrschte die Völker.

Gerade der Thingbeschuß v. J. 1000 drängt nun aber die Frage auf: kann eine solche Annahme des Christentums überhaupt noch als Annahme der christlichen Religion bezeichnet werden? Handelt es sich hier nicht lediglich um einen neuen Namen, den man sich beilegte? Aber wer geneigt sein sollte, diese Frage zu bejahen, der mag sich vergegenwärtigen, daß die Bekehrung der Germanen auf dem altkirchlichen Wege unmöglich war. Denn so gewiß die Missionsmethode der alten Kirche der Thatsache entsprach, daß die römische Kaiserzeit eine Epoche stärkster Individualisierung gewesen ist, so gewiß entspricht die Art, wie die Germanen das Christentum annahmen, der Thatsache, daß bei ihnen die den einzelnen beherrschende Volksindividualität unvergleichlich kräftiger war als die Einzelindividualität. Man kann den letzten Ertrag der Kultur — das ist die Individualisierung — bei denen nicht voraussetzen, die die ersten Schritte auf der Bahn der Kultur machen. Muß demnach die Verechtigung auch in dieser Weise Mission zu treiben zugegeben werden, so kann das um so leichter geschehen, da mit dem Übertritt stets die Aufrihtung der kirchlichen Organisation und damit die Einführung einer geordneten Seelsorge verbunden war.

Das klarste Beispiel hierfür ist die Sachsenbekehrung. Unmittelbar nach dem Frieden von 776 hat Karl das sächsische Land in eine große Anzahl von Sprengeln zerlegt, diese aber nicht selbständig gemacht, sondern an fränkische Bistümer und Klöster zur geistlichen Versorgung übergeben. Nicht nur die nahen deutschen Bistümer Mainz, Köln, Würzburg, Utrecht erhielten hier Arbeitsgebiete, auf denen sie mit ihren überschüssigen Kräften wirken konnten, sondern auch entlegene französische wie Rheims und Châlons, ebenso große und kleine Klöster wie Fulda, Amorbach u. a. Die Predigt bei den Sachsen wurde eine gemeinsame Angelegenheit der fränkischen Landeskirche. In kurzem folgte ein weiterer Schritt; die Einrichtung eines über das ganze Land ausgedehnten Pfarrsystems. Was bei den Sachsen in dieser Weise geschah, das wiederholte sich in etwas abweichender Art, den abweichenden Verhältnissen gemäß bei allen deutschen Stämmen: man kann kaum sagen, der Pfarrer habe sofort den Missionar abgelöst; denn seine Arbeit trug in der Anfangszeit noch vorwiegend den Charakter der Missionsarbeit. Am eigenartigsten war die Sachlage bei den Franken. Denn sie saßen zum großen Teil in einem längst christlichen und kirchlich organisierten Lande. Aber die Reichskirche war stets eine Kirche der Städte, während die Franken auf ihren Höfen auf dem platten Lande wohnten. Kirchlicherseits hat man eine Zeitlang an dem ausschließlichen

Recht der Stadtkirche festgehalten und den Versuch nicht gescheut, es auch den neubekehrten Herren des Landes gegenüber zu behaupten. Aber er mißlang: die Franken trozten dem Episkopat die selbständige Dorfkirche, man kann auch sagen, sie trozten dem Bistum die Pfarrei ab. Dadurch aber ward jene individuelle Seelsorge möglich, die gerade bei Völkern mit schwach entwickelter Selbständigkeit der Einzelindividualität notwendig zu sein scheint.

Fragen wir zuletzt noch, wodurch man im Mittelalter den Eindruck auf die germanischen Völker glaubte hervorbringen zu können, der mächtig genug war, sie zur Annahme der neuen Religion zu bestimmen.

Es hat auch in jenen Jahrhunderten Missionstheoretiker gegeben. Zu ihnen gehörte der Bischof Daniel von Winchester, einer der Freunde Winfrids. Ein trefflicher Mann mit warmem Herzen für die Mission hat er ihr manchen Dienst gethan. Einmal kam er auf den Gedanken, es sei ganz gut, wenn er den jüngeren in Deutschland thätigen Freund mit seinem guten Rat unterstütze. Er schrieb also einen ausführlichen Brief an ihn, in dem er den Missionar belehrte, wie er es anfangen müsse, um die heidnischen Deutschen am leichtesten für das Christentum zu gewinnen. Da rät er ihm vor allen Dingen Vorsicht an: nur nicht mit offenem Widerspruch gegen die Götter anfangen. Zuerst sollte er die mythologischen Göttergenealogieen zugeben, um allmählich die Heiden zu überführen, daß ihre Götter, da sie von anderen abstammten, keine Götter seien; sie hätten ja einen Anfang genommen. Dann solle er sie fragen, was sie von der Welt dächten, ob sie von Ewigkeit her sei oder nicht, um so allmählich auf die Schöpfung der Welt zu kommen. In dieser Art geht es weiter (Bonif. ep. 23). Man sieht, daß der wohlunterrichtete Bischof völlig außer stande war, sich eine Unterredung mit einem deutschen Bauern vorzustellen. Sicher ist auf diese Weise kein einziger Deutscher bekehrt worden. Was die Prediger wirklich brachten, kann man eher aus der Botschaft Augustins an Adilbert sehen, die ich vorhin erwähnte. Es klingt ganz ähnlich, wenn Herbord, einer der Genossen Ottos von Bamberg, ihn die Pommern in Birik anreden läßt: wir kommen einen langen Weg: euer Heil, euer Glück, eure Freude hat uns auf diesen Weg geführt. Denn fröhlich, glücklich, ewig selig werdet ihr sein, wenn ihr euren Schöpfer erkennen und ihm allein dienen wollt (Vita Otton. II, 15). Man ist im Zusammenhang derselben Gedanken, wenn man liest, daß ein Genosse des Bonifatius den ersten Brief, den er von Deutschland nach der Heimat richtete, mit den Worten begann: Gelobt sei Gott, der will,

daß alle Menschen selig werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, und der nach seinem Willen unseren Weg in dieses Land gelenkt hat (Bonif. ep. 101). Wenn in Sachsen den Christlichen Predigern entgegengehalten wurde: warum habt ihr das Christentum uns so spät verkündigt, wenn es doch zum Heile notwendig ist? Warum ist Christus so spät gekommen? warum hat er es zugelassen, daß so viele Tausende vor seiner Menschwerdung verloren gingen? (Mansi coll. conc. XII, S. 377) so setzen diese Einwände eine analoge Verkündigung voraus. Während in der alten Kirche im gleichen Bereich eine Fülle von Motiven uns entgegentritt, haben wir hier in verschiedenen Jahrhunderten in weitauseinanderliegenden Ländern die Verwertung des gleichen Gedankens. Irrt man, wenn man in ihm den Grundton der Missionspredigt unter den Germanen gegeben findet? Wie er des weiteren ausgeführt wurde, davon geben die ältesten christlichen Denkmäler in unserer Sprache eine Vorstellung: die Taufsprachen, die Übersetzungen des Credo und des Vater=unsers, die Sündentafeln und mancherlei Beichtformeln. Auch diese Stücke sind nicht aus der Missionsthätigkeit im eigentlichen Sinn erwachsen, noch für sie bestimmt: sie dienten der Arbeit des geordneten kirchlichen Amtes. Aber wie erinnert, war die Grenze zwischen jener und dieser eine fließende: die letztere hatte nur fortzuführen, was die erstere begonnen. Deshalb zeigen jene Stücke, was man erstrebte: eine Kenntniss von Gottes Walten für die Menschen, die besonders Kenntniss des Lebens Jesu war, einen Gebetsverkehr mit Gott, wobei das Gebet nicht als eine Zauberformel betrachtet wurde, das Bewußtsein, daß der Mensch für all sein Thun und Handeln Gott verantwortlich ist. Das war wenig. Aber im Vergleich zu dem, was man vorfand, dünkt es mich sehr viel.

Ich habe von der Missionsmethode untergegangenen Zeiten gesprochen, nicht um Belehrung darüber zu geben, wie man es jetzt machen muß oder nicht treiben darf. Denn die Geschichte ist weder dazu da, daß man in der wohlfeilen Klugheit der Spätgeborenen sich in dem Bewußtsein sonne, daß es die Alten verkehrt gemacht haben, noch dazu, daß man in dem Glauben an die unfehlbare Methode der Alten die Gegenwart schulmeistere. Wer sie so benützen wollte, der würde nur Verkehrtes aus ihr lernen. Aber eines lehrt sie zweifellos: daß nur derjenige mit Erfolg arbeitet, der zweckmäßig arbeitet, der sein Verfahren den Verhältnissen anpaßt, die er findet. Nur wer das im Auge hat, wird erreichen, was alle methodische Arbeit erreichen will: die größte, mit der vorhandenen Energie erreichbare Leistung.

Die Mission auf Neu-Kaledonien.¹⁾

Von D. R. Grundemann.

Lang hingestreckt von Nordwest nach Südost, der Entfernung von Berlin bis Nürnberg gleichkommend, liegt der aufblühenden australischen Kolonie Queensland gegenüber die Insel Neu-Kaledonien, die an Fläche das Großherzogtum Baden um $\frac{1}{7}$ übertrifft. Sie besteht aus einem 150—250 Meter hohen Kreideplateau, überragt von Gebirgszügen und Massivs anderer Art, deren höchste Gipfel gegen 1700 Meter aufsteigen. Nach Osten fällt die Küste schroff ab, durchfurcht von Flußthälern voll üppiger Vegetation. Auf der anderen Seite ziehen sich weite Ebenen hinab, die mit Farnkraut bedeckt, von wenig Gesträuch und Bäumen unterbrochen, unwillkürlich an die bürren Landschaften Australiens erinnern. Der Lauf der Flüsse ist kurz, ihre Mündungen sind von Sümpfen umgeben.

Die Eingeborenen, kraushaarige, schwarze Melanesier, sind in manchen Stücken auf der Stufe tiefster Rohheit. Bis vor wenigen Jahrzehnten herrschte Menschenfresserei so, daß Häuptlinge sogar gelegentlich eigene Unterthanen schlachten ließen. Noch jetzt gehen die Männer größtenteils in schamloser Nacktheit, während die wie Lasttiere behandelten Frauen ein unzureichendes Röckchen tragen. In anderer Beziehung zeigen sie eine bedeutende Entwicklung; wie z. B. der von den Männern allein betriebene Landbau (Pflanzung von Knollen) auf hoher Stufe steht. In Fischfang und Jagd sind sie geschickt, ebenso in der Kunst des Holzschnitzens, haben eine Zeiteinteilung nach den Phasen des Mondes, ja sogar Ansätze zu einer Hieroglyphenschrift, und ihre politischen Einrichtungen, mit Abstufung verschiedener Stände, sind gar nicht einfach. Priester mit erblichem Amte walten als Zauberer, Wettermacher und Ärzte. Tempel sind selten. Man kennt einen höchsten Gott; die Verehrung aber gilt meist den Ahnen.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde die in zahlreiche Stämme mit verschiedenen Dialekten zerspaltene Bevölkerung noch auf 100 000 Seelen geschätzt. Bald nach 1840 brachten Londoner Missionare polynesishe Lehrer nach der Hauptinsel und ihrer südöstlichen Fortsetzung, der Fichteninsel (Kunië) die vom „John Williams“ regelmäßig besucht wurden. Ihrer mehrere fielen als Märtyrer. Doch fing die Mission an Wurzel zu schlagen

¹⁾ Als hauptsächlichste Quelle wurde benutzt: Ph. Delord (Pasteur Missionnaire à Maré), *Mon voyage d'enquête en Nouvelle-Calédonie*, Août—Sept. 1899; Paris 1901.

und die katholische Konkurrenz blieb nicht aus. Maristen unter dem Schutze französischer Kriegsschiffe schienen bald die geringen evangelischen Anfänge zu unterdrücken. Die Londoner Mission verzichtete auf den ungleichen Wettkampf um so eher, als ihre Arbeiten auf den benachbarten Loyalty-Inseln schon bessere Erfolge versprochen. Seit 1845 war die evangelische Mission auf Neu-Kaledonien abgebrochen. Zwei Jahre später erlitt die dortige katholische dasselbe Schicksal — sie hatte nichts ausrichten können.

Frankreich aber zeigte ein besonderes Interesse für jene Kannibalen-Insel, auf der die berühmten Sandelholzhändler zu schwerem Nachtheil der Eingeborenen sich immer mehr einstellten. Es ist nicht klar, ob nur die Bereitwilligkeit dem päpstlichen Stuhle zu dienen, der Beweggrund war. Fast schien es so, da neue stärkere Missionsexpeditionen von französischen Kriegsschiffen eingeführt wurden. Doch wirkte wohl auch die kolonialpolitische Absicht mit, den erstarkenden englischen Kolonien in Australien eine französische an die Seite zu stellen. Die Insel wurde 1853 in Besitz genommen, ohne daß mit den Eingeborenen darüber irgendwie verhandelt worden wäre. Die französischen Kolonialpolitiker hatten sich aber nicht wenig verrechnet. Neu-Kaledonien hat zwar einige gute Häfen, ist aber durch das große Barrier-Riff mit wenigen Durchlässen für den Verkehr nicht günstig gestellt. Dazu hatten die geringen Landesprodukte wenig Anziehungskraft. Während die australischen Goldfelder tausende von Ansiedlern anlockten, fand sich das Edelmetall in Neu-Kaledonien nur so spärlich, daß es die Mutung nicht lohnte. Erst in neuerer Zeit sind die reichen Nickelminen von Bedeutung geworden, die jetzt dem Weltmarke den Hauptbedarf dieses Metalls liefern. Die Bemühungen aber, das Land zu kolonisieren, haben nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Viel Schuld daran trägt die Anlage der Verbrecherkolonie, deren Nachteile man an den Erfahrungen Australiens hätte kennen lernen können. Vor etwa 10 Jahren befanden sich in der französischen Kolonie gegen 7500 Sträflinge¹⁾ und 2500 freigelassene, aber nur 5600 freie Ansiedler.

Das größte Hindernis für die Entwicklung derselben dürfte jedoch die verkehrte Behandlung der Eingeborenen gewesen sein, die den Fremden feindselig gegenübertraten, und deren Unterwerfung man von der mit Waffengewalt unterstützten katholischen Mission erwartete. Unsägliche Kämpfe mußten mit dem verschiedenen Stämmen geführt werden. Nach blutiger

¹⁾ DeLord giebt für 1899 die Zahl 11000.

Niederlage zogen sie sich meist ins Innere zurück, wo sie schließlich unbelästigt nach alter Weise weiter lebten. Nur einem kleinen Bruchteil gelang es zu gewinnen, der unter den zahlreichen Priestern und Nonnen sich bald an katholische Formen gewöhnte. Der Versuch aber, ein jesuitisches Gemeinwesen aus ihnen zu bilden, nach dem Muster von Paraguay, ist gründlich fehlgeschlagen.¹⁾

Von den 100 000 Eingeborenen sind jetzt noch 25 000 übrig. Wenn auch der sonstige böse Einfluß der Weißen, namentlich durch den Branntwein, zu dieser erschreckenden Verringerung mit beigetragen hat, dürften die französischen Waffen doch die Hauptsache gethan haben. Hätte man das alte System beibehalten, und weiter die Bekehrungsversuche durch Gewalt fortgesetzt, so würde der Rest vielleicht noch mehr zusammengeschmolzen sein. In neuerer Zeit aber ist ein völliger Wechsel eingetreten. Die Kolonialregierung identifiziert sich nicht mehr mit der katholischen Mission und hütet sich, ihre Übergriffe zu unterstützen. Früher waren die Beamten gefügige Werkzeuge des Klerus, und die Franzosen hatten sich dies, trotz ihrer sonst so antiklerikalen Gefühle, gefallen lassen. Man sagte: „Der Antiklerikalismus ist kein Exportartikel“. Jetzt scheint vom Mutterlande her eine andere Luft zu wehen (die Verhältnisse in Madagaskar bestätigen ebenfalls diese Annahme). Über den Stand der katholischen Mission auf Neu-Kaledonien habe ich keine genauere Angabe gefunden.²⁾ Es bestehen viele, stark besetzte Missionsstationen,³⁾ aber die zugehörigen Gemeinden scheinen sich wenig zu vermehren.

Dagegen ist ganz im Stillen eine evangelische Mission auf der Insel entstanden, die sich in erfreulichem Aufschwunge befindet, und nun auch von der Regierung mit Wohlwollen behandelt wird. Dieses Werk eingeborener Christen von den Loyalty-Inseln ist eine höchst interessante Erscheinung, die von der Lebenskraft des Evangeliums bei den Südsceevölkern beredtes Zeugnis giebt. — Um die Sache ganz zu verstehen, müßte man die Entwicklung der Verhältnisse auf jener benachbarten Gruppe eingehender betrachten. Hier gestattet mir der Raum nur kurz anzudeuten, daß, während die katholischen Priester auf Neu-Kaledonien mit

¹⁾ Meinicke, Die Inseln des stillen Ozeans I S. 233.

²⁾ Die katholischen Missionen (Januar 1899) geben allerdings 11 500 Eingeborene im Ap. Vikariat Neu-Kaledonien als Katholiken an. Aber das letztere umfaßt nicht nur die Hauptinsel, sondern auch die Loyalitäts-Insel und die Neu-Hebriden. Die Zahl ist nicht genügend kontrollierbar.

³⁾ Delord, l. c. p. 156 zählt 85 Missionsarbeiter.

geringem Erfolg arbeiteten, die Londoner auf Mare und Lifu große Scharen zur christlichen Gemeinde sammelten. Das reizte natürlich die ersteren als Konkurrenten auch dort einzutreten, und der damalige Gouverneur reichte ihnen dazu bereitwilligst die Hand. Im Jahre 1864 wurden die Loyalty-Inseln von Frankreich annektiert. Es folgten die unglaublichsten Vergewaltigungen der evangelischen Eingeborenen, deren Widerstand gegen die katholischen Missionare als politische Unbotmäßigkeit gedeutet wurde. Selbst in den Kirchen scheute man sich nicht, mit Waffengewalt in barbarischer Weise gegen die versammelte Gemeinde vorzugehen. Häuptlinge und Älteste wurden gefesselt in die Verbannung geführt. Ihren Gipfel erreichte die Verfolgung in der allem Völkerrechte Hohn sprechenden Vertreibung des englischen Missionars Jones von Mare (1887.¹⁾)

Alle Bemühungen, den Widerstand der Evangelischen auf Mare zu brechen, waren vergeblich. Schließlich versuchte man sie durch einen evangelischen, französischen Prediger zu gewinnen. Aber dieser Staatspfarrer Gru, den der Gouverneur sich infolge einer Zeitungsanzeige verschafft hatte, gewann nur einen kleinen Teil der Bevölkerung, während die anderen in ihrem Widerstande beharrten und nach ihrem Missionar verlangten. Erst in neuerer Zeit hat die Regierung den richtigeren Weg eingeschlagen, der evangelischen Missionsgesellschaft zu Paris die Sorge für die Christen in Mare zu übertragen. Auf Lifu hatte man den Londoner Missionar geduldet. Dort hatten die Katholiken etwas mehr Erfolg gehabt; aber der weit überwiegende Teil der Bevölkerung ist auch dort dem Evangelium treu geblieben.

Seitdem die Loyalty-Inseln der französischen Kolonie einverleibt sind, kommen manche ihrer Bewohner nach dem „Großen Lande“ (wie sie Neu-Kaledonien nennen) herüber. Mancher sucht dort unter günstigen Verhältnissen Arbeit, um mit seinem Verdienst zurückzukehren. Es ist vorgekommen, daß eine Gemeinde eine Anzahl ihrer jungen Männer dahinsandte, um die Mittel zu einem Kirchbau zu erlangen. — Daß eingeborene Christen als Lehrer in fremde Länder gehen, ist auf den Loyalty-Inseln nichts außergewöhnliches. Besonders von Lifu sind schon ihrer viele im Dienste des Evangeliums nach Neuguinea gegangen. So singen denn auch etliche solche Christen an, in Neu-Kaledonien zu arbeiten — ohne daß sie von einer Missionsgesellschaft wären ausgesendet worden. Es ist aus meinen Quellen nicht genau ersichtlich, ob sie ganz auf eigne Hand gingen,

¹⁾ Vergl. A. M.-Z. 1888, Beibl. S. 68 ff.

oder ob sie von ihren heimatlichen Gemeinden einen Auftrag hatten, und in wie weit sie von ihnen Unterstützung erhielten. Jedenfalls ist diese aus den jungen Heidenchristen hervorgegangene Mission, zumal in jenen Zeiten des schweren Druckes und Verfolgung, ein bedeutsames Zeichen von der Kraft ihres Christentums. Solche Lehrer werden in der Sprache von Mare „Natas“ genannt.

Als ihr Treiben auf Neu-Kaledonien bekannt wurde, gerieten die katholischen Missionare in große Aufregung, zumal jene augenscheinlich bei den Eingeborenen Eingang fanden. Alle Kräfte des Himmels und der Erde hätte man gegen diese gefährlichen Subjekte in Bewegung setzen mögen, die als Spione und geheime politische Agenten Englands verdächtigt wurden. Zuerst hörte der Gouverneur auf die Verleumdungen. Mehrere Natas wurden ausgewiesen, was gewiß nur zur Förderung ihrer Sache diente. Denn es kamen immer wieder andere, die mit Freuden von den Anhängern der Vertriebenen aufgenommen wurden. Endlich aber gingen den betreffenden Beamten die Augen auf. Es stellte sich heraus, daß die Freunde der fremden Lehrer sich viel ruhiger verhielten, als andere Stämme. Seitdem änderte die Regierung ihre Haltung. Man legte den „Lehrern der Loyalität“ nichts mehr in den Weg.

In Numea der Hauptstadt der Kolonie giebt es eine kleine Gemeinde französischer Protestanten, deren Pastor sonst wohl auch schon Fühlung mit den evangelischen Lehrern gehabt, sich aber jedenfalls nicht in direkte Missionsarbeit hatte einlassen können. Als dieser, Mr. Langreaux sen.,¹⁾ sich Ende 1896 zu einer Erholungsreise nach der Heimat rüstete, erschienen zwei Eingeborene aus dem Distrikte Houailou (Hwailu) die ihm als Abgeordnete von 250 Eingeborenen, welche Protestanten werden wollten, die Entsendung eines Missionars für sie in Paris zu vermitteln baten. Sie berichteten, daß bereits zwei Kirchen gebaut seien, und daß sie ihre Absicht überzutreten beim Distriktsbeamten angemeldet hätten. Diese Bitte wurde in der Heimat warm befürwortet, zumal auch der Gouverneur sich der Sache geneigt zeigte.

Leider war damals die Pariser Missionsgesellschaft durch die gewaltigen neuen Aufgaben, die ihr in Madagaskar zugefallen waren, so in Anspruch genommen, daß die Entsendung eines eigenen Missionars für Neu-Kale-

¹⁾ Sein Sohn war der Nachfolger des oben erwähnten Staatspfarrers auf Mare, der in Verbindung mit der Pariser Missionsgesellschaft in taktvoller Weise dort wirkte, mit so gutem Erfolge, daß der größte Teil der renitenten Protestanten sich den von ihm geleiteten Gemeinden wieder anschloß.

donien für die nächste Zeit geradezu unmöglich war.¹⁾ Die Gesellschaft halte bereits für jenes Südsee-Gebiet durch die Anstellung eines Missionspastors für Mare, Mr. Delord, mehr als zuvor gethan. Letzterer wurde der Nachfolger des Mr. Langereau jun., der ursprünglich von der Regierung berufen war und der nun, nachdem die kirchlichen Wirren auf Mare beigelegt waren, zurückkehrte, um ein Pfarramt in der Heimat anzunehmen. Alles was man für jene Bittsteller aus Houailou damals thun konnte, war dies, daß man ihnen ein paar Katechisten aus Vifu zusenden ließ.

Sobald sich aber Herr Delord in sein neues Amt auf Mare²⁾ eingelebt hatte, machte er sich auf eine Untersuchungsreise, um die Natas und ihre Anhänger auf Neu-Kaledonien als Augenzeuge kennen zu lernen. Diejenigen von ihnen, welche auf der Westküste arbeiten, hatten inzwischen eine Konferenz gehalten, auf der regelmäßige Berichterstattung über ihr Werk, der Bau mehrerer Kirchen, die Auffuchung weiterer Stämme, die Bildung einer gemeinsamen Kasse zur Unterstützung des Werkes 2c. beschlossen wurde, sowie die nachdrückliche Bitte um einen französischen Missionar. Um Bibeln und christliche Schriften wendete man sich an die Christen auf den Loyalty-Inseln, und dringend klingt die Bitte um Kleidungsstücke für die eingeborenen Frauen. Hatte doch die Frau eines Nata ihr eigenes Gewand zerschnitten, um den Taufbewerberinnen eine angemessene Hülle zu schaffen.

Herr Delord hat uns von seiner Reise, die er im August 1899 antrat, in dem oben genannten Buche eine ausführliche Beschreibung gegeben. Er verweilte einige Tage, deren einer ein Sonntag, in Numea, das immer mehr ein städtisches Gepräge annimmt. Es entgingen dem Beobachter nicht die Spuren tiefen sittlichen Elendes an der zusammengewürfelten Bevölkerung (5000—6000 Seelen). Die kleine protestantische Kirche, ein würdiges Bauwerk, liegt samt dem Pfarrhause auf einem die Stadt überragenden Hügel. Der französische Gottesdienst war schwach besucht. Nachmittags versammelten sich gegen 200 Loyalty-Inulaner, denen ein Katechist predigte. Leider waren darunter einige gepuzte Frauenzimmer, deren Anblick dem Besucher die Schamröte auf die Wangen trieb. Für Dienstag

¹⁾ Der Eifer, mit dem die 600 000 Protestanten Frankreichs in neuerer Zeit ihre Missionsgaben nahezu verdoppelt und bis über eine Million Franken gesteigert haben, verdient unsere Bewunderung und herzliche Anerkennung. Auch die Erwägung, daß auswärtige Freunde (z. B. im Elsaß) ihnen helfen, kann dieselbe nicht abschwächen. Vergl. Kurze, die Pariser evangelische Missionsgesellschaft, S. 276 ff.

²⁾ Seinen Wohnsitz hat er zu No, an der Nordküste.

wurde eine Sammlung für die Arbeit der Natas angekündigt, welche außer Gaben in natura, Kleidern, Seife zc. 51,95 Frs. ergab.

Weiter ging die Reise an der Westküste entlang, wo mehrere Häfen angelaufen wurden. In dem einen trifft Delord Bekannte von Mare, die als Perlfischer die Kosten für das Dach ihrer Kirche verdienen. Das giebt eine herzliche Begrüßung. „Hütet Euch vor dem Haifisch!“ bemerkt der Missionar. „O Missi,“ ist die Antwort, „wir arbeiten ja für die Kirche und daheim betet man für uns — wir haben keine Furcht.“

Nicht weit von dort liegt Kone (240 Kilometer von Numea), der erste Ort, in dessen Nähe Natas arbeiten. Die Reise geht mit Hindernissen. Der telegraphisch zur Abholung aufgeforderte Nata ist bei der Ankunft nicht vorhanden. Es gelingt ein Pferd zu mieten. Delord reitet in das Dorf des bewußten Stammes. Da liegt das schlichte Kirchlein und das Häuschen des Lehrers im üppigen Grün der Bananen und mächtigen Bambusgebüsches — aber es ist leer. Ebenso die mit seltsamen Figuren geschmückte Grasshütte des Häuptlings. Alles ist in den umliegenden Kaffee-Pflanzungen bei der Ernte beschäftigt. Niemand von den wenigen Anwesenden versteht ein Wort französisch. Also zurück — auf dem furchtbaren Wege, zerstoßen von Moskitos. Nach kurzer Rast in einem Hotel geht es weiter nach Boh, 30 Kilometer nördlich. Die unbedeutende Ansiedelung wird 5 Uhr abends erreicht. Dort trifft der Reisende die Natas Setine und Waia, die ihn in das auf einem tristen Inselchen, Gatope, gelegenen Dorf des Stammes führen. Dort leben unter den Heiden etliche christliche Familien von Mare in armseligen Hütten um des Evangeliums willen. Es folgt eine freudige Begrüßung. Man singt, man betet. Nach all dem Elend, das er inzwischen gesehen (auch an Deportierten) fühlt sich der Missionar so wohl unter christlichen Brüdern und Schwestern. In dem entsagungsvollen Leben, das die Leuten hier führen, erscheinen sie als christliche Helden. Einer von ihnen, Drap, war in Mare schon der Leiter einer Gemeinde, die ihm mit voller Liebe anhing. Aber aus Liebe zu den verlorenen Heiden des „Großen Landes“ hat er im Einverständnis mit seiner Gemeinde alles im Stich gelassen und steht nun hier an der schweren Arbeit.

Die Herberge, die man dem Gaste bieten konnte, spottete, wie es scheint aller Beschreibung. Ein Stückchen Segeltuch auf Stroh war das von Legionen von Moskitos und Flöhen heimgesuchte Lager. Es klingt heroisch, wenn Delord schreibt: „Dennoch freue ich mich, daß ich bei meinen teuren Natas bin.“

Am anderen Tage wurde Gottesdienst gehalten mit der Feier des heiligen Abendmahls. Hier vermißt der Leser eine eingehende, anschauliche Darstellung der jungen neukaledonischen Christengemeinde, die sich leider auch in den folgenden Abschnitten der Reisebeschreibung nicht findet.

Hier sah der Missionar das wahre Heidentum in abschreckendster Gestalt. Unter dem Tabubaume lagen gebleichte Schädel und geräucherte Leichen. In geringer Entfernung die europäische Ansiedlung mit dem civilisierten Leben — welch ein Abstand! — In stiller Abendstunde sangen die Natas am Feuer nach eintöniger Weise mit einer wie weinend murmelnden Stimme ihre Lieder, in denen sie das Elend der Heiden beklagen und um ihre Erleuchtung bitten. Vom Riff herüber tönte das Rollen der Brandung in langsamen Takte als wunderfame Begleitung.

Es würde zu weit führen, wollten wir die ganze Reise des Missionars ausführlich wiedergeben. Sie ging weiter nach Norden in den Distrikt Kumat, sodann herüber nach der Ostküste, wo sich in den Distrikten Hwailu und Nakety die kleinen Christengemeinden schon in fortgeschrittenerem Zustande finden — bessere Kleidung — offene Gesichter — die Frauen weniger scheu. Der Abstand von den mit scheuen Blicken am Boden kauern den, fast nackten Heiden mit ihren wüsten Haaren war auffallend. Besonders wichtig aber ist der auch von den Beamten anerkannte Unterschied: die Christen entsagen dem Alkohol, der unter den Heiden, bei Männern und Frauen, furchtbares Verderben anrichtet. Dieser Punkt ist das Greifbarste an der Umwandlung der bekehrten Neu-Kaledonier.

Der Missionar sinnt in stiller Nachtstunde nach über die Qualität dieser jungen Christen.¹⁾ Welches ist in ihrem eben erst sich entwickelnden (rudimentair) Denken die Vorstellung, die sie sich von Gott machen? Welches sind ihre innersten Gefühle: Bitten, Ängste, Tröstungen, Hoffungsgründe? Giebt es den wahren Glauben, oder wird das Schibboleth mechanisch, wie eine Zauberformel wiederholt? Giebt es ein Band, das ihre arme noch halbdunkle Seele mit der wahren Realität: Gott, Christo und dem ewigen Evangelio verbinden könnte? — Wer will darauf antworten? Wer könnte sich verstohlen genug in ihre Finsternis einschleichen, um ohne Mißtrauen zu erwecken, die Wirklichkeit zu erfassen? . . . Aber eine Thatsache bleibt — ihre völlige Enthaltung von Alkohol. Man sagt: „Er ist ein Protestant — er trinkt nicht.“ Das steht ihnen logisch so fest, wie dies, daß die Bananenstaude Bananen bringt. Dabei sieht man es manchen an den Gesichtern an, daß sie früher furchtbare Säufer waren.

¹⁾ L. c. 161 ff.

„Wer hat dieses Wunder gethan? Die Natas? Ach sie sind selbst wie ein Wassertropfen, wie ein vom Winde bewegtes Blatt, äußerst scheu, arm an Erkenntnis und schwach im Glauben. — Die Liebe Gottes war es, die durch die schlichte Verkündigung des Evangeliums ausgesäet wurde, und Gott hat das Gedeihen gegeben. Das Werk ist begonnen, es ist noch nicht vollbracht, die Pforte ist erst aufgethan: man muß eintreten.“

Jede nüchterne Erwägung wird unter den vorliegenden Verhältnissen von vornherein bei diesen jungen Anfängern noch keine weitere Entwicklung des christlichen Lebens erwarten. Wie bei kleinen Kindern sollte man sich begnügen, wenn die verborgenen und unkontrollierbaren Keime des inneren Lebens in der festen Gewöhnung an ein wichtiges Stück der christlichen Sitte ihren Ausdruck finden. Weitere Fortschritte werden nicht ausbleiben.

Wir haben alle Ursache auch bei einem noch niedrigen Stande des geistlichen Lebens uns über die 19 evangelischen Gemeinden mit 31 Filialen zu freuen, in denen im Jahre 1899 schon 203 Erwachsene getauft waren, während die Zahl der Anhänger auf der Ostküste nach einer nicht vollständigen Zählung 793 betrug. Zusammen mit denen auf der Westküste über die keine Zählung vorliegt, wurden sie auf 1400 geschätzt.

Die Pariser Missionsgesellschaft hat sich auch dieses ihr vor die Füße gelegten Missionsfeldes angenommen. Der erste nach Neu-Kaledonien entsandte Missionar dürfte, wenn diese Zeilen erscheinen, bereits unterwegs sein.

Die allgemeine Missionskonferenz in Livingstonia in Britisch Central-Afrika.

Von Dr. med. F e l d m a n n.

Im Oktober 1900 feierte die Livingstonia-Mission ihr 25jähriges Bestehen und lud aus dieser Veranlassung Vertreter der in den Nyasalandern arbeitenden M.-G. ein, sich an einer allgemeinen Konferenz zu beteiligen, in der gegenseitig Erfahrungen ausgetauscht und neue Gesichtspunkte für die Weiterfortführung der Arbeit gewonnen werden sollten.

Sieben Missionsbehörden sandten Vertreter, nämlich Berlin I (die Missionare Bunk und Schumann), die Brüdergemeinde (Th. Richard), die schottische Kirchenmission (4 Vertreter), die Livingstonia-Mission holländische Abteilung 3, schottische Abteilung 20 Vertreter, Londoner M.-G. (Missionar Robertson) und die Zambesi Industrial Mission (Missionar Galloway). Die Konferenz fand vom 12. bis 20. Oktober 1900 in Livingstonia statt und in 9 Sitzungen wurden die wichtigsten Fragen der missionarischen Thätigkeit in Central-Afrika behandelt.

In der Eröffnungsversammlung begrüßte der Vorsitzende Missionar Dr. Elmslie (Livingstonia) die erschienenen Gäste und verlas ein Telegramm von Dr. Stewart und einen Brief des Superintendenten der Berliner Mission Carl Neuhaus. Der Vertreter der Universitäten-Mission, Bischof Sine, hatte sich anderer Pflichten wegen entschuldigt. An den auf Urlaub abwesenden Veteran der Livingstonia-Mission Dr. Laws und an die vertretenen M.=G.G. wurden Begrüßungstelegramme gesandt.¹⁾ Der Vorsitzende berichtete dann kurz über die Arbeit der letzten 25 Jahre²⁾ und gab der Hoffnung Ausdruck, daß diese Konferenz zur Stärkung des gegenseitigen Vertrauens und Verständnisses beitragen möge, damit sowohl der einzelne als auch die ganze Missionsarbeit gefördert werde.

Die Sitzung des Montags, 15. Oktober, fand unter dem Vorsitz des Missionars A. G. Mac Alpine (Livingstonia) statt und hatte als Thema: die Evangelisationsarbeit. In seinem Vortrag stellte der Vorsitzende den Grundsatz auf: Afrika muß durch den Afrikaner evangelisiert werden. Dieser Grundsatz gebe der Missionsarbeit von vornherein eine bestimmte Richtung. Das Evangelium, bei dessen Verkündigung hauptsächlich die Sündhaftigkeit und Heilandsbedürftigkeit der Heiden betont werden müsse, dürfe denselben nicht als ein „Chizungu“, eine Eigenart des weißen Mannes erscheinen, sondern als die für alle Völker und Volkscharaktere passende Weltreligion. Dem bekehrten Heiden sei es klar zu machen, daß wer Christi Nachfolger sein wolle auch sein Mitarbeiter sein und daher auch durch Beispiel und Wort an der Ausbreitung des Evangeliums mithelfen müsse. Ein Wort aus dem Munde eines Volksgenossen finde schon deshalb viel leichter Eingang, da es dem Gedankenkreise und der eigenartigen Ausdrucksweise angepaßt werde. Zu seelsorgerischer Thätigkeit sollten nur Leute zugelassen werden, die erprobt und auf Grund ihres Charakters und ihrer Fähigkeiten von ihren eigenen christlichen Volksgenossen zu Predigern und Ältesten gewählt worden seien. Diese Männer würden dann die heidenschristlichen Gemeinden weiter organisieren und leiten. Um dazu tüchtig zu werden, sei es nötig, daß dieselben einen bestimmten Lehrgang durchmachen müßten, der vor allem sie selbst tiefer im Evangelium gründen solle.

Ein weiterer Weg, das Evangelium ins Land und Volk zu tragen, sei der, daß die jungen Leute, die auf der Wanderung nach den Erzeugnissen des Landes z. B. Gummi, in Gegenden kämen, die von Europäern schwer erreicht würden, Zeugnis von dem ihnen widerfahrenen Heile in Christo ablegten. Auch christliche Träger könnten auf ihren weiten Reisen den Samen des göttlichen Wortes austreuen. „Doch vergessen wir nicht“, so schloß der Redner, „daß wir nur dem heiligen Geist die Wege bereiten können, er selbst muß kommen und die Herzen erfüllen, damit dies dunkle Afrika bald eine Leuchte des Evangeliums werde.“

Nach dem Vorsitzenden sprachen noch drei Redner. Missionar R. D. M'Ninn wies auf die natürliche Begabung der Eingeborenen zu rednerischer Thätigkeit hin, empfahl, die eingeborenen Helfer und Lehrer nicht aus der Missionskasse zu besolden,

¹⁾ An der vor 1/4 Jahrhundert noch fast unzugänglichen Westküste des Nyasa, heute eine — Telegraphenstation! Ohne die Arbeit der Mission wäre das unmöglich gewesen.

²⁾ Die A. M.=B. wird demnächst einen geschichtlichen Überblick über diese 25 Jahre bringen.

sondern die Eingeborenen-Kirche von ihrer Pflicht zu überzeugen, selbst für den Unterhalt ihrer Prediger aufzukommen. Ferner wünscht er, daß die Lehrer verheiratete Leute seien, deren Familienleben nicht verfehlen dürfe, die umwohnenden Heiden günstig zu beeinflussen. Der 3. Redner, Missionar A. C. Murray (Livingstonia-Mission) schlug vor, vorläufig als Evangelisten Männer zu verwenden, die natürliche Gaben zu diesem Berufe hätten, ein 2—3jähriger mehr oder weniger unregelmäßiger Unterricht könnte sie dabei unterstützen; auch könnten sie vorläufig in ihrem Berufe bleiben und nur an den Sonntagen Gottes Wort verkünden. Endlich empfahl Missionar Galloway die Einführung von christlichen gewerblichen Betrieben, um den Heiden zu zeigen, daß auch das geschäftliche Leben unter dem Einfluß des Evangeliums gestellt werden müsse, wenn es Segen bringen solle. Heidnische Faulheit müsse durch christlichen Fleiß verdrängt werden und redliche Arbeit als etwas, was den Menschen able, hingestellt werden. Vermehrter Wohlstand und finanzielle Selbständigkeit der Eingeborenen-Kirche würden dann erreicht werden.

Unter dem Vorsitz des Missionars A. Setherwick (schottische Kirchen-Mission) fanden am 16. Oktober die Verhandlungen statt, in denen über die Organisation der Eingeborenen-Kirche gesprochen wurde. Es sprachen der Vorsitzende, Missionar W. G. Robertson, A. G. Mac Alpine und Dr. W. A. Elmslie. Die Volkseigenart müsse der Volkskirche ihr bestimmtes Gepräge verleihen. Finanzielle Unabhängigkeit und einen geistlichen Stand, der vermöge seiner Bildung Autorität besäße. Was die Beibehaltung heidnischer aber harmloser Sitten anlangt, so wurde darauf hingewiesen, zu untersuchen, woher die Sitte stamme und ob sie sich gegen irgend eine Wahrheit des Christentums richte; danach werde es möglich sein, im gegebenen Fall richtig zu urteilen. Vor rücksichtsloser Unterdrückung einheimischer Gebräuche sei dringend zu warnen, wie auch die Apostel damalige Sitten und Gebräuche nicht unberücksichtigt gelassen haben, sondern Namen und Ausdrücke für christliche Handlungen und Begriffe an schon vorhandene Ausdrucksweise angelehnt und mit neuem, tieferem Sinne erfüllt hätten. Als Lehrsprache solle je nach den Umständen eine europäische Sprache oder eine der gebräuchlichsten Eingeborenen Sprachen benutzt werden. Als Lehrgegenstände: Dogmatik, Exegese, Alttestamentliche Geschichte, Kirchengeschichte und praktische Übungen im Lehren und Predigen. Nach Absolvierung einer Mittelschule sollte derjenige, der sich der Gemeinde als Geistlicher widmen will, drei Jahre praktisch als Helfer arbeiten, und dann auf Grund einer Prüfung zum theologischen Kursus zugelassen werden. Jeder eingeborene Geistliche solle von seiner Gemeinde unterhalten werden, zuerst vielleicht mit einer später zu entziehenden Unterstützung von seiten der Missionsbehörde. Die Leitung der Kirche müsse noch lange in den Händen europäischer Missionare liegen müssen, bis der Eingeborene auch dazu reif sein werde.

Am 17. Oktober vormittags war das Thema der Konferenz: Ärztliche Mission; den Vorsitz führte Missionar Dr. S. C. Scott (schottische Kirchen-Mission). Außer dem Vorsitzenden sprachen noch drei weitere Missionsärzte: Dr. Elmslie, Dr. G. Prentice und Dr. Luns, alle drei von der Livingstonia-Mission. Alle Redner betonten die äußerste Wichtigkeit der ärztlichen Mission, als einer Schwesterarbeit der Predigt. Sie wende sich vornehmlich gegen den Schmutz und den Aberglauben der Heiden und sei auch nötig, um Heidenchristen zu helfen, damit sie nicht versucht würden, zu heidnischen Ärzten in Krankheitsfällen ihre Zuflucht zu nehmen. Von

den drei Arten der ärztlichen Arbeit: Reisen in die Umgegend, Ambulatorium mit Verteilung von Arzneien und Verbänden und endlich Krankenhäusern, sei die letzte Art die wichtigste und jedenfalls zu erstrebende, dort bekomme der Kranke die beste Pflege und dort könne der Missionsarzt seine Hauptaufgabe erfüllen, nämlich seine Patienten auf den Herrn als den besten Arzt für Leib und Seele hinweisen. Auch die ärztliche Mission ist direkter Auftrag vom Herrn. Eingeborenen Helfern sollten auch Eingeborene als Assistenten der Ärzte zur Seite stehen, und schließlich gaben die Redner der Hoffnung Ausdruck, daß bald den Ärzten auch ausgebildete Diakonissen zur Hand gehen möchten. Schon um der Missionare selbst willen seien Missionsärzte nötig.

Die zweite Sitzung am 17. Oktober beschäftigte sich mit der Litteratur in der Eingeborenensprache; der Vorsitzende, Missionar A. C. Murray (Livingstonia) wies auf die zahlreichen hier vorhandenen Lücken hin. Könnten sich nicht die interessierten M.-GG. verbinden, um einen Missionar anzustellen, der nur auf diesem Gebiete zu arbeiten hätte? so fragte er. Eine Bibelübersetzung sei so nötig, ferner kurze, leicht verständliche Erzählungen, Traktate, und vor allem allen Anforderungen genügende Schulbücher. Ein besonderer Wunsch seinerseits seien mit Abbildungen versehene Bücher. Zum Beweis, daß die Eingeborenen viel aus Bildern lernten, erzählte er folgendes Erlebnis: „Neulich kam nach einer Vorstellung von Lichtbildern ein Heide zu einem eingeborenen Altesten und sagte: „Ich sehe ein, daß ich klein beigegeben muß und dem Worte folgen. Heute Abend sah ich Satan in dem Bild, ich wußte nie, daß er so stark ist. Sehr groß ist er gerade nicht, aber wenn du seine starken Arme und seinen kräftigen Körper ansiehst, dann merkst du gleich, daß du gegen ihn nicht ankommen kannst; ich muß daher schon ein Christ werden.““ Gern sähe der Vortragende auch die Einführung eines Gesangbuches und einer kleinen Monatschrift in der Eingeborenensprache. Missionar A. Setherwick betonte auch den Nutzen, den ein Erbauungsbuch für Familienandachten haben würde. Bei der großen Zahl der Dialekte schlug Missionar D. Mac Minn vor, die am meisten gebräuchlichen zu wählen und späterhin aus Gemeinsamem dieser Dialekte eine allen verständliche Schriftsprache zu bilden. Auch hier sei die Mithilfe gebildeter Eingeborenen unentbehrlich, besonders wenn sie auch noch eine europäische Sprache verstünden, sie würden oft den richtigen Ausdruck finden; Armut der Sprache müsse durch Neubildungen beseitigt werden, denn auch die Veredelung der Sprache sei Aufgabe der Mission.

Am 18. Oktober wurde die Frage des Unterrichtswesens erörtert, den Vorsitz führte Missionar James Henderson (Livingstonia). Von allen Rednern wurde ein gemeinschaftlicher Lehrplan empfohlen, z. B. der in Regierungsschulen übliche, damit die Schüler bei Wohnungswechsel ohne Schaden eine andere Schule besuchen könnten, auch sei dadurch das Ausstellen von Zeugnissen erleichtert. Regierungsunterstützung bei der Gründung von Schulen solle nachgesucht aber nicht durch Zugeständnisse, welche die christliche Beeinflussung der Schüler einschränkten, erkauft werden. Trennung von Schule und Kirche räumlich und auch in der Leitung. Anstellung von Berufs-Lehrern. Wert sollte auch auf die Ausbildung der Schüler in irgend einem Handwerk gelegt werden. Die Erhebung von Schulgeld wurde befürwortet. Die christlichen Eltern sollten eifrigst dazu angehalten werden, die Erziehung ihrer Kinder nicht zu vernachlässigen, sondern ihnen, sobald sie lesen könnten, eine Bibel zu kaufen. Zum Schluß wurde darauf hingewiesen, daß man die Anforderungen nicht

zu niedrig stellen sollte, besonders bei denen, welche den geistlichen Beruf ergreifen wollten; ein Unterricht in Ethik und Geschichte sei nötig als Vorbereitung für das theologische Studium. Schließlich wurde einer Kommission die Ausarbeitung eines gemeinsamen Lehrplanes übertragen und die Bildung einer stehenden Schulbehörde durch die interessierten Missionsbehörden, die je einen Vertreter stellen sollten, beschlossen.

Die Verhandlungen des 19. Oktober fanden unter dem Vorsitz des Brüdergemeine-Missionars Th. Richard statt und behandelten die Missionsarbeit der Frauen. Es sprachen der Vorsitzende, Frau Missionar Dewar und Fräulein Stewart, letztere beide von der Livingstonia-Mission. Es wurde auf den großen Nutzen hingewiesen, den ein christliches Familienleben bei der Beeinflussung der Heiden habe, und um solche Familien zu gründen, müßte die eingeborene Frau in allen den großen und kleinen Pflichten eines geregelten Haushaltes unterrichtet werden. Gerade die Missionarsfrau sei berufen, hier ihre Kraft einzusetzen, aber da die Führung ihres eigenen Haushaltes, die Pflege ihres ermüdeten und erkrankten Gatten für die verheirateten Missionarinnen schon ein überreiches Arbeitsmaß bilde, so sei auch für unverheiratete Missionarinnen reichlich Arbeit vorhanden. Dieselben könnten eine Anzahl Mädchen um sich sammeln und sie zu tüchtigen Haushälterinnen und Müttern erziehen. Auch sei eine Unterweisung in Kinderpflege sehr empfehlenswert, um die große Kindersterblichkeit zu bekämpfen. Gemeinsamer Schulunterricht von Knaben und Mädchen, da beide Teile miteinander im Lernen wetteiferten und gewiß nicht zu ihrem Schaden, konnte den bisherigen Erfahrungen nach nur empfohlen werden. Groß sei auch der Einfluß, den die Missionarinnen durch Hausbesuch und persönliche Anteilnahme an Freud und Leid der einzelnen Frau ausüben könne. Die Völker Afrikas können nicht gehoben werden, wenn nicht ihre Frauen aus dem Zustande der Mißachtung und knechtischer Dienstbarkeit herausgebracht würden, und dazu sei vor allem ihre europäische christliche Schwester befähigt und berufen. Auch sei die natürliche Begabung der Frau für Sprache und Musik den Missionaren oft eine große Hilfe gewesen.

In der letzten Sitzung wurde die in den vorhergehenden Beratungen zu Tage getretenen Ansichten in einstimmig angenommene Sätze gefaßt und als „Empfehlungen“ in einem Beschlusse den an der Konferenz beteiligten Missionsbehörden zu Begutachtung und Annahme empfohlen.

Während der ganzen Konferenz herrschte herrliche Brüderlichkeit, Einigkeit aber nicht Eintönigkeit, wie ein Redner sich ausdrückte. Voll Lob und Dank gegen den Herrn blickten die Teilnehmer auf die Tage gemeinsamer Arbeit zurück; in allen Hauptpunkten hatte man sich verstanden und jeder einzelne hatte reichen Segen bekommen. Man war sich näher gekommen und hatte die eigene Ansicht durch das Berechtigte in der Meinung des Bruderarbeiters gemildert; so war durch Gottes Gnade ein neues Band der Gemeinschaft in der That geknüpft worden, dem der Herr sicherlich seinen Segen geben wird. „Mit neuer Freude und festerer Siegeszuversicht können wir,“ so schloß der Vorsitzende der Konferenz, Dr. Elmslie, „an die Last und Hitze der Alltagsarbeit zurückgehen, wissen wir doch, daß unsere Brüder in einem anderen Teil des Weinbergs auch gegen Schwierigkeiten zu kämpfen haben; aber wir haben alle denselben Herrn, der uns zum Siege führen wird.“

Missionsrundschau.

Südafrika I.

Von D. A. Merensky.

Die Stellung der südafrikanischen Kolonisten und Kolonial-Regierungen zur Mission.

Auf der Galleschen Missions-Konferenz ist im vorigen Jahre (1900) die Parole ausgegeben worden, die Stellung, welche die südafrikanischen Buren zur Mission einnehmen, sei einer erneuten Prüfung zu unterziehen. Wir wollen versuchen dieser Aufforderung nachzukommen, denn die Erkundung und Feststellung der Wahrheit ist der christlichen Wissenschaft schönste Aufgabe und höchstes Ziel. Wir wollen diese Prüfung aber auch auf die gegenteiligen Kreise ausdehnen, also auf die Kreise der englischen Kolonial-Bevölkerung und Kolonial-Regierungen, um über die einschlagenden Verhältnisse einen wirklichen Ueberblick und für die dabei in Betracht kommenden Fragen ein besseres Verständniß zu gewinnen.

Die Teilnahme, mit welcher bei uns alle Kreise, ja alle kultivierten Völker, die Geschichte Süd-Afrikas seit Ausbruch des dort wütenden Krieges verfolgt haben, läßt solche Prüfung zeitgemäß erscheinen, es fordert aber dazu auch der Umstand auf, daß mit dem Ende des Krieges auch ein Wendepunkt in der Geschichte Süd-Afrikas nach der einen oder anderen Seite hin eintreten wird, mit dem eine Änderung der Verhältnisse verbunden ist, in denen die Eingebornen leben, und somit auch eine Änderung der Bedingungen, unter denen die Mission ihre Arbeit thut. Weiter erscheint diese Prüfung notwendig, weil die Stellung der verschiedenen südafrikanischen Kolonisten und Kolonial-Regierungen zur Mission gerade in letzter Zeit sehr verschieden beurteilt worden ist. Selbst Missionare und Missionsblätter äußern sich darüber verschieden. Da man annehmen kann, daß alle diese Stimmen, obwohl sie verschiedene Töne anschlagen, doch der Wahrheit dienen wollen, so muß man sich fragen, ob sie nicht in Einklang zu bringen sind.

Um die Frage, die wir uns gestellt haben, allseitig und gründlich zu beantworten, teilen wir sie und fragen: Wie stehen die südafrikanischen Kolonisten und Kolonial-Regierungen zu den Missionaren, zur Mission und zum sozialen Fortschritt der Farbigen?

1. Die persönliche Stellung der südafrikanischen Kolonisten, sowohl von holländischer als englischer Abkunft, zu den Missionaren ist eine freundliche und gute zu nennen. Das ist mit dadurch bedingt, daß der geistliche Stand in Süd-Afrika in ganz besonders hoher Achtung steht. Je klarer der Charakter dieses Standes an einem Missionar in seiner Haltung und seinem Benehmen zur Erscheinung kommt, desto mehr wird er von den Kolonisten, besonders auch von den Buren geachtet werden. Wenn manche Missionare in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts über unfreundliche Behandlung, die ihnen durch Buren widerfahren sei, geklagt haben, so mag das mit daran gelegen haben, daß die Kolonisten nicht recht wußten, wofür sie diese Männer zu halten hatten. Gemeinden wurden damals von ihnen doch nur selten bedient. Die brennenden Fragen, ob die Hottentotten und Sklaven frei werden sollten, regten damals die Leidenschaften auch sonst ruhiger Leute auf, und

da die Missionare dabei für die Eingebornen eintreten mußten, haben manche von ihnen dafür auch Unfreundlichkeit von den Kolonisten erfahren. So ist es zu erklären, daß Van der Kemp, Read, Phillips und andere der ältesten Missionare in Süd-Afrika keineswegs beliebt waren; andere, besonders deutsche Missionare wie Pacalt und die Abrechts, verstanden es besser auf die Anschauungen der Buren einzugehen, und es kam dann zu der Aussöhnung, die sich in der Kapkolonie mehr und mehr zu einem freundlichen ja hier und da herzlichen Verhältnis zwischen Missionaren und Buren gestaltet hat. Ähnlich ist es dann in Natal, im Freistaat und in Transvaal gewesen. Die Missionare lebten unter den Buren und befreundeten sich vielfach mit ihnen, ganz besonders war das bei den deutschen Missionaren der Fall, welche die südafrikanische Mundart des Holländischen leicht erlernten. In früheren Zeiten waren Nachbarn in jenen Ländern darauf angewiesen, einander zu helfen, und die Missionare hatten oft schätzenswerte ärztliche Kenntnisse, durch welche sie den abseits wohnenden Leuten in Zeiten der Not oft unersetzliche Helfer waren. Sie reisten auch viel und hielten dann die Abendandacht für die Bauernfamilien. Je eindrucksvoller der Missionar dabei sprach und betete, desto mehr stieg sein Ansehen als einer Art von Geistlichen in den Augen seiner Hörer.

Gelegentlich, besonders in Kriegszeiten ist diese freundliche Stellung der Buren zu den Missionaren freilich, auch in den letzten Jahren noch beeinträchtigt worden. Das war besonders häufig in Transvaal der Fall. Als im Jahre 1894 die Buren den Feldzug gegen den bei unserer Station Blaauwburg wohnenden Häuptling Maleboch unternahmen, machte unser Missionar Sonntag Erfahrungen über die er wie folgt berichtete: „Maleboch und sein Volk sind uns nicht mit einem Worte zu nahe getreten. Den Weißen (Buren) gereicht es aber nicht zur Ehre, daß wir von ihnen mehr belästigt wurden als von den umwohnenden Heiden. So z. B. wurden an das Läuten der Glocken, welche die Bewohner zur Morgenandacht rief, die größten Lügen geknüpft, und der Missionar wurde mit seinen Christen aufs grösste verdächtigt. Daß Maleboch uns nicht schon längst vertrieben und unsere Station zerstört hatte, konnte die urteilslose und ungebildete Menge dieses Kommandos nicht begreifen. Der Umstand galt den Leuten als Beweis, daß wir mit Maleboch unter einer Decke steckten, und daß wir ebenso eine Kugel verdient hätten als er: mehr als einmal ist mir mit einer solchen gedroht worden.“ Auch Missionar Deuster im Bawendaland machte ganz ähnliche Erfahrungen während des Feldzugs der Buren gegen Magato (1898). Er erzählt davon folgendes: „Hinter einem Baume lagerte ein Trupp Buren von Leydenburg. Eben wurden die Gefangenen vorbeigeführt. Da sagte einer, die sollten nur alle hier auf der Stelle totgeschossen werden. Daraus entwickelte sich ein Gespräch, bei welchem besonders ein junger Mann ganz unbändig wurde. Nachdem er Miene gemacht hatte zum Gewehr zu greifen, wollte er auf mich los mit dem Ausruf: „Ich will ihn schlagen!“ Daran verhinderten ihn seine Kameraden, aber wutschnaubend rief er ein Mal über das andere: „Geh fort!“ Diesen Gefallen that ich ihm nicht sogleich, sondern erklärte, daß ich gehen würde, wann es mir beliebe. Als ich mich an die andern Bürger und den Feldkornet wendete, erklärte mir der Feldkornet: „Ihr Missionare seid ja nur in unser Land gekommen, um hier euer Brot zu essen.“

Solche Vorgänge sind in den letzten Jahrzehnten nur vereinzelt vorgekommen, aber man versteht im Blick auf sie, daß in den früheren Zeiten, in denen Un-

frieden und Kriege mit den Eingebornen nur allzuhäufig waren, die Stellung der Missionare oft genug sehr schwierig gewesen ist. Bruder Sonntag berichtet sogar, daß jetzt in seinem Falle „eine Menge bekannter und unbekannter besser denkender Leute“ für den Missionar und das Missionswerk eingetreten seien. Er fügt seinem Bericht hinzu: „Zum Schluß, als man sich überzeugt hatte, daß der Missionar und seine Christen alles thaten was ihnen möglich war, um den Häuptling zu bewegen sich freiwillig zu ergeben, wurde die allgemeine Stimmung gegen uns eine freundliche.“ Hervorzuheben ist, daß in den beiden erwähnten Fällen der General Piet Joubert sich unwandelbar freundlich zu den Missionaren stellte. Missionar Beuster erhielt beim Schluß des Feldzugs von diesem Manne folgenden Brief: „Aus Dankbarkeit für die großen und guten Dienste, die Sie mir selbst und meinen Offizieren und Bürgern und damit auch der Regierung der südafrikanischen Republik erwiesen haben, will ich Ihnen meinen herzlichsten Dank aussprechen und Ihnen ferner alles Heil und Segen wünschen zu Ihrem christlichen Werk. Möchte der Herr Sie noch lange erhalten und ferner mit seinem Segen krönen und die gute Saat, die Sie ausgestreut haben, viel Frucht bringen lassen in dem gesegneten Königreich unsers Herrn Jesus Christus, daß es sehr mächtig unter allen Heiden ausgebreitet werde, zur Ehre seines großen Namens. Dies ist mein herzlicher Wunsch und ich wage zu sagen, auch der aller Offiziere und Bürger.“

Wir müssen aber auch einen Blick werfen auf die Stellung, welche die englische Kolonial-Bevölkerung Süd-Afrikas zu den Missionaren einnimmt.¹⁾ In dieser Hinsicht fällt ins Gewicht, daß sehr viele der englischen Missionare zugleich Geistliche sind, welche englische Kolonialgemeinden bedienen. Ihre persönliche Stellung zu den Kolonisten ist dadurch von vornherein eine geachtete.

Auch einige deutsche Gemeinden werden oder wurden von deutschen Missionaren bedient, ich erinnere an Christianenburg und Blumfontein, zu denen später auch eine Zeit lang Johannesburg gehörte. Die Stellung englischer Kolonisten zu deutschen Missionaren richtete sich meist danach, ob der Missionar die englische Sprache beherrschte, und ob er in Bezug auf Sitte und äußeres Benehmen alles vermied, was nach englischem Begriff unfein oder gar anstößig war. Der Engländer will im Geistlichen den Gentleman sehen, wenn er ihn achten soll. Der englische Kolonist ist auch meistens nicht geneigt, jedem Weißen mit der natürlichen Freundlichkeit entgegen zu kommen, die dem Buren in dieser Hinsicht eigen war und anständigen Weißen gegenüber noch heute eigen ist. So ist es erklärlich, daß viele deutsche Missionare sich leichter mit Buren befreundeten und sich unter ihnen eher zu Haus

1) Die Zahl der holländisch sprechenden Süd-Afrikaner und die Zahl der nicht zu der holländisch sprechenden (Buren-)Kolonialbevölkerung zählenden Kolonisten Süd-Afrikas waren vor Ausbruch des Krieges einander fast gleich. Das Zahlen-Verhältnis beider Teile stellte sich damals wie folgt:

Rap-Kolonie-Buren . .	226 474	NichtBuren	150 510
Natal-Kolonie-Buren . .	4 065	„	40 350
Freistaat-Buren . . .	75 443	„	2 273
Transvaal-Buren . .	80 000	„	208 750
Rhodesia-Buren . . .	?	„	ca. 5 000

Summa Buren 385 982 NichtBuren 406 883

fühlten als unter den englischen Kolonisten. In den Buren-Republiken fanden auch die Söhne der Missionare leichter ihr Brot, besonders wenn die Väter Bürger dieser Staaten geworden waren. Persönlich aber haben die Missionare in Südafrika auch über die Haltung anderer Kolonisten ihnen gegenüber neuerdings kaum klagen müssen.

Was hier gesagt ist, hat auch in Bezug auf die Beamten der beiden südafrikanischen Kolonial-Typen Bedeutung. Der englische Beamte ist steif und erledigt alle dienstlichen Angelegenheiten in streng geschäftsmäßiger Weise. In den Republiken waltete auch da viel Freiheit, und thaten Freundlichkeit und Freundschaft viel. Auch in dieser Hinsicht berührte die niederdeutsche Art viele Deutsche angenehmer als das Wesen der steiferen Söhne Britanniens.

2. Fassen wir nun die Stellung der südafrikanischen Kolonisten und Kolonial-Regierung zu dem Werke der Mission ins Auge, so ist zunächst hervorzuheben, daß die Missionsarbeit in allen südafrikanischen Ländern blüht und reife Früchte zeitigt. Die Arbeit blühte sowohl in den englischen Kolonien als auch in den Buren-Republiken. Damit ist bewiesen, daß dort von keiner Seite der Missionsarbeit größere Schwierigkeiten in den Weg gelegt worden sind, oder daß sie unter feindlichen Gegenwirkungen ernstlich zu leiden hatte. In der westlichen Kapkolonie ist die Christianisierung der Eingeborenen nahezu vollendet; die Rheinische Gesellschaft, die Brüdergemeinde und die Berliner Gesellschaft haben daran im Verein mit englischen und südafrikanischen Missionsgesellschaften gemeinsam gearbeitet. In Natal hat sich besonders kräftig die Arbeit der Amerikaner und der Hermannsburgers Missionare entwickelt. Die erfolgreiche Arbeit der Pariser Missionare im englischen Süd-Wasutoland ist bekannt. Ebenso bekannt ist die gesegnete Arbeit der Berliner Missionsgesellschaft im Freistaat und besonders auch die gesegnete Arbeit dieser und der Hermannsburgers Mission in Transvaal, wo auch noch englische und andere Missionen viele Gemeinden gesammelt haben. Daß gerade hier in Transvaal das Christentum sich unter den Urbewohnern schneller ausgebreitet hat als unter den Kafferstämmen der östlichen Kapkolonie und den Sulu Natal's ist weder Verdienst noch Schuld der betreffenden Kolonisten oder Kolonial-Regierungen, sondern hat seinen Grund darin, daß die ackerbauenden, friedliebenden Wasuto Transvaals mehr Gemütstiefe haben, als die kriegerischen Stämme, welche den östlichen Teil Südafrikas bewohnen.

Ein Teil der Buren nimmt freilich auch jetzt noch eine reservierte, ein Teil wohl auch eine ablehnende Stellung zur Mission ein. Die alten Einwürfe gegen die Mission, daß Sams Geschlecht verflucht sei, daß kein Kananiter in die Gemeinde Gottes aufgenommen werden soll, oder daß das Evangelium zu der Apostelzeit gepredigt worden sei in der ganzen Welt, und daß die Heiden, die es damals nicht angenommen haben, verworfen seien, sind in manchen Kreisen, besonders in den Grenzdistrikten, wo man die Eingeborenen noch als Feinde ansieht, nicht ausgestorben. In drei großen Kolonialgebieten, der Kapkolonie, Natal und dem Freistaat hat sich aber darin eine sichtliche Wandlung vollzogen. Die Burenbevölkerung dieser Gebiete ist sogar zum Teil der Missionsarbeit sehr freundlich gesinnt. Dazu haben manche äußere Umstände beigetragen. Die unruhigeren Geister sind weiter ins Innere gezogen. Für etwaige soziale Mißstände unter den Farbigen oder für Maßnahmen von Behörden, die die Farbigen betreffen, macht man nicht mehr die Mission verantwortlich. Der freundschaftliche Verkehr, den man mit vielen Missionaren unterhält, thut das seine. Die farbigen Mischlinge der Kapkolonie

haben mit den dortigen Buren Eine Sprache und unterscheiden sich in Lebensweise und Sitte nicht von den ärmeren Weißen. Daß auf den Dörfern es gut ist, wenn Missionare sich der farbigen Leute annehmen, fällt in die Augen, und Plätze, wo Farbige auf Grund und Boden, der einer Missionsgesellschaft gehört, in größerer Menge zusammen wohnen, sind meist in den Händen deutscher Missionare, welche Zucht und Ordnung handhaben. Treue Geistliche, unter denen besonders die bekannte aus Schottland stammende Pastorenfamilie Murray in der Kapkolonie in segensreichster Weise und missionsfreundlichem Sinne seit 1816 gewirkt hat, thaten das ihre. Im Norden des Freistaats wirkte seit 1837 der amerikanische Missionar Lindley als Pastor unter den Buren, und in Natal später der frühere Berliner Missionar Guldenspennig. In der Kapkolonie gingen Erweckungen, die methodistischen Charakter trugen, durch manche Gegenden. So findet sich jetzt bei der Burenbevölkerung der beiden englischen Kolonien und auch des Freistaates vielfach Missionsverständnis und Missionsliebe, teilweise sogar thätige Teilnahme an dem Werke. Die südafrikanische Missionsgesellschaft, welche Dr. van der Kemp 1799 gegründet hat, erwachte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu neuem Leben. Gegenwärtig verfügt diese Buren-Missionsgesellschaft der Kapkolonie über eine Jahres-Einnahme von mehr als 200 000 Mark. (Letzte Jahres-Einnahme £ 10 150, das ist fast 1 Mark auf den Kopf der Burenbevölkerung in der Kapkolonie). In der Kolonie unterhält sie 34 Missionare, welche um sich 38 000 Farbige gesammelt haben.¹⁾ Dem Freunde Südafrikas ist es wohlthuend, unter dem Namen dieser südafrikanischen Missionare auch die echter Burenfamilien zu finden z. B. die Namen Roux, Zoubert, van Rensburg, Pienaar Marais und de Villiers. Diese Kapische Burenmission unterhält auch außerhalb der Grenzen der Kolonie 26 Missionare auf Stationen im Freistaat, in Natal und im Betschuanenlande, 4 ihrer Stationen liegen in Transvaal, 4 im Maschonalande. Als ein Zeichen, daß die alten Vorurteile in der Kapkolonie fast völlig überwunden sind, ist hervorzuheben, daß die Burengemeinden der Kapkolonie ihren Pastoren sogar vielfach erlauben, Eingeborene mit Abendsschule, Taufunterricht, Verwaltung der Sakramente und Verrichtung heiliger Handlungen zu bedienen. In vielen Kirchen der Kolonie sind besondere Bänke für die Farbigen reserviert. Buren nehmen auch an den Gottesdiensten farbiger Gemeinden häufig gastweis teil.

Über die Verhältnisse im Freistaat berichtet Superintendent Grünzer unter dem 13. 3. dieses Jahres wie folgt: „Seit 10 bis 12 Jahren ist es in der reformierten Kirche des Freistaats Synodalbeschuß und feste Ordnung, daß jeder christliche Weiße verpflichtet ist, auch für die Farbigen zu sorgen. Auf verschiedenen Kirchdörfern sind zumeist von den Weißen Kirchen auch für die Farbigen erbaut, und die Buren-Geistlichen spenden ihnen seit Jahren die heiligen Sakramente. Wenn der Geistliche den Leuten am Sonntag selbst nicht predigen kann wird ein „Altester“ (ein Bur) bestimmt zu diesem Dienst. Es sind verschiedene Bauern hier in der Nähe von

¹⁾ Diese Zahl ist dem Almanak voor de Nederduitsch Gereformeerde Kerk voor Zuid-Afrika für das Jahr 1900 entnommen. Der Zensus der Regierung für 1891 giebt aber die Zahl der zur Burenkirche in der Kapkolonie gehörenden Farbigen auf 77 693 Köpfe an. Die Differenz erklärt sich dadurch, daß viele Farbige an Orten, wo nicht ein besonderer Missionar dieser Kirche für sie vorhanden ist, sich den Buren-Gemeinden in Neben-Gemeinden haben anschließen dürfen.

Bethanien, welche, sonderlich die Frauen, ihre Eingebornen unterrichten und sich freuen, wenn sie getauft werden. Die Missionare Sandrock und Schulz predigen seit 10 Jahren vielfach auf Bauerplätzen und zwar erst den Weißen und dann den Farbigen. In der „Fackel“ dem Organ der Burenkirche im Freistaat, sind schon öfter Stimmen laut geworden, daß es nicht recht sei, allein hier im Lande zu missionieren. Vor einiger Zeit brachte dies Blatt eine Mitteilung über „Damen“, die sich der Mission widmen wollten, in so überschwänglicher Weise, wie das in Deutschland vor 50 Jahren geschah.“ Bei dem Volk des Häuptlings Paulus Mopoeri, der auf dem Drakengebirge wohnt, unterhält die Burenkirche des Freistaats einen eignen Missionar. Ähnlich liegen die Dinge bei den Burengemeinden der Natal-Kolonie. Besonders rühmen die schwedischen Missionare, die unter den Sulu stehen, daß sie bei ihrer Arbeit von Buren unterstützt worden seien.

In Transvaal ist die Lage freilich eine andere. Noch vor kurzer Zeit wurde von dort berichtet, daß das Amt und somit die Arbeit eines Missionars dem Buren immer noch verwerflich erscheine, doch stehen auch hier schon viele Leute anders. Vermittelnd wirkte häufig der persönliche Verkehr mit den Missionaren, und wo die Farbigen Dienstleute der Buren geworden sind, gönnen diese ihnen auch wohl gern das Evangelium, während da, wo die Kolonisten noch in politischem Gegensatz zu freien oder halbfreien Stämmen stehen, solcher Gegensatz sich auch leicht auf die Stellung zur Mission überträgt.

Werfen wir nun einen Blick auf die Masse der nichtburiſchen Kolonisten in Südafrika, welche gegenwärtig an Zahl den Buren schon überlegen sind, wenn man ganz Südafrika ins Auge faßt, so finden wir, daß der englische oder auch deutsche Farmer oder Einwanderer freilich nicht in einem religiösen Gegensatz zur Mission steht, wie das immer noch bei manchen Buren der Fall ist, dafür aber ist er meist viel ungefährt in der Behandlung der Schwarzen. Das tritt besonders hervor in der Behandlung der schwarzen Dienstleute, mit deren Eigentümlichkeiten oder Schwächen Europäer sich nur selten in Güte abfinden können, während der Bur zu seinen Dienstleuten in väterlichem, oft freundschaftlichem Verhältnissen steht. Günstig beeinflusst wird die Stellung zur Mission bei englischen und deutschen Kolonisten sehr häufig sowohl durch lebendiges, christliches oder auch nur kirchliches Interesse. Die Mission der südafrikanischen wesleyanischen Gemeinden hatte im Jahr 1898 eine Einnahme von 162 720 Mark und da die englischen Kirchen in Südafrika sämtlich selbst Mission treiben, haben ihre Glieder ein Interesse daran, daß der Einfluß ihrer Gemeinschaft und damit diese selbst wachse. Die englischen Prediger dürfen wohl ohne Ausnahme Heiden taufen und neben ihren weißen Gemeinden auch solche von Farbigen bedienen.

Was die Regierungen der südafrikanischen Länder und Kolonien angeht, so stand in letzter Zeit die Regierung des Freistaates der Mission im ganzen freundlich gegenüber, in Transvaal fehlte es aber nicht an Bedrückungen. Beide Regierungen gaben für die Erziehung der Farbigen nichts, und haben auch keiner einzigen Schule für diese Leute, also auch keiner Missionschule, irgend welche Unterstützung gewährt.¹⁾ Das ist ganz in Übereinstimmung mit dem Grundsatz der Buren,

¹⁾ Die einzige Ausnahme hiervon bildete die Berliner Station Bethanien im Freistaat, welche jährlich 600 Mark Schul-Zulage von der Regierung bezog.

daß die Schwarzen sich über den dienenden Stand nicht hinaus entwickeln dürften. Die Bauer-Regierungen wollten auch nicht das Zusammenwohnen oder Zusammenziehen farbiger Christen auf Missionsstationen begünstigen, und das sogenannte Plaffergesetz in Transvaal, nach dem nur 5 farbige Familien beieinander wohnen dürfen, diente zur Handhabe, die Bevölkerung einiger kleineren Missionsstationen zu zerstreuen und schwebte drohend über allen Missionsplätzen des Landes; ganz neuerdings wurde in Transvaal ein Heiratsgesetz für Eingeborene erlassen, welches den Heiden die Freiheit ließ, in Bezug auf das Eingehen von Ehen zu handeln, wie es ihnen beliebte, welches aber farbige Christen zwang, ihre Ehe gegen eine Abgabe von 50 Mark staatlich befestigen zu lassen, was diese als schwere Bedrückung empfanden. Man kann verstehen, daß unter solchen Umständen noch kurz vor Ausbruch des Krieges ein Superintendent aus Transvaal schrieb, man suche förmlich nach Gesetzen, um die Missionsarbeit hindern zu können. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß unter den höheren Beamten, einige Ausländer, holländische oder deutsche, nach dieser Richtung hin die Führung hatten. Daß gerade die höchsten Burenbeamten, Pretorius und später Paul Krüger und Zoubert für die Eingeborenen und die Mission persönlich ein wirkliches Herz hatten, und solches bei verschiedenen Gelegenheiten durch Schreiben oder Ansprachen bewiesen haben, ist bekannt. Die englischen Kolonialregierungen nahmen bisher zur Mission eine entschieden freundliche Stellung ein. Nicht allein gewährten die in diesen Kolonien herrschenden Gesetze den Missionaren vollkommene Freiheit der Bewegung, sondern es zeigte sich auch sonst der Wille, die Mission zu unterstützen. Allein unsere Berliner Missionschulen erhielten in der Kapkolonie im Jahre 1899 über 21 000 Mark Regierungsunterstützung, auch in Natal werden solche Unterstützungen Missionschulen gezahlt, freilich unter den Bedingungen, daß sie sich der Inspektion der Regierung unterstellen und gewisse Bedingungen erfüllen. Über diese Bedingung können die Missionen nicht klagen, da niemand gezwungen ist, sich ihnen zu fügen und die Unterstützung anzunehmen. In Natal ist mancher Missionsstation von der Regierung auch unentgeltlich Land zugewiesen worden. Es würde zu weit führen, wenn wir hier ein Urteil darüber abgeben wollten, inwieweit die Gesetzgebung in den englischen Kolonien für die Mission dienlich oder hindernd ist. Wie überall in der Welt, ist man auch in Südafrika in diesem Stücke noch nicht über das Experimentieren hinaus gekommen.¹⁾

3. Es bleibt uns noch übrig, einen Blick zu werfen auf die Stellung, welche südafrikanische Kolonisten und Regierungen einnehmen in Bezug auf den sozialen Fortschritt der Farbigen. Man hat die Behandlung dieser Frage in letzter Zeit vielfach dadurch verwirrt, daß man bei Erörterung der Rechte, welche

¹⁾ Wenn man es als Mißstand bezeichnet hat, daß in Natal Suluinder, meist handelte es sich um Mädchen, welche Schutz suchend Missionsstationen aufgesucht hatten, auf Klage der heidnischen Eltern, diesen polizeilich wieder zugeführt worden sind, so erscheint das bei ruhiger Erwägung unberechtigt. In Natal stehen die Eingeborenen unter strengem Gesetz, haben aber auch ihre Rechte. Die Regierung muß die elterliche Autorität schützen und handelt gesetzmäßig korrekt, wenn sie Kinder den Eltern wieder zuführt, auch wenn sie ihnen unter dem Vorwand entlaufen sind, daß sie das Christentum annehmen wollen.

von manchen Seiten für die Schwarzen in Anspruch genommen wurden, sich immer wieder den Schein gab, als ob es sich darum handle, ob man den Schwarzen politische Rechte verleihen solle. Da war es ja freilich leicht genug, solche Ansprüche zurückzuweisen, denn kein verständiger Mann wird etwas dawider haben, wenn man kürzlich unterworfenen Rassen oder tiefliegenden Schichten der Bevölkerung keine oder nur sehr geringe politische Rechte einräumt. Es handelt sich deshab bei unserer Erörterung um solche Rechte nicht, sondern es handelt sich dabei um Menschenrechte, welche der Christ den Gliedern jeder Menschenrasse zubilligen muß.

Das Prinzip, welches in dieser Hinsicht von der alten südafrikanischen Kolonialbevölkerung (Buren) vertreten wird, läßt sich erkennen aus der Stellung, die sie zu den Farbigen einnahmen, ehe England am Anfang vorigen Jahrhunderts von Südafrika Besitz ergriff, und am klarsten aus den Gesetzen, welche in den Burenrepubliken noch in der letzten Zeit erlassen wurden und Geltung hatten, denn hierin mußte das geltende Prinzip am klarsten zum Ausdruck kommen. Folgender Grundsatz tritt dabei hervor: dem Schwarzen werden Menschenrechte im allgemeinen nicht zugebilligt, Rechte zu leben und zu besitzen hat er überhaupt nur als Diener des Weißen, zu dem er von Gott bestimmt ist. Diener ist dabei in weiter Ausdehnung zu fassen. Man wird den Schwarzen ganz gern als Handwerker oder Schreiber sehen, wenn er nur dabei von weißen Leuten abhängig bleibt. Man hat auch vielleicht nichts dagegen, daß Leute zu Schullehrern oder Nationalhelfern ausgebildet werden, wenn sie den Charakter als Gehilfen und Bedienstete der Missionare behalten. Wo Schwarzen aber die Möglichkeit gegeben wird, sich über solches Verhältnis hinaus eine höhere, unabhängige Stellung zu erwerben, da ist das in den Augen jedes Buren alten Schlages ein Verrücken der Ordnungen Gottes; er nennt das Sünde, und auch bei solchen weißen Afrikanern, die unter dem Einfluß der englischen Kolonien und der neueren Zeit überhaupt anderen Anschauungen zugänglich geworden sind, treten die alten Grundsätze ihrer Volksgenossen leicht genug immer wieder in Kraft. Im politischen und sozialen Leben führen diese Grundsätze nun zu folgenden Konsequenzen: Freie Stämme müssen von den Weißen unterworfen werden; ihr Bestehen ist wider Gottes Ordnung. Die europäischen Kolonien oder Staaten Südafrikas haben den Beruf und die Pflicht sie zu unterwerfen und ihnen ihr Land zu nehmen, sowie Israel einst den Beruf und die Pflicht hatte, Kanaan einzunehmen und die dort wohnenden Heiden auszurotten oder sie sich unterthan zu machen; und weil dies Werk ein Gottgewolltes ist, kann dabei der göttliche Segen nicht fehlen. Die unterworfenen Stämme verlieren nicht nur ihre Selbstständigkeit, sondern auch das Recht auf Grund und Boden. Oft genug kann man den Grundsatz aussprechen hören: Ein Schwarzer besitzt kein Land. Stämmen, die glaubten, noch im Besitz des von ihren Vätern ererbten Landes zu sein, wurde das Land, gleichsam unter ihren Füßen fort, vermessen, in Grundstücke verteilt und mit allen darauf liegenden Städten oder Dörfern weißen Leuten als Eigentum zugeschrieben. Wenn irgend thunlich, wurden die Unterworfenen als Dienstleute unter die Farmer verteilt. Wo dies noch nicht angängig ist, und wo man sie noch nicht mit Gewalt dazu zwingen kann, Dienstleute der Weißen zu werden, da werden den Leuten möglichst hohe Abgaben auferlegt, um sie dadurch zum Dienen zu zwingen. In Transvaal zahlten Farbige, die nicht als Dienstleute bei Weißen wohnten, also auch Männer, die noch

auf dem von den Vätern ererbten Lande saßen, 52,50 Mk. jährliche Kopfabgabe, während ein weißer Mann, der in derselben Gegend wohnte, nur ca. 20 Mk. zu zahlen hatte. In den beiden Republiken, Transvaal und Freistaat, konnte in der letzten Zeit ein Schwarzer Land nicht kaufen oder erwerben. Es wäre ihm nie ein Besitztitel ausgestellt worden. Jetzt wäre es unmöglich, daß ein Mann wie Adam Oppermann sich großen Landbesitz sicherte, und dann als Patron eine Missionsstation mit Grundbesitz ausstattete. Ebensovienig darf ein Schwarzer Land rechtsgültig pachten, wenn die Pachtung nicht gleichsam durch das Dienstverhältnis des Pächters gerechtfertigt wird. Weiter diente in Transvaal dem Zweck, alle Schwarzen dienstbar zu machen, das sogenannte Plakkergeſetz. Es bestimmt, daß auf dem Privatgrundstück eines weißen Mannes nur fünf Familien schwarzer Leute beieinander wohnen dürfen. Damit wird es unmöglich gemacht, daß schwarze Leute als Pächter eine größere Freiheit genießen können. Der Schwarze hatte in den Burenstaaten auch nicht das Recht, gegen einen Weißen klagbar zu werden, nur einzelne Landdrofste haben hier und da in Eigentumsfragen Klagen von Dienstleuten gegen ihre Herren angenommen. Das Prinzip, daß der Schwarze sich über die Stufe eines Arbeiters oder Dieners des Weißen nicht erheben soll, tritt auch in der Thatſache hervor, daß in der Transvaalrepublik keine einzige Schule, auch keine Industrieschule, für Schwarze von der Regierung eingerichtet worden ist, obwohl die farbige Einwohnerſchaft der Republik allein an direkten Steuern im letzten Rechnungsjahr die Summe von 2296240 Mk. aufbrachte.

Was nun die Behandlung der einzelnen Schwarzen durch Buren angeht, so kann in Bezug auf die in den englischen Kolonien lebenden Buren inſolge der dort geltenden Geſetze darüber nichts beſonderes ſagt werden. Auch im Freistaat ſind Ausſchreitungen ſchwererer Art verhältnismäßig ſelten vorgekommen. In Transvaal aber ſollen die ſogenannten Kafferkommiſſare auch in der letzten Zeit noch manchmal übermäßig hart gegen die Eingeborenen in den Lokationen vorgegangen ſein. Auch Privatperſonen haben hier Schwarze, die nicht dadurch beſchützt waren, daß ſie einen beſonderen Herrn hatten, oft willkürlich oder gar grauſam behandelt. Der letzte Jahresbericht pro 1900 der norwegiſchen Miſſ.-G. enthält nach dieſer Seite hin harte Anklagen. Die Dienſtleute aber, welche auf Bauernplätzen wohnen oder auch ſolche, die bei ihnen gezwungen ſind, zeitweilig zu dienen, wurden meiſt gut behandelt. Eigentlich hörige Leute erfreuten ſich oft ſogar einer recht freundlichen Behandlung. Es darf freilich nicht verſchwiegen werden, daß auch grauſame Behandlung ſolcher Dienſtleute nicht ſelten vorgekommen iſt, und daß Mißhandlungen von Schwarzen, ſelbſt wenn ſie deren Tod zur Folge hatten, in Transvaal durch die Regierung wohl kaum je geahndet worden ſind, ſchon deßhalb nicht, weil es in ſolchen Fällen am Kläger fehlte. Was nun die Stellung der engliſchen und anderer europäiſcher, auch deutſcher Koloniſten den Farbigen gegenüber angeht, ſo wird man ſagen müſſen, daß die große Mehrzahl von ihnen die Anſchauungen der Buren über die Behandlung der Schwarzen gutheißt oder wirklich teilt. Auch ſie wollen meiſt nichts davon hören, daß ſchwarze Leute zu etwas Höherem ſich entwickeln ſollen als zu Dienern der Weißen. Der Vorteil des Koloniſten ſcheint zu verlangen, daß die Schwarzen gezwungen werden, ihm für möglichſt geringen Lohn zu dienen. Wohlwollendere Gefinnung und tiefere Einſicht nach dieſer Seite hin findet man faſt nur bei lebendigen Chriſten oder bei Leuten von umfaſſender Bildung. Der Händler ſteht oft anders oder giebt

vor, anders zu stehen, um Schwarze anzuziehen oder wenn er unter freien Schwarzen eine gute Rundschaft hat. Die Stellung der englischen Reichs-Regierung aber zu ihren schwarzen Unterthanen ist wie bekannt eine wohlwollende und fürsorgliche, und bei dem Einfluß, den sie auf die Regierungen der englischen Kapkolonie und Natalkolonie ausübt, nehmen auch diese die gleiche Stellung ein. Freilich ist dieser Einfluß auch wieder dadurch sehr beschränkt, daß die Gesetzgebung in diesen Kolonien ganz in den Händen der Parlamente, also schließlich in den der Kolonisten liegt. Der Umstand aber, daß England sich in Bezug auf beschlossene Gesetze ein Vetorecht vorbehalten hat, macht den Erlaß von Bestimmungen unmöglich, durch welche die Eingeborenen geradezu unterdrückt werden könnten. Die Selbstregierung der Kolonien bringt es auch mit sich, daß man England für etwaige Mißstände, die sich hier finden, nicht verantwortlich machen darf. Völlig verantwortlich ist England nur im vollen Sinne des Wortes für die Regierung des südlichen Basutolandes, welches unter dem Protektorat der Krone steht. Es ist wohlthuend, daß dieser Stamm unter dieser Herrschaft in Bezug auf Kultur die erfreulichsten Fortschritte macht. (Vergl. N. M.=J. 1895, 283 und 1897, 441.¹⁾)

In der Kapkolonie hatte die englische Regierung im Anfang des vorigen Jahrhunderts vielleicht zu schnell auf Gleichstellung der Farbigen mit den Weißen hingewirkt, doch wurden auch hier die überkommenen Zustände nicht mit einem Schläge geändert. Obwohl die Engländer 1805 vom Kap Besitz ergriffen hatten, gab man den Hottentotten erst 1829 das Recht zurück, Land zu erwerben. Auch jetzt noch ist dort das Recht, sich an den Wahlen zum Parlamente zu beteiligen, an Bedingungen geknüpft, welche einen großen Teil der in der Kolonie lebenden Farbigen ausschließen. In den östlichen Teilen der Kolonie gelten für die dort sesshaften Kafferstämme vielfach Sonderbestimmungen. Daß die Regierung der Kapkolonie auf dem Wege ist, durch passende Gesetze auf diese Stämme erziehlisch zu wirken, beweist die Glen-Grey-Act, welche im Jahre 1894 erlassen wurde, wodurch das Besitzrecht der Leute auf Land, in glücklicher Weise, wie es uns scheinen will, gelöst worden ist. (Siehe N. M.=J. 1895, 285.) Leider ist in der Kapkolonie der Branntweinverkauf

¹⁾ Wo die Eingebornen mit Europäern näher in Berührung kommen, wie in den Küstenstädten und an anderen größeren Verkehrscentren, ist die nächste Wirkung dieses Verkehrs meist ungünstig, und man hört die Kolonisten dann nicht nur häufig über die Entwicklung der Eingebornen klagen, sondern auch nach härteren Gesetzen im Sinne der Buren rufen. Es scheint aber, daß die Kafferstämme solche Krisen der Entwicklung überwinden werden. So schreibt Missionar Hoppe aus Kafferland, von wo früher fast nur Klagen der genannten Art hörbar wurden, folgendes: „der Fortschritt der Kultur ist bei den Eingeborenen ein stetig wachsender, die Fingu sind den Raffern (Grenzkafern, Kosa) darin um ein Bedeutendes voraus. Überall wo Fingu wohnen, sieht man Gärten und Felder eingefriedigt. Sie bauen nicht nur Mais und Kaffeeforn, sondern versuchen sich auch vielfach mit Weizen, Hafer, Bohnen, ja sogar mit Anlegung von Obstgärten. Nicht selten finden sich Ochsenwagen, Pflüge, Eggen, ja selbst kleinere Maschinen, z. B. Dreschmaschinen für Mais, auf ihren Gehöften. Statt der Pfahl- und Nasenbauten findet man bei ihnen vielfach Steinhäuser mit Wellblech gedeckt. Auch bei den Raffern ist ein Kulturfortschritt unverkennbar; sie schreiten jetzt unter der englischen Herrschaft in ihrer Entwicklung voran.“

allzufrei, nur östlich vom Keisfluß ist er beschränkt; hier darf Branntwein einem Schwarzen nur gegen einen Erlaubnißschein verabsolgt werden. Besondere Fürsorge hat man von Anfang an in der Natalkolonie der Behandlung der Eingeborenen zugewendet. Hier bestehen für die Schwarzen ganz besondere Geseze. Von Gleichstellung mit den Weißen ist nicht die Rede, und man muß es ein Meisterstück der Staatskunst nennen, daß man es hier vermocht hat, eine Sulu-Bevölkerung, die jetzt über eine halbe Million Seelen zählt, seit 1840 zu regieren, ohne militärische Strafexpeditionen, ja daß man diese Leute zu loyalen Unterthanen erzogen hat, die ohne Umstände Jahr für Jahr ca. 2 000 000 Mark direkte Steuern zahlen.¹⁾ Die Eingeborenen werden hier nach ihrem Sulurecht behandelt, welches man kodifiziert und von groben heidnischen Auswüchsen möglichst gereinigt hat. Der Erfolg dieser Maßnahmen würde wohlthuender in die Augen fallen, wenn nicht ein beständiger Zufluß von rohen Heiden aus dem benachbarten Sululande stattgefunden hätte. Hier und im benachbarten Basutolande ist der Verkauf von Branntwein auch streng verboten. Uns scheint das Prinzip, welches bei der Behandlung der Eingeborenen in der Natalkolonie und im Basutolande zur Anwendung gekommen ist, richtig zu sein, das Prinzip nämlich, den Stämmen ihren Zusammenhang zu lassen und sie zu Fortschritten auf Grund ihrer alten Kultur zu ermutigen. In Übereinstimmung damit werden hier auch die Schulen für Eingeborene aus der Landeskasse in liberaler Weise unterstützt. In Natal zahlt die Regierung Schulunterstützungen im Betrage von ca. 100 000 Mark jährlich. Für den Freund der Afrikaner ist es wohlthuend, daß in den englischen Kolonien Südafrikas die farbige Urbevölkerung die Möglichkeit vor sich sieht, durch Gesittung und Fleiß vorwärts zu kommen, denn wir hoffen, daß die schwarze Rasse nicht dazu von Gott verurteilt ist, für alle Zukunft den Weißen dienstbar zu sein oder zu werden, sondern selbständig teilzunehmen an der Kulturentwicklung der gesamten Menschheit.

Chronik.

Es liegt wieder eine lange missionarische Totenliste vor, aus der wir im folgenden wenigstens einen Auszug geben, uns vorbehaltend, auf den einen oder anderen der Abgeschiedenen später zurückzukommen. — Daß im April dieses Jahres Missionar James Chalmer mit einem seiner jüngsten Kollegen, Tomkins und einer Schar von zwölf eingeborenen Evangelisten, bei einem Versuche, die Mission von der Nordwest-Ecke des Papuagolfes und in das gebirgige Innere Neuguineas auszudehnen, von den kannibalischen Anwohnern des Nirbflusses, vermutlich indem er Frieden unter ihnen stiften wollte, ermordet und wohl auch aufgetressen worden ist, ist schon Seite 297 anmerkungsweise berichtet worden. Chalmer gehört unter die großen Missionspioniere, denen es vergönnt gewesen ist, der Mission nicht nur weite Bahn zu brechen, sondern auch überraschende Erfolge zu erzielen unter Völkern, die zu den wildesten der Erde gehören. Er war ein ebenso mutiger

¹⁾ Es fehlt in dieser Hinsicht nicht an Thatfachen erfreulicher Art. Im Februar dieses Jahres hat z. B. der kleine Häuptling Newadi mit seinem Stamm für die Verwundeten die Summe von 7327,60 Mark gesammelt und dem Gouverneur der Natalkolonie überbracht; ein anderer Häuptling spendete mit seinen Leuten für diesen Zweck 5000 Mark.

und energievoller, wie kindlicher und geduldiger, ein ebenso glaubensinniger und liebreicher, wie verständiger und praktischer Mann, dem (neben Dr. Lames) das großartige Gelingen der Londoner Mission im Südosten von Neuguinea, wo er — nach einem 10jährigen Aufenthalte in Karowaga — seit 1879 unermüdlich thätig war, zu danken ist. Seit der Ermordung des edlen Patteson ist die des trefflichen J. Chalmers das tragischste Ereignis in der Geschichte der evangelischen Südsee-Mission.

Einen anderen schmerzlichen Verlust hat dieselbe Londoner M.-G. in China erlitten durch die Ermordung ihres Missionars Joseph Stonehouse, der, nachdem er die Belagerung in Peking mit durchgemacht, im Begriff, hungernden Chinesen Hilfe zu bringen, in der Nähe von Tung Ma auf dem Wege nach Tientsin Ende März von einer chinesischen Räuberbande erschlagen worden ist. Er ist seit 1882, erst in Schanghai, dann in Peking als Missionar thätig gewesen.

Einen herben Schlag hat die an Menschenopfern so reiche Pariser Sambesi-Mission durch den Tod des Pastor Jaques Liénard erlitten, der nach einem kaum 2jährigen Aufenthalte auf diesem klimatisch so gefährlichen Arbeitsfelde Anfang März vom Fieber hingerafft worden ist.

Unter den deutschen Missionen ist besonders die Rheinische mit vielen Todesfällen heimgesucht wurden. Es starben (außer 3 Missionarsfrauen) noch im jugendlichen Alter in Sumatra Missionar Lewandowsky (am 13. Januar 1900); in Deutsch-Südwestafrika bezw. Oramboland die Missionare Stahlhut (1. Mai 1900), Isler (22. Juni 1900), Albrecht (10. Juli 1900), Schaar (11. November 1900) und der verdiente Präses der Hereromission Biehe, im Januar 1901, seit 1867 im Dienste; auf Nias, einer der Bahnbrecher der dortigen Mission, Thomas (am 30. Dezember 1900), seit 1871 im Dienste; in Neuguinea nur 6 Wochen nach seiner Ankunft Missionar Rebe am 4. März. Sein Grab ist das 15., das für Glieder der Rheinischen Mission seit 1887 in Neuguinea gegraben worden ist. Am 4. Mai ist dann auch noch der emeritierte bekannte borneesische Missionar Zimmer im Alter von 75 Jahren heimgegangen.

Auch in der Baseler Mission hat der Tod etwa im Laufe eines Jahres eine reiche Ernte gehalten. In China starb am 7. September v. J. der langjährige, begabte Direktor des Prediger-Seminars in Tübingen, Schnub, Ende September der früher auf der Goldküste thätige Missionar Rettich, und erkrankte am 20. April d. J. der junge Missionar Pfisterer. Auf der Flucht von Kumase nach der Küste erlag der junge Asante-Missionar Weller den ausgestandenen Strapazen am 3. März, und in Kamerun starb am 15. November nach nur kurzer Thätigkeit Missionar Lankmeyer und erkrankte am 8. Mai der Missionspräses Bizew. In der Heimat entschlief nach 40jähriger Thätigkeit in China der verdiente Missionar G. Bender, ein Mann, dessen Name mit der Geschichte der Baseler Mission für immer verbunden bleiben wird.

Auch die Leiter zweier deutscher Missionsgesellschaften sind durch den Tod abberufen worden. Im Juni starb der Berliner Prediger D. Arndt, einer der Mitbegründer des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missions-Vereins und seit 8 Jahren der Präses desselben, nach kaum vollendetem 51. Lebensjahre, und am 10. Juli im Alter von fast 72 Jahren der Prof. D. Plath, nachdem er 30 Jahre lang als ihr erster Inspektor der Gofnerschen Mission mit hingebungsvoller Treue gedient, und vorher der Missions-Gesellschaft I 8 Jahre lang als zweiter Inspektor angehört hatte.

Zum 200jährigen Jubiläum der Society for the Propagation of the Gospel in Foreign Parts.

Von Paul Richter = Werleshausen.

II.

Die Arbeitsfelder der S. P. G.

Wie bereits im 1. Abschnitt bemerkt, bildete die Veranlassung zur Gründung der S. P. G. die kirchliche Verlassenheit der englischen Kolonien in Nordamerika. Diese machten darum auch das erste und während des ganzen 18. Jahrhunderts hauptsächlichste, ja fast das einzige Arbeitsfeld der Gesellschaft aus. Und zwar war der Hauptgegenstand ihrer Thätigkeit die kirchliche Versorgung der eingewanderten Kolonisten anglikanischen Bekenntnisses,¹⁾ welche entweder den zahlreichen Sekten oder der Verwahrlosung anheimzufallen drohten, bezw. schon anheimgefallen waren. Sie hat nach den ältern Kolonien (den heutigen Vereinigten Staaten) nach und nach über 300 Sendboten geschickt, allenthalben Gemeinden gesammelt und so den Grund zu der jetzigen lebenskräftigen anglikanischen Kirche von Nordamerika gelegt. Die Generalsynode der letzteren richtete gelegentlich der Feier ihres 100 jährigen Bestehens (1885) darum auch eine Dankadresse an die S. P. G., in der es heißt:

„Am Schlusse des 1. Jahrhunderts unseres Bestehens als Nationalkirche bekennen wir mit tiefer und aufrichtiger Dankbarkeit, daß, was auch immer diese Kirche in der Vergangenheit gewesen ist, jetzt ist oder in Zukunft sein wird, verdankt sie in weitem Umfange der lange fortgesetzten Fürsorge und Obhut der ehrwürdigen Gesellschaft“ (S. P. G.).

Neben der Arbeit an den Kolonisten wurde zwar von Anfang an auch die eigentliche Mission an Indianern und Negerflaven ins Auge gefaßt; indessen kam es zu keiner systematischen und zusammenhängenden Arbeit, sie trug mit wenigen Ausnahmen einen nur gelegentlichen und vorübergehenden Charakter. Die Ansätze zur Indianermision wurden durch die nimmer endenden Kriege fast stets im Keime erstickt. Auch richteten die weißen Händler mit ihrem verderblichen „Feuerwasser“ solche Verheerungen unter den Indianern an, daß eine erspriessliche Missions-thätigkeit demgegenüber gar nicht aufkommen konnte. Jene sauberen Händler entblödeten sich sogar nicht, die Indianer mit Mißtrauen gegen die

¹⁾ Auch unter den Dissenters wurden viel Proselyten gemacht.

Missionare zu erfüllen. Kaum weniger Schwierigkeit bot die Wirksamkeit unter den Negerklaven, da die Plantagenbesitzer mit wenigen rühmlichen Ausnahmen ihr zähen Widerstand entgegensetzten.

Intensivere Indianermission wurde fast nur im Staate New-York organisiert. Hier haben seit 1712 unter den sogen. 6 Stämmen, deren bekanntester die Delawaren sind, 16 Missionare und 13 Katechisten gewirkt und ganz erfreuliche Erfolge erzielt. Es gab bald Hunderte von christlichen Indianern, auf manchen Stationen waren kaum noch Unbekehrte. Die christlichen Indianer standen in den Kriegen der Engländer gegen die Franzosen und gegen die Amerikaner stets loyal auf Seite der ersteren.

Als im Jahre 1783 infolge der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten diese Kolonien aufhörten englischer Besitz zu sein, zog die S. P. G. sich ihren Statuten gemäß von hier zurück und konzentrierte sich nun auf das englisch gebliebene Nordamerika, das eben durch das den Franzosen abgejagte Kanada beträchtlich vergrößert war. Auch hier bildete die Pflege der Kolonisten, Konstituierung der anglikanischen Kirche, Fundierung von Bistümern zc. die Hauptaufgabe. Ein Nebenzweig war wieder die Neger- und Indianermission.

Den anlässlich der Unabhängigkeitserklärung 1783 aus den Vereinigten Staaten auswandernden englischen Loyalisten schlossen sich fast alle christlichen Mohikaner mit den Resten der Tuscarora, Onondaga und Oneida an; ein kleinerer Teil siedelte sich an der Quenti-Bai am Ontariensee, das Gros am Grand River (unweit der Niagarafälle) an. Aus Mangel an Missionaren versahen indianische Katechisten notdürftig ihre Pflege. Seit 1823 ließen sich eigene Missionare bei ihnen nieder. Bald darauf trat die S. P. G. die Pflege dieser Mission an die New England Comp. ab.

Neue Stationen wurden 1831 unter den Ojshibbeway (Sault St. Marie zwischen Oberem und Huronsee) und den Ottawahs (auf der Manataulin-Insel im Huronsee) angelegt. In den vierziger Jahren kamen in der Nachbarschaft 2 weitere Stationen, die eine am Thames River, die andere auf Walpole Island, hinzu. Sie prosperierten sämtlich in erfreulicher Weise; heidnische Unsitte kamen ab, christliche Ordnungen bürgerten sich ein. Im Jahre 1882 hat die kanadische Kirche diese Stationen der S. P. G. abgenommen.

Leztere war unterdessen weiter ins Innere vorgebrungen und hatte in Ft. Garry und Ft. Ellice, später auch in Sarcee neue Stationen er-

öffnet, von wo sie theils die weißen Kolonisten bedient, theils unter Saulteaux, Cris, Sioux und Assiniboinen etwas Mission treibt. Doch wird in diesen weiten Gebieten die Hauptmissionsarbeit von der Church Miss. Soc. betrieben.

Mit Eskimos und einer durch den Verkehr zwischen Eskimos und Europäern entstandenen Mischbevölkerung kommt die von der S. P. G. unterstützte anglikanische Mission in Berührung, die von Neu Fundland aus unter den Schiffsmannschaften der Hochseefischerei an den Küsten Labradors unterhalten wird.

Jenseits des Felsengebirges auf Vancouver Island im Stillen Ozean organisierte 1860 von Viktoria aus Missionar Garret von der S. P. G. eine Mission unter den Tsamisch-Indianern. Innerhalb eines Jahres hatte er 600 im Unterricht. Den Sammelpunkt für sie bildet die Station Nanaimo. Leider erfährt auch hier das Werk durch die von den Weißen eingeschleppte Trunksucht viel Abbruch. Auf dem gegenüberliegenden Festlande entstand durch die Wirksamkeit des dorthin versetzten Missionars Garret einige Jahre später eine merkwürdige Bewegung unter den Indianern in der Gegend von Lytton. Eine hier angelegte Station zählt jetzt nicht weniger als 2000 Glieder.

Außer an den Indianern wird auf Vancouver Island noch an den zahlreich einwandernden Chinesen gearbeitet; ein besonderer Missionar ist für sie bestellt.

Mittel- und Südamerika. Im Jahre 1710 wurde die S. P. G. von dem General Christopher Codrington zur Erbin seiner auf Barbados liegenden Güter, deren Reinertrag zur Hebung und zum Unterricht der Negerklaven verwandt werden sollte, eingesetzt. Die Gesellschaft trat das Erbe an, indem sie alsbald mit der Mission unter den auf diesen Gütern befindlichen Sklaven anfang und für sie einen Kaplan anstellte. Ferner wurde aus den Mitteln dieser Erbschaft das Codrington Colloge errichtet und 1745 eröffnet. Aus diesem sind im Laufe der Jahre Hunderte von Negergeistlichen und Lehrern hervorgegangen, es ist die Universität von Westindien geworden.

Ein neues Motiv, Westindien ihre Thätigkeit zuzuwenden, bildete die Negeremanzipation 1834. Um die damit gebotene Gelegenheit zur Bekehrung der Neger erfolgreich ausnützen zu können, stellte die S. P. G. einen Fonds von fast 3½ Millionen Mark, den Negro Education Fund, bereit, welcher zur Sendung von Geistlichen und Lehrern, zum Bau und Unterhalt zahlreicher Schulen und Kirchen, zur Konstituierung von Gemeinden auf Jamaika, den Bahamainseln und den Inseln über dem

Winde (Antigua, Montserrat, St. Kitts u. a.) verwandt worden ist. Auf allen diesen Gebieten bestehen jetzt anglikanische Bistümer, die ihre Bedürfnisse selbst bestreiten und der Unterstützung der S. P. G. nur noch ausnahmsweise bedürfen.

Ein Teil des Negro Education Fund kam auch Britisch Guiana zu gute, wo die Gesellschaft 1835 mit ihrer Arbeit einsetzte. War diese zunächst auf die Neger gerichtet, so wurden allmählich auch die Indianer in ihren Kreis einbezogen. Der Organisator der Indianermission war Missionar Brett. Er gründete 1840 die erste Indianerstation Pomerun im Westen der Kolonie.¹⁾ Nach und nach entstanden an allen Hauptflüssen, den natürlichen Verkehrsstraßen des Landes, Stationen (Waramuri, Kiblerie, Eneyuda, Orealla, Potaro). Die Arbeit war unter allen Stämmen — die wichtigsten sind die Arawaken, Cariben, Warau und Paramuna — von überraschend schönen Erfolgen gekrönt; besonders in Eneyuda, wo nach zehnmonatlicher Wirksamkeit schon 535 Getaufte vorhanden waren. Fast wunderbar waren sie vollends am Potaroflusse tief im Innern (unweit der brasilianischen Grenze), wo die Mission 1880 Fuß faßte und schon nach einjähriger Thätigkeit 1398 Getaufte zählte.

Als dritter Arbeitszweig ist in neuerer Zeit zu der Neger- und Indianermission noch die an den zahlreich importierten chinesischen und indischen Kulis hinzugekommen. Eine solche wird auch auf Trinidad mit Hilfe eines Stabes von Hindugeistlichen und Lehrern unter Oberaufsicht eines Missionars der S. P. G. betrieben (Tunapuna, Port of Spain, Careras, Cedros).

Auf dem Festlande von Mittelamerika hat die S. P. G. von 1767—85 vorübergehend unter den Moskitoindianern gearbeitet. Neuerdings hat sie in Britisch Honduras eine kleine Mission in Stann Creek. Leider sind die statistischen Nachrichten über die Arbeit der S. P. G. in Westindien und Guiana sehr mangelhaft. Jedenfalls beläuft sich die Gesamtzahl der unter ihrer und der anglikanischen Kirche Pflege befindlichen Christen auf mehr als 200000.

In Afrika hatte die S. P. G. schon von 1752—55 einen einsamen Missionar, Thompson, stehen; er arbeitete in der Gegend von Cape Coast Castle, einige Tausen waren der Erfolg seine Thätigkeit. Fortgesetzt wurde diese durch einen von ihm nach England gesandten, dort erzogenen und zum Geistlichen geweihten Neger, Phil. Duaque, der über

¹⁾ Des ungesunden Klimas wegen später nach Sabacaburi verlegt.

60 Jahre in Westafrika gearbeitet hat. Nach seinem Tode (1816) schloß die Arbeit ein.

Die Verbindung der S. P. G. mit Westafrika ist seit den fünfziger Jahren erneuert worden. Auf Anregung von Missionar Rawle, des Leiters des Codrington College, faßten nämlich 1851 die anglikanischen Negergemeinden Westindiens den Beschluß, ihrerseits in Westafrika eine Mission zu begründen, wozu Rawle die christlichen Neger Westindiens in erster Linie für berufen hielt. Die Mission wurde 1855 am Rio Pongo etabliert und hat dort jetzt die Stationen Farringia, Domingia und Kambia; es fehlt ihr aber sichtlich an der rechten Lebenskraft, es sind erst 100 Church members vorhanden. Die Mission ist zwar von der S. P. G. unabhängig, hat aber von ihr von Anfang an pekuniäre Unterstützung erfahren, die jetzt bei dem wirtschaftlichen Notstande Westindiens besonders erforderlich ist.

Mit Südafrika trat die S. P. G. erst seit 1820 in Konner. Seitdem hat sie zur Ausbreitung der anglikanischen Kirchenorganisation sowohl finanzielle Mittel als persönliche Kräfte in steigendem Maße dargereicht. Um diese hat sich der erste Bischof von Kapstadt Gray (seit 1847) dann besonders große Verdienste erworben. Überall weckte er auf seinen rastlosen Reisen neues Leben, bildete neue Gemeinden und führte so einen mächtigen Aufschwung der anglikanischen Kirche herbei. Auch das Interesse an der Heidenmission wurde durch Gray, der ein eifriger Missionsmann war, geweckt.

Im Kaplande selbst wird direkte Heidenmission von der anglikanischen Kirche nur wenig getrieben. In Kapstadt wird unter den Farbigen und den mohammedanischen Malagen gearbeitet, unter letzteren mit nur sehr mäßigem Erfolg. In Sonnebloem bei Kapstadt wurde 1858 ein Erziehungsinstitut für Häuptlingsöhne gestiftet. Kleinere Häuflein christlicher Hottentotten sind in der Vorstadt Wynberg, im George- und Knysna-Distrikt und andern Orten gesammelt, manche nicht direkt von den Heiden bekehrt, sondern von andern Missionen konvertiert.

Sehr bald richtete Bischof Gray sein Augenmerk auf die Kaffernstämme, er unternahm mehrere, damals sehr beschwerliche Reisen bis hinein ins Sulu- und Knüpfe-land überall mit den Häuptlingen Beziehungen an. Dann lud er die S. P. G. ein, ihm zur Organisation von Kaffernmissionen behilflich zu sein. Aber erst mit der Stiftung eines neuen Bistums Grahamstown (1852) begann die Kaffernmission der S. P. G. Abgesehen von der Missionsarbeit in Grahamstown selbst wurden im Lande 4 Stationen, nach den 4 Evangelisten genannt, angelegt: St. Luke's in Umhallas Lande, St. John's in Sandilis Lande, St. Matthew's unter den Fingus und St. Mark's schon außerhalb der Kapkolonie in Kaffraria (1855).

Die bedeutendste wurde St. Matthews, wo eine ausgedehnte Industriemission (Zimmerei, Schmiederei, Stellmacherei, Gärtnerei, Druckerei) ins Leben gerufen

wurde. Eine Kostschule für Mädchen führt diese in die verschiedenen Zweige des Haushalts ein. Zur Zeit zählt diese Station mit ihren 15 von eingeborenen Katechisten bedienten Außenplätzen allein 2580 Church members.

Die Kaffernkriege störten je und je die friedliche Arbeit, einzelne Stationen wurden zerstört. Sie entstanden aber aus der Asche wieder und andere mit ihnen. In den größeren Städten (East London, Port Elisabeth, King Williamstown u. a.) ist in der Regel den Pfarrämtern eine Kaffernmission angegliedert. In Grahamstown befindet sich ein 1860 gegründetes Seminar zur Bildung kaffrischer Lehrer, Katechisten und Geistlichen. Es hat deren schon einige 70 geliefert, darunter 11 Pastoren. Die Zahl der anglikanischen Kaffern in dieser Diözese beträgt ca. 9000.

Das wichtigste Ereignis des letzten Jahres war die feierliche Aufnahme des „Bischofs“ Dwane von der berüchtigten „Äthiopischen Kirche“ und seines Anhangs in den Schoß der anglikanischen Kirche. Hoffentlich hat damit der äthiopische Unfug sein Ende erreicht und die S. P. G. macht nicht allzu schlechte Erfahrungen mit dem allerdings recht zweifelhaften Zuwachs.

Die bereits genannte und schon in Kaffraria gelegene Station St. Mark's hat gleichfalls eine gedeihliche Entwicklung genommen und ist für die Ausbreitung der Mission in diesem Bezirk von großer Bedeutung geworden. Nicht nur, daß sie selbst 4391 Church members zählt, sie hat auch weithin ihre Zweige ausgestreckt. Die wichtigste dieser Zweigstationen wurde All Saints (1859). Direkt von London aus wurde 1865 St. Augustine's (nach dem Missionsseminar der S. P. G. in Cambridge so genannt) angelegt; dies trieb einen Absenker, St. Paul's (Umtata). Im Norden wurde Elydesdale ein neues Zentrum. Alle diese Stationen wurden 1873 dem neugegründeten Bistum von Kaffraria (St. John's) unterstellt. Eine schwere Krise brachte das Jahr 1880 mit dem blutigen Aufstand der Pondomisi, der die meisten Stationen in Asche legte. Doch nahm die Arbeit nach Niederwerfung der Aufständischen einen neuen Aufschwung. Hauptstation wurde jetzt St. Euthbert's, das durch sein Lehrerseminar St. John's einen weitreichenden Einfluß gewonnen hat. Der Missionserfolg in Kaffraria — über 12000 Church members — ist recht erfreulich.

An Kaffraria schließt sich nördlich Natal, das 1853 in Bischof Colenso einen ebenso eifrigen wie tüchtigen Missionsmann erhielt. Andere ebenso tüchtige Männer, Dr. Callaway, der spätere Bischof von Kaffraria und große Sprachkenner sowie MacKenzie, der spätere Bischof von Central-Afrika, traten ihm zur Seite. Ihre Wirkungsstätten bildeten vornehmlich die Stationen Ekufanyeni, Umlazi und Springvale, alle 3 mit größeren Landreserven verbunden, auf denen die Eingeborenen im Landbau unterwiesen werden sollten. Ekufanyeni stand unter des Bischofs eigener Leitung und

wurde in der That, was sein Name besagt, „ein Ort des Lichts“, der für die Belehrung und Civilisation der Eingeborenen eine große Bedeutung erlangte. Zu letzterem Ziele hat eine Industrieanstalt wesentlich beigetragen.

Bedauerlicher Weise geriet Colenso sowohl bezüglich der kirchlichen Lehre wie praktischer Missionsfragen auf so verhängnisvolle Abwege, daß er schließlich vom Erzbischof von Kapstadt exkommuniziert wurde. Ein Gegenbischof wurde eingesetzt. Das führte zu höchst unerquicklichen Verhältnissen, deren Folgen sich noch Jahrzehnte lang geltend machten.

In neuerer Zeit sind zahlreiche Hindufulis ins Land geströmt, für welche besondere Missionen mit Durban als Zentrum organisiert sind. Das theologische Seminar der S. P. G. zu Madras stellt dazu die erforderlichen tamilischen Geistlichen. — Die Church members der S. P. G. in Natal dürften etwa 5000 betragen.

In dem durch die Wildheit seiner Bewohner berücktigten Sululande legte Bischof Colenso 1860 die erste Missionsstation, Kwamagwaza, an. Zehn Jahre später wurde auch hier eine besondere Diözese gebildet, und damit kam es zu einer energischeren Inangriffnahme der Mission. Es folgten jedoch die unruhigen Zeiten der Sulukriege 1880 und 1884, in denen die bis dahin gethane Missionsarbeit fast gänzlich wieder vernichtet wurde. Erst die britische Annexion (1887) brachte friedlichere Zustände und damit eine gedeichlichere Entwicklung der Mission. In der Nähe des blutgetränkten Schlachtfeldes von Isandhlwana entstand die Gedächtnisstation St. Augustine's, welche es in einem Zeitraum von 20 Jahren zu hoher Blüte gebracht hat. Auf mehr als 90 Plätzen scharen sich um sie hier schon 5000 Christen.

Vom Sululande aus ist man dann weiter nordwärts gegangen, Swasiland ist 1871, Tongaland 1895 besetzt. Für das Hinterland der Delagoabai ist 1891 das Missionsbistum Lebombo errichtet.

Von großen Erfolgen kann hier noch nicht die Rede sein. Unter anderem bildet das Fieberklima, das die Missionare während eines Theiles des Jahres das Tiefland völlig zu meiden zwingt, ein großes Hindernis der Arbeit.

Nach dem Orange-Freistaat und Transvaal wurde die S. P. G. in den sechziger Jahren wesentlich mit Rücksicht auf die dort immer zahlreicher sich niederlassenden Engländer geführt. Zu ihrer geistlichen Bedienung besetzte sie Blumfontein, Pretoria, Potchefstroom, Rustenberg, Johannesburg u. a. Einmal dort, beteiligte sie sich aber dann auch an der Mission unter den Eingeborenen. Unter den Barolong wurde die wichtigste Station Tlabantschu eröffnet. Vom Orange-Freistaat nahmen die Sendboten der S. P. G. ihren Weg ins Basutoland, wo sie auf Einladung Moschechs, trotz des Protestes der Pariser Missionare eine

Mission etablierten, deren Zentren Thlotse Heights (bei Leribe), Tsikoane und Mohalis Hoel sind. Die Gesellschaft hat unter den Basuto ca. 35000 Anhänger.

Mit zahlreichen anderen Gesellschaften ist die S. P. G. natürlich auch auf den Diamantensfeldern von Kimberley am Platze, wo es unter den Tausenden der hier von allen Windrichtungen her zusammenströmenden Schwarzen viel Gelegenheit zur Missions- und Pastorierungsarbeit giebt.

Zu einem Betschuanenstamm im Westen des Orange-Freistaats wurde die S. P. G. auf merkwürdige Weise geführt. Ein eingeborener Lehrer, David, begleitete 1853 einen aus dem Basutoland auswandernden Trupp Betschuanen westwärts an den Baal. Hier fand in den siebziger Jahren bei den Umwohnenden das Evangelium ganz überraschenden Eingang. Die S. P. G. wurde herbeigerufen und gründete die Station Phokoane, welche bereits 2000 members zählt.

Ein letztes Arbeitsfeld ist 1890 in Südafrika mit Maschonaaland in Angriff genommen (St. Salisbury, Buluwajo, Viktoria). Die Arbeit, die seit 1893 unter Leitung eines Bischofs steht, besteht vorläufig zur Hauptsache noch in der Pastorierung der Weißen, unter den Schwarzen steckt sie noch im Anfangstadium.

Zwei Dependancen zu den afrikanischen Missionen bilden Mauritius und Madagaskar. Auf ersterer Insel haben wir es ausschließlich mit der Kulibevölkerung zu thun. Die Negeremanzipation 1834 veranlaßte die Gesellschaft hier in die Arbeit einzutreten und zunächst mit Hilfe des Negro Education Fund Schulen zu gründen, um welche sich dann allmählich Gemeinden mit jetzt 2560 Seelen gesammelt haben.

Wichtiger ist die Arbeit in Madagaskar. 1864 wurde Tamatave an der Westküste besetzt. Um ihres Ansehens bei den Eingeborenen willen glaubte dann aber die S. P. G. auch in der Hauptstadt Antananarivo mit einer Station vertreten sein zu müssen. Dagegen protestierte die Londoner Mission auf Grund früherer Abmachungen, noch mehr gegen die Sendung eines anglikanischen Bischofs nach Antananarivo (1874). An der Nordküste übernahm die Gesellschaft von der sich zurückziehenden Church Miss. Soc. die Station Vohimare, im Innern dehnte sie die Arbeit weiter aus (Station Ramainandro u. a.), an der Westküste wurden unter den Betsimarakas Andovoranto und Mahonoro besetzt.

Unter den Wirren, die die französische Annexion (1895) im Gefolge hatte, hatte auch die S. P. G. zu leiden, wenn auch weniger als die Londoner Mission; 72 Kapellen und Kirchen, besonders aber die Station Ramainandro, wurden zerstört. Doch ist der Schaden wieder ausgeglichen und die Arbeit in ruhigere Bahnen eingelenkt. Etwa 10000 Madagassen halten sich zur S. P. G.

Erst 1818 fing die Gesellschaft an, Indien in den Kreis ihrer Arbeit zu ziehen, hat dieselbe dann aber so ziemlich über ganz Indien ausgedehnt. Wir gruppieren die verschiedenen Missionen nach den Präsidentschaften.

Die erste Theilnahme der S. P. G. an der indischen Mission bestand in einer pekuniären Beihilfe zu dem von Bischof Middleton in Kalkutta gegründeten Bishops College (5000 £ und dann nochmals 47747 £, der Ertrag einer durch Royal letter bewilligten Kollekte).

Der Zweck der Anstalt, bekehrte und fähige Eingeborene zu Nationalgehilfen auszubilden, wurde zumal im Anfang schon wegen Mangels geeigneter Kandidaten nur unvollkommen erreicht. Jetzt scheint sie ihre Aufgabe etwas besser zu erfüllen.

Ihre ersten Missionare sandte die S. P. G. nach Kalkutta und benachbarte Orte (Haura, Tschinsura 2c.).

Der hindostanischen (mohammedanischen) Bevölkerung Kalkuttas geht die St. Saviours Mission nach. Ein ihr 1841 zugefallenes Legat von 50000 Rs. wurde zur Stiftung der sogen. Cathedral Mission verwandt, d. h. es wurde damit die Stelle eines Kanonikus an der Kathedrale fundiert; dieser Kanonikus, der ein bekehrter Hindu sein muß, soll sich der Mission widmen.

Die Erfolge aller dieser Missionen sind — nicht zum wenigsten infolge eines fast chronischen Arbeitermangels — wenig befriedigend gewesen. Andere Stationen sind aus demselben Grunde sogar ganz eingegangen. Etwas günstiger ist die Entwicklung einer Mission in den Sunderbands; allerdings läßt das Christentum der dortigen 3158 Bekehrten manches zu wünschen.

Die bedauernswerte Spaltung in der Gopnerschen Mission im Jahre 1868 wurde, wie bekannt, die Veranlassung für die S. P. G., hier in Tschota Nagpur eine Konkurrenzmission zu etablieren. 7000 Kolonchristen wurden damals in die anglikanische Kirche aufgenommen. Rantschi, die Hauptstation der Gopnerschen Mission wurde auch von der S. P. G. besetzt und daselbst eine prächtige Kathedrale und ein theologisches Seminar errichtet. Jetzt ist das ganze Gebiet in 18 Distrikte eingeteilt, die von 16 eingeborenen Geistlichen bedient werden. Europäerstationen hat die S. P. G. nur 3, außer Rantschi noch Tschaitbasa und Hazaribagh. An letzterem Orte arbeitet die Dublin University Mission; sie widmet sich außer der evangelistischen Thätigkeit dem höheren Schulwesen (High school und College class); von 2 Mitgliedern der Bruderschaft wird ärztliche Mission ausgeübt. Es ist sicher eine Kraftvergeudung, daß alle 8 Glieder

der Bruderschaft auf eine einzige Station konzentriert sind. Neben dieser Bruderschaft befindet sich in Hazaribagh auch noch eine Art Schwesternschaft (die Lady associates of the Ladies' Auxiliary of the Dubl. Univ. Miss.). 1890 hat Eschota Nagpur einen eigenen Missionsbischof in dem tüchtigen und erfahrenen Missionar Whitley erhalten. Die Zahl der zur S. P. G. gehörigen Koltschriften beträgt 14972 (gegen 63000 der Gofnerschen Mission).

In Assam begann die S. P. G. auf Ersuchen des Bischofs von Kalkutta 1851 eine Mission. Zuerst wurde Debroghur, später Tezpur und Mungledge besetzt. Es wird weniger unter den Assamesen wie unter den Bergstämmen missioniert. Wichtiger ist aber die Arbeit an den vielen nach Assam importierten und in den dortigen Theeplantagen arbeitenden Kols (2666 Christen).

In den Nordwestprovinzen hatte die Gesellschaft vor dem Söldneraufstand (1857/58) zwei Stationen, Kahnpur und Delhi. Beide wurden durch den verheerenden Sturm vernichtet. 4 Missionare, 2 eingeborene Katecheten und zahlreiche Christen erlitten den Märtyrertod. Nach Herstellung der Ordnung wurde an beiden Plätzen die Arbeit mit verstärkten Mitteln wieder aufgenommen. Kahnpur ist ein besonders harter Boden. Durch eine viel verzweigte Schultthätigkeit sind doch nur mäßige Erfolge (520 Christen) erzielt worden. Dieser Zweig der Arbeit liegt jetzt in der Hand einer Bruderschaft, welcher zwei Söhne des bekannten Theologen Bischof Westkott angehören. — Von Kahnpur ist das Evangelium gelegentlich bis nach Kohilland getragen. In Bandelland entstand eine kleine Zweigstation Banda.

In Delhi hat von 1860 an über 30 Jahre Missionar Winter in großem Segen gewirkt. Er organisierte die Arbeit systematisch, indem er zunächst die ganze Stadt in Parochien teilte, deren jede ihre Schulen erhielt. Die St. Stephen's High School, mit der als Krönung ein College departement verbunden ist, sollte die vornehmere Jugend anziehen. Frau Missionar Winter unterstützte ihren Gatten wesentlich durch Organisation der Senanamission. Auch ärztliche Frauenmission führte sie ein. Einen erfolgreicherem Betrieb dieses Arbeitszweiges ermöglicht seit 1884 das St. Stephen's Hospital für Frauen und Mädchen. Den weitesten Eingang fand Missionar Winter bei der verachteten Klasse der Eschamars, von welchen Hunderte das Christentum annahmen. Allerdings war es vielfach nur eine äußere Annahme, und als man strengere Forderungen bezüglich Aufgabe heidnischer Sitten an sie stellte, fielen von 700 wieder

290 ab. Einen wichtigen Zug der Delhi-Mission bildet seit 1877 die Cambridge Brüderschaft, der auch hier die Pflege des Erziehungswesens obliegt. Nach Winters Tode ist ihr die ganze Arbeit übertragen.

Aus der Delhi-Mission ist die zu Rurki am Himalaya hervorgegangen. Hier hat seit 1875 mit Erfolg der deutsche Missionar Höppner gewirkt. Er pflegt auch jährlich die großen Melas in dem berühmten Wallfahrtsorte Hardwar zu besuchen. 1885 wurde durch seine Predigt dort ein Mulvie aus Dschamnu (in Kaschmir) bekehrt, er zog seine ganze Familie und Verwandtschaft nach sich und so ist weit von Rurki entfernt durch ihn in Dschamnu eine Zweigstation entstanden, die 90 Christen zählt.

In der Madras-Präsidenschaft übernahm die S. P. G. 1825 die alten von Schulze, Schwarz und anderen halle'schen Missionaren gegründeten Stationen der S. P. C. K., deren wichtigste Madras, Tandschaur und Tritschinopoli waren. Die Gemeinden waren aber aus Mangel an kirchlicher Versorgung recht vernachlässigt, durch allzugroße Gutmütigkeit der Missionare war die unverschämteste Bettelerei eingerissen, das Kastennwesen stand in üppigstem Flor. Da der S. P. G. zunächst durchaus nicht genügende Arbeitskräfte zur Verfügung standen, dauerte der unbefriedigende Zustand noch lange fort. Als später energisch besonders gegen das Kastennwesen vorgegangen wurde, fielen viele ab. Eine Besserung der Verhältnisse wurde dann vornehmlich durch Pflege des Schulwesens erstrebt. Tritschinopoli erhielt ein ganzes System von Schulen, zu dem außer Elementarschulen Kostschulen für Knaben wie für Mädchen Mittel- und High School gehörten. Letztere wurde allmählich bis zu einem First grade College¹⁾ ausgestaltet und erfreut sich eines großen Renommee's; ähnlich das St. Peter College zu Tandschaur. In Madras befindet sich seit 1848 ein theologisches Seminar für Tamilen- und Telugugeistliche. Es ist in der glücklichen Lage, nicht über Mangel an Bewerbern, sondern an zu großem Andrang zu leiden. Die S. P. G. kann kaum alle Kandidaten versorgen.

Zu den älteren Stationen sind manche neuere hinzugekommen, so Kumbakonam Aneikadu, Negapatnam, Erungalur, weiterhin Salem, Coimbatour, Bangalur, Maisur, auch Sekunderabad im Vasallenstaate Heiderabad. Die Gesamtzahl der Christen beträgt in diesem Gebiete ca. 12000.

Gleichfalls im Jahre 1825 überkam die S. P. G. von der S. K. C. K. die Mission in Tinnevely. Sie hatte sich dieses Arbeitsgebiet jedoch mit der Church Miss. Soc. zu teilen, letztere besetzte den größeren nördlichen Teil, die S. P. G. den kleineren südlichen. Der Zustand der Tinnevely-Gemeinden der S. P. G. war ähnlich wie der im Madras-

¹⁾ Mit der Berechtigung, den B. A. zu verleihen.

Bezirke und blieb es wegen Arbeitermangels der Gesellschaft noch lange. Anfang der vierziger Jahre entstand dann besonders unter der Kaste der Schanars eine große christentumsfreundliche Bewegung. Es war ein glückliches Zusammentreffen, daß sich damals auf dem Arbeitsfelde eine Schar von besonders tüchtigen Missionaren befand: Brotherton, Caldwell, Kearns, Pope u. a.

Um drei Mittelpunkte konzentrierte sich ihre Wirksamkeit: Sayerpuram Nazareth und Idlaiyangudi. Ganze Dörfer warfen ihre Götzen weg; die Flutwelle pflanzte sich von Ort zu Ort weiter. Die Missionare hatten alle Hände voll zu thun, die Tausende von Taufbewerbern zu unterrichten. Überall wurden Schulen, Kirchen und Missionshäuser errichtet. Auf den Hauptstationen wurden Kostschulen eröffnet, in Sayerpuram eine High School verbunden mit einem theologischen Seminar. Letzteres ist später nach Tuticorin verlegt. Um die jungen Gemeinden zur Selbständigkeit anzuleiten, wurden sie zur Gründung von Kirchbauvereinen und Missionsvereinen ermuntert, auch wurden sie gewöhnt, einen Teil des Unterhalts ihrer Geistlichen und Lehrer selbst zu bestreiten. Auch ein Provinzial-Kirchenkonzil, dem Bezirkskonzile untergeordnet sind, ist organisiert und ein Missionsbischof an die Spitze getreten.

Die Hungersnot 1877/78 führte der Mission neue Scharen zu, und ähnlich gab es 1889 Massentaufen. Nach solchen Flutzeiten blieben freilich Zeiten der Sichtung nicht aus. — Es gehören jetzt zur Tinnevelly-Mission der S. P. G. 31063 Christen. Ein Anner zu ihr bildet die Station Rannad mit einigen kleineren Posten gegenüber der Insel Ceylon.

Ein zweites Tinnevelly hoffte die S. P. G. im Telugulande zu finden, wohin sie sich 1842 durch eine kleine Sezession von Anhängern der Londoner Mission in Kadappa rufen ließ. Sie erlebte an diesen Proselyten aber wenig Freude. Kadappa wurde schließlich als Hauptstation aufgegeben und dafür Mutyalapad und Kalsapad besetzt. Die große Erweckung unter den Malas und Madingas, die dann in den fünfziger und sechziger Jahren so große Scharen dem Am. Board und in beschränkterem Maße auch der Church Miss. Soc. und Londoner Mission zuführte, griff auch auf dem Arbeitsfelde der S. P. G. um sich, wenn auch nicht in derselben Stärke. Zahlreiche Gemeinden bildeten sich, Tausende traten in Unterricht. Auch hier machte sich aber der Arbeitermangel der Gesellschaft nur zu sehr geltend. Ein Seminar zu Mandyal suchte ihm durch Ausbildung eingeborener Kräfte möglichst abzuhelpfen. Immerhin zählt die Telugu-Mission der S. P. G. 9693 Christen.

In der Präsidentschaft Bombay hat die Gesellschaft erst seit 1860 die Arbeit aufgenommen. In der Stadt Bombay selbst hat sie eine Marathi-, Tamilen-, Hindostani- und Indobritische Mission; der Erfolg ist gering. Anfang der siebziger Jahre wurden Kolapur und Ahmednagar besetzt, auf letzterer Station gab es schon einmal 1878 eine große Ernte aus dem Stamme der Mahars und Mangs; 1927 wurden getauft und 1500 traten in Unterricht, hernach trat ein Rückschlag ein. Jetzt scheint aufs neue eine solche Erntezeit anzubrechen. Der Stationsmissionar berichtet von einer zu ihm gekommenen Deputation, die 175 Dörfer mit 7—8000 Einwohnern repräsentieren, die um christlichen Unterricht bat. Er fügt hinzu, daß die Bewegung durchaus nicht im Zusammenhang mit der Hungersnot steht.

Eine kleine Mission hat die S. P. G. auch in Nordkanara, dem Arbeitsfelde der Baseler Mission, begonnen (Betigeri, Hubli, Dharwar).

Die großen Erfolge der amerikanischen Baptisten veranlaßten in den fünfziger Jahren die S. P. G. auch Barma zu besetzen. Doch wollte man, um den Amerikanern nicht ins Gehege zu kommen, nicht unter den Karenen, sondern unter den Barmanen arbeiten. Maulmein, die zuerst angelegte Station, hat es zu keiner besonderen Blüte gebracht. Desto lohnender erwies sich die Arbeit in Rangun (1864). Hier entfaltete Dr. Marks, die Seele der ganzen Barmanenmission, seine hervorragenden pädagogischen Talente, indem er ein musterhaftes Schulsystem ins Leben rief; dasselbe gipfelte in dem St. John's College, in welchem eine gediegene Ausbildung gegeben wird, und das darum bald von Hunderten von Schülern, Barmanen, Karenen, Schans, Malagen, Siamesen, Arawaken Chinesen u. a., besucht war. Aus ihm sind bereits 10000 Schüler hervorgegangen, die nun zum Teil in einflußreichen Stellungen stehen. Die Mission hat durch diese Schule so einen weitreichenden Einfluß bekommen.

Außenstationen von Rangun sind Kemendine und Puzondaung; am Krawadi liegen Henzada, Prome, Thayet Myo.

Doch blieb die Barmanenmission im allgemeinen recht undankbar, und so vergaß die S. P. G. schließlich ihren Vorsatz, nur unter den Barmanen zu missionieren. Als 1870 in der amerikanischen Mission ein Schisma eintrat, folgte sie der Einladung der Schismatiker und wendete sich auch der Karenenmission zu. Ihre Hauptstation wurde Taungu. Allerdings machte sie auch hier mit den Proselyten die allerschlechtesten Erfahrungen, die meisten fielen später wieder von ihr ab. Doch erlebte dann die Mission einen neuen Aufschwung, so daß sie 1881 53 christliche Dörfer unter ihrer Pflege hatte. Zur Zeit halten sich 4600 Karenen zur S. P. G.

Im Jahre 1869 unternahm Dr. Marks eine Rekognoszierungsreise nach Mandaleh, der Hauptstadt des Königreichs Barma. Der König lud ihn selbst ein, sich bei ihm niederzulassen; und als Marks dies natürlich gern that, half er ihm sogar beim Schul- und Kirchenbau und vertraute ihm seinen Sohn Thee bau zur Erziehung an. Nach einigen Jahren zog sich aber Marks den Zorn des Königs zu und mußte schließlich das Feld räumen. Bevor dann der Krieg zwischen den Barmanen und Engländern ausbrach, mußte die Mission ganz von Mandale zurückgezogen werden. Erst nach der Eroberung Mandales 1885 wurde sie wieder aufgenommen. Es giebt aber hier sowohl wie auf den neueren Stationen Bhamo und Schwebö erst kleine Häuflein von Bekehrten.

Neben der Barmanen- und Karenenmission besteht in Maulmein, Rangun und Mandale auch eine solche für eingewanderte Tamilen und Chinesen.

Auf Ceylon wurde 1845 das erste anglikanische Bistum errichtet, und die S. P. G. bemühte sich nun als handmaid der Kirche, den Bischof theils mit Mitteln, theils mit Arbeitern zur missionarischen Besetzung der Insel zur Hand zu gehen. Coplestons, des bekanntesten ceylonesischen Bischofs, Ideal ist es, möglichst keine Missionsgesellschaften in seiner Diözese zu haben, sondern diese selbst zu einer Missionsdiözese zu machen. Und hierin fand er bei der S. P. G. das bereitwilligste Entgegenkommen. Die wichtigsten mit ihrer Hilfe geschaffenen Stationen sind Colombo, Negombo, Matura, Buona Vista, Batticaloa, Rabutara und Dumbugama mit zusammen ca. 3400 Christen. Außerdem trägt sie zum Unterhalt des St. Thomas College in Colombo bei.

Auf Malacca hat die S. P. G. mehrere Missionare stationiert (Singapur, Malacca, Penang, Provinz Welleslay, Perak, Selangor). Die Arbeit ist zugleich Pastorierung der ansässigen Engländer und Missionsthätigkeit. Objekte der letzteren sind außer den eingeborenen Malagen besonders die zahlreichen Hindu- und Chinesenfamilien.

Dem Bischof von Singapur untersteht auch die Mission auf Borneo, die eine eigenartige Veranlassung hatte. In den dreißiger Jahren schuf sich dort der abenteuerliche Engländer James Brooke ein Reich Sarawak. Zur Hebung seiner heidnischen Unterthanen wünschte er eine Mission zu haben, welche ein befreundeter Geistlicher für ihn in England organisierte (Borneo Church Mission Institution). Diese wurde dann von der S. P. G. fortgeführt und fand durchweg eine günstige Aufnahme. Nächst der Hauptstadt Kutsching wurden die Bezirke Lundu, Banting, Quop und Undop

beseht. Ein Aufstand der eingewanderten Chinesen stellte 1857 die ganze Mission in Frage. Seiner Niederwerfung folgte ein Wiederaufleben des greulichsten Heidentums mit Menschenfresserei und Seräuberei. Doch die Missionare führten ihr Werk unentwegt fort und haben jetzt mehr als 4000 Dajacken und Chinesen gesammelt. — In Britisch-Borneo ist um der englischen Ansiedler willen 1888 eine Station beseht (Sandakan). In Kudat an der Nordspitze hat sich eine chinesische Christengemeinde von 550 Seelen gebildet, für die die S. P. G. einen chinesischen Pastor angestellt hat. — Die ganze borneosische Arbeit leidet zur Zeit außerordentlich an Arbeitermangel, wodurch der Fortschritt nur zu sehr gehemmt wird.

In Ostasien ist die S. P. G. nur mit kleineren Missionen neueren Datums vertreten.

Die zwecks Pastorierung der englischen Kolonie erfolgte Besetzung von Tschifu durch 2 ihrer Sendboten (1874) führte zum Eintritt in die chinesische Missionsarbeit. Von der Church Miss. Soc. übernahm man 1880 die Station Peking. Allmählich kamen als weitere Arbeitsplätze Tientsin, Tjungsing, Tainfu und Pingyin hinzu. Zur Ausbildung chinesischer Gehilfen wurde in Peking ein Seminar unterhalten. Vor Ausbruch der jüngsten Wirren zählte die Mission 812 Besehrte. Durch jene Wirren dürfte der größte Teil der Arbeit vernichtet sein; 3 Missionare haben den Märtyrertod erlitten. Wie weit es der Gesellschaft möglich sein wird, unter solchen Umständen die chinesische Mission mit Hilfe der Jubiläumsgaben auszu dehnen, wie beabsichtigt war, wird abzuwarten sein.

Fast gleichzeitig mit China faßte man in Japan Fuß (1873). Die Hauptstationen der Gesellschaft sind Tokio, Kobe, Yokohama und Futschima. Die Zahl der Getauften beträgt 1124. Im Jahre 1887 schlossen sich vornehmlich auf Betreiben der S. P. G. die anglikanischen Gemeinden der Church Miss. Soc., der Amer. Episc. Church und der S. P. G. zu einer japanischen Nationalkirche (Sei ko kwei) zusammen; man wollte dadurch der Gefahr entgehen, daß das Christentum der Japaner zu einer populär-rationalistischen, dogmatisch farblosen Religion würde, wie es die Independenten anzustreben schienen.

Endlich wurde 1888 auch eine Mission in Korea unter Bischof Corfe etabliert (Seoul und Tschemulpo; auch Riutschwang in der Mandchurie ist ihr angeschlossen). Die Missionare, einschließlich des Bischofs, führen ein gemeinschaftliches, einfaches Leben. Ärztliche Mission und ein Missionshospital helfen dazu, die Mission dem Volke zu empfehlen. Die numerischen Erfolge sind noch gering (91 Getaufte).

In Australien hat die Thätigkeit der S. P. G. wesentlich wie in Nordamerika darin bestanden, den Ansiedlern zu geordneten kirchlichen Verhältnissen zu verhelfen und Beihilfen zur Organisation der anglikanischen Kirche und deren Bistümer zu leisten. Hier und da hat sie auch die Versuche, sich der eingeborenen Papuas anzunehmen, unterstützt, so das Institut Ruimbie, welches immerhin einige Resultate erzielt hat. In anderen Orten unterstützt sie die Arbeit an den eingewanderten Chinesen, Kanaken und Polynesiern wie in Brisbane und Bundaberg.

Die anglikanische Mission an der Südküste von Neu-Guinea wird unabhängig von der S. P. G. durch den Australian Board of Missions (die Vereinigung der anglikanischen Synoden) betrieben. Dagegen hat die S. P. G. die von der anglikanischen Kirche Neuseelands getragene Melanesische Mission je und je durch Beihilfen unterstützt.

Für die anglikanischen Ansiedler auf den Witiinseln wurde 1870 ein Geistlicher dorthin gesandt. Des Proselytenmachens unter den Wesleyanischen Witiinsulanern sollte er sich enthalten. Dagegen fand er auch ohne dies Gelegenheit zum Missionieren unter den Melanesiern, die zum Betrieb des Plantagenbaus hierher importiert werden.

Ebenfalls zur Versorgung der Engländer in Honolulu wurde 1861 ein anglikanischer Geistlicher auf Hawaii stationiert. Auf den Wunsch des Königs Kamehameha IV. folgte bald ein anglikanischer Bischof und eine Mission wurde angefangen, die unter der Sonne der königlichen Gunst „über die sanguinischsten Hoffnungen“ prosperierte. Während aber die Kanaken mehr und mehr ausstarben, nahm die Einwanderung von Chinesen und noch mehr Japanern mehr und mehr zu. Zur Missionierung dieser hat aber die S. P. G. nur unzureichende Vorkehrungen getroffen. 1898 sind die Hawaiiinseln in amerikanischen Besitz übergegangen, weswegen die S. P. G. diese Mission an die amerikanische bischöfliche Kirche abgegeben hat.

Die Pariser evangelische Missionsgesellschaft in den letzten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts.

Von D. G. Kurze.

II.

6. Die finanzielle Lage.

Einen Überblick über die Einnahmen und Ausgaben der Pariser M.-G. im letzten Jahrzehnt mit besonderer Bezugnahme auf den Aufwand für die einzelnen Missionsgebiete gewähren die am Schlusse mitgeteilten Tabellen. Die Zahlen lehren, daß die Leistungsfähigkeit und Opferwilligkeit der Freunde der Pariser M.-G. ganz beträchtlich zugenommen hat. In der ersten Hälfte des letzten Jahrzehntes ist die Steigerung der Gaben noch eine verhältnismäßig geringe; aber schon die beiden Jahre

1896 und 1897 lassen die Gesamteinnahme um 288 929 Fr. anschwellen, bis dann im Rechnungsjahre 1898/1899 die Einnahmen die Höhe von 1 123 653 Fr. erreichen. Nach den gewaltigen Anstrengungen, welche die Missionsgemeinde in jenem denkwürdigen Jahre gemacht hatte, um diese Summe aufzubringen, trat im folgenden Jahre ein Rückgang in den Einnahmen auf 891 723 Fr. ein; aber bereits im letzten Rechnungsjahre 1900/1901 hat die Pariser Missionskasse wieder über eine Million, nämlich 1 026 423 Fr. vereinnahmt. Wenn es trotzdem in den letzten beiden Jahren nicht ohne ein kleines Defizit von 41 000 bzw. 82 914 Fr. abgegangen ist, so trägt daran weniger mangelnde Opferwilligkeit der die Pariser M.-G. stützenden Freunde, als die unvorhergesehene plötzliche Steigerung der Ausgaben für die beiden Missionsgebiete Madagaskar und Sambezi die Schuld.

Auch im letzten Jahrzehnte haben die Missionsfreunde französischer Zunge außerhalb Frankreichs der Pariser M.-G. beträchtliche Unterstützung angedeihen lassen. Von den im Jahre 1899/1900 eingegangenen Missionsgaben von 874 482 Fr. stammten 560 361 aus Frankreich und die übrigen 314 121 aus dem Ausland, und zwar aus der Schweiz 152 588 Fr., aus dem Eliaß 62 476 Fr., aus den Niederlanden 28 810 Fr. und aus England 11 061 Fr. Die Pariser M.-G. führt drei besondere Kassen, die allgemeine Kasse, aus welcher der Verwaltungsaufwand und die Ausgaben für Lessuto, Tahiti, Senegal, Kongo und die Loyalty-Inseln bestritten werden, die Sambezi- und die Madagaskarkasse. Interessant ist es, aus den Jahresrechnungen zu ersehen, daß die Missionsfreunde außerhalb Frankreichs besonders die Sambestimmung ins Herz geschlossen haben, denn sie bestreiten mit ihren Gaben $\frac{3}{4}$ des Gesamtaufwandes für dieses Gebiet, während andererseits die Ausgabe für Madagaskar fast ganz (zu $\frac{9}{10}$) von den in Frankreich selbst wohnenden Missionsfreunden gedeckt wird.

Erfreulich ist die Stetigkeit in dem Wachstum der aus Frankreich stammenden Missionsgaben — wir sehen dabei von dem außergewöhnlichen Jahre 1898/99 mit seinem Ertrage von 697 845 Fr. ab —, die von 212 662 Fr. im Jahre 1893/94 auf 560 361 Fr. im Jahre 1899/1900 gestiegen sind. Auch die Erträgnisse der Sou-Kollekte haben sich im letzten Jahrzehnte gemehrt; sie sind von 23 594 Fr. im Jahre 1889/1890 auf 48 328 Fr. im Jahre 1899/1900 angewachsen; ein Viertel des Ertrages bringen die Missionsfreunde außerhalb Frankreichs auf. Seit 1892, beziehentlich 1894 wird auch eine Franken-Kollekte gesammelt, die allerdings noch nicht viel Anklang gefunden zu haben scheint; doch ist ihr Ertrag immerhin von 1 130 Fr. auf 5 169 Fr. gestiegen. Eine nicht zu ver-

Aufwand für die einzelnen Missionsgebiete.¹⁾

Jahr	Bassuto	Kassiti	Senegal	Rongo	Kabylie	Sambesi	Lopaty-S.	Madagaskar
1889/1890	139 952	40 183	46 159	1 545	2 300	96 952 (45 078)	—	—
1891/1892	117 140	39 015	34 108	19 834 (50 954)	2 046	74 415 (71 612)	1 060	—
1893/1894	143 643	39 537	30 656	55 510 (14 271)	2 559	46 845 (56 568)	3 318	—
1895/1896	116 830	49 287	28 026	51 500	—	57 640 (52 353)	375	8 934 (16 563)
1896/1897	114 164	47 875	28 181	86 011	—	57 766 (86 525)	—	36 956 (123 586)
1897/1898	109 556	56 330	32 521	61 530	—	79 927 (130 817)	7 061	229 243 (168 119)
1898/1899	130 123	58 865	26 522	73 300	—	254 289 (247 630)	5 618	409 222 (399 996)
1899/1900	125 234	66 423	18 004	118 050	—	115 881 (101 891)	15 021	316 863 (259 987)
1900/1901	?	?	?	?	—	148 865 (116 602)	?	310 551 (295 868)

¹⁾ Die eingeklammerten () Zahlen geben die Einnahme der Spezialkaffe des betreffenden Missionsgebietes an.

G a h r ¹⁾	Gesamt= einnahme	wovon Gaben	und zwar aus Frankreich	aus dem Erlaß	aus der Schweiz	Gesamt= ausgabe	wovon für die Missionsgebiete
1889/1890	362 666	345 934	216 575	36 254	58 421	420 524	327 092
1891/1892	462 141	445 021	265 647	47 944	87 272	387 238	287 978
1893/1894	389 080	380 985	212 662	39 709	81 918	433 154	322 067
1895/1896	441 642	428 524	278 634	48 852	75 065	433 974	312 592
1896/1897	615 349	601 517	370 611	56 205	89 140	490 280	370 952
1897/1898	730 571	707 844	465 832	73 588	115 325	699 945	576 168
1898/1899	1 133 653	1 111 187	697 845	91 822	182 799	1 112 220	956 938
1899/1900	891 723	874 482	560 361	62 476	152 588	926 333	775 476
1900/1901	1 026 423	928 402	?	?	?	1 109 337	?

28*

¹⁾ Der Rechnungsabluß erfolgt immer am 1. April.

achtende Einnahme liefert auch der alljährlich im März von der „Société Auxiliaire des Dames des Paris“ veranstaltete Missionsbazar, dessen Erträge im letzten Jahrzehnte zwischen 18 000 und 26 000 Fr. geschwankt haben; einen anderen Bazar zu Gunsten der Pariser M.-G. veranstalten regelmäßig die Straßburger Sonntagschulen mit einem Erlöse von 10—12 000 Fr.

Am meisten ist das Gleichgewicht zwischen Ausgabe und Einnahme in der Kasse der Pariser M.-G. durch die neue Madagaskarmission mit ihren enorm gewachsenen Ausgaben gestört worden. Betrug doch z. B. im Rechnungsjahre 1898/99 der Aufwand für Madagaskar allein 409 222 Fr., also mehr als die Gesamteinnahme (389 080 Fr.) im Jahre 1893/94, und auch im letzten Rechnungsjahr nimmt Madagaskar mit einem Bedarf von 310 551 Fr. noch fast ein Drittel der Gesamteinnahme in Anspruch. Da in absehbarer Zeit die Ausgaben für dieses Missionsgebiet voraussichtlich nicht unter 350 000 Fr. sinken werden und daneben die Sambesimission alljährlich zwischen 100 000 und 200 000 Fr. fordert, so wird es auch in Zukunft großer Opferwilligkeit seitens der Freunde der Pariser M.-G. bedürfen, wenn das bisher so reichgesegnete Missionswerk derselben nicht Schaden leiden soll.

Missionsrundschau.

Südafrika II.

Von D. A. Merensky.

1. Deutsch-Südwestafrika (und Walvischbai).

Die Arbeit der Rheinischen Missionsgesellschaft auf diesem Gebiet bietet unter den in Südafrika obwaltenden Verhältnissen ein erfreuliches Bild. Es arbeiteten hier mit Einschluß von Ovamboland 35 Rheinische Missionare auf 25 Stationen, und wenn noch einige Lücken ausgefüllt sind, wird eine weitere Anlegung von Hauptstationen nicht mehr nötig sein. Zunächst ist hervorzuheben, daß nach Jahren schweren äußeren Notstands endlich wieder ein Regens- und Segensjahr erschienen ist. Im vorigen Jahre ist nämlich in allen Landesteilen ein so rechtzeitiger und ergiebiger Regen eingetreten, daß selbst Missionare, die schon 20 Jahre und länger im Lande sind, sich einer solchen Segensfülle nicht erinnern können. Freilich werden sich die Folgen der Kinderpest und der sich daran schließenden Hungersnot noch lange bemerkbar machen. Es wird aber von den Eingeborenen nicht vergessen

werden, daß in der Zeit der Not die Missionsfreunde in der Heimat, mit ihnen auch die deutsche Kolonial-Regierung und die im Lande wohnenden Kolonisten, ihnen soviel als möglich Hilfe leisteten. Eine Folge der jetzt veränderten Lage ist die, daß sich die Eingeborenen mehr als je aus der Zerstreuung auf den Stationen gesammelt haben. In Bezug auf die Zukunft der Eingeborenen sind die Aussichten je nach den Stämmen sehr verschieden. Von den Nama-Hottentotten schrieb Missionar Fenchel von Keetmannshoop vor kurzem: „Nachdem ich nun 22 Jahre unter dem Volke arbeite, kann ich mich des Eindruckes nicht erwehren, daß wir am Sterbebett eines dahinsterbenden Geschlechtes stehen, wo es gilt zu retten, was sich in letzter Stunde noch retten läßt.“ Das Volk zählt heute höchstens noch 10 000 Seelen, von denen rund 5000 in christliche Gemeinden gesammelt sind. Die Mischlinge (Bastards), welche im Lande wohnen, und die Herero im Norden besitzen entschieden mehr Lebensfähigkeit als die genannten Hottentotten. Augenblicklich geht durch ganz Südwestafrika eine große Bewegung zum Christentum hin. Der letzte Jahresbericht der Rheinischen Gesellschaft zeigt, daß 1899 500 Heiden getauft werden konnten und 1064 im Taufunterricht standen, von denen die Mehrzahl auf die bis dahin ziemlich unzugänglichen Herero kam. Auf der Station Okahandja wurden 123 Erwachsene getauft, und 141 traten wieder in den Unterricht. Auf einer anderen Station Otjihaëna, auf welcher die Gemeinde bisher nur 51 erwachsene Glieder zählte, standen am Schluß des Jahres 188 im Taufunterricht. Nur in dem weiter nördlich liegenden Ovambolande wollen die Lotengebeine sich noch immer nicht regen. Hier hatten die Missionare auch schwer am Fieber zu leiden. Im einzelnen ist noch zu erwähnen, daß am 30. Juli (1899) in Bethanien die stattliche Friedenskirche eingeweiht werden konnte, an der man zwei Jahre lang gebaut hatte. Zwei neue Stationen sind angelegt worden: im Osten die Station Okazeva und im Hererolande der Platz Otjifango. Der Mangel an tüchtigen eingeborenen Gehilfen machte sich bei dem gesteigerten Bedürfnis sehr fühlbar. Unter den Lehrern fehlte es nicht an Sündenfällen und Amtsentsetzungen. Zur Ausbildung der Evangelisten ist bekanntlich in Okahandja das Seminar „Augustineum“ gegründet, welches sich unter Leitung des Missionars Biehe in gedeihlicher Entwicklung befindet. Die deutsche Kolonialregierung steht den Eingeborenen und der Mission wohlwollend gegenüber. Freilich ist auch hier, wie überall in den afrikanischen Kolonien, die Landfrage eine brennende. Die Besitztitel der Missionsgesellschaften sind in den meisten Fällen willig anerkannt worden; der Besitzstand der Eingeborenen aber wird, wie das unvermeidlich ist, eingengt, und die Missionare können sich dem Beruf nicht entziehen, auch hier als Anwälte ihres Volkes aufzutreten. Dankenswert ist die Verordnung des Gouverneurs (Deutwein) vom 31. Dezember 1898, nach der die Händler vor leichtsinnigem Kreditgeben und die Eingeborenen vor leichtsinnigem Schuldenmachen gewarnt werden, und die bestimmt, daß für Schuldverbindlichkeiten nur der einzelne Eingeborene, nicht aber der Häuptling oder der Stamm als solcher in Anspruch genommen werden darf. Der Kauf und Verkauf von Branntwein ist von Erlaubnisscheinen abhängig gemacht, die nur der Bezirkshauptmann ausstellen darf. Besser wäre es freilich, wenn der Branntweinverkauf überhaupt verboten werden könnte.

Statistik der Rheinischen Mission in Deutsch-Südwestafrika im Jahre 1899: Stationen 25, Seelenzahl der Gemeinden 10989, Tausen von Erwachsenen 385, von Kindern aus den Heiden 124, Katechumenen 1064, Schüler 2218, Aufbringungen der Ge-

meinden 13 267,69 Mk.¹⁾ Erinnert sei noch daran, daß im deutschen Teil des Ovambo-Landes auch 12 finnländische Missionare arbeiten, welche auf 3 Stationen 725 Christen gesammelt haben.

2. In der Kapkolonie

finden wir neben 377 000 Weißen, unter denen ca. 228 000 den Buren zuzuzählen sind, eine farbige Bevölkerung von 1 150 000 Seelen. Bei dem letzten Census (im Jahre 1891) zählte man unter diesen Leuten 50 000 Hottentotten und 247 000 Mischlinge. Die übrigen Farbigen gehören den verschiedenen Kafferstämmen an.

In der Kapstadt und ihren nächsten Vororten leben ungefähr 38 000 Farbige, von denen 27 318 verschiedenen christlichen Kirchen angehören und zwar in folgendem Verhältnis: zur englischen Staatskirche gehören 12 000, zur holländisch-reformierten 9600, zu den Wesleyanern 2000, zur Brüdergemeinde 2168, zu den Independenten 300, zur Äthiopischen Kirche 700, zur holländisch-lutherischen 100, zur Berliner Mission 250, zu anderen Gemeinschaften 200. Neben diesen farbigen Christen finden wir dort 8 259 Mohammedaner, die fast sämtlich Malayen sind, ca. 2000 heidnische Kaffern, die sich hier als Arbeitsleute aufhalten und etwa 500 andere Heiden, Hindu und auch Afrikaner. Hervorzuheben ist, daß die farbige Gemeinde, welche unter Mitwirkung von der Kempis gegen Ende des 18. Jahrhunderts gegründet wurde, eine der kräftigsten farbigen Gemeinden dieser Stadt ist. Sie zählt 770 Kommunikanten und ist ganz selbständig. Ebenso selbständig ist die farbige Gemeinde von St. Stephens. Diese beiden Gemeinden sind deshalb in dem Almanach der holländisch-reformierten Kirche nicht mit aufgeführt. Auch einige der Gemeinden, die der englischen Kirche angehören, erhalten sich ganz oder fast ganz selbst. Diese Kirche unterhält hier seit 1864 auch ein Seminar zur Ausbildung von farbigen Lehrern und Geistlichen. Die Brüdergemeinde versorgt ihre Christen seit einigen Jahren durch einen im Vorort „Moravianhill“ stationierten Missionar. Alle die genannten Gemeinschaften missionieren hier auch unter den Heiden. Die Holländisch-Reformierten haben einen ordinierten Kaffer für den Missionsdienst unter seinen Landsleuten angestellt. Leider arbeitet keine Gesellschaft unter den hiesigen Mohammedanern. Viele dieser Leute sind reich und besitzen Kaufläden. Der Gemüsehandel der Stadt ist vollständig in ihren Händen. Nicht ganz selten treten sogar schwarze Christen zu ihnen über. Man kann nicht verstehen, weshalb die englischen Kirchengemeinschaften sich nicht aufmachen, die Arbeit unter diesen holländisch sprechenden Leuten mit Ernst in Angriff zu nehmen. Sie üben nicht nur in Kapstadt, sondern auch weiter ins Land hinein einen äußerst schädlichen Einfluß aus als Wahrsager oder Schwarzkünstler. Selbst viele weiße Christen schämen sich nicht, die vermeintliche Kunst dieser Leute in Anspruch zu nehmen, wenn es gilt die Zukunft zu erforschen, einen Dieb zu entdecken oder für ein körperliches Leiden Heilung

¹⁾ Mittlerweile ist der Jahresbericht pro 1900 erschienen, der melden darf, daß die Bewegung zum Christentum hier, besonders auf den nördlichen Herero-Stationen, noch zugenommen hat. Die Gesamtzahl der Getauften ist auf 12 164, die der Katechumenen auf 1623 gestiegen. Leider hat aber die Rheinische Mission 5 ihrer Arbeiter durch den Tod verloren, unter ihnen den Präses Viehe. Bergl. S. 408.

zu suchen. Sie üben auch ebenso wie hieher gekommene Inder einen entfittlichenden Einfluß auf die Afrikaner aus nach anderen Seiten hin. Die Verführung zur Unfittlichkeit, die hier als in einer Seestadt auch sonst groß genug war, hat jetzt während des Krieges leider noch zugenommen. Leider ist auch die Gelegenheit zum Branntweintrinken hier übergroß, und es ist eine Schande, daß die Stadtverwaltung nicht auf Mittel finnt, die übermäßig große Zahl von Branntweinschänken zu vermindern.¹⁾

Wie Kapstadt trotz der 10 000 Mohammedaner, die hier haufen, doch eine christliche Stadt genannt werden muß, so kann man auch die Kapkolonie in ihrer größten Ausdehnung ein christliches Land nennen, nicht allein, weil es unter einer christlichen Regierung steht. Nach dem letzten Censüs waren unter den 1 150 000 Farbigen der Kolonie 402 245 Christen, und wir glauben, daß der nächste Censüs dessen Ausnahme nur durch den Krieg verschoben ist, in Bezug auf weitere Ausbreitung des Christentums noch bei weitem günstigere Verhältnisse zeigen wird. In den westlichen Gebieten der Kolonie finden sich, wenn man von Arbeitern absieht, die von Osten zuwandern, überhaupt nur wenige Heiden, und diese wenigen gleichen mehr verkommenen Christen; ein eigentliches Heidenthum mit charakteristischem Aberglauben findet sich nicht mehr bei ihnen. In den 5 Distrikten, in denen die Berliner Mission arbeitet, welche zusammen den Flächeninhalt der Provinz Schlesien haben, fanden sich bei Aufnahme des erwähnten Censüs nur noch 1795 Heiden; im Distrikt Mosselbai, in dem die Berliner Station gleichen Namens liegt, lebten damals sogar nur 97 heidnische Leute. Die Arbeit der Missionare hat sich hier vornehmlich auf Pflege und Ausbau der Gemeinden zu richten. Das kirchliche Leben dieser farbigen Gemeinden ist sehr rege. Gottesdienste und Bibelfunden sind wohl überall gut besucht, und in allen Gemeinden, wenigstens in denen der deutschen Missionen, findet sich ein Kern von wirklich lebendigen, oft auch tiefgegründeten Christen. In Ländern, wo Farbige und Weiße so eng gemischt mit einander zusammen wohnen, wie es hier der Fall ist, und wo die Farbigen Sprache und Sitte der Weißen angenommen haben, wird auch der kirchliche Zustand der aus beiden Bevölkerungen gesammelten Gemeinden derselbe sein. Das ist auch in den westlichen und mittleren Gebieten der Kapkolonie der Fall. Der streng kirchliche Sinn der Kap-Kolonisten spiegelt sich in den farbigen Gemeinden des Landes wieder. Die Kirchengzucht wird bei den unter deutscher Leitung stehenden Gemeinden streng geübt. Die hier gezeichneten Zustände finden wir auf dem Arbeitsgebiet der drei deutschen Missionsgesellschaften, dem der Rheinischen Mission, der Brüdergemeine und dem von Berlin I. Die Rheinische Gesellschaft kennzeichnet im Jahresbericht für 1899 ihre hiesige Arbeit folgendermaßen: „Es ist eine höchst erfreuliche Wahrnehmung, daß die Missionsarbeit, für die man vor einem Jahrzehnt kaum noch eine weitere Ausdehnung zu hoffen wagte, immer mehr vorangeht. Nicht nur, daß die Zahl unserer Gemeindeglieder beständig im Wachsen begriffen und jetzt auf 15 869²⁾ gestiegen ist, und daß im letzten Jahr wieder 210 Heiden getauft werden konnten,

¹⁾ Bis in die Kapstadt hinein haben sich die traurigen Folgen des Krieges bemerklich gemacht. Hier ist es besonders die Pest, die auch in den farbigen Gemeinden ihre Opfer gefordert hat.

D. S.

²⁾ 1900 auf 16 023.

D. S.

22 mehr als im Vorjahr, sondern es entstehen immer noch neue Filialen, dadurch werden immer neue Mittelpunkte für die weitere Arbeit geschaffen und neue Kreise in den Bereich unserer Mission gezogen.“ Im einzelnen ist hervorzuheben, daß auch hier ergiebige Regen dem äußeren Notstand abgeholfen haben, daß aber besonders auf den nördlichen Stationen, wo in den Leuten noch mehr Hottentotten- und Buschmannsblut fließt, sich auch wieder der alte Leichtsinn bemerkbar machte. Den Kaffern, welche, vor längerer Zeit hierher versprengt, den größten Teil der Gemeinde von Carnarvon ausmachen, wird ausdrücklich das Lob regeren, ernsteren Lebens erteilt. Auf einigen Stationen (Konfordia, Steinkopf) entstand Auffässigkeit unter den Leuten, verursacht durch die Rechte, welche die Gesellschaft hier nicht nur in kirchlicher, sondern auch in bürgerlicher Hinsicht besitzt. Hervorzuheben sind ihrer Größe wegen die Gemeinden von Stellenbosch (2770 Seelen) und Worcester (3980 Seelen). Leider bereiten auch hier Trunksucht und Unzucht den Missionaren immer wieder viel Kummer, und es wird auch über Unregelmäßigkeit im Schulbesuch geklagt. Viele Eltern haben zu wenig Interesse an der Erziehung ihrer Kinder.¹⁾ Statistik der Rheinischen Mission in der Kapkolonie: Stationen 10, Missionare 13, Seelenzahl der Gemeinden 16 023, Tausen von Erwachsenen 146, von Kindern 649, Katechumenen 461, Schüler 2761, Aufbringungen der Gemeinden 54 845,50 Mk., Selbsterhaltung ist also erreicht. Die Brüdergemeinde, deren südafrikanisches Arbeitsgebiet in ein westliches und östliches geteilt ist, darf berichten, daß ihre auf dem ersten thätigen Arbeiter ihre ganze Kraft dafür einsetzen, die westliche Provinz innerhalb des nächsten Jahrzehntes sowohl in Bezug auf Organisation der einzelnen Missionsgemeinden als auch in finanzieller Hinsicht soweit zu bringen, daß sie von 1909 an als eine selbständige Missionsprovinz angesehen werden könne. Leider legt sich ihr aber die bange Sorge aufs Herz, ob nicht der durch den Krieg geschädigte Wohlstand der Eingeborenen einen Strich durch diese schöne Hoffnung machen werde. Überall spielt dieser unglückliche Krieg in die Mission hinein, nicht bloß durch finanzielle Schädigungen, die er verursacht, sondern auch auf Verleitung zu allerlei Zuchtlosigkeit unter den Eingeborenen, auch den Christlichen, zu der er versucht. Mehrere schmerzliche Fälle dieser Art wurden auf den Stationen Glim und Enon erlebt. Trotz ihrer vorsichtig neutralen Stellung wurden auch mehrere Missionare von den Engländern verhaftet und erst nach langen Verhandlungen wieder freigelassen. — Auch in der östlichen

¹⁾ Im Jahresbericht pro 1900 wird aber noch eine andere Klage laut. „Von dem Krieg wurde zunächst nur unsere östlichste Station, Carnarvon, als dem anfänglichen Kriegsschauplatz am nächsten gelegen, in wiederholte, allerdings sehr unangenehme Mitleidenschaft gezogen. Empfindlichere Störungen für die meisten anderen Stationen traten erst gegen Ende des Jahres ein, als die Buren in die Kapkolonie einbrachen und bis in die Nähe der Kapstadt umherschwürmten. Auf fast allen Stationen wurde das Kriegsrecht proklamiert, die Leute wurden zu militärischen Dienstleistungen herangezogen, Pferde und Vorräte wurden requiriert, und der Verkehr stockte mehr denn je. Zeitweise war die Verbindung zwischen den einzelnen Stationen vollkommen unterbrochen; besonders Buppertthal befand sich lange Zeit in gefährdeter Lage. Gott wolle geben, daß dieser unselige Krieg, der obendrein noch die Gemüter derer, die gemeinsam arbeiten sollen, oft so sehr gegenseitig erbittert, bald ein Ende hat!“

Missionsprovinz ist es durch viel Heimsuchungen: Verdienstlosigkeit, Trodenheit, militärische Requirierungen und Besitzstreitigkeiten gegangen, während auf der anderen Seite von manchem erfreulichen Fortschritte berichtet werden darf. Die neu errichtete Gehilfenschule wird allerlei widriger Umstände halber erst jetzt eröffnet werden können. In beiden Provinzen zählt die Brüdergemeinde auf 21 Hauptstationen 17 694 Christen, 1117 Taufkandidaten und 3738 Schüler.

Die Arbeit von Berlin I verteilt sich in der Kapkolonie auf 3 Gebiete. Im westlichen Teil der Kolonie liegen 7 Stationen, unter denen Amalienstein und Riversdale die bekanntesten sind, jene zählt 1409 Seelen, letztere 1200. Die Arbeit ist überall erfreulich gesegnet. Es ist gewiß ein gutes Zeichen für die Leistungen der Schule in Amalienstein, welche nur 186 Kinder zählt, daß die Regierung auf Antrag des Schul-Inspektors den Regierungszuschuß von 1500 Mk. auf 2250 Mk. erhöht hat. Alle diese Gemeinden wurden gegen Ende des Jahres 1899 von Missions-Direktor Gensichen besucht, der überall gute Eindrücke empfing; der Gemeinde Riversdale konnte er in seinem amtlichen Bericht folgendes Lob erteilen: „Hier trat mir mehr als bisher entgegen, wie das heilige Wort Gottes nach der Verheißung: ‚Der Glaube kommt aus der Predigt‘ wirklich die Vollzahl der Gemeinde ergreift. Hier kann es heißen: Nicht die Mehrzahl der Gemeinde sind, soweit Menschen an den Früchten des Wandels das Herz erkennen können, gläubige Christen, sondern Gleichgültigkeit gegen den Herrn oder gar Ungehorsam ist Ausnahme, ja seltene Ausnahme.“ Missionar Göldner pflegt von Laingsburg aus die Eisenbahn-Arbeiter und Bediensteten auf der Strecke Kapstadt bis De Nar (über 700 km lang) treulich, seufzt aber unter den Zuständen, die der Krieg herbeigeführt hat.“

Im Osten der Kolonie unterhält die Gesellschaft immer noch 4 Stationen unter den harten und leichtsinnigen Grenzaffern. Die Arbeit ist schwer, und, nach den äußerlich sichtbaren Erfolgen zu urteilen, wenig lohnend. Im Jahre 1899 wurden auf den genannten Stationen zusammen nur 24 erwachsene Heiden getauft. Es dominieren hier die englischen Kirchengemeinschaften.

Im Norden der Kapkolonie, nahe dem Baalfluß, liegen auch noch einige Stationen der Gesellschaft Berlin I. Hier sind an den Diamant-Minen in den Städten Kimberley und Beaconsfield 1500 Seelen in Gemeinden gesammelt, und die treue Arbeit der dort stehenden Missionare ist nicht nur ein Segen für diese Leute, sondern hat auch Bedeutung für weitere Kreise, da den Verbrechern in den Gefängnissen und den vielen Arbeitern, die hier aus allen Teilen Süd-Afrikas zusammenströmen, fleißig gepredigt wird. Von der am Baalfluß liegenden Station Pniel und von der am Orangesfluß liegenden Station Douglas aus breitet sich die Arbeit aus in dem Gebiet, welches früher von der Londoner Missionsgesellschaft mit vielem Aufsehen besetzt, dann aber sträflich vernachlässigt worden ist. Die letzt-erwähnten Stationen eingerechnet, die dem kirchlichen Verbande nach zu der Synode Freistaat gehören, stellt sich die Statistik der Berliner Mission in der Kapkolonie wie folgt: Stationen 16, Missionare 19, Christen 9180, Erwachsene getauft (im Jahre 1899) 188. Katechumenen 269, Schulkinder 1878. Aufbringungen der Gemeinden (ohne Landpacht) 37 998,80 Mk. Freilich hat der Krieg auch hier die Arbeit empfindlich geschädigt, indessen waren am Schlusse des Jahres 1900 die Störungen ziemlich überwunden. Auf den Stationen Kimberley und Pniel, auch auf dem nördlich vom

Baalsfuß liegenden Morija hatten sich die Gemeinden wieder gesammelt, und die Arbeit ist wieder im geregelten und gesegneten Gange (vergl. Jahresbericht von Berlin I pro 1900 S. 38, 39 u. 42¹⁾).

Unter den englischen Kirchen-Gemeinschaften entwickelt die Staatskirche eine überaus lebhafteste Thätigkeit in Süd-Afrika. Ihre Arbeit wird unterstützt von der Society for the propagation of the Gospel in foreign parts. Diese Kirche tritt hier durchweg als missionierende Kirche auf. Ihre Missionsarbeit ist nicht einmal als besonderer Zweig kirchlicher Thätigkeit organisiert, sondern jeder Geistliche ist zugleich Missionar, jede Kirche ist Missionskirche, und jede Gemeinde nimmt auch Glieder aus den Heiden auf. In keiner andern Kirche Süd-Afrikas ist die Gleichstellung zwischen den Gemeindegliedern, die verschiedenen Rassen angehören, so entschieden durchgeführt, wie hier. Das giebt im einzelnen ein buntes Bild. So zählte die Gemeinde Herschel in der östlichen Kapkolonie 73 englische Mitglieder, 91 Mischlinge mit holländischer Sprache, 100 Glieder aus den Basuto und 900 aus den Kaffern und Fingu. Leider sagt der Jahresbericht der Ausbreitungsgesellschaft wenig über die eigentliche Missionsarbeit, sogar die Zahl der Heiden-Tausen ist aus ihm nicht zu erkennen, so wenig als die Zahl der farbigen Gemeindeglieder. Wir erfahren nur, daß die Gesellschaft in der Kapkolonie 78 Geistliche unterhält, welche 78 Gemeinden leiten. Gemeinden, die sich selbst erhalten, sind in dem Bericht überhaupt nicht mehr aufgeführt. Unter den Geistlichen sind ca. 20 Eingeborene (in der Diöcese St. Johns allein 13). Auf Grund von zuverlässigen Berichten werden wir die Seelenzahl der Farbigen, die den Gemeinden dieser Kirche in der Kapkolonie angehören, auf mindestens 50 000 schätzen müssen, von denen, wie wir oben sahen, ca. 12 000, allein auf Kapstadt kommen. Ihre farbigen Geistlichen erzieht die Kirche in der Anstalt Sonnebloem bei Kapstadt.

Die Schottischen Missionen der Free Church und United Presbyterians stehen in voller Blüte, breiten sich auch immer weiter aus. Die Gemeinden haben durch die äthiopische Separation hie und da einigen Verlust erlitten. Tief betrüblich war es, daß P. J. Mazimba, ein eingeborener Pastor der Freikirche, der schon seit 22 Jahren im Amte steht, sich dieser Bewegung anschloß, leider ein neuer Beweis, daß den Afrikanern, auch wenn sie sonst hohe Gaben zeigen, Zuverlässigkeit und Stetigkeit des Charakters nur allzusehr fehlt. Die Schularbeit der Freikirche ist in großartiger Weise entwickelt. Im Pondoland konnten 7 neue Schulen eröffnet werden. In den Distrikten, wo viele heidnische Kaffern wohnen, zieht man die Kinder heran, indem man sie durch eingeborene Christen auf den Kralen sammeln läßt zum Erlernen von Bibel-Sprüchen und zum Gesang. Diese Art primitiver Vorschulen

¹⁾ Ein bemerkenswertes Zeichen für die Stetigkeit der Arbeit von Berlin I, für die Willigkeit und das Zusammenhalten der Gemeindeglieder, sowie für die Tüchtigkeit der Missionare, ist die Thatsache, daß die Einnahme der 4 Konferenzkreise Kapkolonie, Kafferland, Natal und Freistaat im schweren Kriegsjahre 1900 gegen das Vorjahr nicht zurückgegangen ist. Die Synodalkreise Natal, Kafferland und Freistaat hatten sogar eine erhebliche Mehreinnahme zu verzeichnen, nur die Einnahme des Synodalkreises Kapkolonie weist einen Rückgang auf (von 2528,45 Mk.), betrug aber immer noch über 45 000 Mk. Die durch die Belagerung schwer mitgenommene Station Kimberley hatte sogar eine Mehreinnahme von über 100 Mk.

regt manche an, in die eigentlichen Volksschulen einzutreten. Die großartigen Anstalten in Lovedale zählten Ende des Jahres 1899 in Summa 668 Schüler.

Die Schulen der Freischotten erhalten von der Regierung der Kapkolonie über 100 000 Mk. an jährlicher Unterstützung. Lovedale allein erhält davon 37 235 Mk.

Statistik der schottischen Freikirchen-Mission in der Kapkolonie (Kaffraria eingeschlossen): Stationen 12, europäische Missionare 10, eingeborene Pastoren 1, erwachsene Gemeindeglieder 5989, Seelen ca. 15 000, Tausen von Erwachsenen 414, Katechumenen 2086. Statistik der Schulen: Europäische Lehrer 11, europäische Lehrerinnen 15, eingeborene Lehrer 78, eingeborene Lehrerinnen 88, Schüler 6816, Zöglinge der Industrieschulen 139.

Die Unierten Presbyterianer, jetzt vereinigt mit den Freischotten, arbeiten auf 13 Stationen mit 16 europäischen Missionaren, 1 eingeborenen Pastor und 67 eingeborenen Evangelisten, die alle von den eingeborenen Gemeinden erhalten werden. Ihre Gemeinden zählen 5203 erwachsene Glieder, also ca. 14 000 Seelen, ihre Schulen werden von 5373 Schülern besucht.

Über die Arbeit der Londoner Mission unter den Betschuanen des Nordens, deren Gebiete teils zur Kapkolonie gehören, teils als Protektorate angesehen werden, ist leider nicht viel zu berichten. Nachdem in früheren Jahren in den Zeiten Moffats und Livingstones von dieser Arbeit nur zu viel Aufsehens gemacht worden war, ist sie später vernachlässigt worden. Für die mühsame Aufgabe, afrikanische Sprachen gründlich zu erlernen und Gemeinden zu bauen, auszubauen und zu leiten, ein Schulwesen zu schaffen und ernstlich zu pflegen, haben weder die Leiter dieser Mission noch ihre Missionare das rechte Verständnis. Im Süden des Gebiets ist das, was frühere Arbeit geschaffen hatte, mehr oder weniger im Verfall. Auch mit der Anstalt, welche man zur Ausbildung von Gehilfen unter dem Namen „Moffat-Institut“ in Kuruman begründet hat, scheint man über das Stadium des Wollens und der Pläne nicht viel hinausgekommen zu sein. Im Norden steht der christliche Häuptling Khama noch immer seinen Mann. Die Zahl der erwachsenen Gemeindeglieder der Londoner Mission unter den Betschuanen soll 3535 sein, das ergäbe eine Seelenzahl von ca. 10 000 Getauften. (Auch die Ausbreitungsgesellschaft erhält hier eine Station mit ca. 2000 Getauften.)

Mit der Londoner Mission wäre die Reihe der ausländischen Gesellschaften, welche in der Kapkolonie arbeiten, abgeschlossen, nur einige Sekten sind noch zu erwähnen: „Die Primitive-Methodisten“, welche in Aliwal North arbeiten (circa 1200 Seelen), und die Baptisten, welche unter den Kaffern auf 5 Stationen 150 Glieder gesammelt haben. Es fehlt auch die Heilsarmee nicht. „Die Heilsarmee“, schreibt ein Berliner Missionar, „ist auf dem Plan, um sich ihren Anteil unter den Farbigen besonders in den Städten oder auf den zu den Städten gehörenden Lokationen zu sichern. Eine Niederlassung der Heilsarmee befindet sich im Bereich der Berliner Station Petersberg, da ist ein Offizier stationiert mit Schule und Versammlung. Der Kaffer ist zwar zunächst enthusiastisch von dem schauspielerhaften Auftreten der Leute, er wird aber darüber lächeln, daß die Heilsarmee eine Kirche sein will, denn selbst unsere Heiden hier sind von evangelisch kirchlichem Geiste schon zu stark berührt, um nicht zu erkennen, daß das Treiben der Heilsarmee kein Gottesdienst ist.“

Neben den ausländischen Kirchen und Gesellschaften bestehen und arbeiten in der Kapkolonie auch solche, die sich hier selbst gebildet haben, und die deshalb unsere Teilnahme in besonderem Maße in Anspruch nehmen. Zu diesen Gemeinschaften gehören die Independenten=Gemeinden (Kongregationalisten), die früher meist mit der Londoner Mission in Verbindung standen, die Wesleyaner (Methodisten), die Mission der holländisch reformierten Kirche (Burenkirche), die zu immer größerer Bedeutung gelangende South Africa General Mission und die sogenannte Äthiopische Kirche.

Über die Independenten=Gemeinden ist wenig zu erfahren. Das Jahrbuch der Congregational-Union von Süd-Afrika führt 30 Gemeinden von Eingeborenen als zur Union gehörend auf, von denen nur Johannesburg außerhalb der Kapkolonie liegt, aber man erfährt über die Gemeinden nichts, es fehlt selbst an der dürftigsten Statistik. Man wird die Seelenzahl der zur Union gehörenden Gemeinden auf ca. 36 000 zu veranschlagen haben. Besser unterrichtet sind wir über die Gemeinden der Wesleyaner durch den in Kapstadt erscheinenden Bericht ihrer Südafrikanischen Missionsgesellschaft. Diesem entnehmen wir für die Arbeit innerhalb der Kapkolonie, Kimberley eingeschlossen, folgende Zahlen: Missionare 54, erwachsene Gemeindeglieder 30 329, Katechumenen 15 657, Schüler 30 877, Tausen von Erwachsenen 2387, Anhänger in Summa 128 971. Die Missionare oder Geistlichen sind wohl zum größten Teil Eingeborene, für deren Ausbildung mehrere größere Seminare vorhanden sind. Die Zahl der Tausen und Katechumenen (Members on trial) beweist, daß in dieser Kirche der Missionsgeist lebendig ist; die Gemeindezucht soll aber vielfach den nötigen Ernst vermissen lassen.

Auch die Mission der holländisch-reformierten Kirche (Buren-Kirche) in der Kapkolonie erstarkt zusehends, außer den beiden unabhängigen Gemeinden in der Kapstadt versorgt sie 34 Gemeinden, welche nach dem letzten „Almanak“ (Jahrbuch) der Kirche 36 597 Seelen zählen. Wie aber bereits im ersten Artikel dieser Rundschau erwähnt ist, muß man die Zahl der zur Burenkirche gehörenden Farbigen viel höher, auf etwa 80 000 Seelen, ansetzen, weil da, wo keine Missionare stehen, die Farbigen sich den Burengemeinden angegliedert haben. Da diese Kirche auch über die Grenzen der Kapkolonie ihre Arbeit ausgedehnt hat, werden wir ihrer Mission wieder im Freistaat, in Transvaal und im Maschonalande begegnen.

Seit 1889 arbeitet in der Kolonie noch eine South Africa General Mission, welche ein Komitee in London als Rückendeckung hat, die aber von einem südafrikanischen Komitee geleitet wird. Ihr Haupt in Süd-Afrika ist der bekannte Pastor Andrew Murray in Wellington bei Kapstadt. Die Gesellschaft unterhielt 64 Arbeiter, von denen genau die Hälfte Damen sind. Die Arbeit erstreckt sich vornehmlich auf die östlichen Gebiete Süd-Afrikas bis hinauf nach dem Gazaland. Unter den 32 männlichen Arbeitern sind nur 2 ordiniert. Von den Erfolgen der Arbeit ist nichts zu erfahren. Organ ist The South African Pioneer, der in Kapstadt erscheint.

Das Schulwesen in der Kapkolonie erfreut sich der wohlwollendsten Fürsorge der Regierung, welche im Jahre 1899 über $4\frac{1}{2}$ Millionen Mark darauf verwandte; von dieser Summe kam über 1 Million auf Unterstützung der Schulen für Eingeborne. Es waren eingetragen in die Schullisten 147 424 Kinder, von denen 59 825 zu den Weißen und 87 599 zu den Farbigen zählten, von letzteren

waren 44741 Knaben und 42858 Mädchen. Von den farbigen Kindern besuchten 6500 die oberen Klassen der Volksschulen. Leider fehlt es an Lehrern. Im Jahre 1899 haben nur 31 Eingeborne das Lehrer-Examen bestanden. Das ist um so mehr zu bedauern, als es keineswegs an Leuten fehlt, welche die für den Lehrerberuf erforderliche Begabung besitzen. Unter 600 Examinanden, schwarzen und weißen, erhielt in dem erwähnten Jahre den ersten Preis ein Kaffer aus Lovedale.

Wir müssen schließlich unsern Blick noch auf eine eigenartige kirchliche Gemeinschaft richten, welche unter dem Namen „Äthiopische Kirche“ seit etwa 10 Jahren den Frieden in den farbigen Gemeinden Süd-Afrikas vielfach gestört hat. Der Ursprung der Bewegung liegt in Transvaal, wo sich in den achtziger Jahren ein Teil der Bapedi-Christen in Sekukunis Land unter der Führung des Martinus Sebuschane von der Berliner Mission trennte und mit Hilfe des früheren Berliner Missionars Winter eine eigene Kirche gründete, in welcher nur Schwarze ein geistliches Amt bekleiden sollten. Die Bewegung breitete sich von dort über andere Teile Transvaals, über Natal und die Kapkolonie aus. Der Grundgedanke war der, daß man der von weißen Missionaren oder europäischen Missionsgesellschaften geübten Aufsicht und Fürsorge nicht mehr bedürfe, daß die Schwarzen in kirchlicher Hinsicht nun auf eigenen Füßen stehen könnten. Der Reiz der Neuheit, die diesem Gedanken eigen war, zog an, und bei dem starken Gegensatz, der in allen Teilen Südafrikas zwischen der dunklen und der weißen Rasse sich mehr und mehr spüren läßt, mußte er bei den Schwarzen leicht populär werden; denn es ist ja bekannt, wie leicht die Afrikaner sich von Eitelkeit verführen lassen, ihre Kräfte zu überschätzen. Den alten festgefüigten Gemeinden der Berliner und Hermannsburgers Mission that die Bewegung wenig Abbruch, in Transvaal blieb sie fast ganz auf die Gemeinden der obengenannten Männer beschränkt. Anders war es mit den Gemeinden der Wesleyaner und der englischen Kirchengemeinschaften in Natal und im Osten der Kapkolonie; hier schloß sich eine Anzahl älterer farbiger Geistlicher der Äthiopischen Kirche an, und unzufriedene Geister und zweifelhafte Elemente, die sich durch die von europäischen Missionaren ausgeübte Zucht beengt fühlten, machten für die neue Kirche Propaganda. Am meisten that sich unter den Führern der neuen Bewegung der wesleyanische farbige Geistliche James Mata Dwa ne hervor. Durch amerikanische Neger hörte er, daß es über dem Meere große farbige Kirchengemeinschaften gebe, die von schwarzen Bischöfen geleitet würden. Nachdem er sich 1885 von seiner südafrikanischen Kirche getrennt hatte, machte er zweimal die Reise nach Amerika und kehrte endlich von dort als bischöflicher Vikar der Amerikanischen bischöflichen Methodisten zurück. In den östlichen Provinzen der Kapkolonie breitete sich auch sein Anhang aus. Bald genug aber traten im Schoß der neuen Kirche Unzufriedenheit und Uneinigkeit auf, es mögen auch die Mittel für Erbauung von Kirchen und Schulen und für den Unterhalt der Geistlichen spärlich geflossen sein, deshalb beschloßen die Äthiopier in einer Konferenz zu Queenstown am 6. Oktober 1899 Verbindung zu suchen mit der anglikanisch-bischöflichen Kirche. Es folgten im Anfang des Jahres 1900 Beratungen mit den anglikanischen Bischöfen von St. Johns und Grahamstown, und endlich kam es am 21. August (1900) auf Beschluß der bischöflichen Synode der Provinz Südafrika in Grahamstown zu einer Übereinkunft, nach welcher der genannte Dwa ne mit seinen Anhängern folgende Verbindung mit dieser Synode einging: Die Äthiopische Kirche verwandelt sich in einen „Äthiopischen

Orden“, dessen „Provinzial“ von den Bischöfen auf 5 Jahre ernannt wird. Bei späteren Ernennungen soll dem Wunsche des Ordens-Kapitels nach Vermögen Rechnung getragen werden. Das Kapitel soll bestehen aus dem „Provinzial“ des Ordens und 12 Mitgliedern, von denen dieser Provinzial und der Metropolitan-Bischof der Provinz je 6 ernennen. Dieses Kapitel soll die Verfassung des Ordens feststellen, die aber vom Metropolitan gebilligt werden muß, und die erst in Kraft tritt, nachdem sie von der nächsten Provinzial-Synode bestätigt ist. Wenn für den Orden ein selbständiger Bischof geweiht werden sollte, tritt der Provinzial in die Stelle eines Assistenten dieses Bischofs ein. Niemand soll als Geistlicher ohne Erlaubnis des Diöcesan-Bischofs Amtshandlungen verrichten. Der Orden soll keine neuen Stationen besetzen innerhalb 10 englischer Meilen von anglikanischen Stationen oder Außenstationen. Jeder Diöcesan-Bischof soll die nötigen Schritte thun, um Mitglieder des Äthiopischen Ordens zu konfirmieren. Der Diöcesan-Bischof hat auch die Geistlichen, Katecheten und Lektoren zu bestätigen, welche gegenwärtig in der Äthiopischen Kirche dienen.

Das sind die wesentlichen Bestimmungen der getroffenen Übereinkunft. Mr. Dwane ist dann am 26. August konfirmiert und dann durch den Erzbischof zum Provinzial des Ordens geweiht worden.

Die Bedeutung dieser Vorgänge ist wohl nur die, daß ein Teil der früheren Anhänger der Äthiopischen Kirche sich nun in der durch die Übereinkunft vorgeschriebenen Weise der anglikanischen Kirche anschließt. Voraussichtlich wird das nur ein verhältnismäßig kleiner Teil sein. Die Leute, welche in dem Verlangen nach schrankenloser Freiheit sich von ihren alten Mutterkirchen getrennt haben, werden sich nicht unter die Autorität der anglikanischen Bischöfe beugen wollen, da sie eben damit wieder unter die verschmähte, wenn nicht verhasste Ober-Aufsicht weißer Geistlicher kommen. Die Äthiopische Gemeinde in Kapstadt (700 Glieder), welche dort 2 Kirchen und 4 gemietete Räume im Gebrauch hat und ihre 6 ordinierten eingeborenen Geistlichen scheinen von Mr. Dwane's Handeln unbeeinflusst geblieben zu sein. Im ganzen soll die Äthiopische Kirche in Süd-Afrika 68 ordinierte Geistliche und 11000 erwachsene Anhänger zählen. Von Amerika aus wird man diese Bewegung immer wieder ansuchen. Von dort soll sie jährlich mit 64000 Mark unterstützt werden, und es ist wohl als Gegen-Aktion gegen jenes Vorgehen Dwane's aufzufassen, daß der Neger-Bischof Coppin aus Amerika im vergangenen Februar nach Süd-Afrika herübergekommen ist. Wir fürchten, daß diese äthiopische Bewegung noch viel Unheil stiften wird, zumal sie den Charakter einer sozialpolitischen Rassen-Bewegung an sich trägt. Die Schwarzen Süd-Afrikas haben hier einen Boden gefunden, auf dem sie ihr National-Gefühl entwickeln und pflegen können. Die Frage der Stellung der weißen Rasse zu den farbigen Eingeborenen wird die augenblicklich brennende Frage, wie die englische und holländische Rasse sich zu einander stellen sollen, in einer nicht zu fernen Zukunft ablösen.

3. Die Natalkolonie bietet in Bezug auf die eingeborene Bevölkerung ein viel einheitlicheres Bild als die Kapkolonie. Wir finden hier neben den 49000 Seelen der europäischen Bevölkerung, das fremdländische Element mit 53000 indischen Kulis vertreten, daneben bilden die 528000 afrikanischen Eingeborenen eine feste gleichartige Masse, indem sie sämtlich zu dem Sulusamm gehören. Dieser Stamm galt bisher als dem Evangelium schwer zugänglich. Es ist aber darin ein bedeutender

Wandel zu spüren. Auf die Zeit der Ausfaat folgt jetzt die Zeit des Erntens. Da der Stamm vollständig unter Herrschaft der Weißen steht, fehlt die Häuptlingsmacht, die sonst der Ausbreitung des Christentums in Afrika oft so bedeutende Hindernisse entgegenstellt, zugleich fehlt hier die Beschneidung. Als wirksam widerstandsfähige heidnische Einrichtung tritt uns hier nur die Polygamie entgegen. In Natal ist auch der Rassenhaß wenig entwickelt, da die Eingeborenen hier von der Regierung stets schonend und im ganzen gerecht behandelt worden sind. Sie haben ziemlich viel Land für den eigenen Gebrauch erhalten, sind persönlich frei und werden nach ihren eigenen Gesetzen regiert. Kolonisten tadeln oft das hier angewendete System als zu milde, ihnen ist immer erstrebenswert, daß strenger Arbeitszwang an den Eingeborenen geübt wird, allein jeder, der in Bezug auf koloniale Verhältnisse einen weiteren Blick hat und vorurteilslos denkt, wird einsehen, daß das hier angewendete System von guter Wirkung gewesen ist. Die eingeborene Bevölkerung, die zu der weißen wie 10 zu 1 steht, ist unterthänig geworden ohne Krieg; niemals hat in den 60 Jahren, seit Natal englisch ist, ein Gefecht zwischen Eingeborenen und Europäern stattgefunden. Die Leute sind loyale Unterthanen der britischen Krone, Verbrechen sind selten, und jährlich zählt die Sulu-Bevölkerung der Regierung über $1\frac{1}{2}$ Mill. Mk. direkte Steuer in bar, es kommt also auf den Kopf an solcher Steuer ca. 3 Mk. Die Führung unter den hier arbeitenden Missionsgesellschaften hat der American Board, dessen Missionare im Jahre 1835 sich hier niederließen, noch ehe das Land englisch war. Jetzt hat diese Gesellschaft hier 10 Stationen, besetzt mit 11 Missionaren, 10 Missionarinnen und 32 ordinierten Eingeborenen. Die Gemeinden zählen fast 14000 Seelen, die Schulen werden von ca. 3000 Schülern besucht. Die Gesellschaft führt ihre Arbeit in nüchterner evangelischer Weise, sie hat von jeher großes Gewicht auf Entwicklung ihrer Schulen gelegt. (Von ihren 56 Schulen sind nur 25 Regierungs-schulen.) Sie unterhalten nicht nur ein Gehilfen-Seminar in Adams oder Amanzimtote, sondern auch ein College, also eine theologische Bildungs-Anstalt, die gegenwärtig 12 Studenten zählt. Die große Zahl eingeborener Pastoren, über welche die Gesellschaft verfügt, zeigt, daß die Voraussicht, die sich in frühzeitiger Gründung von Gehilfen-Schulen kundgibt, die besten Früchte trägt. Die letzten Berichte sind recht günstig. Erweckungen haben neue Anregungen gegeben, und die Gemeinden sind eifriger geworden das Evangelium zu verbreiten. Die eingeborenen Geistlichen werden sämtlich von den Gemeinden erhalten. Eine Separation, die vor etlichen Jahren stattfand, scheint heilen zu wollen.

Die Arbeit der Hermannsburg'schen Mission unter den Sulu Natal's fassen wir zusammen mit der Arbeit, die diese Gesellschaft auch unter demselben Stamm im früheren Sululand und dem daran grenzenden Teil Transvaals verrichtet. Die alte Hermannsburg'sche Mission zählt hier 20 Stationen mit 22 Missionaren, ihre Gemeinden zählten im vorigen Jahre 4985 Seelen, die Schulen 912 Schüler, im Laufe des Jahres hatten 395 Tausen stattgefunden, und es blieben 887 Katechumenen im Unterricht. Während die 15 in Natal und dem Süd-Sululand liegenden Stationen vom Kriege wenig zu leiden hatten und im Jahre 1900 einen beträchtlichen Zuwachs erfuhren (541 Heidentausen), ist auf den 5 in Transvaal liegenden die gerade in den letzten Jahren so gesegnete Arbeit fast völlig zum Stillstand gebracht worden. Mit einer Ausnahme haben die Engländer alle Missionare mitsamt ihren Familien in ihre Lager geführt und dort festgehalten, ohne daß sie irgend etwas begangen hatten.

Die Hannoversche Freikirche hat unter den Sulu Stationen mit 800 Christen. Die Arbeit trägt den Charakter nüchternen evangelischen Christentums, welches um seiner erziehlischen Kräfte willen gerade unter den Afrikanern bessere Früchte zeitigt als methodistisches Wesen, bei dem die mangelnde Treue im Kleinen, im Belehren und Führen der jungen Christen angeblich durch die unmittelbare Leitung des heiligen Geistes ersetzt werden soll. Das kirchliche Leben ist erfreulich, und in der letzten Zeit vor dem Kriege machte sich auf den meisten Stationen ein lebhafteres Suchen der Heiden bemerkbar. Man darf von der weiteren Entwicklung dieser Mission das Beste hoffen. Gleiches läßt sich von der Arbeit der Berliner Mission unter den Sulu Natal's sagen. Auf deren 5 Stationen leben 2548 Christen, 386 Kinder besuchten die Schulen und 191 Erwachsene den Tauf-Unterricht, während 122 Heiden im Jahre 1899 getauft werden konnten. Leider ist die Station Königsberg, wo das meiste missionarische Leben zu spüren war, im Verlaufe des Krieges ihres Missionars, des zu Gefängnis verurteilten Missionars Prozesky, beraubt worden.¹⁾

Die Freischottische Kirche hat in Natal nur 4 Stationen mit 4 ordinierten Missionaren, aber ihre Arbeit ist von Bedeutung um ihres inneren Gehalts willen. Man schließt die Augen nicht vor den Schwächen der eingeborenen Helfer und Christen, sondern sucht ihnen entgegenzuarbeiten und sie zu heilen. Die Gemeinden zählen 5247 Seelen, im Jahre 1899 wurden 446 Erwachsene getauft, und es waren trotzdem noch 1180 Katechumenen vorhanden. — Über die Arbeit anderer Gesellschaften liegen nur sehr spärliche Berichte vor. Die Ausbreitungsgesellschaft unterhält in Natal und im Sululande 25 Geistliche, die allesamt auch an den Schwarzen arbeiten sollen, von denen aber die allermeisten nur den Europäern dienen. Es fehlt ihnen zum Missionieren Kenntnis der Sprache und Kenntnis der Eingeborenen überhaupt. Unter den Geistlichen kennzeichnen sich durch ihre Namen 3 als Sulu, einer als Hindu. Die Arbeit ist gewiß oberflächlich, aber sie ist erfolgreich, wie jetzt alle Arbeit in Süd-Afrika erfolgreich ist. An der Küste sollen 1900 Hindukinder Schulen besuchen, im Sululande sollen ca. 1200 die Taufe begehren und ca. 3800 den Sonntagsgottesdienst besuchen. Man wird annehmen können, daß in der alten Natal-Kolonie die Zahlen derselben Gattung noch größer sind. In St. Albans ist eine theologische Schule für Sulu errichtet. Die Ausbreitungsgesellschaft hat ihre Arbeit an der Küste entlang weit nach Norden ausgedehnt. In Delagoabai ist ein Bischof stationiert, dessen 7 Geistliche in Inhambane und an der Grenze Transvaals arbeiten. Die Norweger und Schweden haben in Natal und im Sululand 20 Stationen mit ca. 3000 Christen.

Die Wesleyaner arbeiten hier wie überall in Süd-Afrika mit großem Eifer. Unter ihren 13 Missionaren sind mehrere Eingeborene. Man könnte sich über die fast 16000 erwachsenen Gemeindeglieder und Katechumenen, die sie hier haben und die 566 Tausen von Erwachsenen, die sie für 1899 melden, mehr freuen, wenn sie ihre Arbeit mit mehr Weisheit trieben und mehr Zucht in ihren Gemeinden walten ließen. Auch die 3341 Schüler, von denen sie berichten, werden wohl nicht allzumeit

¹⁾ Es ist aber erfreulich, daß der Direktor Gensichen, der am 1. Mai 1901 die Station besuchen konnte, dort alles in guter Ordnung fand, der Gottesdienst mußte im Freien gehalten werden, weil die Kirche nicht die Hörer fassen konnte, und an der Feier der heiligen Abendmahl's nahmen 90 Gäste teil.

gefördert werden. Sie berechnen die Gesamtzahl ihrer Anhänger auf 38775. Die Beiträge der Gemeinden kamen 1899 des Krieges wegen um 6000 Mk. zu kurz, und auf vielen Stationen im Norden der Kolonie war die Arbeit bis jetzt unterbrochen. Von der Gehilfenschule in Edenale ist nichts zu erfahren.

In den letzten Jahren wurde es Brauch bei den Sulu, daß die jüngeren Leute auf eine Zeit, oft auf Jahre, nach Johannesburg auf Arbeit gingen, wohl meist um für ihre Väter das Abgabe-Geld zu erarbeiten. Bei manchen mag diese Wanderschaft vorbereitend wirken für Annahme des Christentums, da in der Fremde die heidnischen Anschauungen erschüttert werden, sonst aber schädigt der Aufenthalt an den Minen das sittliche Leben der Leute. Daß aber die Sulu Fortschritte in der Kultur gemacht haben, ist dadurch bewiesen, daß sie während des Krieges sich jeder Teilnahme durch Rauben und Plündern enthalten haben. Dagegen halfen sie durch Geld-Spenden die Leiden der Verwundeten mildern. Ein Häuptling an der Küste sammelte zu diesem Zweck 5000 Mk. und der Häuptling Ncwabi, im Gebiet der Berliner Mission, 7300 Mk. Das sind Zeichen, die für die weitere Entwicklung des Sulu-Volkes Gutes hoffen lassen.

Auf Unterricht ihrer Kinder legen die Eingeborenen Natal's zur Zeit noch wenig Wert. Es besuchten nur 10600 Sulu-Kinder die Schulen, neben ihnen 3400 Kinder von indischen Kuli. Die Regierung unterstützte diese Schulen mit einer Jahreszuwendung von 175000 Mk.

Im benachbarten Basutoland ist die Arbeit in langsamem Fortschreiten begriffen. Dort arbeiten neben 8 Geistlichen der englischen Kirche 17 Pariser Missionare, denen 8 ordinierte Eingeborene und 87 andere eingeborene Gehilfen zur Seite stehen. Die Engländer pflegen etwa 2000 Getaufte; die gut organisierten Gemeinden der Pariser zählen über 10000 Kommunikanten, neben denen über 7000 Katechumenen vorhanden waren. Die Schulen werden von etwa 10000 Kindern besucht, und für ihre kirchlichen Bedürfnisse brachte die Basutokirche fast 60000 Frcs. auf. Die Seelenzahl des Stammes ist auf ca. 220000 zu veranschlagen; stellt man daneben die Zahl der Christen, die man auf über 50000 veranschlagen kann, so ergibt sich, daß etwa der vierte Teil des Stammes christlich geworden ist. Ein Bericht des englischen Residenten zeigt, daß der Krieg den Stamm in begreifliche Unruhe versetzt hat, die zeitweilig zu ernstern Besorgnissen Anlaß bot. Viele junge Häuptlinge seien von unzuverlässigem mildem Charakter. Obwohl äußere Kultur vorhanden sei, herrsche im Verborgenen viel Aberglaube. Der Bericht rühmt aber die Verbesserung und Ausdehnung des Ackerbaus und hebt hervor, daß von 50000 Männern des Stammes 37000 freiwillig auswärts Arbeit suchten als Arbeiter bei Kolonisten oder in den Minen.

Die Arbeit unter den 130000 farbigen Bewohnern des Freistaats ist im letztverflossenen Jahre durch den Krieg ziemlich lahm gelegt worden. Die Berliner Gemeinden zählten vor dem Kriege 3958 Seelen, getauft wurden 1899 106 Erwachsene, die Schulen zählten 441 Schüler und 300 Taufbewerber zeugten davon, daß dem Werk die innere Kraft nicht fehlte. Der Krieg hat, wie es scheint, die Arbeit in Blumfontein und Bethanien nicht allzustark beeinträchtigt. Anders war es in Springfontein, einem Kreuzungspunkt der Bahn, und Adamschoop. Man darf aber voraussetzen, daß die Leute dieser Stationen, wenn erst der Friede da ist, sich bald wieder sammeln werden.

Besondere Beachtung verdient auch hier die Mission der Burenkirche. Die Kapische holländisch-reformierte Missionsgesellschaft hat auf 4 Kolonial-Dörfern und bei den Basuto in Witzieshof ca. 6000 Seelen gesammelt. Am erfreulichsten aber ist es, daß auch die Buren-Gemeinden des Freistaats sich mehr und mehr auf ihre Missionspflicht besinnen. Die Freistaats-Buren hatten von jeher mit Recht den guten Namen stille und friedliche Leute zu sein. Auch die Regierung des Staats war wohlgeordnet, neuerdings fangen nun auch die Pastoren der hiesigen reformierten Gemeinden an, unter den Heiden in ihrer Umgebung Mission zu treiben (siehe A. M.-Z. 1901 S. 401).

Die Wesleyaner haben ihre Arbeit in bekannter Weise auch im Freistaat ausgedehnt. Gebiete anderer Missionen achten sie nicht, jeden halbwegs tauglichen Schwarzen stellen sie als Laien-Missionar oder Stundenhalter an, mit der Taufe nehmen sie es nicht genau, von wirklichem Unterricht ist kaum die Rede, nennenswerte Zucht wird in den Gemeinden nicht geübt, da ist es leicht, die Zahl der Kirchglieder mehren. Sie rühmen denn auch, über 25000 Gemeindeglieder im Freistaat zu haben. Neben ihren 15 weißen Predigern stehen 12 Missionare im Lande, welche im Jahre 1899 1184 Tausen an Erwachsenen verrichtet haben; Schulkinder verzeichnen sie 1834, eine auffallend kleine Zahl im Verhältnis zu vorgenannten Zahlen. Über die Arbeit der Ausbreitungsgesellschaft in diesem Lande läßt sich nichts sagen, die Berichte scheiden bei Angabe der Zahlen nicht Schwarz und Weiß. In Tlabanchu (sprich Taba-Mtschu) erwähnt der Bericht für 1898 2220 Gemeindeglieder. Tlabanchu ist eine Stadt der Barolong, in welcher kaum Weiße wohnen; da die Wesleyaner hier auch 5300 Gemeindeglieder haben, wird man annehmen müssen, daß hier 7500 Christen leben, ein bedeutender Prozentsatz des Stammes, der 19000 Seelen zählt. Im ganzen darf man annehmen, daß von der schwarzen Bevölkerung des Freistaats reichlich ein Drittel christlich geworden ist. Wenn die Kolonisten-Mission weiter erstarkt, wird die Christianisierung der Hauptmasse der hier lebenden Schwarzen bald vollzogen sein.

Wenig nur können wir über die Mission in Transvaal berichten, da seit Oktober 1899 Nachrichten über die Lage der meisten dortigen Stationen und Gemeinden fehlen. Über die Stellung und Gesamtlage der Mission gegenüber der Bevölkerung und Regierung dieses Landes hat unsere letzte Rundschau in dieser Zeitschrift (1897, 442) Auskunft gegeben. Die Verhältnisse waren bis zum Anfang des Krieges dieselben geblieben. Daß die Zustände die alten waren, zeigt unter anderem der Hermannsburgers Jahresbericht pro 1899, in dem es z. B. S. 8 von einer Station heißt: „Es würden viel mehr Kaffern zum Taufunterricht kommen, wenn die Bauern es zugeben würden, aber leider sind die meisten dagegen.“

Die Hermannsburgers Mission hat die größte Zahl von Christen in diesem Lande gesammelt. Besonders blühend ist ihre Betschuanen-Mission im westlichen mittleren Teil des Landes. Hier arbeiten 28 Missionare mit 300 eingeborenen Gehilfen, von denen 80 Lehrer sind. Im Jahre 1899 wurden hier 1879 Heiden getauft. Die Gemeinden zählten 43327 Seelen, die Schulen, wurden von über 5000 Kindern besucht, und 2797 Katechumenen waren im Unterricht. Folgende Auslassungen des Hermannsburgers Berichts treffen auch auf andere Gegenden in Transvaal zu: „Der Strom, zu dem die Mission hier geworden ist, treibt die Betschuanen der Kirche zu, und bei manchen Stämmen ist das Heidentum fast überwunden. Gewiß ist eine Gefahr

dabei, die Sucht sich äußerlich zu verbessern zieht manche mit, namentlich ist das neue Wesen für die Jugend anziehend.“ Das macht die Missionare vorsichtig, und sie halten deshalb fest an längerem gründlichem Tauf-Unterricht. Auch die Arbeit der Berliner Missionsgesellschaft war hier vor Ausbruch des Krieges in bestem Fortgange. Die 36 Berliner Missionare taufte 1899 857 Erwachsene, 3376 Kinder besuchten die Schulen, 1577 Katechumenen den Tauf-Unterricht, und die Gemeinden zählten insgesamt 20206 Seelen.

Über die Missionen anderer Kirchen in Transvaal fehlen die Berichte oder sind sehr lückenhaft. Die S. P. G. mag etwa 6000 Getaufte in Pflege haben, die Missionare der Wesleyaner (23, unter denen 13 eingeborene Prediger sind) ca. 19000. Die Schotten, welche in Soutpansberg und Johannesburg je einen schwarzen Geistlichen unterhielten, etwa 1000 Seelen. Die Kapische niederländisch reformierte Mission erhält in Transvaal 9 Missionare, deren Gemeinden 6—7000 Seelen zählen. Erfreulich ist es, daß eine dieser Missionsgemeinden, die in Wasserstroom, unter dem Kirchenrat der dortigen Burengemeinde steht; damit ist doch ein Anfang gemacht, daß auch transvaalische Buren sich an der Christianisierung der Farbigen ihres Landes direkt beteiligen. Etwa 1000 Seelen mögen in Transvaal zur äthiopischen Kirche gehören. Die eingeborene Bevölkerung Transvaals ist rund auf 600000 zu schätzen, nach dem letzten Regierungscensus zählte sie 584334 Köpfe, von ihnen gehören über 100000 christlichen Gemeinden an; es ist somit etwa $\frac{1}{6}$ der eingeborenen Bevölkerung christlich geworden. Da die Mission hier erst seit 40 Jahren arbeitet, ist das ein bemerkenswerter Erfolg.

Die Schweizer Missionare (Mission romande) arbeiten bekanntlich in dem ungesunden Tieflande, welches einen großen Teil des nordöstlichen Transvaals bildet und sich von dort nach der Küste hin ausbreitet. Mit großer Treue und viel Geduld haben sie hier unter dem geknechteten Stamme der Makwamba (Knopneuzen) 7 Stationen angelegt, aus denen über 1000 Christen gesammelt sind. Eine besonders große Zahl von Katechumenen (1713) führen die Berichte auf, so daß es scheint, als ob diese Mission es mit der Zulassung zur Taufe ganz besonders streng nehme. Höchst erfreulich ist es, daß es ihr gelungen ist, in dem verrufenen Lorenzo Marques eine evangelische Gemeinde von Eingeborenen zu sammeln (532 Seelen und 714 Katechumenen). Auf der Station Elim arbeitet ein Missionsarzt, mit europäischem Wärter-Personal, und in Schilwane besteht eine Gehilfen-Schule, welche 19 Jüglinge zählte.

Sonst ist es nur Trauriges und immer wieder Trauriges, was über den Einfluß des Krieges auf die Mission zu berichten ist. Wir werden das später im Zusammenhange darzustellen versuchen. Jetzt nur soviel, daß manche Stationen fast entvölkert, viele deutsche Missionare in englische Gefangenschaft geführt sind und viele englische das Land verlassen haben. Und wenn es auch ein Lichtbild in all dem großen Elend ist, daß die Farbigen nicht zu den Waffen gegriffen haben, so ist doch vielfach große Zuchtlosigkeit unter ihnen, auch unter den christlichen, eingerissen und eine Verarmung eingetreten, die es ihnen unmöglich gemacht hat, ihre Kirchensteuern aufzubringen. Kurz: der Krieg hat hier der Mission besonders tiefe Wunden geschlagen, die sobald nicht wieder geheilt werden können.

Noch einen Blick müssen wir nach Norden werfen auf das heroische Werk der Pariser Missionare am Sambesi, an dessen Spitze noch immer der alte, glaubens-

starke Coillard steht, der nicht ermüdet, obgleich von seinem Missionspersonal bereits 15 ins Grab gesunken sind und die Thränensaat noch immer erst eine dürstige Ernte gebracht hat. Nur 21 sind bis jetzt getauft, 23 befinden sich im Taufunterricht, und 480 Kinder besuchen die Schulen. Sehr bezimert worden ist die letzte Missionskaramane, die Coillard 1899 mitgebracht; ein besonders großer Verlust war der Tod des Pastors Viénard.

Die Gegend am mittleren Sambesi wie auch das ganze Gebiet zwischen Sambesi und Limpopo sind mit Ausnahme des portugiesischen Küstenstreifens englisches Protektorat geworden, wovon der östliche Teil den Namen Rhodesia erhalten hat. Hier hat die Londoner Mission schon im Jahre 1859, also in der Zeit der alten Matebelenherrschaft, ihre Arbeit angefangen und die beiden Stationen Inyati und Hopefountain lange Jahre besetzt gehalten. Man hätte erwarten sollen, daß bei Neuordnung der Dinge diese Gesellschaft ihre Arbeit mit aller Kraft fortsetzen und weiter ausdehnen würde, das ist aber nicht geschehen. Wie überall ist sie auch hier von andern Gesellschaften überflügelt worden. Sie arbeitet noch in Buluwajo und Hopefountain, unterhält aber für beide Plätze nur einen einzigen Missionar (Helm). 70 englische Meilen südwestlich von Buluwajo haben die Amerikaner (Board) in den Matopo-Bergen 2 Stationen gegründet, welche mit guten Gebäuden ausgestattet sind. 30—40 englische Meilen von Buluwajo haben sich zahlreiche christliche Fingu angesiedelt, von denen gute Einflüsse auf die Heiden ausgehen. So geht es mit der Arbeit auf diesem Hauptplatze des südlichen Rhodesia frisch voran. Es arbeiten hier neben der Londoner Mission noch die Wesleyaner und englisch Bischöflichen. Am letzten OSTERFEST konnte Bischof Gaul hier 120 Eingeborne taufen. Eine bedeutende Station ist noch Salisbury (Wesleyaner und Bischöfliche). Die Wesleyaner haben noch Stationen am Webja-Berge und in Marandella, die Bischöflichen solche in Untali, Matoni und eine südlich von Fort Charter. Die 3 Stationen der Burenkirche des Kaplandes sind gut besetzt, und die Arbeit auf Morgenster ist nicht unfruchtbar. Die Berliner Missionsarbeit auf den Stationen Gutu und Tschive fängt auch an einige Früchte zu tragen. Ein Häuflein von Christen aus Boshabelo hat sich in der Nachbarschaft niedergelassen und hält sich gut. Es ist zu erwarten, daß die in Südafrika heimisch gewordenen Missionen den Kolonisten oder den farbigen Christen, die hierher auswandern, sämtlich folgen werden. Zu erwähnen ist noch, daß auch im portugiesischen Gazaland seit längerer Zeit Missionare des amerikanischen Board und auch der Guineischen Missionary Union und der South Africa General Mission arbeiten. Die Römische Mission hat in Süd-Afrika wenig Erfolge aufzuweisen; in Natal breiten die Trappisten aber ihre Niederlassungen aus.

Chronik.

In China macht die Wiederaufnahme des gestörten und zerstörten Missionswerks überraschende Fortschritte. Freilich in dem Maße als die Missionare auf ihre Arbeitsgebiete zurückkehren und die zerstreuten Christen sich wieder um sie sammeln, erfährt man auch immer mehr Details aus der furchtbaren Schreckenszeit, die sie

durchgemacht haben. Erschütternd sind die Berichte der schottischen Missionare aus der Mandschurei nicht nur über die ausgefuchten Martern, mit denen vor ihrer Ermordung die christlichen Bekenner gequält worden sind, z. B. daß man sie in ölgetränkte Säcke steckte und verbrannte oder sie langsam in Stücke hieb, nachdem man ihnen Ohren und Rippen abgeschnitten und die Augen ausgestochen hatte, sondern auch über die völlige Beraubung ihres oft beträchtlichen Besitzes, die die Überlebenden zu erdulden gehabt, die nun fast als Bettler der größten Not ausgesetzt sind. Auch über die Blutszenen in Taiyuenfu und Paotingfu hat man jetzt authentische Berichte. Aber so grauenhaftes sie auch melden, das ist erhebend an ihnen, daß sie bezeugen, sowohl die abendländischen Missionare wie die eingeborenen Christen seien mit einem Heldenmut in den Tod gegangen, der selbst manchem ihrer Mörder Bewunderung abgenötigt habe; mit Ausnahme einiger weinender Kinder hätten sie sich zur Schlachthank führen lassen wie Schafe, die ihren Mund nicht aufthun. Und nicht bloß von den genannten, sondern auch von andern Orten vernimmt man vermehrte Zeugnisse über Treue bis in den Tod, Märtyrergeschichten, welche beweisen, daß chinesischen Christen ihr Glaube das Opfer ihres Lebens wert gewesen ist. Kurz vor seinem eignen Tode schrieb der Londoner Missionar Stonehouse: „Die Freudigkeit und der Mut der Bekehrten übertreffen die des Missionärs. Väter, Mütter, Brüder, Schwestern hat man ihnen erschlagen, die Häuser ihnen verbrannt oder zerstört, ihrer Habe sie beraubt, und sie klagen nicht. Ich habe kein Murren aus ihrem Munde gehört. Sie trauern über den Verlust ihrer Lieben, aber sie fahren fort, Gott zu dienen. Unsre Märtyrer stehen denen der alten Kirche würdig zur Seite. Sie ermangeln tieferer christlicher Erkenntnis und sind vielleicht nicht ganz orthodox in der Lehre, aber sie lieben Jesum und kein Übel vermag sie von ihm wegzutreiben.“ Natürlich hat es auch an Verleugnungen nicht gefehlt und erst wenn die zerstreuten Herden überall wieder gesammelt sind, wird man eine Übersicht über den Prozentsatz der Gefallenen haben. Der baptistische Missionar Bruce erzählt (Chin. Recorder 1901, 191) eine ergreifende Geschichte aus Tschifu von zwei eingeborenen Pastoren, die sich im Namen ihrer Gemeinde, um diese vor dem Tode zu retten, zu der Erklärung herbeiließen „nicht länger die fremde Religion auszuüben“, unter der von den heidnischen Chinesen gemachten und von ihnen acceptierten sophistischen Interpretation, es sei das nur eine äußerliche Form, eine „legale Fiktion“. Die dann zwischen dem Missionar und diesen Pastoren geführten Verhandlungen sind beweglich zu lesen. Sie hatten eine tiefe Reue und den Entschluß der letzteren zur Folge, ihre Sünde öffentlich zu bekennen und jeder Bucht sich zu unterwerfen. Ohne Zweifel werden mehr solcher Fälle vorkommen und die zur Ruhe gekommene chinesische Kirche wird sich viel mit derselben Frage zu beschäftigen haben, die in den ersten Jahrhunderten die christliche Kirche beschäftigte: was soll mit den reuigen Verleugnern geschehen?

Bei ihrer immer allgemeiner werdenden Rückkehr auf ihre alten Stationen sind die Missionare von den Christen überall mit großer Freude begrüßt, von den Heiden wenigstens nicht unfreundlich, wiederholt entgegenkommend aufgenommen worden. In Paotingfu (aber auch an andern Orten) hat man feierliche Begräbnisse der Leichen oder Leichenreste der Ermordeten und solenne Gedenkgottesdienste veranstaltet, ohne daß eine Störung vorgekommen ist. Immer häufiger werden die Fälle, daß heidnische Gemeinden oder Beamte aus freier Initiative für die erlittenen Verluste der

Mission wie den eingeborenen Christen Entschädigung anbieten. Aber das Charakteristischste ist, daß der neue Gouverneur von Schansi, dem sich dann der von Kiangsi und Schantung angeschlossen, den Rev. Lim. Richard aufgefordert hat, ihm bei dem settlement of the late troubles helfend beizustehen. Herr Richard ist nach einer mehrstündigen Unterredung mit Li-Hung-Tschang dieser Aufforderung gefolgt und hat eine Vereinbarung zustande gebracht, welche der Gouverneur mit Freuden als „billig und freundschaftlich“ angenommen hat. Nach derselben sollen 1. den geschädigten eingeborenen Christen ihre Verluste ersetzt und für ihre Witwen und Waisen möglichst gesorgt werden; 2. soll die gesamte Provinz Schansi im Laufe von 10 Jahren eine Straßsumme von $\frac{1}{2}$ Million Tälrs bezahlen, mit welcher Schulen für die heidnische Bevölkerung begründet werden sollen, an denen sowohl gebildete Chinesen wie Ausländer unterrichten; 3. sollen an jedem Orte, wo Massacres stattgefunden, Gedenksteine aufgerichtet; 4. alle Chinesen, bekehrte wie nichtbekehrte, nach den chinesischen Gesetzen gleich behandelt und 5. nur die Räubersführer unter den Nordbanden bestraft und selbst mit diesen in möglichster Milde verfahren werden. Die fünf in Schansi arbeitenden evangelischen Missionsgesellschaften haben sich mit dieser Vereinbarung einverstanden erklärt. Dieses settlement hat auch in der chinesischen Presse viel Zustimmung gefunden mit dem Ausdruck des Wunsches, daß es das Modell für die Erledigung der betreffenden Streitfragen auch in andern Provinzen werden möge. — Der katholische Bischof soll (wie das chinesische Blatt Sin Wan Pao berichtet) von der Provinz Schansi eine Entschädigung von 7 Millionen Tälrs fordern!!

Nach ihrem 34. Jahresberichte (1901) unterhalten die englischen Quäker auf ihren fünf Missionsgebieten (Indien, Ceylon, China, Syrien und Madagaskar) zusammen 27 Missionare, 4 Missionsärzte, 1 Ärztin und 24 unverheiratete Missionarinnen. Die Gesamtzahl ihrer vollen Kirchenglieder auf diesen Gebieten beträgt 2725, dazu die der Anhänger in 2 Klassen: 13 635, die der Schüler und Schülerinnen 19 521; die Gesamteinnahme 412 640 Mk., mit Einrechnung von 25 550 Mk. Kapitalzinsen, aber ungerechnet einer besondern Sammlung von 596 519 Mk. zur Linderung der Hungersnot in Indien. Eine sehr bedeutende Leistung für eine Kirchengemeinschaft, welche nicht viel über 19 000 Glieder zählt.

Die statistische Übersicht über die Missionen in Japan pro 1900 berechnet die Gesamtzahl der evangelischen Kirchenglieder auf 42 451. Es ist aus der Tabelle nicht ersichtlich, ob damit durchgehends nur die Erwachsenen gemeint sind; vermutlich ist von den verschiedenen Missionsgesellschaften verschieden gezählt, so daß einige die getauften Kinder eingerechnet haben, andre nicht. Bei der Angabe der in 1900 Getauften werden 731 Kinder neben 3179 Erwachsenen aufgeführt. Da die Zunahme gegen das Vorjahr aber nur 643 beträgt und Todesfälle bloß 261 gezählt werden, so muß der Sichtungsprozeß immer noch im Gange sein. Als Entlassene und Ausgeschlossene werden 1393 angegeben. Hoffentlich ist es kein bloßer Optimismus, wenn neuerlich berichtet wird, daß eine frische Evangelisationsthätigkeit eingesetzt habe, die Erfolge verspreche. Die Zahl der evangelischen Missionare (276) hat sich gegen das Vorjahr um 37 vermehrt, die der ledigen Missionarinnen (239) um 21 verringert. Die Zahl der organisierten Gemeinden ist von 444 auf 538, die der sich völlig selbst erhaltenden von 83 auf 95, die finanzielle Gesamtleistung von 188 550 auf 204 457 Mk.

gestiegen. Die Tagesschulen wurden nur von 11 669, die Sonntagschulen von 36 310 Schülern und Schülerinnen besucht. Angesichts der japanischen Regierungs-Schulpolitik kann das missionarische Schulwesen nicht recht gedeihen. Die 16 theologischen Schulen werden nur von 120 Studenten besucht und die Zahl der eingeborenen Pastoren hat sich ziemlich auf der gleichen Höhe gehalten (321). Auch die ärztliche Mission ist in Japan von untergeordneter Bedeutung.

Eine sehr ausführliche Statistik hat die indische Leitung der Kolonialmission erstattet, die hoffentlich endlich auch die deutsche Leitung dieser Mission ihren Lesern entweder in der „Viene“ oder in einem Jahresberichte, der auffallenderweise bis jetzt nie erstattet worden ist, mitteilen wird. Nach derselben beläuft sich die Gesamtzahl der getauften Kolischristen auf 46 571, die der Taufbewerber auf 17 087, so daß sich Ende 1900 63 653 in der Pflege der 38 deutschen Missionare, 23 eingeborenen Pastoren, 266 Katechisten und 363 Lehrer befanden. Der Zuwachs in 1900 hat 12 765 betragen, eine Zahl, die von keiner andern deutschen Missionsgesellschaft erreicht wird. Unter Kirchenzucht standen 284. Die Tagesschulen waren von 4505, die Sonntagschulen von 4585 Knaben und Mädchen besucht. Die Gesamtsumme aller finanziellen Leistungen belief sich auf 6925 Rupien.

Besonders aufmerksam machen wir auf den Jahresbericht der Brüdergemeine pro 1900, der nach dem reformierten Rechnungswesen zum erstenmale eine detaillierte Einsicht in die Einnahme und Ausgabe dieser Missionskirche giebt. Die Gesamteinnahme belief sich daheim auf 607 856 Mk. mit Einschluß sowohl der von Freunden der Brüdergemeine kommenden Beiträge (307 431 Mk.) wie der Vermächtnisse (188 142 Mk.); die Einnahme auf den Missionsgebieten: Gemeindebeträge (128 511), Kollekten (29 311), Handelsgewinn (157 420), Wirtschaftserträge (12 329), Mieten zc. (21 190), Regierungsunterstützungen (183 378), Schulen (70 350) und Verschiedenes (87 672) auf 690 214 Mk., der Ertrag von Zinsen und Spezialgaben auf 356 991 und Diverses auf 7526 Mk., so daß die Gesamteinnahme sich auf 1 662 589 Mk. belief. Von dem Morton-Legat kommen 272 272 Mk. zur Auszahlung. Die Mehrausgabe betrug 107 786 Mk., wurde aber bis auf 79 894 Mk. bereits abgetragen.

Aus der Ugandamission wird wieder ein sehr erfreulicher Fortschritt gemeldet und zwar in allen Provinzen und selbst über die Grenzen des engeren Uganda hinaus, in Busoga im Osten wie in Bungoro im Norden und namentlich in Toro im Westen und Kofi im Südwesten. Die Gesamtzahl der Getauften ist auf 26 157 gestiegen und von Ende September 1899 bis dahin 1900 haben 3180 Tausen Erwachsener und 1124 Kindertaufen stattgefunden. Die 72 Schulen werden von 7682 Schülern und Schülerinnen besucht. Eingeborene ordinierte Geistliche giebt es 24 und über 2026 männliche und weibliche, zum großen Teil freiwillige und unbesoldete sonstige Helfer beteiligen sich an dem ausgebreiteten Werke der Christianisierung.

Nach der „Catholic World“ soll das katholische Frankreich 7745 Missionspriester und 9150 Missionschwwestern stellen, außer 33 000 barmherzigen Schwestern, von denen auch ein bedeutender Prozentsatz „in fast jedem Teile der Welt“ arbeitet. Dieses bedeutende Personal steht freilich nur zum Teil im Dienst der Heidenmission,

aber jedenfalls ist unter allen katholischen Ländern Frankreich dasjenige, welches auch der Heidenmission die meisten Arbeiter liefert. Es bringt auch die größten Missionsbeiträge auf. Von den 6848700 Frcs., welche 1900 der katholische Hauptsammelverein, der Xaveriusverein zu Lyon vereinnahmte, entfielen auf Frankreich 4063407 Frcs., nach ihm die größte Summe auf Deutschland: 755349 Frcs. Ich weiß nicht, ob es auch noch andre Sammelstellen in Frankreich giebt, etwa in Paris, an dem dortigen großen Missionsseminar; jedenfalls reichen die freiwilligen Beiträge entfernt nicht aus zur Unterhaltung der französischen Missionsarbeiter und ihrer zahlreichen und ausgedehnten Missionen, aber man wird nie erfahren, woher die großen Reßsummen kommen, mit denen die Missions-Unterhaltungskosten gedeckt werden.

Litteratur = Bericht.

1. **Armstrong, E. S.:** The History of the Melanesian Mission, London. 1900. 12,50 Mk. Der stattliche Band ist für das Missionsstudium um so wichtiger, als die Berichte der M. M. nicht im Buchhandel erscheinen und schwer erhältlich sind. Eine vollständige Sammlung derselben ist in Deutschland wahrscheinlich überhaupt nicht vorhanden. Hier haben wir eine fleißige Bearbeitung des ganzen Materials. Leider hat der Verfasser seine Arbeit ganz chronikartig gehalten und zieht die Ereignisse jedes einzelnen Jahres, wodurch eine große Eintönigkeit entsteht, die wohl nur bei ernstem Studium überwunden wird. Wären die einzelnen Felder besonders behandelt, und ihre Entwicklung anschaulich dargestellt, so würde es viel lesbarer sein und auf weitere Kreise Anziehungskraft üben. — Das Buch ist mit einer ausreichenden Karte und mehreren hübschen Bildern geschmückt, unter denen die Porträts der Bischöfe sehr anziehend sind.¹⁾

R. Gr.

2. **Protestant Missions in South America.** New York, Student Volunteer Movement for Foreign Missions. 1900. 8°. — Der amerikanische Studentenbund hat schon mehrere Handbücher über wichtige Missionsgebiete zum Gebrauch seiner Mitglieder herausgegeben. Auch das vorliegende ist ganz den praktischen Zielen angepaßt. Durch eine besondere, übersichtliche Inhaltsangabe wird dem Schüler die Aneignung erleichtert. Man möchte die angehenden Missionsarbeiter mit den Arbeitsfeldern bekannt machen. Inwieweit dabei eine Wertschätzung des Missionswissens an sich vorliegt, ist schwer zu entscheiden. Vermutlich wirkt der praktische Gesichtspunkt dabei mit, den jungen Leuten wohl bei der Entscheidung für dieses oder jenes Feld behilflich zu sein. Aber so gut die Sache gemeint ist, dürfte das sehr allgemeine Wissen, was solche Kompendien zu bieten vermögen, nicht für eine so wichtige Entscheidung genügen. Vielleicht wäre es richtiger, wenn sachverständige, erfahrene, ältere Männer mit geschärftem psychologischen Blicke den jungen Freiwilligen zu Hilfe kämen und dem einen sagten: „Du paßt für Afrika und du für Indien.“ Eine Anleitung zu einem richtigen Studium der betreffenden

¹⁾ Eine der nächsten Nummern der A. M.-Z. wird auf Grund dieses Buches eine Geschichte der Melanesischen Mission bringen. D. S.

Spezialliteratur, zur Erwerbung einer möglichst eingehenden Bekanntschaft mit dem zukünftigen Arbeitsfelde, würde eine zweckmäßigere Vorbereitung sein, als die Auswahl nach der reichen Speisekarte, welche doch vielleicht nur eine oberflächliche Kenntnis vermittelt und vor nachherigen Enttäuschungen nicht schützt. Ob in der Studentenbewegung freilich dieser Vorschlag Anklang finden oder als ungeeignete Bevormundung verworfen werden wird, ist mir allerdings zweifelhaft.

Das vorliegende Buch ist ein von verschiedenen Verfassern gearbeitetes Sammelwerk. Ein Mitglied der Amerikanischen Geographischen Gesellschaft giebt in einer geographischen und allgemeinen Einleitung einen „panoramaartigen“ Überblick über den ganzen Kontinent. Dann folgen Abschnitte, welche die einzelnen Länder eingehender behandeln, alle aus der Feder solcher Arbeiter, die schon längere Zeit auf dem betreffenden Felde gestanden haben.

Nach der Inhaltsangabe kann man überrascht sein, sämtliche südamerikanische Länder als Missionsgebiete aufgeführt zu sehen. Wir müssen uns jedoch erinnern, daß man in Amerika auch die Evangelisation, zumal in katholischen Ländern, als Mission betrachtet. So ist denn auch in diesem Buche die wirkliche Heidenmission gar nicht besonders hervorgehoben. Sie ist ja in der That sehr geringfügig, und Südamerika mit seinen 2800000 heidnischen Indianern kann mit Recht der vernachlässigte Kontinent genannt werden. Am meisten ist von anglikanischer Seite in Britisch Guayana für jene Wilden gethan, worüber auch hier ausführlich berichtet wird. Auffallend aber ist es, daß die hingebende Arbeit der Südamerikanischen Missions-Gesellschaft in Feuerland nur mit einer kurzen Bemerkung gestreift wird. Wenig mehr wird von ihrer Thätigkeit in Paraguay (Groß Eschako) gesagt und auch ihre Stationen in Chile sind nur kurz erwähnt. Interessant ist die kurze Notiz, daß die amerikanischen (nördlichen) Presbyterianer jetzt in Brasilien am Amazonasstrom eine Indianermission anzufangen im Begriff sind. Ausführlicher wird die Mission der Brüdergemeinde unter den Negern in Suriname erwähnt.

Weit überwiegend aber sind die Angaben über die Arbeiten unter der katholischen Bevölkerung. Man ist überrascht, in der beigelegten statistischen Tabelle im ganzen 35 Missionsgesellschaften aufgeführt zu sehen mit 255 ordinierten und 199 Laien-Missionaren, 201 Frauen und 117 anderen Missionsarbeiterinnen. Es giebt 6 Missionsärzte und 688 Nationalhelfer. Um 224 Stationen und 271 Außenstationen sind 30469 Kommunikanten und 28764 Anhänger gesammelt. In 170 Schulen werden 11989 Kinder unterrichtet, in 14 höheren Schulen 868 Böglinge. Abgesehen von der Brüdergemeinde in Suriname hat die (nördliche) Methodist Episkopal-Mission (in Brasilien, Argentinien, Chile, Peru, Uruguay und Paraguay) die erfolgreichste Thätigkeit mit 4500 Kommunikanten und fast 13000 Anhängern. Die Westindischen Wesleyaner, obgleich auf Britisch Guayana beschränkt, haben annähernde Zahlen. Die (nördlichen) Presbyterianer haben in Chile, Colombia, Brasilien und Venezuela 21 Stationen mit 2800 Kommunikanten, fast ebenso viel die auf Brasilien beschränkten Südlichen Methodist Episkopalen. Sonst sind noch die Südlichen Presbyterianer und Baptisten, sowie die Seventh Day Adventists hervorzuheben. Andere Missionen stehen noch in geringeren Anfängen.

Einen besonderen Zweig der Mission bildet die Arbeit unter den eingeführten indischen und chinesischen Arbeitern, für die auch von der Brüdergemeinde in Suriname

und der anglikanischen Mission in Britisch Guayana gesorgt wird. Auf dem letzteren Gebiet aber besteht eine besondere Brit. Guiana East Indian and Chinese Mission mit 771 Kommunitanten und 792 Anhängern.

Der letzte Abschnitt des Buches „S.A. als ein Missionsfeld,“ enthält Betrachtungen über die weitere Entwicklung des mit den günstigsten Bedingungen ausgestatteten Kontinents, wobei viel sanguinische Zukunftsmusik mit unterläuft. Wenn das überall vorwaltende Bestreben, den Vereinigten Staaten nachzuaahmen, und die Freiheit von irgend welcher Herrschaft der alten Welt als verheißungsvoll aufgeführt werden, so mangelt es doch wohl an der nüchternen Wertung jener formalen Freiheit, die in S.A. sehr deutlich in die unter Parteikämpfen wechselnde Oligarchie umschlägt, und auch durch die tatsächlich vorhandene Priesterherrschaft aufgewogen wird. Die letztere zeigt ja dringend die Notwendigkeit der Evangelisation. Ob dieselbe aber unter den vorliegenden Verhältnissen in Form der Mission (namentlich nach amerikanischer Praxis) sich wirksam durchführen läßt, dürfte fraglich erscheinen. Die kirchliche Pflege der evangelischen Ansiedler, die ein Salz für die vorhandene Bevölkerung werden können und sollen, möchte wohl wirksamer sein als die Sammlung vereinzelter kleiner Gemeinden seitens zahlreicher verschiedener Denominationen. Gerade uns Deutschen legen die ausgedehnten Kolonien unserer Vandsleute in S.A. besondere Verpflichtungen auf, die aber ganz anderer Art sind als die Mission, deren Objekt die Nichtchristen sind. In einem Gebiete, das noch an 3 Millionen Heiden hat, sollte sich die Mission zunächst an diese wenden.

Eine Beilage giebt ein reichhaltiges Litteraturverzeichnis über S.A., eine zweite bietet statistische Tabellen. Der auf die Einprägung des Inhalts berechnete „analytische Index“ macht den Schluß. Auch eine Karte von S.A. ist beigegeben.

R. Grundemann.

3. Barnes: Two thousand years of missions before Carey. Chicago. The Christian culture press. 1900. 6 Mk. Der Verfasser beklagt es mit Recht, daß wir bis heute noch keine zusammenhängende Geschichte der Ausbreitung des Christentums von der apostolischen Zeit bis auf die Gegenwart besitzen und hofft durch sein stattliches, mit den Tabellen und Indices 503 Seiten umfassendes, auch mit einer Karte und zahlreichen Illustrationen geschmücktes Buch diesem Mangel abzuhelpen, nur daß er die Missionsgeschichte des 19. Jahrhunderts von der großen Aufgabe, die er sich gestellt hat, ausschließt. Der Inhalt zerfällt in 3 sehr ungleiche Hauptteile: Die Genesis der Missionen (S. 1—45); Die Verbreitung der Missionen (S. 46—425); Die Kontinuität der Missionen (S. 426—444). Der erste Teil, der als Einleitung zu betrachten ist, ist wieder in 3 Kapitel gegliedert, welche die etwas gesuchten Überschriften tragen: Ethnische Missionsbewegungen; Der messianische Rassen-Missionar; Der Messias-Missionar. Ich würde das alles viel nüchterner ausgedrückt und von den Wegbahnungen geredet haben, welche die Griechen und Römer einerseits, die Juden andererseits der apostolischen Mission geleistet und statt Jesus als den industrial, itinerant und medical missionary etc. zu schildern, mich auf den Nachweis beschränkt haben, daß in dem Worte und in dem Werke Jesu als einem Ganzen der christliche Sendungsauftrag begründet war. Es herrscht in diesen Kapiteln, über deren richtige oder unrichtige Auseinandersetzung ich nicht weiter rechten will, einige Verwirrung über den Begriff Mission. Ist Mission die Sendung von Boten des Evangelii in die nichtchristliche Welt, so kann man von einer Mission

der Griechen und Römer doch nur in dem Sinne reden, daß ihre Geschichte vom missionarischen Standpunkte aus betrachtet — eine missionspräparatorische Aufgabe hatte. Die Erfüllung dieser Aufgabe samt dem missionarischen Vorbereitungsdienste, den Israel in der Völkervelt that, stellt eine einzigartige *gratia praeveniens* für den wirklichen Anfang der Mission in der apostolischen Zeit dar, aber sie selbst kann man doch nicht als Mission bezeichnen. Der Verfasser ist ein geistreicher Mann, aber die Geistreichigkeit geht manchmal mit ihm durch; abgesehen davon, daß sie ihn viel zu oft zu Reflexionen verleitet, wo man lieber die Sprache der Thatfachen vernähme, nähert sie sich auch oft der oratorischen Phrase. Nur ein Beispiel: „Wir können gar nicht scharf genug die Thatfache nehmen, daß jede ethnische Bewegung, von Abraham bis zu Deway, eine Mission ist, eine heilige Sendung; Gott hat auf irgend eine Weise gesagt: Geh. . . Jeder Impuls vorwärts ist eine Mission, eine göttliche Sendung“ (S. 2 und 3). Wenn man eine christliche Missionsgeschichte schreibt, so ist das doch eine Begriffsverwirrung. Ebensowenig kann man sagen, Jesus sei ein industrial missionary gewesen, weil „er während des größeren Theils seines Lebens ein Zimmermann war“ (S. 37) oder die modernen Bezeichnungen *home mission*, *city mission* auf die apostolische Mission anwenden (S. 52—54).

Der Haupttheil des Buches beschäftigt sich mit der Distribution of missions und zwar lediglich nach geographischer Disponierung: Asien (Syrien, Kleinasien, Persien, Indien, China und Tatarei, Philippinen, Japan); Afrika (Agypten und Abessinien, Nord- und West- und Südafrika); Europa (Griechenland und Italien, Spanien und Frankreich, Britannien, Irland und Schottland, England, die germanischen, die skandinavischen und slavischen Gebiete); Arktische Regionen (Island, Grönland, Labrador); Amerika (spanisches, französisches, englisches Amerika). Der Verfasser wollte durch diese rein geographische Gliederung die Verwirrung vermeiden, welche von einer chronologischen Stoffordnung unabtrennbar sei (VIII), aber er ist dadurch aus der Scylla in die Charybdis geraten: die Verwirrung ist nun erst recht groß, da die geschichtlichen Zusammenhänge beständig zerrissen werden. Eine allgemeine Missionsgeschichte muß sowohl chronologisch wie geographisch geordnet sein und diese Kombination der Disponierung war um so gebotener, als die abgeschlossenen ersten Missionsperioden nicht nur übersichtbare, bestimmt umgrenzte Gebiete umfassen, sondern auch sowohl bezüglich ihrer Objekte wie ihres Betriebes so charakteristische Eigenart tragen, so daß ein Buch, welches Anspruch auf eine geschichtliche Darstellung macht, diese Periodeneinteilung absolut nicht umgehen durfte. Ihre völlige Ignorierung hat zur Folge, daß der Leser wohl über die geographische Verteilung einen Überblick, aber nicht in die geschichtliche Entwicklung der christlichen Mission einen Einblick erhält.

In dem Vorwort (IX) lehnt es der Verfasser ausdrücklich ab, erb- und völkereundliche wie litterarische, religions- und allgemein-geschichtliche Stoffe und Beziehungen in den Bereich seiner Darstellung zu ziehen, auch alle Quellen, Hilfs- und Betriebsmittel der Mission will er grundsätzlich beiseite lassen. Und das ist der zweite große Defekt seines Buches, der ihm den Charakter einer Geschichte raubt und es zu einer bloßen Chronik macht. Eine Geschichte der christlichen Mission kann gar nicht in solcher Isolierung behandelt werden, wenn man ihre Hindernisse und Förderungen, ihre Beeinflussungen und Einflüsse zc. verstehen und würdigen soll. Man kann sich

bei der Abfassung einer Missionsgeschichte auf ein Minimalmaß des *environment*, wie E. Stodt in seiner meisterhaften *history of the C. M. S.* diese Beziehungen summarisch genannt hat, beschränken, aber ignorieren darf man sie nicht, wenn man Geschichte schreiben will. Am überraschendsten ist es, daß Barnes selbst die Einbeziehung der *machinery of the missionary work* ablehnt. — Die Beschränkung, die sich der Verfasser auflegt, geht so weit, daß er selbst die in den großen Verfolgungen angerichteten Zerstörungen des Christentums in seine Missionsgeschichte nicht aufnimmt, z. B. nicht bei der japanischen Mission, sondern erklärt: „Da wir die Pflanzung und nicht die Ausrottung des Christentums studieren, so müssen wir diesen Gegenstand (die Verfolgung) hier übergehen und uns mit der Bemerkung begnügen, daß eine . . Verfolgung . . eintrat“ (S. 117).

Nimmt man nun die vorliegende Arbeit als das, was sie ist, als eine geographisch geordnete, chronikartige Aufzählung vornehmlich der Missionsarbeiter von Paulus bis Carey, so bietet sie in fast lückenloser Fülle das notwendige Thatachenmaterial, das mit großem Fleiß gesammelt und von kleinen Irrungen (z. B. S. 99 bezüglich der Missionsgegnerschaft der alten niederländisch-ostindischen Kompanie, welche Mission trieb ehe Heurnius Missionar wurde oder S. 104 bezüglich Büttens) und Übertreibungen (z. B. S. 172, daß Carey die Bibel in die Sprachen der halben Bevölkerung Asiens übersetzt habe) abgesehen, im ganzen korrekt ist. Namentlich über die älteren Missionen, z. B. in China und Japan ist manche wenig bekannte Thatfache mitgeteilt, so daß man an dem Barnes'schen Buche ein brauchbares Nachschlagewerk hat. — Der dritte nur 19 Seiten umfassende Hauptteil des Buches (*Continuities of missions*) beschäftigt sich in sehr flüchtiger Weise mit den missionsgeschichtlichen Zusammenhängen, die er als *racial, intellectual, scriptural, literary, social, organic* und *spiritual* bezeichnet. Die weiße Rasse sei der Hauptmissionsträger gewesen. Die Mission der Hellenen habe in der intellektuellen Vermittlung der christlichen Gedanken bestanden; von der Bibel habe der „substantielle“ Missionserfolg abgehangen und sonstige litterarische Arbeit die Verbreitung des Christentums als eine „Propaganda der Kultur“ unterstützt; umfassende civilisatorische Wirkungen seien überall mit der christlichen Religion verbunden gewesen; eine einheitliche Organisation durch die ganze Missionsgeschichte hindurch habe nicht bestanden; aber der evangelistische Impuls nirgends gefehlt. Daß durch diese aphoristischen Bemerkungen die geschichtliche oder theoretische Missionskunde eine Förderung erfahre, kann man nicht sagen. Und statt sie als Appendix zu geben, hätten sie in die geschichtliche Darstellung eingeflochten werden sollen. — Die reichlichen Citate aus den Quellschriften sind dankenswert, ebenso die Bibliographie, obgleich sie charakteristischerweise alle nichtenglischen Bücher ausschließt. Der Karte fehlt es an Übersichtlichkeit, dagegen sind die meisten Illustrationen gut und passend.

4. **Griffls:** Verbeck of Japan, a citizen of no country. A life Story of foundation work inaugurated by Guido Fridolin Verbeck. New York. 1900.

5. **Jack:** Daybreak of Livingstonia. Edinburg. 1901. Zwei ausgezeichnete Schriften, auf deren Besprechung ich aber nicht eingehe, weil die *N. M. Z.* auf Grund derselben demnächst sowohl eine Biographie Verbecks, des Bahnbrechers der evangelischen Mission in Japan, wie eine Monographie über die 25jährige Geschichte der freischottischen Livingstonia-Mission bringen wird.

6. Mott: The evangelization of the world in this generation. London. 1900. In autorisierter aber verkürzter deutscher Übersetzung von Gräfin Gröben. Berlin. Verlag der deutschen Orient-Mission. 1901. Geb. 1,50 Mk. Ein in flammender Begeisterung von dem bekannten amerikanischen Sekretär des internationalen christlichen Studenten-Bundes geschriebenes und in zehntausenden von englischen Exemplaren verbreitetes Buch, von dem ich — trotz der kritischen Bemerkungen, die ich zu machen habe — dringendst wünsche, daß es auch in Deutschland nicht nur weite Verbreitung finde, sondern auch ein ähnliches Feuer namentlich in den Herzen der studierenden Jugend anzünde, wie das mündliche und schriftliche Wort seines energievollen Verfassers in Amerika und weit über Amerikas Grenzen hinaus es gethan. Und nicht bloß mit Begeisterung, Idealismus und Wärme ist das Buch geschrieben, es beruht auch auf fleißigen Studien, enthält eine große Fülle treffendster Wahrheiten und zeichnet sich in ganzen Partien durch eine Nüchternheit aus, welche beweist, daß die kritischen Bedenken gegen das Enthusiastische an dem den Titel des Buches bildenden Schlagworte durchaus nicht auf unfruchtbares Land gefallen sind. Besonders die Kapitel 2 und 3: „Die Verpflichtung, die Welt zu evangelisieren“ und „Die Schwierigkeiten bei der Evangelisation der Welt“ sind zu diesen Partien zu rechnen.

Aber freilich, was das Buch beweisen will, beweist es nicht, wenigstens nicht Missionsfachverständigen. Das beweist es und zwar mit packender Beredsamkeit, daß die Christenheit trotz ihrer gesteigerten Missionsleistungen ihre Missionspflicht lange noch nicht in dem Maße verstanden und bethätigt hat, als das Missionsgebot Jesu und besonders die Missionsgelegenheit der Gegenwart es erfordert; das beweist es, „daß — um mit den eignen Worten Motts zu reden — es die heilige Pflicht der Christen dieser Generation ist, ihr Äußerstes zu thun, um die Welt zu evangelisieren“ (S. 24¹) und daß „die größten Hindernisse für die Evangelisation der Welt innerhalb der Kirche liegen“ (S. 35). Und wie sehr wollte ich, daß die überzeugende Kraft dieses Beweises den Missionsgehorfam zu gesteigerten Thaten antrieb. Aber das beweisen alle Ausführungen Motts nicht, daß innerhalb der gegenwärtigen Generation auch nur eine Evangelisation der ganzen nichtchristlichen Welt bewerkstelligt werden kann, so daß sie am Ende dieser Generation vollendet wäre. Auch die drei, im einzelnen so viel Wahres und Beherzigenswertes enthaltenden Kapitel beweisen das nicht, welche speziell von „der Möglichkeit, die Welt in dieser Generation zu evangelisieren“ handeln — „angesichts der Erfolge der ersten christlichen Generation“, „angesichts einiger neuerer Missionserfolge“ und „in Anbetracht der allgemeinen Lage und der Hilfsquellen der Kirche“. Denn die etwas rhetorische Behauptung, daß „die erste Generation der Christen Wunder in betreff der Evangelisation der Welt in ihren Tagen vollbracht“ habe (S. 38) ganz beiseite gelassen, so beweist die nüchterne Konstatierung, daß „das Christentum in dem apostolischen Zeitalter eine gewaltige Kraft der Ausbreitung bewiesen hat“ (S. 43), doch nimmermehr, daß die heute lebende Generation von Christen der heute lebenden Generation von Nichtchristen in der ganzen Welt das Evangelium und zwar vollverständlich verkündigen werde bzw.

¹) Ich citiere nach der deutschen Ausgabe, da vermutlich die englische nur in wenige deutsche Hände kommen wird.

könne. — Und wenn Mott auf einige besonders erfolgreiche Missionen der Gegenwart, von etlichen dabei untergelaufenen Übertreibungen und Inkorrektheiten¹⁾ abgesehen, exemplifiziert, so beweist das doch nicht, daß was z. B. in Uganda geschehen, „in allen Teilen Afrikas“ (S. 58) und gar in allen Teilen der Welt innerhalb einer Generation geschehen werde. Man könnte ebensoviele wenig fruchtbare Missionsgebiete den von Mott aufgeführten entgegen stellen. Und wenn dieses Kapitel als mit einem Triumph schließt (S. 64): „Die Größe des Segens, den Gott auf die geringen Anstrengungen zur Evangelisation der Heiden gelegt hat, beweist ohne jeden Zweifel, daß wir sehr gut imstande sind, die ganze Welt in einer einzigen Generation zu evangelisieren“, so legt eine nüchterne Betrachtung der Missionsgeschichte des 19. Jahrhunderts vielmehr den umgekehrten Schluß nahe, daß wir in einer Generation dazu nicht imstande sind. — In dem Kapitel endlich, welches im Blick auf die allgemeine Lage und die Hilfsquellen der Kirche die Möglichkeit der Evangelisation der ganzen Welt in dieser Generation beweisen will, operiert der Verfasser mit lauter Wenns; „wenn die Kirche ihre Hilfsquellen zc. benutzt“ — aber mit solchen Wenns führt man doch keinen Beweis!²⁾ — Sehr viel Beherzigenswerthes enthält wieder das folgende Kapitel, welches von den „Factoren“ handelt, „die wesentlich sind für die Evangelisation der Welt in dieser Generation“; aber es ist eine Illusion, wenn Mott schreibt (S. 94): „Wer nicht selbst hinausziehen kann, sollte, wenn möglich, einen oder mehrere Stellvertreter unterhalten. Jede Gemeinde von 100 oder mehr Gliedern sollte, wenn möglich, wenigstens 2 Pastoren haben, einen der zu Hause und einen der in irgend einem nichtevangelisierten Lande das Wort des Lebens verkündigt.“ Das Schlusskapitel handelt von „der Evangelisation der Welt in dieser Generation als Lösungswort.“ Wieder wird viel schönes gesagt, aber doch ein ungehörlicher Wert auf das Schlagwort gelegt und es fast als eine Inspiration betrachtet, die eine Art Zaubermacht in sich herge.

Es erübrigt nur noch ein Wort über das 1. Kapitel zu sagen: „Die Evangelisation der Welt in dieser Generation. Was ist darunter zu verstehen?“ Unter „Evangelisation“ versteht Mott, „daß allen Menschen eine ausreichende Gelegenheit geboten werden soll, Jesus Christus als ihren Erlöser kennen zu lernen und sein Jünger zu werden.“ Einverstanden und erst recht damit, daß die Verkündigung des Evangelii nicht eine eilige und oberflächliche, sondern eine beharrliche und

¹⁾ Z. B. daß die presbyterianische Hochschule in Tientsin „einen ungeheuren Einfluß auf die Ausbreitung des Evangelii in China ausübe“ (S. 59); daß es in der Brüdergemeinde „niemals schwierig sei, neue Kräfte zu gewinnen“ (S. 61) daß „die Arbeit der reformierten Kirche in Arabien ermutigend“ für die Aussichten einer Mohammedanermision sei (S. 62 vergl. auch S. 35). „Das Werk der amerikanischen Baptisten unter den Karenen lieft sich wie der Bericht eines Eroberungszuges“; aber seit Jahren geht die Eroberung nur langsam weiter.

²⁾ Übrigens laufen auch in diesem Kapitel allerlei Übertreibungen unter. Thatsächlich steht nicht die ganze Welt dem Evangelio offen und thatsächlich ist es nicht so, daß es kein einziges Land auf Erden giebt, in das die Kirche nicht Boten Christi senden könnte, wenn sie es nur ernstlich wünsche, wie S. 66 behauptet wird.

gründliche, und daß die missionarische Schule¹⁾, litterarische und ärztliche Thätigkeit in sie eingeschlossen sein soll. Der Zusatz „in dieser Generation“, der das Charakteristische des Mottos ist, wird so interpretiert: „Wir, die wir die Verantwortung der Verkündigung des Evangelii haben, sollen darunter unsere Lebenszeit verstehen; für diejenigen, denen es verkündigt werden soll, ist ihre Lebenszeit gemeint.“ Entschieden abgelehnt wird ebenso die Beziehung zu irgend einer eschatologischen Theorie wie die Auffassung der Evangelisation als Christianisierung, „wenn hierunter die Durchbringung der Welt mit christlichen Ideen und die Herrschaft der Grundsätze der christlichen Civilisation in allen Teilen der Welt verstanden werden soll“ (S. 12). „Dazu würden noch Jahrhunderte gehören.“ „Es sei mit dem Motto 'nur ein Zeitraum' beschrieben, während dessen die Christen ihrer Verantwortung für eine nicht-evangelische Welt nachzukommen haben.“ Es dürfe auch nicht als eine Weissagung angesehen werden.“ „Der Nachdruck wird auf das gelegt, was gethan werden kann und gethan werden sollte (!), nicht auf das, was thatsächlich geschehen wird.“ Das sind ja verständige Limitationen; aber der dann in den 3 bereits besprochenen Kapiteln unternommene Nachweis der möglichen thatsächlichen Ausführbarkeit der Welt-evangelisation in einer Generation bringt in diese Limitationen doch immer wieder etwas, das falsche Hoffnungen wenigstens begünstigt, und so bleibt in dem Zusätze etwas Unklares, daran vor wie nach ein mit den Erfahrungen der Missionsgeschichte vertrauter und mit den Realitäten des Lebens, auch des kirchlichen Lebens, nüchtern rechnender Mann Kritik üben muß.

7. Von den kleineren Missionschriften, die in Fülle wieder erschienen sind, muß ich mich mit der bloßen Anzeige einer Auswahl begnügen:

a) **Wohlenberg**: „Hinduismus und Dämonenkultus auf unseren (dem Breklumer) Missionsfeldern, die Beziehungen beider Religionsformen zu einander und die Stellung ihrer Anhänger zum Christentum.“ Vortrag auf der Schleswig-Holsteinischen Missionskonferenz 1900. Flensburg 1901.

b) **Sandegren**: „Vor dreißig Jahren. Erinnerungen aus der ersten Zeit meines Missionslebens“ (im Lamillande). 1901.

c) **Hoffstätter**: „Nadschame, die erste Station der Leipziger ev.-luth. Mission in Deutsch-Ostafrika“, 3. Aufl. 1901.

d) „Chr. Friedr. Schwarz, der Königspriester von Landschaur. Lebensbild des Gesegnetsten unter den alten Hallschen Missionaren.“

b—d im Verlage der Ev.-luth. Mission in Leipzig. Ferner aus dem Verlage der Norddeutschen Missionsgesellschaft in Bremen, von Schreiber:

e) „Die Norddeutsche Missionsgesellschaft. Ein Überblick in Wort und Bild.“

f) „Der alte Bremische Missionsverein. Auf Grund der Quellen.“

g) „Diatonissenarbeit in Keta.“

h) **Seidel**: „Die Missionsstation So in Deutsch-Logo.“

i) **Seeger**: „Die Anfänge in Amedschoohe.“

¹⁾ Daß „in Japan die Schulmissionen wie ein Keil in das Volksleben eingetrieben worden seien“ (14), kann man doch nicht sagen, wenn 1900 die Gesamtzahl aller Besucher der Missionschulen 11 669 betrug.

8. Von der „Neuen revidierten Jubiläumsausgabe“ (14. vollständig neu bearbeitete Auflage) des „Brockhaus'schen Konversations-Lexikons“ sind in schneller Aufeinanderfolge bereits die beiden ersten Bände erschienen: der erste A bis Athelm mit 71 Tafeln, 25 Karten und Plänen und 104 Textabbildungen, der zweite Athen bis Bifenz mit 53 Tafeln, 14 Karten und 214 Textabbildungen, jeder über 1000 Seiten stark und elegant gebunden nur 12 Mk. Es ist natürlich unmöglich, daß diese starken Bände durchliest, wer sie anzeigen soll. Ich habe also nur in ihnen geblättert und nach einer Reihe von Stichworten gesucht, die mit dem Gegenstande im Zusammenhange stehen, mit dem es diese B. zu thun hat, und ich muß gestehen überrascht zu sein über die Fülle von geographischer und ethnologischer Orientierung, welche geboten wird, die erstere durch zahlreiche, schön ausgestattete und übersichtliche Karten, die letztere auf bunten Völkertypentafeln illustriert. So findet sich z. B. unter „Afrika“ 1. eine physikalische, 2. eine ethnographische, 3. eine politische Generalkarte, 4. eine Karte von Äquatorial-Afrika und 5. eine bunte Tafel mit 12 afrikanischen Völkertypen. „Amerika“ ist mit 3, „Asien“ mit 5 Karten und je einer Völkertypentafel vertreten. Weniger ausgiebig sind die religionsgeschichtlichen Parteen. Der Mission ist noch nicht genügend gedacht; bei Afrika z. B. hätten mindestens mit demselben Rechte wie „Afrikanische Gesellschaften“ „Afrikanische Missionen“ einen Platz beanspruchen dürfen. Bei Ägypten wird von der bedeutenden Mission der amerikanischen Presbyterianer nur in 2 Zeilen erwähnt, daß sie seit 1865 in Rut ein Predigerseminar habe. Bei den Basuto und bei den Bataks wird der Mission gar nicht, bei den Betschuanen nur sehr kurz gedacht und doch sind das Volksstämme, bei denen sie große, auch kulturell wichtige Erfolge erzielt hat. Dagegen wird über die „Baseler“ und in „Berliner Missionsgesellschaft“ (I) eine kurze und richtige Orientierung gegeben, bei Barmen auf das Stichwort „Rheinische Missionsgesellschaft“ verwiesen; unter „Bibelgesellschaften“ der zahlreichen missionarischen Bibelübersetzungen, und unter „Baptisten“ der englischen Baptisten-Missionsgesellschaft und der amerikanischen Baptisten-Union kurz gedacht, nur daß bei der ersteren statt 54000 erwachsenen Kirchengliedern bloß 10000 getaufte Heiden als Ergebnis angegeben sind. Doch genug. Ein mit Recht um seiner Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit willen so renommiertes Werk wie das Brockhaus'sche Konversations-Lexikon sollte doch noch eingehender und sorgfältiger als es bisher geschehen ist, auch der Mission gedenken, die in der Völkergeschichte der Gegenwart eine Rolle von so großer Bedeutung spielt. Das ist ein berechtigter Wunsch, der hoffentlich nicht vergeblich geäußert wird.

W a r n e c k.

Druckfehler=Verbesserungen.

Es ist zu lesen:

- | | | | | | |
|--------|-------|-------|--------|-------|----------------------------|
| S. 408 | B. 16 | v. u. | Xilong | statt | Xilong. |
| " | " | " | " | v. u. | Schaub statt Schnub. |
| " | " | " | 11 | v. u. | Bizer statt Bizew. |
| " | " | " | 10 | v. u. | S. Bender statt G. Bender. |

Ein Blick in das schwierigste Missionsproblem.¹⁾

Ein Aufruf an die studierende Jugend, in den Missionsdienst zu treten.

Vom Herausgeber.

Wenn ich dem Thema: „Ein Blick in das schwierigste Missionsproblem“ den Zusatz hinzugefügt habe: „Ein Aufruf an die studierende Jugend, in den Missionsdienst zu treten,“ so ist das geschehen in der Hoffnung, daß gerade unter der studierenden Jugend das Verständnis der großen und komplizierten Aufgaben, welche der gegenwärtige Missionsbetrieb in sich schließt, eine für die Mission werbende Kraft haben werde. Selbstverständlich ist das innerste Missionsmotiv ein religiöses: der Gehorsam gegen den Auftrag Jesu, der sich persönlich zur Ausführung desselben verpflichtet weiß; der persönliche Glaubensbesitz, der zum Zeugnis treibt, weil er es nicht lassen kann; die eigene Erfahrung von der Macht der rettenden Gnade, die zur Rettung anderer treibt; die von dem heil. Geist in das eigene Herz ausgegossene Liebe Christi, die mit Erbarmung auch die in Sünden tote heidnische Welt umfaßt. Und wir können im Missionsdienste nur solche Leute gebrauchen, welche diese geistliche Ausrüstung besitzen. Fehlt sie, so wird man bald bankrott. Aber ich habe mir heute nicht die Aufgabe gestellt, über diese innerste religiöse Ausrüstung und über die Antriebe zum Missionsdienst, die in ihr liegen, zu sprechen, sondern ich wollte einmal die hohen Anforderungen in aller Nüchternheit zu Ihnen reden lassen, welche die Lösung der Missionsaufgabe, speziell die Erreichung des Missionsziels, an die Missionsarbeiter stellt, ob diese für Sie vielleicht die Kraft eines Antriebes hätten, an einem Werke sich zu beteiligen, das so sehr auch alle natürliche Begabung und wissenschaftliche Tüchtigkeit in Anspruch nimmt, wie die Mission. Wer sich nur wenig und oberflächlich mit der Mission beschäftigt, dem erscheint sie wohl als ein sehr einfaches Werk; sobald man sie aber genauer kennen lernt, wächst ihre Größe immer mehr ins Riesige, so daß man ihr gegenüber von dem Gefühle der Unzulänglichkeit aller menschlichen Kraft überwältigt wird. Die Ausführung des Missionsauftrages Jesu stellt uns vor eine Menge der kompliziertesten, praktischen Probleme. Sie beginnen mit der Aufgabe: die Botschaft des Evangelii

¹⁾ Vortrag auf der II. allgemeinen studentischen Missionskonferenz in Halle, April 1901.

in allen Sprachen der Welt so auszurichten, daß in einer jeden die Heilsgedanken desselben zum begrifflich richtigen Ausdruck kommen, das ist das Problem der Christianisierung der Sprache; und sie enden mit der Aufgabe: in der ganzen nichtchristlichen Welt solche Kirchen zu gründen und auszubauen, die von der heidnischen Christenheit so unabhängig und in sich selbst selbständig werden, daß die Pforten der Hölle sie nicht zu überwältigen vermögen. Nur in dieses letzte Problem der Selbstständigstellung der heidenchristlichen Kirchen möchte ich Sie heute einen Blick thun lassen. Hier liegt eine Arbeit vor, die so groß, inhaltsvoll, schwierig ist und daher so hohe Anforderungen an jede menschliche Befähigung stellt, daß sie mir wie der Ruf des macedonischen Mannes gerade an die deutsche studierende Jugend erscheint: Komm herüber und hilf uns. Freilich was ich Ihnen in dem engen Rahmen eines Vortrages über dieses Problem sagen kann, das sind nur Andeutungen, deren Ausführung ein Buch erfordert,¹⁾ aber ich hoffe, selbst diese Umrisse genügen, um Ihnen verständlich zu machen, daß die Mission in der That ein Werk ist, an das es sich verlohnt, sein Leben zu setzen. Und nun zur Sache.

1. Mit der Taufe von Nichtchristen, die in Jesum Christum gläubig geworden sind, hat die Mission ihr erstes, aber nicht ihr letztes Ziel erreicht. Das Christentum ist eine auf Gemeinschaft angelegte Religion; es duldet keine Isolierung; weder eine von dem sittlichen, geistigen und sozialen Leben, noch eine von den Glaubensgenossen. Mit dem Bekenntnis des Glaubens und mit der Taufe ist die Gemeinde gegeben. Jesu Absehen war nicht bloß darauf gerichtet, vereinzelte Jünger zu sammeln, sondern diese in eine Jüngerschaft zusammen zu schließen, eine *Ekklesia* zu bauen. Im Zusammenhange mit dem Erfolge der ersten apostolischen Predigt setzt daher die christliche Mission sofort mit der Gemeindegründung ein, sowohl im jüdischen Lande wie außerhalb desselben. Und so sind auch — mit Ausnahme des extremsten Flügels der sogen. Weltevangelisationstheorie — heute alle urteilsfähigen Missionsfachleute darüber einig, daß Missionsaufgabe nicht bloß Proklamation des Evangeliums und Einzelbefehung, sondern Gemeindebildung sein muß.

Nun liegt es im Wesen der Gemeinde, daß sie ein *Organismus* ist. Sie wird daher nicht bloß mit einem Hause, sondern geradezu mit dem Leibe verglichen. Sowohl als Genossenschaft, wie als Anstalt bedarf daher die Gemeinde eines ordnungsmäßigen Ausbaues nicht nur

¹⁾ Der Schlußabschnitt meiner „Ev. Missionslehre“ wird diese Ausführung behandeln. Der vorstehende Vortrag ist gleichsam das Programm desselben.

in Kultus und christlicher Lebensgestaltung, sondern auch in gliedlichen Dienstleistungen oder Ämtern. Da haben Sie schon eine Fülle organisatorischer Thätigkeit: Gottesdienstordnungen, Zuchtordnungen, christliche Sittenordnungen, Verfassungsordnungen, deren Einrichtung ebensoviel wissenschaftliche Sachkenntnis wie praktische Weisheit verlangt, damit nicht tote Formen, sondern solche Lebensordnungen geschaffen werden, die den tatsächlichen Bedürfnissen Rechnung tragen.

Nun befinden wir uns der apostolischen Zeit gegenüber in einer günstigeren Lage, die aber eine große Versuchung mit sich bringt. Wir haben nämlich eine 1900jährige missionarische und kirchliche Geschichtsentwicklung hinter uns, die eine Fülle von kirchlichen Organisationen geschaffen hat, welche bei der Organisation von Missionskirchen ignorieren zu wollen, eine Thorheit wäre, ja die, selbst wenn wir es wollten, wir gar nicht ignorieren könnten, weil wir mit ihnen zusammengewachsen sind. So wird die kirchengeschichtliche Entwicklung speziell in Gestalt unserer eigenen heimatkirchlichen Verhältnisse nolens volens auch bei der ordnungsmäßigen Gestaltung der heutigen heidenchristlichen Gemeinden mitwirken. Unleugbar bietet solches Vorhandensein von Vorbildern einen Vorteil, aber es enthält auch eine Versuchung, nämlich, daß wir uns verleiten lassen, nicht das zu thun, was bei der Organisation junger und eigengearteter Missionskirchen das Einfachste und Natürlichste ist, sondern mehr oder weniger unvermittelt auf Kirchenanfänge zu übertragen, was in Lehrfixierung, in Kultus, in Verfassung und in allerlei christlicher Lebensordnung das Ergebnis einer vielhundertjährigen Entwicklung fortgeschrittenster Kirchen ist, noch dazu Kirchen, die in einer ganz anderen Rassenart und Kultur wurzeln. Auch die Apostel standen ja nicht ganz und gar vor Tabula rasa; sie hatten an den römischen bezw. griechischen Vereins- und Stadtorganisationen und noch mehr an den jüdischen Kultus und synagogalen Verfassungsordnungen organisatorische Vorbilder, die sie nicht ignoriert, aber auch nicht kopiert, wohl aber als Unterlagen und Anknüpfungen für genuin christliche Gemeindevorrichtungen benutzt haben.

In seinen allgemeinsten Umrissen besteht also das Problem, um welches es sich handelt, darin, daß unter voller Wertung der großen kirchengeschichtlichen Entwicklung, welche die Urkirche mit der Gegenwart verbindet, bei der Gründung und dem Ausbau der heidenchristlichen Ekklesia ähnlich elementar und akkommodationspädagogisch wie in der apostolischen Zeit verfahren und dem vorhandenen Bedürfnis und

Verständnis wie den Ordnungsgestaltungen Rechnung getragen wird, in denen sich das fremde Gemeinschaftsleben bewegt. Das ist die große gegenwärtige Gefahr, daß man in der abendländischen Christenheit großgewordene Bäume in ihrer ausgewachsenen Gestalt auf das fremdartige Missionsgebiet verpflanzt. Die in der alten Christenheit ausgestalteten Ordnungsformen dürfen aber, je nachdem sie überhaupt für die verschiedenen Missionsobjekte passen, nur in Samengestalt in den fremden Boden gepflanzt werden, so daß sie sich durch Akklimatisation in ihm wirklich naturalisieren und gesunde einheimische Gewächse werden. Das ist freilich eine schwerere Aufgabe, als unsere fertigen Bekenntnisgestaltungen, Kultus- und Verfassungsformen und sonstigen institutionellen Einrichtungen mit Haut und Haar auf die junge Heidenchristenheit zu übertragen.

2. Nun handelt es sich aber nicht bloß um die Bildung und Organisation von Einzelgemeinden; die Mehrung derselben drängt ganz notwendig zum Verband. Freilich erst müssen die Einzelgemeinden sich konsolidieren, muß sich in ihnen eine gemeinsame Ordnung ausgestalten und zwischen ihnen ein Gemeinschaftsbewußtsein herausbilden, ehe in einer organisierten Gemeinschaftsform der institutionelle Verband zur Darstellung kommt. Aber dieser Gemeindeverband ist ein Naturbedürfnis. Er stellt eine Gesamtgemeinde dar, die wir Kirche nennen.

Damit sind wir wieder mitten im Problem. Da ich es lediglich mit der praktischen Frage zu thun habe, beschränke ich mich auf die Rechnung mit den tatsächlichen Verhältnissen. Die Universalgemeinde, die Jesus im Auge hatte, als er von dem Bau der Ecclesia rebete, ist heute zu einer ganzen Reihe von Gemeinden verbunden oder in Partikularkirchen gegliedert, ja man muß leider sagen, auch gespalten. Da nun die gegenwärtigen Missionskorporationen Organe dieser Partikularkirchen sind, so tendiert die missionarische Kirchenorganisation ganz natürlicherweise hin auf eine Übertragung des Partikularkirchentums. Nun wäre die Sache relativ einfach, wenn auf jedem Missionsgebiete nur eine Missionskorporation arbeitete — aber wie wird es, wenn ihrer viele auf demselben Gebiete thätig sind? Sollen da soviel Partikularkirchen dauernd etabliert werden, als die vorhandenen Sendungsorgane solche Kirchen repräsentieren? Ja, sollen sie etwa noch vermehrt werden, wenn auch die eingeborenen Christen das Partikularkirchengründungsieber bekommen? Und wenn diese Misere nicht Platz greifen soll — was muß geschehen, um einer einheitlichen Missionskirchenbildung die Wege zu bahnen? Welche Partikularkirchen sollen verschwinden, welche sollen sich wenigstens zu Einem

Kirchenkörper vereinigen? Diese Frage stellt uns zur Zeit vor ein — wie es scheint — unlösbares Rätsel, obgleich hier und da, z. B. in Japan, einige Grenzpfähle gefallen sind. Daß die eingeborenen Christen das Einigungswerk in die Hand nehmen werden, das liegt heute noch in weiter Ferne. Theoretische Kunststücke lösen diese große missionarische Kirchenfrage nicht und noch weniger faszinierende Schlagwörter, mit denen unsere englisch redenden Vettern immer schnell bei der Hand sind. Groß angelegte, kirchlichweitherrliche Persönlichkeiten unter den Missionaren wie unter den gereiften Führern der eingeborenen Christen müssen die Wege bahnen, um eine Lösung vorzubereiten, die erst eintreten kann, wenn in der Christianisierung für sie die Zeit erfüllet ist. Für jetzt muß es genügen, das Problem gestellt zu haben.

3. Gehen wir abermals weiter. Nicht bloß organisierte, sondern selbständige, von der sendenden Christenheit unabhängige heidenchristliche Kirchen sind das Missionsziel. Es kann an die heimatlische Christenheit nicht eine Schraube ohne Ende gesetzt werden. Allerdings muß die Sendung fortgehen bis an die Enden der Erde; aber gerade weil noch so große Aufgaben vorliegen, ist mit Ernst darauf hinarbeiten, daß bezüglich der älteren Missionsgebiete eine Entlastung eintritt, indem sie zur Fürsorge für sich selbst erzogen werden. Und wie in der apostolischen Zeit, so müssen aus den heidenchristlichen Tochtergemeinden auch heute Muttergemeinden werden, die sich selbstthätig an der Christianisierung beteiligen. Auch um ihrer selbst willen ist das nötig, weil sonst Defekte im persönlichen Christentum wie im Gemeinschaftsleben bleiben, welche die Volkschristianisierung hemmen. Opferwilligkeit, Zeugentrieb, Selbstverantwortlichkeit, Aktivität, Initiative — das sind Tugenden, zu denen die Heidenchristen durchaus erzogen werden müssen, wenn sie einmal aus Kindern Männer werden sollen.

Die Selbständigkeit der heidenchristlichen Kirchen besteht wesentlich in drei Stücken: daß sie sich aus eigenen Mitteln selbst unterhalten, daß sie sich durch eigene Organe selbst verwalten, und daß sie sich aus eigenem Antrieb selbst ausbreiten. Um das zu erreichen, dazu gehört aber ein langer Erziehungsweg, nämlich eine feste Eingründung dieser Kirchen in das Schriftwort, eine naturhafte Einwurzelung des Christentums in das Volksleben und eine gründliche Ausbildung von charaktervollen Persönlichkeiten, in deren Hände die kirchliche Führung gelegt werden kann. Die Gewinnung eingeborener Lehr- und Leitungsorgane ist von der dominierendsten Bedeutung; nur im

Zusammenhänge mit ihr wird die finanzielle und missionarische Selbstständigkeit erzielt.

Nur diejenige heidenchristliche Kirche kann stehen und bestehen, die auf den Grund gebaut ist, von welchem der Apostel der Heiden erklärt, daß ein anderer nicht gelegt werden kann. Dieser Grund ist geschichtlich gegeben; es ist der auf den Offenbarungsthatfachen ruhende Glaube an Jesus den Christus, den Sohn und das Lamm Gottes, wie er von den Aposteln in Wort und Schrift bezeugt und von der urchristlichen Kirche im Leben und Tode bekannt worden ist. In jeder heidenchristlichen Kirchengründung muß sich Ursprung wie Gestaltung der Urkirche insofern wiederholen, als sie in Konformität mit dieser (unter Vermittelung der aus ihr herausgeborenen Christenheit) bewerkstelligt wird. Was die christliche Urkirche so fest fundamentiert hat, daß sie auch nach dem Tode der Apostel selbständig stand und kein Verfolgungsturm sie zu entwurzeln vermochte, das war, daß der apostolische Glaube in ihren Gliedern lebte und nicht anders wird auch heute eine heidenchristliche Kirche selbständig. Christliche Charaktere, die lebendige Träger des christlichen Glaubens sind, verbürgen die Selbstständigkeit einer Kirche; ohne sie ist aller sonstiger Selbstständigkeitsapparat nur ein morsches Gerüst.

Eine große Rolle in der kirchlichen Selbstständigstellung spielt auch ein grundlegendes Bekenntnis. Im Blick auf die Fülle von Sonderbekenntnissen, welche die missionierenden Partikularkirchen mitbringen, kompliziert sich auch die missionarische Konfessionsfrage außerordentlich; aber ich will dieses schwierige Problem jetzt ganz außer Betracht lassen und mich mit der Andeutung begnügen, daß die in der Zukunft liegende Lösung desselben zur Zeit nur vorbereitet werden kann, indem die trennenden konfessionellen Zäune so niedrig gemacht werden, daß man sich über sie hinweg gegenseitig die Hand reichen kann, und in Predigt, Unterricht und Litteratur die elementaren und fundamentalen Heilswahrheiten, welche Gemeingut der evang. Christenheit sind, vorwiegender behandelt als die untergeordneten konfessionellen Differenzen. Jedenfalls ist für die Selbstständigkeitsbegründung heidenchristlicher Kirchen wichtiger, als der Besitz eines formulierten Bekenntnisses, die zum Volksbuch gewordene in die Volkssprache übersetzte Bibel, die zur Unterlage einer allgemeinen christlichen Volksbildung wird.

Dieser Zusammenhang der Erziehung zu kirchlicher Selbstständigkeit mit der Gesamthebung der christlichen Volksbildung führt uns noch tiefer auf die unerläßliche Einwurzelung des Christen-

tums in das Volksleben überhaupt. Ohne sie kann das von fremdher zugebrachte Christentum nie als ein einheimisches Gewächs naturalisiert werden, und ohne diese Naturalisierung ist eine missionskirchliche Selbständigkeit unmöglich. Zu ihr gehört 1. eine solche Christianisierung der Volkssprache, die in den Worten derselben den geistigen Gehalt der christlichen Grundgedanken in voller begrifflicher Richtigkeit wiedergiebt; 2. eine solche Christianisierung der Volkssitte, die den natürlichen Wildling veredelt, indem sie die christliche Sittlichkeit als Edelreis in ihn einpfropft, und 3. eine solche Christianisierung der sozialen Volksverbände, die durch ihre Durchbringung mit den Sauerteigskräften des Evangelii das gesamte gesellschaftliche Leben regeneriert. Diese vollstichtige Artung des Christianisierungsprozesses ist von fundamentalster Bedeutung für einen missionarischen Kirchenbau, der sein Ziel: nämlich die Selbständigkeit erreichen soll. Ich deute nur an, wie groß die diesen gesunden Kirchenbau bedrohende Gefahr ist, welche in einer Europäisierung der Heidenchristen liegt, und was für eine großherzige Selbstverleugnung der Missionare erforderlich ist, wenn sie den Völkern der Gegenwart werden wollen, was einst Paulus den Hellenen geworden ist. Der bloße independentische Doktrinarismus führt nur künstliche Gebäude auf, die durch den Schein der Selbständigkeit täuschen.

Endlich hängt die kirchliche Selbständigkeit von lebendigen Menschen ab, die ihre persönlichen Träger werden. Die Gewinnung und Ausbildung solcher eingeborenen Kräfte, die zur kirchlichen Selbstverwaltung in ihren verschiedenen Verzweigungen wirklich befähigt sind, ist die eigentliche Lebensfrage, für die missionskirchliche Selbststellung. Sobald die missionsgeschichtliche Entwicklung über die Anfänge hinausgegangen ist, wird die Heranbildung eines berufsmäßigen Lehrstandes, in dessen Hände alle die kirchlichen Funktionen gelegt werden können, die daheim in den Händen der Träger des geistlichen Amtes liegen, unabweisbares Bedürfnis.

Handelte es sich nun nur darum, einzelne tüchtige eingeborene Geistliche zu gewinnen, so wäre die Aufgabe ja nicht allzu schwer. Aber diese vereinzelt hohen Bäume machen keinen Wald und einen Wald brauchen wir. Wir müssen einen Stand und zwar einen geachteten Stand von eingeborenen Lehrern und Pastoren haben, und diesen gewinnen wir nur im organischen Zusammenhange mit der religiösen, sittlichen, geistigen und sozialen Gesamthebung des ganzen Volkslebens.

Diese allgemeine Volkshebung ist in doppelter Beziehung die Voraussetzung für einen seiner Aufgabe gewachsenen eingebornen Lehrstand: 1. führt nur sie diesem Stande in genügender Anzahl und mit genügendem Verständnis ausgerüstete Präparanden zu, und 2. bereitet nur sie im Volke dem aus seiner Mitte hervorgehenden Lehrstande eine geachtete Stellung. Das erste ist von selbst einsichtig, über das zweite ist ein aufklärendes Wort nötig. Es liegt teils in ihrer Rassen- und Kulturinferiorität, teils in ihrer geistigen, politischen und wirtschaftlichen Abhängigkeit, daß die meisten der heutigen Missionsobjekte, speziell die sogenannten Naturvölker, ihren eigenen Volksgenossen den Respekt nicht erweisen, wie im ganzen den Weißen; und unter diesem Respekts-mangel haben auch die eingebornen Lehrer und Pastoren sehr zu leiden, selbst wenn sie an Bildung ihre Landsleute weit übertreffen. Nur wenn den Eingeborenen ihre eigene Hebung eine gesteigerte Selbstachtung giebt, wächst die Wertung der aus ihrer eignen Mitte hervorgegangenen Männer in Kirche und Schule. Auf der anderen Seite tritt bei den eingebornen Arbeitern, wenn das wachsende Selbstgefühl seine Freiheitsflügel regt, nicht selten eine anspruchsvolle Selbstüberhebung hervor, deren richtige Behandlung an die erzieherische Weisheit der Missionare die höchsten Ansprüche stellt. Ich muß mich wieder mit diesen Andeutungen begnügen; daß nach zwei Seiten hin hier große Schwierigkeiten liegen, ist ersichtlich.

Der Grundsatz ist heute allgemein anerkannt, daß eine Volkschristianisierung nur geschehen kann durch die möglichst umfangreiche Indienststellung eingeborener Kräfte. Nun müssen aber diese Kräfte zu dem ihnen zu übertragenden Dienste auch wirklich qualifiziert sein. Die Qualifikation muß eine doppelte sein, eine geistliche und eine geistige; wir brauchen einen christlich gereiften und einen gebildeten eingeborenen Lehrstand. Und da stehen wir sofort wieder vor einer Fülle der inhaltsvollsten Fragen. Viel schwieriger als man daheim denkt, ist zunächst die dahin gerichtete Fürsorge, daß man wirklich überzeugt gläubige und sittlich gefestete Persönlichkeiten für den eingeborenen Lehrstand bekommt und nicht solche Subjekte, die blos aus Eitelkeit und um des Gewinnes willen in ihn einzutreten begehren. Dann handelt es sich um die Ausbildung der Lehrstandsaspiranten, um die Lehrinstitute, um den Lehrplan, um die Lehrer, um die Lehrmethode, um die Lehrmittel, um die Fortbildung, um die Unterhaltung und Beaufsichtigung der in Dienst Gestellten. Von durchschlagender Bedeutung ist

hier die akkommodations=pädagogische Weisheit, die den Unterricht nach den Bedürfnissen der verschiedenartigen Missionskirchen und nach der geistigen Tragfähigkeit der Schüler einrichtet, also sie nicht unterschiedslos behandelt, als wären sie deutsche, englische oder amerikanische Studenten. Viele englische und amerikanische Doctrinäre besitzen von dieser pädagogischen Sophrosyne sehr wenig und dressieren Karikaturen, indem sie nach ihrem heimatlichen Modell die Lehrpläne der Unterrichtsanstalten für eingeborene Lehrer und Pastoren kopieren; das giebt dann eine Verhildung, die nicht nur die Satire herausfordert, sondern auch die widerlichste Aufgeblasenheit erzeugt, die eingeborenen Herren Studenten ihrem Volkstum entfremdet und damit den Einfluß auf ihre Landsleute illusorisch macht. Es ist überaus schmerzlich zu sehen, wie groß die Mißgriffe sind, die in dieser Beziehung besonders von englischen und noch mehr von amerikanischen Missionaren gemacht worden sind und bis heute gemacht werden. Allein die gediegene und gesunde Ausbildung der eingeborenen missionarischen Berufsarbeiter bildet eine Aufgabe, die an die pädagogische Weisheit der Missionare die höchsten Anforderungen stellt. Aber ich muß weiter gehen.

Wenn man daheim von Selbständigstellung der heidenchristlichen Kirchen redet, so denkt man gemeiniglich, wenn nicht ausschließlich so doch vorwiegend, an die finanzielle Selbstunterhaltung. Natürlich ist diese ein wesentliches Stück kirchlicher Selbständigkeit, aber es ist eine Täuschung zu meinen: Selbstunterhaltung sei identisch mit Selbständigkeit. Wir haben heidenchristliche Kirchen, die sich ganz selbst unterhalten und die doch nicht selbständig sind. Darum ist es verkehrt, zuerst und so sehr alle Kraft an die Selbstbesteuerung der Heidenchristen zu setzen, als ob das Problem der Selbständigstellung gelöst wäre, wenn nur, vielleicht durch allerlei künstliche Treiberei, das Geld zur Bestreitung der kirchlichen Bedürfnisse von ihnen aufgebracht wird. Das Geld, so notwendig und so wertvoll als Selbstopfer der Eingeborenen es ist, ist doch nicht der nervus rerum in der missionarischen Pädagogie, sondern die Menschen sind es, denen der Selbständigkeits-sinn und die Selbständigkeitsbefähigung eingepflanzt wird. Dies vorausgeschickt, betone ich nun, daß freilich auch die Erzielung der finanziellen Selbstunterhaltung uns vor große Schwierigkeiten stellt, die wieder nicht nach einer für alle Missionsgebiete gleichmäßigen Schablone gelöst werden können, z. B. um nur ein paar der einschlägigen Fragen anzudeuten: darf die Mission Großgrundbesitzerin werden und durch Pächte oder durch Industrie und Handel Ein-

nahmen erzielen; dürfen die Stellen der eingeborenen Lehrer und Pastoren mit Land dotiert oder sollen Kapitalien angesammelt werden; sind die kirchlichen Ausgaben nur durch freiwillige Gaben oder nur durch Kirchensteuer zu bestreiten; welche der kirchlichen Institutionen müssen die Eingeborenen versorgen, welche können auf die Missionskasse übernommen werden? und dergleichen. Sie sehen: auch hier ist viel praktische Weisheit nötig.

4. Aber noch schwieriger ist endlich die Frage: wann sind heidenchristliche Kirchen wirklich zur Selbständigkeit reif, so daß die Sendung ihre Bauhütten abbrechen und sich zurückziehen darf? Wird es überhaupt möglich sein, alle heidenchristlichen Kirchen der Gegenwart einmal voll selbständig zu machen, oder werden wir uns bei manchen mit nur relativer Selbständigkeit unter bleibender missionarischer Oberaufsicht begnügen müssen?

Selbstverständlich ist die Reise zur kirchlichen Selbständigkeit wesentlich durch die religiöse, sittliche und geistige Reise der Heidenchristen bedingt; aber es spielen im Zusammenhange mit ihr noch 2 Dinge in das Selbstständigkeitsproblem hinein, die nur zu häufig nicht genügend in Rechnung gestellt werden, das ist 1. die kolonialpolitische, soziale und wirtschaftliche Konstellation und 2. der Rassencharakter.

Wo nationale und soziale Zersetzung und wirtschaftliche Abhängigkeit der Missionsobjekte von den Weißen sich im steigenden Fortschritt befindet, und die Eingeborenen verband- und rechtlos unter weißen Kolonisten wohnen, deren rücksichtslos geltend gemachter Überlegenheit sie in keiner Beziehung gewachsen sind, da fehlt nicht nur die Unterlage für eine gesunde kirchliche Selbständigkeit, sondern es wäre eine unverantwortliche doktrinaire Versündigung, die nur kirchliche Vermehrung zur Folge hätte, wollte die Mission solche wehrlose Heidenchristen schutzlos sich selbst überlassen. Hier muß man mit beschränkten Selbstständigkeitsbefugnissen, entweder unter der Oberleitung der Sendungsorgane oder im Anschluß an selbständige Kolonialkirchen, zufrieden sein.

Fast noch erschwerender für eine volle kirchliche Selbständigkeit ist der Rassencharakter mancher Missionsobjekte, besonders wenn er mit den eben charakterisierten kolonialen Verhältnissen zusammenfällt. Es ist weit weniger der Mangel an intellektueller Befähigung, mit dem wir zu kämpfen haben, als die in der Rassenart liegende Characterschwäche. Nun überbrückt allerdings das Christentum die Rassenunterschiede, aber es nivelliert nicht die Rassenarten. Die Geringswertung der

meisten Farbigen gegenüber der weißen Rasse beruht nicht bloß auf einem traditionellen Vorurteil, sie ist *thatsächlich* in der Rassenart begründet und spielt viel stärker in den Missionsbetrieb hinein, als die meisten Missionsfreunde daheim ahnen. Einzelne Glieder dieser untergeordneten Rassen machen eine Ausnahme, aber das *Groß* der Rasse, auch der christianisierten, behält seine Inferiorität. Namentlich der tropischen Rasse bleibt neben einem mit starker *vis inertiae* gepaarten Mangel an Überlegsamkeit, Verantwortlichkeitsgefühl, Ausdauer, es bleibt ihr ein leichter, oberflächlicher, zur Zuchtlosigkeit wie zu Excentricitäten neigender Sinn, der wenig Herrschaft über sich selbst, wenig Energie, Ordnungsliebe und Zuverlässigkeit besitzt und ohne Antriebe von außen wie ohne Kontrolle in seinem sanguinischen Eifer bald erlahmt — lauter Eigenarten bezw. Defekte, die zur vollen Selbstregierung wenig Vertrauen erwecken. *Thatsächlich* ist bis heute das Experiment, das mit solchen Selbstregierungen der farbigen Rassen gemacht worden ist, noch nirgends geglückt, selbst wenn sie in den Händen von Mischlingen lagen. Haiti und Liberia sind abschreckende Beispiele. Bis zu einem gewissen Grade wirken dabei die degenerierenden Einflüsse des tropischen Klimas mit, unter denen auch die Europäer, selbst die sittlich gefestigten erschlaffen. Die Eingeborenen, die nicht wie die Europäer durch zeitweilige Erholung in gemäßigten Klimaten diese Einflüsse einigermaßen zu paralysieren vermögen, bedürfen daher durchaus des fortgehenden Kontaktes mit einer spannenden und stimulierenden Macht, und für das kirchliche Leben kann das keine andere sein als die Beeinflussung durch ausländische Kirchenorgane, in deren Händen die Hauptleitung bleiben muß, wenigstens für absehbare Zeit. — Und es sind keineswegs nur die Völker auf niedriger Kulturstufe, bei denen die Rassenart einer völligen kirchlichen Unabhängigkeit hindernd im Wege steht. Z. B. auch die Hindu leiden an großer Charakterschwäche, und ihr Naturell neigt viel mehr zu spekulativem Gedankenpiel und thatenloser Rhetorik als zu der energischen, selbstverantwortungsvollen Arbeit einer gewissenhaften Selbstregierung.

Angeichts dieser Schwierigkeiten ist jedenfalls die Warnung berechtigt, sich vor dem independentischem Doktrinarismus zu hüten, der in ungeduldiger Hast die Selbständigstellung heidenchristlicher Kirchen übereilt. Erst muß im Zusammenhange mit der Gesamthebung des Volkslebens ein in kirchlicher Pflichterfüllung sich bethätigendes Pflichtbewußtsein eingewöhnt sein, ehe man kirchliche Rechte übertragen

darf. Erprobte Selbstthätigkeit ist der Weg zur Selbständigkeit und auch sie nur der schrittweise Weg von relativer zu absoluter Selbständigkeit. Ohne diese missionarische Pädagogie wird die Selbständigkeit bloßer Schein, wenn nicht Karrikatur, wie wir es beispielsweise an den Missionskirchen der Independenten in Hawaii und Madagaskar in so schmerzlicher Weise erlebt haben.

Und nun kommen wir auf die Frage zurück: wann ist eine Missionskirche zur Selbständigkeit reif? Der independentische American Board stellte den Grundsatz auf: sie ist es, wenn es in dem betreffenden Missionsgebiete keine oder nur noch verschwindend wenige Nichtchristen giebt, also wenn die spezifische Christianisierungsarbeit gethan ist. Sie handelte nach diesem Grundsatz in Hawaii und die Folge war ein innerer und äußerer Niedergang der dortigen Missionskirche. Nein, so mechanisch läßt sich unsere Frage nicht beantworten. Was hier entscheidet, ist die innere Qualifikation. Darum kann man auch nicht allgemein sagen: eine Missionskirche ist zur Selbständigkeit reif, wenn sie sich aus eigenen Mitteln selbst unterhält. Bei den Rheinischen Gemeinden der Kapkolonie ist das beispielsweise der Fall, aber die Rheinische Missionsgesellschaft ist besonnen genug, deshalb diese Gemeinden noch nicht für unabhängig von der Missionsoberleitung zu erklären. Die kirchliche Selbständigestellung der Missionskirchen ist keine bloße Finanzfrage; die Menschen, darauf ist immer zurückzukommen, die Menschen müssen zur Selbstregierung innerlich qualifiziert sein. Und wann sind sie das? Wenn sie festgegründet sind wie in christlicher Erkenntnis so in christlicher Sittlichkeit, und wenn die christliche Gemeinschaft geistig und charakterlich so gehoben ist, daß sie in genügender Anzahl und mit genügender Sicherheitsgarantie Männer, Geistliche wie Laien, stellt, welche ihre Leitungsbegabung erprobt haben.

Die Hauptgefahr bei einer übereilten Zurückziehung der Sendungsorgane beruht in einem sittlichen Rückfall, einer Verwirrung in der gesunden Lehre und einer Erschlaffung der christlichen Thatkraft. Gegen diese Gefahr waren die apostolischen Gemeinden geschützter als die heutigen Missionsgemeinden; sie waren es, weil die meisten derselben an den Christen aus den Juden und den jüdischen Proselyten einen Kern besaßen, dem der Dekalog in Fleisch und Blut übergegangen war und der in dem Evangelio von Christo eine Verkündigung besaß, die die Erfüllung ihnen völlig vertrauter alttestamentlicher Schrift-

wahrheit war. Gewiß hatten die Judenchristen ihre Schwächen, die einem Paulus genug zu schaffen machten; aber gegen die gemeine heidnische Unsittlichkeit und gegen polytheistische Verirrungen bildeten sie einen Wall, dessen schützende Kraft oft nicht hoch genug angeschlagen wird. Darum und weil die apostolischen Gemeinden an ein gewisses bürgerliches und, wenn man will, kirchliches Selbstregiment gewöhnt waren, konnten sie schneller selbständig gestellt werden als die heutigen Missionsgemeinden, denen alle jene *gratia praeveniens* nicht zu teil geworden ist.

Es muß heute also mit der kirchlichen Selbständigstellung so lange in Geduld gewartet werden, bis die junge Pflanzung so tiefe Wurzeln geschlagen hat, daß sie wie gegen die von außen kommenden Stürme so auch gegen die degenerierenden Einflüsse in ihrem eigenem Schoße, namentlich gegen den sittlichen Niedergang und den Rückfall in heidnisches Wesen zuverlässige Garantien bietet, und bis in größerer Anzahl Männer da sind, deren geklärte evangelische Erkenntnis und gefestigte christliche Charaktere sie zu vertrauenswürdigen kirchlichen Führern qualifiziert.

Wie viel weise, gesunde, geduldige missionarische Pädagogie dazu gehört, um dieses letzte und größte Missionsziel zu erreichen, das hoffe ich Ihnen, wenigstens in andeutenden Umriffen, einigermaßen verständlich gemacht zu haben. Solche Pädagogie verlangt aber Pädagogen, und darum ist es nötig, daß nicht bloß im Glauben gefestete, sondern auch großangelegte, wissenschaftlich durchgebildete, mit Verständnis für die schweren Missionsprobleme ausgerüstete und erzieherisch begabte Männer in den praktischen Missionsdienst treten; und die Universitäten sollten es sein, die uns diese Männer stellen.

Die Melanesische Mission.¹⁾

Von R. Grundemann.

Die Melanesische Mission ist eine besonders anziehende Erscheinung, die sich in mehrfacher Hinsicht von anderen Missionen unterscheidet. Ihre Entstehung, ihre Verfassung, die Männer, die ihr den besonderen Stempel aufgedrückt haben, ihre Märtyrer, ihre Methode, ihre

¹⁾ Hauptsächlich nach E. S. Armstrong, *The History of the Melanesian Mission*. London 1900.

Erfolge — von allen diesen Gesichtspunkten aus finden wir etwas eigen-
thümliches, wie es anderswo kaum vorkommt.

I.

Ihre Entstehung verdankt die M. M.¹⁾ einem Schreibfehler oder einem geographischen Irrtum. Als der jugendliche Rev. George A. Selwyn 1841 zum Bischof von Neuseeland ordiniert wurde, waren als Grenzen der neu gegründeten Diözese in der Bestallungsurkunde der 50° südlicher und der 34° nördlicher Breite angegeben. Augenscheinlich hatte man den 50. und 34° südlicher Breite gemeint, zwischen denen Neuseeland liegt. Außerdem aber war dem Bischof aufgetragen, die Kenntniss des Evangeliums auch auf die Inseln des Stillen Ozeans zu verbreiten. Der Ausdruck war ziemlich unbestimmt. Es konnte sich nur um die von Neuseeland ausgehenden Missionsversuche handeln. Aber in Verbindung mit jenem geographischen Irrtum gewann es den Anschein, als solle die ganze Inselwelt des Ozeans zu der neuen Diözese gehören. Der junge Bischof nahm den ungeheuerlichen Auftrag buchstäblich auf. Er hat mit wunderbarer Hingebung gethan, was er thun konnte. So ist aus einer gröblichen menschlichen Verkehrtheit die blühende Mission entstanden, deren Grenzen sich freilich auf den 8. und 16° südlicher Breite beschränken. Aber auch auf diesem Felde liegt noch für manches Jahrzehnt eine Fülle von Arbeit vor.

II.

Was die Verfassung betrifft, so glaubte man früher durchweg, daß evangelische Mission nur das Werk einer freien Gesellschaft sein könne. Auch ich habe mir vor etwa 35 Jahren viel Mühe gegeben, die Adresse der Melanesian Missionary Society zu erfahren. Die Schwester des Bischofs Patteson belehrte mich, daß es eine solche nicht gäbe, sondern das Werk sei „einfach eine Kirchenmission“. Dieser Begriff, der mir damals höchst sonderbar vorkam, ist bis auf den heutigen Tag manchen Missionsfreunden so unbequem, daß sie den Ausdruck nicht einmal in der Übersetzung von Church Missionary Society zulassen wollen. Es wird behauptet, das Wort church sei in diesem Falle ein Adjektivum. Das stimmt nicht. In meinem Lexikon wenigstens finde ich es nur als Substantivum (und Verbum) aufgeführt. Thatsächlich liegt auch der C. M. S. der Gedanke zu Grunde, daß die Kirche das Subjekt der Mission sei, wenngleich unter den vorliegenden Verhältnissen statt ihrer

¹⁾ Man gestatte zur Vereinfachung durchweg diese Abkürzung.

eine besondere Gesellschaft die Ausführung übernehmen mußte. Die M. M. aber ist nicht in diesem idealen Sinne eine Kirchenmission, sondern ein Werk der empirischen anglikanischen Kirche der australischen Kolonien. Der Board (Auschuß), in dessen Hand ihre Leitung liegt, ist gebildet aus Vertretern des Kirchenregiments jener Kolonialkirchen. Der besondere Missionsbischof (seit 1861) ist dem Klerus derselben eingegliedert. Das ganze Werk ist kirchlich organisiert. In England besteht wohl ein Komitee der M. M., aber es hat, soviel ich sehen kann, nur die Bedeutung eines Hilfsvereins, der zur Aufbringung der Kosten beiträgt.

Während sonst die Missionsgesellschaft neben oder in der Kirche steht, und nur Freikirchen, (deren jede als Wahlkirche im Grunde selbst nur eine Gesellschaft bildet), missionieren, haben wir hier ein Beispiel, wie die amtliche Kirche selber eine erfolgreiche Mission treibt.¹⁾ Die M. M. identifiziert sich auch nicht mit einer der kirchlichen Parteien, wie dies thatsächlich mit der C. M. S. der Fall ist. Die evangelische und die hochkirchliche Partei stehen in England einander viel schärfer gegenüber, wie bei uns etwa die konfessionelle und die Unionspartei. Dieser Gegensatz tritt in der C. M. S. und in der S. P. G. deutlich zu Tage. Früher schien es, als ob sich die M. M. nach der hochkirchlichen Seite neigte. Sie wurde von der S. P. G. in ausgedehntem Maße unterstützt. Jetzt ist die Unterstützung bis auf eine kleine Summe für die Kaplanei auf der Norfolkinsel, welche der Mission nur mittelbar zu gut kommt, zurückgezogen. Es ist richtig, daß die hochkirchlichen Formen in der M. M. sehr betont werden, mehr als uns sympathisch ist. Aber nirgends findet sich etwas von dem Romanisieren, das man sonst so oft bei der hochkirchlichen Partei antrifft.²⁾ Ebenso wenig aber findet man dort etwas von den methodistischen und treiberischen Momenten, die nicht selten in den Missionskreisen der evangelischen Partei zu Tage treten; hier und da zeigt sich sogar eine leise Ablehnung der entsprechenden Richtung, z. B. wenn man geflissentlich sich hütet vor hysterischen Missionsberichten,³⁾ und sich begnügt mit der schlichten Darstellung der

¹⁾ Es würde zu weit führen, wollten wir hier auf die ähnlich stehende Mission der schwedischen Staatskirche eingehen, die in neuerer Zeit sich auch günstiger entwickelt, als man erwarten zu können meinte.

²⁾ Hier ist auch der schöne Grundsatz Bischof Selwyns zu erwähnen, der nie die Grenzen eines fremden Missionsgebietes verletzen wollte und selbst in Fällen, wo er hätte berechnigte Ansprüche erheben können, sich lieber zurückzog, um nicht den Frieden in der Mission stören zu lassen — ganz im Gegensatz zu der bekannten, wenig schönen Praxis der S. P. G.

³⁾ Armstrong S. 75.

Wirklichkeit, mag sie auch den Wünschen der heimatlichen Gemeinde noch sehr wenig entsprechen. Aber alle Berichte sind von einem warmen evangelischen Sinne durchdrungen und bei aller Wertschätzung der kirchlichen Form ist das Ziel offenbar nicht die Ausbreitung des Anglikanismus, sondern des Reiches Gottes. Von Sir John Patteson, dem Vater des Bischofs, wird gesagt, man habe ihn als die persönliche Darstellung der herzegewinnendsten Christentugenden betrachtet. Der Kirche von England gehörte er als treues Glied an, „ein gesunder Kirchenmann der alten Schule“, gewissenhaft in der Übung kirchlicher Frömmigkeit, den Neuerungen abgeneigt, ob sie nach dem Rationalismus oder nach dem Romanismus schwankten.¹⁾ Wenn ich recht sehe, entspricht dieser Charakteristik die Stellung der M. M. bis auf den heutigen Tag.

III.

Ihre günstige Entwicklung verdankt die M. M. zum großen Teil den Männern, die bisher an ihrer Spitze standen. Selten hat eine andere Mission jahrzehntelang so hervorragend gerade für die vorliegenden Aufgaben ausgerüstete und reich begnadigte Arbeiter gehabt, welche das Werk gleichmäßig fortführen konnten. Erstaunliche sprachliche Begabung, praktisches Geschick, sich in fremdartige Verhältnisse zu finden, eine wunderbare Demut, die in herzlichster Liebe sich hilfreich zu den Allerniedrigsten herunter hält und eine Nüchternheit, die sich über die erreichbaren Ziele gar nicht täuscht — das sind Züge, die uns immer wieder bei den Leitern der M. M. entgegentreten. Suchen wir wenigstens in Umrissen ihr Bild zu gewinnen.

George Augustus Selwyn, ein schöner, hochbegabter Mann, auf dem Kolleg und der Universität in den Kraftleistungen des Sports bewährt,²⁾ hatte ein hervorragend organisatorisches Talent. Mit diesen männlichen Eigenschaften war ein weiches Herz, eine fast weibliche Zartheit verknüpft, die besonders in aufopfernden Werken der Barmherzigkeit, in der Pflege und Fürsorge für Kranke und Elende zu Tage trat. Als besonders ausgeprägte Züge sind seine tiefe Demut und Selbstlosigkeit zu nennen.

Die ersten Jahre seines Bischofsamtes verwandte er ausschließlich auf seine nächstliegende Aufgabe, die Organisation der Kolonialkirche

¹⁾ Wilh. Baur, J. C. Patteson. Gütersloh 1877. S. 1.

²⁾ Es ist charakteristisch, wie sehr das immer in den englisch-kirchlichen Missionspersonalien hervorgehoben wird.

Neuseelands. Die Verschiedenartigkeit der Bevölkerung erschwerte dieselbe bedeutend. In verhältnismäßig kurzer Zeit beherrschte er die Sprache der Maori, so daß er auch mit diesen seinen Pflegebefohlenen ohne Dolmetscher verkehren konnte. Überall gewann er die Herzen. Als er nach 26jähriger Arbeit seinen Sprengel verlassen mußte, erklärte ein Sachverständiger, daß keine der anderen englischen Kolonialkirchen so gut organisiert sei, als die auf Neuseeland.

Nach den 6 ersten Jahren seiner Arbeit sah er alles soweit geordnet, daß er einen beträchtlichen Teil seiner Zeit und Kraft den Inseln widmen konnte. Nach einer vorläufigen Rundfahrt mit einem englischen Kriegsschiff begann er seine originellen Fahrten in dem eigenen Schiffchen, Undine, von nur 22 Tonnen. Er war ein trefflicher Seemann. Als er später einmal, mit einem anderen Schiffe zurückkehrend, ohne Lotsen in den Hafen von Auckland eingelaufen war, sagte ein alter Kapitän alsbald: „Mit diesem Schiff muß der Bischof gekommen sein; kein anderer hätte es sicher zwischen den Korallenbänken hindurchgebracht.“ Auf der Undine war er nur von einigen farbigen Helfern begleitet. Für die Knaben, die er von den Inseln nach Neuseeland holte, sorgte er mit rührender Liebe. Er wusch sie und scheute sich nicht, ihnen die unangenehmsten Dienste zu leisten. Als er das erste Mal ein paar Mädchen herüberbrachte, nähte er ihnen eigenhändig einfache Kleider aus einer zertrennten Steppdecke.

Auf Neuseeland wurden die jungen Melanesier mit aller Freundlichkeit behandelt und an eine christliche Lebensweise gewöhnt und ihnen, so viel es anging, der erste Elementarunterricht erteilt. Nach einigen Monaten führte der Bischof sie wieder in ihre Heimat zurück. Eine wichtige aber schwierige Aufgabe war es, bei dem Verkehr mit diesen Pfleglingen jedem seine Muttersprache abzulauschen und zu fixieren. Nur ein Mann von so hoher sprachlicher Begabung konnte es fertig bringen, in einigen Jahren ein Duzend Sprachen sich bis zum fließenden Verkehr mit den betreffenden Eingeborenen anzueignen.

Selwyn hat 7 Jahre lang diese anstrengende Missionsarbeit getrieben. Dann fühlte er, daß das wachsende Werk weitere Kräfte erforderte. Er suchte und fand einen geeigneten Gehilfen in dem jungen Rev. John Coleridge Patteson. Aus einer hochangesehenen, reichen Familie stammend (sein Vater war Mitglied im Staatsrate der Königin) hatte der damals 28jährige eine Landpfarre inne, auf der er, bei aller Amtstreue, im angenehmsten Verkehr mit seinen Verwandten, seine Mußstunden einer von edler Kunst und Wissenschaft erfüllten, sein

gebildeten Geselligkeit widmen konnte. Schon als Knabe war er durch seine Reinheit, Gewissenhaftigkeit und seinen sittlichen Mut ausgezeichnet, ebenso durch seinen praktischen Sinn und sein treffendes Urtheil. Seine außerordentliche sprachliche Begabung war bei einem längeren Aufenthalt in Dresden zu Tage getreten. „Zugleich war in seiner Natur eine Weichheit,¹⁾ ein Element der Harmonie, das mit starken Liebesbänden die Eingeborenen mit ihrem weichen gelehrigen Temperament anziehen mußte,“ denen er mittels seiner Sprachbegabung nahe kommen konnte. Bischof Selwyn hatte schon auf Patteson als Knabe einen tiefen Eindruck gemacht. Jetzt, als er einen Gehilfen suchend die Not Melanesiens in England schilderte, gab jener alles preis, um sein Leben voll und ganz in den Dienst der Mission zu stellen.

Selten ist wohl ein Mann so ganz in die Fußstapfen seines Vorgängers getreten wie Patteson in die Selwyns. Bald war er, wie dieser mit der Kunst der Schifffahrt zwischen den gefährlichen Korallenklippen vertraut. Auch in der hingebenden Liebe im Verkehr mit den Eingeborenen stand er ihm nicht nach — was sich besonders bei der Pflege kranker Schüler in rührender Weise zeigte.

Wenn ich oben sagte, daß die Männer der M. M. durch ihre nüchterne Auffassung ausgezeichnet waren, so könnte dies auf Patteson zunächst unzutreffend scheinen. Aus seinen ersten Berichten spricht eine Schätzung der Eingeborenen nach ihren besten Seiten, wie sie nur bei einseitiger Betrachtung möglich ist. „Es giebt keine Wilden!“ Das gute, ja edle (gentlemanlike) Betragen, die Freundlichkeit, Anhänglichkeit, Geduld u. s. w. werden hoch gerühmt. So lernte er die Jungen auf dem Schiffe und auf Neuseeland kennen. Aber nach dem ersten längeren Aufenthalt auf einer der Inseln schreibt er ganz anders: „Arme Burschen, von Jugend auf eingeweiht in alle heidnische Betrügerei und Schande!“ Aber je tiefer er die heidnische Verkommenheit durchschaute, desto inniger zog er diese äußerlich und innerlich so tief stehenden Menschenkinder an sich und seine Liebe übte auf diese bildsamen Naturen den tiefsten Einfluß.

Früher waren die melanesischen Schüler bei dem St. Johns College zu Auckland untergebracht worden. Nun wurde 12 Kilometer östlich vom Strande zu K o h i m a r a m a eine besondere Anstalt gegründet. Hier führte Patteson unter seinen Schwarzen ein Leben der größten Selbstverleugnung. Eines seiner beiden Kämmerchen, die nicht einmal Raum zum Aufstellen seiner

¹⁾ Es ist bezeichnend: „Er konnte Jesophs Geschichte nicht erzählen, ohne daß bei der Erkennungsscene seine Stimme vor Bewegung zitterte.“

Bücher boten, wurde oft genug für Kranke eingeräumt, denen er selbst die nötige Pflege auch bei Nacht zu teil werden ließ. Dabei empfand er es fast als ein Unrecht, wenn er dann und wann einmal einer Einladung nach Ausland folgte und die Aufsicht und Pflege anderen Händen anvertraute.

Je mehr Patteson sich in das eigentümliche Werk einarbeitete, konnte sich Selwyn von der direkten Arbeit zurückziehen, und als er 1861 zum Missionsbischof geweiht wurde, fiel ihm vollends die ganze Verantwortlichkeit zu. — Bekanntlich wurde später (1866) die Anstalt von Kohimarama nach der Norfolkinsel verlegt, die nach Aufhebung der englischen Strafkolonie nur von einer Anzahl christlicher Pittkairner bewohnt war. Hier in noch größerer Abgeschiedenheit streifte Patteson die letzten Bande, die ihn noch unmittelbar „mit der Kulturwelt verknüpft hatten“, ab, um ganz der Christianisierung seiner geliebten Melanesier zu leben. Bis zu seinem Märtyrertode hat er ihnen seine ganze Kraft gewidmet.

Schon in Kohimarama hatte er bei dem Wachsen der Mission europäische Gehilfen heranziehen müssen. Es waren treffliche Männer: Rev. L. Britt, Mr. Th. Kerr und B. Th. Dubley; später Rev. John Palmer, der noch jetzt nach bald 40jährigem Dienste in der Arbeit steht, Mr. J. Atkin, und andere, auf die uns hier der gemessene Raum einzugehen verbietet. Nur Rev. R. H. Cobrington soll noch erwähnt sein, der durch sein umfangreiches, eingehendes Buch über die melanesischen Sprachen der Mission einen besonders wichtigen Dienst geleistet hat — wobei er auf Selwyns und Pattesons Forschungen fußen konnte.

Nach des letzteren Tode fand sich nicht sogleich ein geeigneter Nachfolger. Erst 1877 wurde ein Sohn des Gründers, nachdem er schon mehrere Jahre mitgearbeitet hatte, zum Bischof ordiniert. Rev. J. Selwyn jun. hat ganz in der hingebenden Weise die Wirksamkeit seiner Vorgänger aufgenommen. Auch bei ihm ist die tiefe Demut, sowie die erbarmende Liebe charakteristisch. Leider zwang ihn 1891 eine schwere Krankheit, aus der Mission auszuschcheiden und nach England zurückzukehren, und 1898 erlag er seinem langen Leiden, nachdem er alle übrige Kraft der M. M. zugewendet hatte.

IV.

Die Märtyrer der M. M. verdienen eine besondere Beleuchtung. Auch andere Missionen haben ihre Märtyrer. Die Vorstellung die man gewöhnlich mit dem Martyrium verknüpft, als sei der Mord der Boten des Evangeliums der Ausdruck der heidnischen Feindschaft gegen das Letztere, ist in den meisten Fällen nicht zutreffend. Abgesehen von solchen

Fällen, in denen genau genommen nur Raubmord vorliegt, dürfte die Ermordung von Missionaren sich oft als eine Handlung qualifizieren, die durch das bestehende Recht des betreffenden heidnischen Volkes gefordert ist. Es kommt vor, daß ein Missionar gegen geheiligte Ordnungen verstößt, — vielleicht ohne es zu wissen. Zuweilen aber geschieht der Verstoß auch mit Wissen und Willen, wobei hier und da vielleicht etwas von dem Bestreben, ein kleiner Bonifatius zu werden, mitspielt. Unter solchen Verhältnissen wird immer Feindschaft entstehen, die sich bis zum Totschlage steigern kann. Eine gerechte Beurteilung solcher Fälle ist nur da möglich, wo man sich bemüht, sich in das Rechtsbewußtsein des betreffenden Volkes zu versetzen. Vollends ist dies der Fall, wo es sich geradezu um Blutrache handelt. So war es bei Pattesons Ermordung.

Von seiten der Mission ist natürlich kein Blut vergossen worden. Stets galt es in der M. M. als fester Grundsatz, vollständig unbewaffnet zu den Eingeborenen zu gehen. Aber andere Weiße, Sandelholzhändler und vor allen die Arbeiterwerber, welche Eingeborene auf ihre Schiffe lockten und dann mit Gewalt fortschleppten, um sie den Plantagenbeskern in Queensland oder auf den Vitiinseln gegen hohe Prämien zu überlassen, haben bei ihrem verruchten Treiben viele Eingeborene ermordet. Man könnte sich kaum wundern, wenn die Schwarzen zwischen den verschiedenen weißen Besuchern keinen Unterschied gemacht hätten. Doch wo irgend die Missionsleute schon bekannt waren, waren sie für gewöhnlich ganz sicher. Es ist vorgekommen, daß, wo ein Jahr zuvor in Ausübung der Blutrache eine Bootsmannschaft erschlagen und aufgefressen war, der Bischof ganz sicher selbst die Nacht unter den Eingeborenen zubringen konnte.

Aber auf Nukapu war ein Schiff zum Menschenraub gewesen, das gradezu als Missionschiff ausgegeben wurde. Unter dem Vorgeben, daß der Bischof krank in der Kabine sei, waren fünf Männer hinuntergelockt und weggeschleppt worden. In dem sich dabei entspinrenden Kampfe waren 4 Eingeborene erschossen worden. Als dann der Bischof wirklich kam, hat er als Sühne für jene Fünf sein Leben lassen müssen. Fünf, dem Leichnam beigebrachte Wunden und ein Palmenzweig mit fünf Knoten gaben deutlich die Ursache seiner Ermordung an. Daß die Weiber dem Leichnam die Ehre anthaten, ihn mit Matten zu bekleiden und ihn so im Boote auf der Lagune treiben ließen, ist ein bewegliches Zeichen, wie unter jenen Eingeborenen die Liebe zu dem Wurzel geschlagen hatte, der nach ihrem Rechtsbewußtsein dem Tode verfallen war. — Als sieben Jahre später sein Nachfolger nach Nukapu segelte, kam einer der Ein-

geborenen auf das Schiff und ging geradezu auf den Bischof, um ihm den Friedensfuß zu geben.

Daß bei Pattesons Ermordung auch seine im Boot zurückgebliebenen Leute angegriffen wurden, geschah wohl in Übereinstimmung mit der Volkssitte, nach der solch ein Fall der Blutrache das Signal zum Kampfe gegen die feindliche Partei war. So hat auch Mr. Atkin und ein braver christlicher Schüler, Stephan Taroaniara, sein Leben gelassen. Infolge der Verwundung traten furchtbare Starrkrämpfe ein. Es scheint nicht ganz ausgemacht, ob dieselben von Vergiftung der Pfeile herrühren.¹⁾ Ebenso waren die beiden für die Mission viel versprechenden Pittairnjünglinge von Norfolk, Edwin Robbs und Fischer Young schon 1864 bei Santa Cruz von Pfeilen getroffen, nach einigen Tagen unter großen Qualen gestorben — in den Armen Pattesons, der sie liebte, als wären sie seine Söhne. Wahrscheinlich bildete auch damals Blutrache die Veranlassung.

V.

Die Methode der M. M. ist eine geniale Schöpfung Bischof Selwyns, die sich durch ihre Einfachheit, Nüchternheit und die praktische Anpassung an die vorliegenden Verhältnisse auszeichnet. Als der kühne Mann mit wunderbarem Glaubensmut sich mit der ihm zugewiesenen Inselstur, die wegen der Wildheit ihrer Kannibalen aufs schlimmste berüchtigt war, bekannt machte, setzte ihn eine Erfahrung in Erstaunen. Während die sonst mit den Insulanern verkehrenden Weißen sich ihnen nur mit dem Revolver in der Hand nahten, traf er in der Lagune der Fichteninsel einen Kapitän Paddon, der mutterseelenallein in vollster Gemütsruhe seine Pfeife rauchte, während am Strande die nackten Männer mit Keulen und Lanzen zu sehen waren. Der alte Seemann enthüllte bald sein Geheimnis, daß er mit Freundlichkeit und Redlichkeit (*fair dealing*) jahrelang mit den Kannibalen Handel getrieben. Er habe sie nie betrogen und nie schlecht behandelt. Sie hätten ihm große Massen Sandelholz geliefert — „wir verstehen einander vollständig“. Dem Bischof leuchtete sofort ein: was der Kapitän um des Handels willen erreicht habe, müsse sich auch um Gottes willen erreichen lassen. Damit wurde der Grundstein der Methode der M. M. gelegt: in friedlicher und freundlicher Weise ist das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen. Man sollte meinen, daß dieser Grundsatz ganz selbstverständlich sei, und in jeder

¹⁾ Einer von den Schülern der M. M., der sich nur mit seinem eigenen Pfeil aus Versehen gerichtet hatte, starb ebenfalls am *tetanus traumaticus*.

Mission angewendet werden müßte. Ein eingehendes Studium der Missions-erfolge würde auch deutlich herausstellen, daß dieselben überall auf diesem Grundsteine ruhen, oft ohne daß die Arbeiter sich darüber klar geworden sind. Leider aber wird oft die Missionsarbeit ohne diese Fundamentierung angefangen. Besonders da, wo die Sicherheit der Missionare in keiner Weise bedroht ist, fangen sie oft sofort an, die neue Lehre zu verkündigen, ohne daß irgendwie ein gemeinsamer Standplatz für Hörer und Lehrer gewonnen ist. Unter diesen Verhältnissen bleibt der gewünschte Erfolg aus. Erst wo unbemerkt einzelne Leute zu der Persönlichkeit des Missionars Vertrauen gewinnen, wird seine Verkündigung in ihnen wirksam, während die Bevölkerung überhaupt noch lange im Mißtrauen gegen den fremden Lehrer verharret, und damit dem Evangelio die Thüre verschlossen ist. Es würde recht förderlich sein, wenn alle Missionsmethodiker die Fundamentierung der Arbeit in der M. M. studieren und alle Missionsleitungen die Ergebnisse ernstlich verwerten wollten. Selbst in diesem Anfangsstücke hat das neue Jahrhundert noch manches besser zu machen, was das vorige versäumt, oder verkehrt gemacht hat.

In der Ausführung gestalteten sich die Anfänge folgendermaßen. Bei dem ersten Besuch einer Insel ließ sich der Bischof in die Lagune rudern und watete durch das seichte Wasser ans Land. Öfters mußte er dasselbe schwimmend erreichen, das abgestreifte Hemd um den Hals geknüpft, im Hute einige kleinere Geschenke und ein Notizbuch mit sich führend. Die Schwarzen mit ihren Waffen sammelten sich, erstaunt über den völlig unbewaffneten Fremdling. Er näherte sich ihnen vorsichtig und warf ihnen Angelhaken, Nägel und sonstige Kleinigkeiten, wie sie solche sonst von den weißen Händlern einzutauschen pflegten, zu. Mit feinem Ohr lauschte er möglichst auf jedes Wort, das gesprochen wurde, und suchte die Namen der angesehensten Männer zu erfahren. Das Gehörte wurde notiert. Durch die Zeichensprache wurde Friede und Freundschaft verkündet. Nach kurzem Aufenthalt kehrte er zum Schiffe zurück, um weiter segelnd auf möglichst vielen andern Inseln in ähnlicher Weise Anknüpfungspunkte zu gewinnen. Alle Notizen wurden sorgfältig verarbeitet. Beim zweiten Besuch konnte er bereits die Eingeborenen mit einigen Worten in ihrer Sprache anreden. Sie wurden zutraulicher. Weiber und Kinder kamen zum Vorschein. Er schenkte den Kindern bunte Bänder und Glasperlen, er streichelte sie &c. Dann lud er die Männer ein, auf das Schiff zu kommen. Es wurde ihnen vieles gezeigt, worüber sie staunten. Den Häuptlingen wurden größere Geschenke gegeben. Bei weiterem Ver-

fehr konnte er in ein Dorf gehen und wohl schon die Nacht dort zu bringen — eine That bedeutender Selbstverleugnung, da der Aufenthalt in einer von zahlreichen Menschen gefüllten, dumpfigen Hütte mit Schmutz und Ungeziefer keine Kleinigkeit ist. Andererseits kamen dann auch einzelne Männer, besonders Häuptlinge auf das Schiff, um dort die Nacht zuzubringen. Damit war das gegenseitige Vertrauen und die Freundschaft besiegelt.

Natürlich fand auch bei diesem Verkehr schon allerlei Belehrung und Ermahnung statt, wo besondere Gelegenheit gegeben war. Wo Reihen gebleichter Schädel erschlagener Feinde dem Fremden angrinsten, durfte er das Zeugnis gegen das Morden nicht unterlassen.

Aber ein systematisches Predigen und Lehren hat seine Stelle erst auf der folgenden Stufe. Das Missionieren wie auf andern Missionsfeldern war auf den melanesischen Inseln nicht ratbar. Die ungesunden klimatischen Verhältnisse erlaubten nicht die feste Ansiedelung europäischer Missionare. Bischof Selwyn kam daher auf den Gedanken, junge Eingeborene nach Neuseeland zu bringen, wo sie, der heidnischen Atmosphäre entrückt und in eine christliche versetzt, den Sommer zubringen und mit den Elementen des Christentums bekannt gemacht werden sollten. Dieser Plan hat sich, obgleich die Ausführung manche Schwierigkeiten brachte, trefflich bemährt und bis auf den heutigen Tag funktioniert diese Einrichtung aufs beste.

Da, wo das Vertrauen der Insulaner gewonnen war, hielt es nicht schwer, einen Vater zu bewegen, seinen Sohn auf einige Monate dem Bischof mitzugeben, besonders nachdem die Erfahrung gelehrt hatte, daß er den Eltern die Kinder wohlbehalten zurückbrachte. Sehr bald mehrte sich die Zahl der Schüler; Knaben und junge Burschen drängten sich dazu, mit in das Land der Weißen zu reisen. Ihr Betragen unter der Aufsicht des Bischofs, der wie Vater und Mutter für sie sorgte, war ein überraschend gutes. Niemand hätte glauben sollen, in ihnen eine Schar von jungen Kannibalen vor sich zu haben.

Die ersten Jahrgänge wurden nach Auckland gebracht. Später wurde die Missionschule nach dem entlegeneren und geschützteren Kohimarama verlegt. Das städtische Treiben hatte manches, was auf die Schüler ungünstig wirken mußte. Aber auch der neuseeländische Sommer war für diese Kinder der Tropen oft viel zu kalt, so daß sie selbst in dicker Kleidung (die ihnen oft recht sonderbar vorkam) vor Frost zitterten. Kohimarama war gegen scharfen Wind geschützt. Die Anstalt war sehr

einfach aber trefflich eingerichtet. Hier übte Pattenon samt seinen Gehilfen seine wunderbare Liebesthätigkeit.

Über die ersten Ziele eines so vorübergehenden Aufenthalts machte man sich keine Illusionen. Vor allem kam es darauf an, die Schüler an christliche Sitte zu gewöhnen, wobei sie aber durchaus nicht ihrer Nationalität entfremdet werden sollten. Alles von ihren Sitten und Gebräuchen, was mit dem Christentum vereinbar war, sollte ihnen gewahrt bleiben. Es war schon viel erreicht, wenn man sie von der Nichtsthuei zur regelmäßigen Arbeit, vom Schmutz zu Reinlichkeit brachte. Der eigentliche Unterricht konnte sich nur auf die einfachsten Elemente beschränken. Eine große Schwierigkeit stand demselben in der Zersplitterung der Sprachen gegenüber. Hier mußte eine der Sprachen zur Verkehrssprache erhoben werden. Es war die der Insel Mota. Daneben aber wurde keine Mühe gescheut, an den von andern Inseln gekommenen Knaben die verschiedenen Sprachen zu erforschen.

Die Schüler stellten sich übrigens viel weniger ungeschickt an, als man erwartete. Sie lernten etwas schreiben, schwerer lesen, und etwas rechnen. Der Religionsunterricht, so einfach er sein mochte, fand zunächst wenig Verständnis. Viel mehr wirkte die Erfahrung des christlichen Lebens, von dem sie umgeben waren. Erst wenn sie in ihre Heimat kamen und sich ihnen die Vergleichen von hüten und drüben aufdrängte, empfanden sie einen Mangel und es begann in ihnen etwas von Verständnis des Christentums zu dämmern.

Mit dem Eintritt der kühleren Zeit mußten die Knaben zurückgebracht werden. Das Schiff segelte von Insel zu Insel. Die schon geschlossene Freundschaft wurde gestärkt und an neuen Punkten Verbindungen angeknüpft. Die Erzählungen der Knaben von ihren Erlebnissen in der Fremde und von dem, was sie dort gelernt, wirkten unter der betreffenden Bevölkerung wie ein Sauerteig. Wenn das Schiff nach einigen Monaten wieder kam, drängten sich manche der Schüler, um zum zweitenmal nach Neuseeland zu kommen. Unter denen die mehrmals den Sommerkursus durchgemacht hatten, fanden sich solche, die so weit gefördert waren in einer elementaren Erkenntnis der Heilswahrheit und einem kindlichen Glauben, daß man sie zu taufen wagte. Solche wurden möglichst herangebildet, Lehrer ihrer Landsleute zu werden.

Ofters kam es vor, daß ein Schüler nicht zu den Seinigen zurückgeführt werden konnte, weil er gestorben war. Es ist bemerkenswert, wie auch solche Fälle von den Angehörigen mit Ergebung getragen wurden. Die

herzliche Betrübniß des Bischofs, der mit Thränen die Trauerkunde brachte, wirkte wunderbar.

Daß die Missionschule nach der Norfolkinsel verlegt wurde, ist bereits erwähnt. Das Klima ist dort wärmer und günstiger als auf Neu-Seeland. Die Anstalt wurde vergrößert und nach den gemachten Erfahrungen besser eingerichtet. Es wurde noch mehr Gewicht gelegt auf praktische Arbeit der Schüler, besonders in Ackerbau und Viehzucht — wodurch zugleich ein beträchtlicher Theil der Kosten gedeckt wurde. Die Anstalt liegt getrennt von der Ansiedlung der Pittfairner in einem lieblichen Thal, zwischen Bergen, die mit Wäldern der Norfolk-Fichte bestanden sind. Über die andern Gebäude erhebt sich in schlicht, aber edlem gotischen Stil erbaut Pattesons Gedächtniskirche, geschmückt mit schönen Glasmalereien. In der innern Einrichtung ist alles stilvoll. Solch ein Kirchlein war der Traum des edlen, auch für kirchliche Kunst begeisterten Bischofs gewesen. Er selbst hat sich solchen Bau nicht gegönnt. Nachdem er der Mission sein ganzes bedeutendes Vermögen hinterlassen hatte, zögerte man nicht, ihm dieses Denkmal zu stiften.

Jetzt zählt die Anstalt 200 Zöglinge, die das ganze Jahr dort bleiben können. Ein großer Theil von ihnen besteht aus Christen. Aber auch die Heiden nehmen an den täglichen Gottesdiensten Theil. Es ist ein wunderbarer Anblick, diese schwarze andächtige Gemeinde zu sehen. Ihr schöner Gesang wird von einem schwarzen Christen auf dem Harmonium begleitet.

Die dritte Stufe bildet die W i n t e r s c h u l e. Gestatten die klimatischen Verhältnisse nicht den dauernden Aufenthalt des Europäers, so ist doch ein vorübergehender in der kühleren Jahreszeit wohl möglich. So blieb Patteson 1860 mit Mr. Dudley vom April bis Juli und der letztere noch weiter bis zum Oktober auf M o t a, einer der Banksinseln, deren Bewohner sich immer am freundlichsten gezeigt hatten. Dort war schon eine Anzahl von Schülern vorhanden. Es wurde ein Haus gebaut, Pflanzungen angelegt und eine Schule eröffnet, die bald zahlreiche Schüler fand und auch ein Anziehungspunkt für die Erwachsenen wurde. Ähnliche Winterschulen entstanden auf andern Inseln.

Die vierte Stufe wurde erreicht, wenn man einen von den am meisten geförderten Eingeborenen als Lehrer anstellen konnte, so daß ein ununterbrochener christlicher Unterricht hergestellt war. Trotzdem kam im Winter ein weißer Missionar, der auch den Lehrer selber noch weiter zu seinem Berufe tüchtig machte. Nach einigen Jahren waren auf diesen

Stationen meistens eine Anzahl von Schülern zur Taufe vorbereitet, die ihnen nach einer abschließenden Unterweisung von dem weißen Missionar erteilt wurde. So entstanden hin und her auf den Inseln christliche Gemeinden zu deren dauernder Pflege diejenigen eingebornen Lehrer, welche sich am besten bewährt hatten, zu Diakonen geweiht wurden. Die Verwaltung der Sakramente blieb zunächst noch dem Bischof und seinen Missionaren überlassen.

Endlich aber ist auch noch die weitere Stufe erreicht worden in der Ordination solcher farbiger Gehilfen zu Pastoren (Priestern wie die Anglikaner sagen.) Georg Sarawia war der erste, welcher 1873 die Weihe für das geistliche Amt an der inzwischen sehr gewachsenen Gemeinde zu Mota empfing. Noch jetzt steht er dort in der Arbeit, obwohl oft durch Krankheit gehindert. Noch erfolgreicher wirkt ein anderer, Rev. Heinrich Tagalab auf Ra bei Motlawa. Außer diesen beiden sind 9 farbige Diakonen in Thätigkeit. Die Zahl der Lehrer, welche noch keine Weihe empfangen haben, ist auf 421 angewachsen.

Es ist schwer, aus den Berichten ein genaues Bild von den melanesischen Geistlichen zu gewinnen. Manche rühmlichen Züge, wie Treue, Gewissenhaftigkeit u. treten in den Vordergrund. An ihre theologische Bildung aber dürfen wir wahrscheinlich nicht den Maßstab anlegen, der auf andern Missionsfeldern angenommen ist, wo die angehenden Pastoren z. B. sogar griechisch lernen. In der M. M. scheint auch in diesem Stücke eine gesunde Nüchternheit zu walten. Man steckt sich keine zu hohen Ziele, die doch nur scheinbar erreicht werden können, wie dies anderswo öfters vorkommt.

Trübe Erfahrungen mit den Gehilfen sind auch der M. M. nicht erspart worden, und niemand konnte es anders erwarten. Manche sind in grobe Sünden geraten, einige sogar geradezu wieder ins Heidentum zurückgefallen. Die meisten aber führen sich zur Zufriedenheit, und manche können recht gerühmt werden. Man sollte an diese aus tiefster heidnischer Verkommenheit allmählich emporgehobene Männer keinen unbillig hohen Maßstab anlegen, ebenso wenig wie an die Gemeinden, die durch ihre Wirksamkeit gesammelt sind. Von außerordentlichen Erweckungen und Bekehrungen ist in den Berichten der M. M. nie die Rede. Wer die ganzen Verhältnisse in Rechnung zieht, wird dergleichen auch gar nicht erwarten, so wenig man bei uns von Kindern solche Erwartungen hegt. Gerade der kirchliche Charakter der M. M. bringt die Genügsamkeit mit sich, die mit dem billigerweise Erreichbaren zufrieden ist. Gute kirchliche

Gemeinden, die sich willig in die kirchliche Zucht fügen, die sich in die christlichen Lebensgewohnheiten hinein finden, so daß die heidnischen mehr und mehr verschwinden, und die unter ihren Landsleuten ein Salz sind, das still und unbemerkt zu einer Erneuerung des ganzen Volkslebens wirkt, sind wahrlich Früchte der Mission, für die jeder Christ dankbar sein sollte.

VI.

Die Erfolge der M. M., wie sie nach dem Abschluß des ersten halben Jahrhunderts vorliegen, sind in der That staunenswert. Während früher die zersplitterte Bevölkerung der melanesischen Inseln in fortwährenden Stammesfehden wider einander stand, ist jetzt auf den meisten der Friebe gesichert. Sehr bezeichnend ist die nun seit Jahren auf der Florida-Gruppe gehaltene große Versammlung (Parlament), in der die Häuptlinge und Männer, Heiden und Christen, sich zu gemeinsamer Beratung vereinigen und Beschlüsse fassen, die allseits als bindend anerkannt werden. Damit ist ein Schiedsgericht verbunden, das die Fälle friedlich erledigt, welche sonst unfehlbar zu einer Kette von blutigen Kämpfen führen mußten. Jetzt werden die Schuldigen bestraft, wobei Härte und Grausamkeit vermieden wird. Auch eine Eheordnung ist vor einigen Jahren beschlossen und dürfte sich schon mit gesetzlicher Kraft eingebürgert haben. Viele Schwierigkeiten, welche die Mission auf andern Feldern erschweren, sind dadurch beseitigt.

Auf Isabel hat der treffliche, 1889 getaufte Häuptling Soga, früher selbst ein berühmter Kopfab Schneider, eine ähnliche Versammlung verschiedener Stämme herbeigeführt, leider ist er vor einigen Jahren durch den Tod seinem Volke entrissen worden; doch die Einrichtung ist in Thätigkeit geblieben.

Dieser scheinbar gar nicht besonders christliche Zug ist ein Missionserfolg von der allergrößten Bedeutung. Eine solche tief eingreifende Änderung des Volkslebens dürfte höher anzuschlagen sein, als einige einzelne Bekehrungen, die nur wenige Individuen vom Volksganzen absplitttern und auf das letztere zuweilen gar verhärtend wirken.

Auch die Beseitigung von Grausamkeiten, z. B. Kindesmord, ist auf vielen Inseln durchgeführt, ebenso wie die auf einer Inselgruppe bestehende, schreckliche Sitte, die Leichname der Gemeinen einfach ins Meer zu werfen, wo sie alsbald Beute der Haifische wurden, durch ein ordentliches Begräbniß verdrängt worden ist. — Andere heidnische Sitten freilich

(z. B. Zauberei) gehen noch sehr im Schwange und sind auch unter dem schon christlichen Teile der Bevölkerung noch keineswegs verschwunden. Auch ist auf einzelnen Teilen des Gebietes das oben Angeedeutete bei weitem noch nicht erreicht, wie z. B. die unruhigen, jähzornigen Insulaner von Sa. Cruz noch immer wieder zu den Waffen greifen und der anwesende Missionar gelegentlich in höchster Gefahr zwischen den kämpfenden Parteien steht.

Große Aufgaben bleiben noch zu lösen. Trotzdem aber ist viel erreicht, auch was die direkten Missionserfolge betrifft. Mehr als 180 christliche Schulen sind über das ganze Gebiet zerstreut. Manche davon dienen zugleich als Kapellen, neben anderen erheben sich Kirchen, darunter einige massive Bauwerke. In Thätigkeit sind 421 Lehrer, 9 Diakonen und 2 ordinierte Pastoren. Nach Armstrong zählt man im ganzen 12000 getaufte Christen. Wahrscheinlich ist diese Zahl jetzt sogar überschritten, da allein im letzten Berichtsjahre 1159 Tausen stattgefunden haben. Wenn der letzte Bericht klagt, daß den Christen der zweiten Generation der Enthusiasmus der ersten Befeierten fehle,¹⁾ so ist dies eine auch anderwärts beobachtete Erscheinung, die vielleicht weniger schwer empfunden würde, wenn man sie mit der vollen Reife der großen melanesischen Missionsmänner der alten Zeit betrachtete. Jedenfalls bleibt in der M. M. noch für lange Zeit die doppelte Arbeit: Christianisierung der Heiden und Förderung der jungen Heidenchristen. Die Kräfte der Mission sind bedeutend vermehrt. Seit 1894 steht der junge Bischof Cecil Wilson an der Spitze, ein eifriger, tüchtiger Mann. Der alte J. Palmer ist sein Archidiakon. Neun weitere Missionare sind in Thätigkeit, von denen einer zugleich Arzt ist. Neuerdings nehmen sich außer den Frauen der Missionare auch ein paar unverheiratete Missionarinnen des weiblichen Geschlechts an. Der letzte Bericht aber rechnet aus, daß, um die Bedürfnisse ganz zu decken, 34 europäische Arbeiter erforderlich sind. Für ein neues Missions-schiff²⁾ sind die Mittel zur Hälfte vorhanden. Die Schule zu Norfolk, S. Barnabas mit 210 Schülern steht in Blüte. Auf der Florida-Gruppe ist eine zweite ähnliche Anstalt errichtet, St. Lukas zu Siota. Man hofft, daß der Punkt, welcher jetzt schon ein paar mal von Weißen als Sanatorium benutzt ist, sich bewähren wird. Ein nicht unbedeutender Sumpf wird dort ausgefüllt. Gelingt das Unternehmen, so soll hier eine Gedächtniskirche für Bischof Selwyn jun. entstehen.

¹⁾ So namentlich auf der ganz christlichen Insel Mota.

²⁾ Es wird das fünfte „Südliche Kreuz“ sein. Schon das zweite war mit Dampfkraft ausgestattet.

VII.

Das melanesische Missionsfeld nach dem jüngsten Stand.

Wollten wir unseren Lesern ein volles Bild der M. M. geben, so müßten wir nun noch eingehend die Geographie und Ethnographie ihres Feldes sowie die geschichtliche Entwicklung der einzelnen Teile desselben behandeln, wozu selbst der doppelte Raum unserer bisherigen Darlegung kaum ausreichen würde. Da die für diesmal uns gesteckte Grenze bereits überschritten ist, begnügen wir uns mit einer kurzen Übersicht.¹⁾

Von den Neuen Hebriden im engeren Sinne, hat die M. M. nach freundlicher Vereinbarung mit den Presbyterianern nur die drei Inseln Araga (auch Raga — Pfingstinsel), Maimo (Maemo) und Opa (die kleinere gleich westlich gelegene Leper's, d. i. Ausfäzigeninsel,) besetzt. Auf der ersten sind 33 Schulen, alle im Norden. Im Süden hat sich seit 1897 die katholische Mission eingenistet und durch Vitilehrer viel Volks gewonnen. Sie versuchen die Lehrer der M. M. abfällig zu machen und drohen mit französischen Kriegsschiffen und Deportation nach Neu-Caledonien. Auf Maimo ist noch viel heidnischer Widerstand. Größer sind die Fortschritte auf Opa.

Die acht Inseln der Banksgruppe sind fast sämtlich christianisiert. Wie schon angedeutet, wird über die religiöse Gleichgültigkeit, besonders auf Mota und Gaua, geklagt. Auf ersterer mußte der Missionar für eine Zeit geradezu die Schulen schließen und das heilige Abendmahl aussetzen, um die Gemeinden aufzurütteln. An einigen anderen Punkten steht es erfreulicher. Im ganzen sind hier 50 Schulen, 117 Lehrer, 3058 Getaufte, 573 Kommunikanten.

Auf den kleinen Torresinseln, deren zwei, Loh und Tegua ganz christlich sind, geht das Werk gut voran.

Die Santa Cruzinseln haben noch immer ihre besonderen Schwierigkeiten. Neuerlichst sind sie unter britischen Schutz gestellt. Auf der Hauptinsel (Mdeni oder Mitendi) giebt die kleine christliche Gemeinde mehrfach Veranlassung zur Unzufriedenheit. Ein weißer Händler, der sich dort niedergelassen, hindert den Fortschritt der Mission. Auf den kleinen nördlichen Inseln sind einige Schulen gegründet. Im ganzen 121 Christen, 11 Kommunikanten.

Die Salomoinselfen sind z. B. der versprechendste Teil des Feldes. Auf der Floridagruppe zählt die Hauptinsel (Ngela früher Anudha,

1) Vergl. Grundmann, M. Missionsgeographie S. 195 ff. und Kartenskizze Nr. 43.

jetzt meist Florida genannt) gegen 5000 Christen. Noch vor 20 Jahren waren hier Krieg und Menschenfresserei an der Tagesordnung. Jetzt hat das Christentum den Sieg auf der ganzen Insel. Hier besteht das oben erwähnte Parlament und die zweite Zentralschule. Auch auf der bisher deutschen, jetzt englischen Insel Isabel giebt es auf der südlichen Halbinsel Bugori viele Christen, die leider von den wilden Kopfabsehneidern von Neu-Georgien noch immer bedroht werden. Auf anderen Inseln giebt es mehr oder weniger versprechende Anfänge. Auf Guadalcantar ist eine katholische Konkurrenzmission eingedrungen.

Gerne arbeitete die M. M. auch unter den ins Ausland geführten melanesischen Arbeitern, deren in Queensland 9000, auf Biti 2000 sind. Für die letzteren wird einigermaßen durch den Missionar der S. P. G. gesorgt. In Queensland hätte die M. M. gerne eine eigene Thätigkeit eröffnet. Die Verhältnisse gestatteten es nicht und man begnügt sich mit Unterstützung einer Schule zu Mackay, in der von einer Frau Robinson 100 junge Melanesier eine christliche Erziehung erhalten. Manche von diesen Queensländern haben nach ihrer Rückkehr in die Heimat auf eigene Hand angefangen, unter ihren Landsleuten zu arbeiten und so der M. M. die Wege gebahnt. Leider bringen sie ein sehr verdorbenes Englisch mit.

Es giebt noch eine ganze Reihe von melanesischen Inseln, die von der Mission noch nicht berührt sind. Wir wollen nicht vergessen, daß die deutsch verbliebene Salomoinself, Bougainville, auch dazu gehört.

Ein Besuch bei Pandita Ramabai.

Von S. Rhien, Senanamissionarin.¹⁾

Pandita Ramabai ist eine indische Brahminenwitwe, 43 Jahre alt. Ihr Heim ist im Mahrattalande, nahe bei Puna, in der Bombay-Präsidenschaft. Im Jahre 1876 bis 1877 herrschte in diesen Distrikten entsetzliche Hungersnot, unter der auch Pandita Ramabais Familie grauam litt. Mit ihrem überlebenden Bruder und seiner Frau kam sie nach Kalkutta, wo sie nach einigen Jahren mit einem bengalischen Pandit verheiratet wurde. Sie selbst erhielt den Titel „Pandita“, da sie von Kind auf von ihrem Vater Unterweisung in dem Studium der vedantischen

¹⁾ Die Verfasserin wird sich sehr freuen, auf Anfragen weitere Auskunft zu geben, oder Beiträge entgegen zu nehmen. Adr.: Gnadau b. Magdeburg.

Philosophie empfangen. Ihr Mann starb nach wenigen Jahren und ließ sie als Witwe mit einer kleinen Tochter zurück. Sie kehrte in das Mahrattaland zurück, wo sie mit christlichen Missionaren in Berührung kam. Ihr brennender Wunsch war schon damals, etwas zur Hebung ihrer indischen Schwestern zu thun. Mit der Hilfe der Missionare ging sie deshalb nach England, und als sie hier keinen Anklang fand, nach Amerika, wo sie zum Christentum übertrat. Sie war jedoch mehr Unitarierin als Christin und fand deswegen auch bei den Unitariern mit ihren Plänen den meisten Anklang. Unterstützt mit amerikanischer Hilfe und Sympathie ging sie nach Indien zurück, die Tochter in Amerika lassend, und stiftete in Puna die Scharada Sadan (Stätte der Weisheit) zur Aufnahme von jungen Witwen hoher Kaste. Die religiösen Prinzipien dieses Instituts waren sehr liberal, weswegen sie auch in Puna viel Unterstützung fand. Vor etwa 12 Jahren fand ein großer Umschwung in Ramabais innerem Leben statt. Sie beschloß, von nun an nicht so sehr für die Hebung des sozialen Zustandes der indischen Frauen zu wirken, als für ihre Befehrung zu Christo, dem Welterlöser und Sünderheiland. Seitdem hat Pandita Ramabai Thaten gethan und Erfolge erzielt, die einzigartig dastehen; sie hat Erfolge erzielt, die jedermann für unmöglich halten würde. — Ich habe diese kurze Skizze vorausgeschickt, um den Lesern ein volleres Verständniß für Pandita Ramabais Arbeit und Motive zu geben.

In der zweiten großen Hungersnot, vor nun 4 Jahren, fühlte sich Pandita Ramabai berufen, ein Glaubenswagnis zu unternehmen, nämlich so viel Frauen und Kinder als nur möglich, vom Hungertod zu erretten und zu sich zu nehmen, ohne daß sie Mittel oder äußere Hilfe gehabt hätte. Sie unternahm eine Reise in die Hungersnotgebiete und kehrte mit 200 Frauen und Mädchen zurück, die sie in der Scharada Sadan unterbrachte. Viele ihrer Freunde hatten unterdes von dieser Heldenthat gehört, und Mittel kamen reichlich von allen Seiten; ihr Glaube wurde auf die Probe gestellt, aber nicht enttäuscht. Doch Schwierigkeiten kamen von anderer Seite. Die Pest wütete in Puna, und da man durch die Ankunft dieser 200 kranken, verwahrlosten und halbtoten Wesen eine Verschlimmerung fürchtete, wurde Pandita Ramabai befohlen, mit ihren, unterdes auf 300 angewachsenen Schutzbefohlenen, die Stadt zu verlassen. Sie besaß in Kedgaon, etwa 5 deutsche Meilen von Puna entfernt, ein Stück Feld und in dem festen Glauben, daß dieser kleine Besitz unter Gottes Gnade noch zum großen Segen, und der Mittelpunkt einer großen

Thätigkeit werden könne, ging sie mit ihrer großen Schar nach Kedgaon. Es war im April 1897. Das ganze Land glich einem Glühofen; alles war eine versengte und verdorrte Wüste. Hierher brachte die Eisenbahn die große Familie, hier standen sie, hilflos, schutzlos, ohne männlichen Beistand, in der Sonnenglut. Doch bevor es dunkel ward, hatten die freundlichen Arbeiter des Dorfes auf Pandita Ramabais kleinem Besitz 3 Schuppen errichtet, und dies war der Anfang der jetzigen Riesen-Kolonie Mukti. Es würde zu weit führen, den ganzen Entwicklungsgang dieser wunderbaren Arbeit zu beschreiben, ein lebendiges Zeugnis von Gottes Macht und Liebe für die Millionen von Heiden rings umher. Es ist nicht übertrieben zu behaupten, daß bisher kein Missionar das vollbracht hat, was Gott durch sein Werkzeug Pandita Ramabai in den letzten 4 Jahren gethan hat. Ihr Glaube ist nie beschämt worden; oft geschah es, daß Kisten und Kasten leer oder nur Vorräte für einen Tag vorhanden waren. Oft mußten die Bauarbeiten tages-, ja wochenlang eingestellt werden, da kein Geld vorhanden war, um das Material und den Tagelohn der Arbeiter zu bezahlen; denn es ist ein Hauptprinzip der Pandita, nie Schulden zu machen. Aber nie hat die große Familie Mangel zu leiden brauchen. Während der Hungersnot des vorigen Jahres, die die von 97 noch weit überstieg, vernahm Pandita Ramabai abermals den Ruf Gottes, in die großen Centren der Hungersnot zu gehen, um die Sterbenden und Verlorenen zu sammeln. Die entsetzlichen Zustände, die in den Armenhäusern, und den öffentlichen Arbeitsstätten herrschen, hat sie mit herabter Feder beschrieben. Sie unternahm 4 Reisen und der Herr gab ihr 1200 Mädchen und Frauen. Diese alle brachte sie nach Kedgaon, wo sie unterdes 120 Morgen Land angekauft hatte, und wo ein Bieredl stattlicher Gebäude ihnen ein Heim bot. Pandita Ramabai sah sich in ihren Erwartungen, betreffs ihrer „alten Kinder“ nicht enttäuscht. Mit Eifer und Freude arbeiten diese früher Geretteten nun als Retterinnen. Ein zweites Riesen-Bieredl erhebt sich schon neben dem ersten, lange, lustig gebaute Hallen, die Schlaf-, Eß- und Schulräume der vielen Hunderte. Kedgaon ist eine kleine Station der Great Indian Peninsular-Bahn. Der Besucher ist nie unerwartet. Pandita Ramabais Ochsenwagen wartet stets an der Bahn; denn Besucher sind so viele, daß fast mit jedem Zuge einige ankommen oder abreisen. Die Fahrt dauert nicht länger als 10 Minuten, und ist es in der Nacht, so sehen wir schon von weitem 2 helle Laternen leuchten. Diese sind auf dem großen Thor zu den „Mukti-Anstalten“ befestigt und weisen den Weg. Bei einem zwei-

stöckigen Gebäude hält der Wagen; im oberen Stock sind 2 Zimmer für Besucher, im unteren für Besucherinnen. Die Zimmereinrichtung ist natürlich sehr schlicht und enthält nur das Notwendigste, das Europäer für unentbehrlich halten; denn in jeder anderen Beziehung ist alles strikt indisch. 2 der älteren Mädchen, Chandra und Durgea, zeigen uns unsere Stube, und sagen, daß es in $\frac{1}{2}$ Stunde Zeit zur Morgenandacht sein wird. Die große Glocke, die später die jetzt im Bau begriffene Kirche schmücken wird, ruft die große Familie um 5 Uhr zusammen; von überall sieht man die verummten Gestalten einem großen, einzelstehenden Gebäude zueilen, das zugleich Bet- und Schulsaal ist. Die kleinen Kinder kommen nicht zu dieser Morgenandacht; aber der Saal, der 1000 Menschen fassen kann, ist ganz voll. Die Mädchen sitzen auf Bänken oder auf der Erde. In der Mitte der Rückwand befindet sich eine niedrige Plattform. Auf dieser nimmt die Pandita Platz; sie ist ganz in Weiß, im Mahratta-Stil gekleidet. Sie sitzt auf dem Fußboden, ein Schemel mit Lampe und Bibel ist neben ihr. Form oder Disciplin wird augenscheinlich nicht erzwungen. Doch ist alles ordentlich und ruhig. Nach dem Eingangsgebet wird ein indisches geistliches Lied mit Mahratta-Melodie gesungen. Dann hält Pandita Ramabai eine Art Bibelerklärung, bei welcher auch die Helferinnen und die älteren Schülerinnen hier und da mitreden. Dann folgt eine Art Betstunde, welche wenigstens $\frac{1}{2}$ Stunde oft länger dauert. Das Gebet und das Studium der Bibel ist überall im Vordergrund im Tageslauf in Mukti, alles wird diesem einen Hauptgedanken untergeordnet. Dicht bei der Pandita sitzen ihre verheirateten „Kinder“ mit ihren Männern, die älteren Helferinnen und der Sekretär.

Dieser ist ein einzigartiger Mann und verdient, daß wir ihn uns etwas näher ansehen. Er ist seit 12 Jahren Ramabais Gehilfe, und war liberal gesinnter Brahmine, der zweite, der es gewagt hatte, eine Witwe zu heiraten. Da er zuerst in ihre Dienste trat, als sie noch recht freie religiöse Ansichten hatte, konnte er ganz und gar mit ihr Hand in Hand gehen, vertraute auch seine Töchter ihr zur Erziehung an. Als ihr Leben aber eine entschiedene gläubige Wendung nahm, wurde er innerlich ihr Gegner; aber doch übte ihre geisteserfüllte Persönlichkeit einen solchen Einfluß auf ihn aus, daß er sie nicht verlassen konnte. Er riet all ihren Pflegebefohlenen, in der Scharada Sadan wohl alle die Vorteile zu benutzen, die sich ihnen hier darböten, aber sich auf keinen Fall von den religiösen Ansichten der Ramabai beeinflussen zu lassen. Seine eigene Tochter, welche nahe daran war, Christin zu werden, verheiratete er an

einen bigotten Hindu, und es gelaug ihm, sie völlig umzustimmen. Innerlich aber arbeitete der Geist Gottes an seiner Seele, und als er die wunderbaren Glaubensthaten der Pandita vor 4 Jahren sah, ergab er sich so zu sagen auf Gnade und Ungnade. Was er seitdem der Pandita gewesen ist, läßt sich gar nicht sagen. War er bis dahin ihr Geschäftsführer, ihr selbstloser Freund und Berater in allen weltlichen Angelegenheiten, so ist er jetzt ihr treuer Mitkämpfer im Glauben und Gebet, im vollsten und tiefsten Einverständnis mit ihr, ein Mann, erfüllt vom Geiste Gottes, durchdrungen von der Liebe Christi und sich verzehrend in seinem Dienst. Sein schönes, heiteres und vergeistigtes Gesicht ist ein Zeugnis des Geistes, der in ihm wohnt. Alle Frauen und Kinder nennen ihn dada (Bruder) und lieben ihn als solchen. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht stets unermülich, frisch und fröhlich, ohne einen Gedanken für sich selbst, fleht man ihn überall. Aus Kaste und Familie ist er ausgestoßen; aber Mukti ist seine Heimat, seine Welt. Eine andere, nicht weniger bedeutende Helferin von Pandita Ramabai ist Miß Abrams, eine Amerikanerin, die augenblicklich nötige Ruhe in ihrem Vaterlande genießt.¹⁾

Nach der Morgenandacht, um ungefähr 6 oder $\frac{1}{2}$ 7 Uhr findet in zwei großen Hallen das Frühstück statt; zwischen den beiden Hallen befindet sich die Küche, wo man Kessel sieht, so groß wie Badewannen, und Löffel, so lang wie Speere. Die kleineren Kinder, etwa 700, sitzen in sechs langen Reihen, ein jedes mit einer Blechschüssel und Blechbecher. Die Frauen, die das Kochgeschäft haben, und die Aufseherinnen teilen das Essen aus; jedes Kind bekommt eine gute Portion Reis, und das übliche Pfefferwasser und Curry, aus Gemüse, und zweimal in der Woche aus Fleisch bereitet. Die größeren Mädchen und Frauen, etwa 800, sind in der anderen Halle und empfangen ihr Essen in derselben Weise; die Köchinnen und Aufseherinnen essen, nachdem die anderen ihr Mahl beendet haben. Für die Gäste, Lehrerinnen und älteren Vorgesetzten giebt es eine besondere Küche und Köchin; nebenan ist ein vollständig leeres Zimmer, wo Ramabai und ihre Gäste essen. Für die Europäer wird kein Unterschied gemacht, alle sitzen auf der Erde; ihr Mahl, Reis und Curry, wird in einer großen, flachen Metallschüssel ihnen vorgesetzt und mit den Fingern gegessen. Ein entzückendes kleines Geschöpf, 3 Jahre alt, Krupa, ein

¹⁾ Diese Miß Abrams hat gleichfalls einen sehr instructiven Artikel über „Ramabais Werk für Indiens Witwen“ geschrieben, der in der Miss. Review (1901, 338) erschienen ist.

Brahminenkind, das Ramabai übergeben wurde, als es erst 10 Tage alt war, hat besondere Rechte. Sie nennt Ramabai „Vater“, und ihre Schwägerin „Mutter“; sie sitzt an dem entgegengesetzten Ende von Ramabais Schüssel und ist mit ihr zusammen; aus einer eigenen Schüssel mag sie nicht essen.

Der Tag der großen Schar ist sorgfältig eingeteilt; jede Aufseherin hat etwa 50 zu beaufsichtigen und zu sehen, daß sie zur rechten Zeit ihre Pflichten erfüllen. Zwei Stunden am Morgen und zwei Stunden am Nachmittag ist Schule. Die mehr Begabten haben die volle Zeit, die weniger Begabten nur die Hälfte, während welcher Zeit sie hauptsächlich in der Bibel und im Nähen unterrichtet werden. Es ist natürlich unmöglich, einen Plan für alle, die Hunderte zu haben, während z. B. eine Abtheilung Hausarbeit besorgt, hat eine andere Schule, eine andere wäscht ihre Kleider 2c. Eine große Anzahl lernen weben, die Geschickteren lernen Stickerie, sind aber noch sehr zurück darin. Um 12 Uhr findet eine kleine Mahlzeit statt, die gewöhnlich nur aus getrocknetem Korn oder einem aus indischem Getreide gemachten Brot besteht. Der Herr hat Ramabai in diesem dürrn Lande herrliche Brunnen geschenkt, die das Wunder der Umgegend sind. Ramabai, ohne mit irgend jemand zu beraten, ließ an drei Stellen bohren; nachdem man etwa dreißig Fuß tief gebohrt hatte, kam man auf soliden Felsen, und die Arbeiter weigerten sich, fortzufahren und jedermann dachte im stillen, daß diesmal doch die Pandita sich getäuscht hätte. Sie jedoch wurde keinen Augenblick irre, und ließ, was sonst noch nie gethan war, die Felsen sprengen. Als man vierzig Fuß tief war, und noch kein Wasser zum Vorschein kam, fand ein neuer Streik statt. Doch Ramabai blieb fest und machte die Bedingung, noch zwei Fuß tiefer zu graben. Und siehe, das Wasser, das allen anderen zur Fabel geworden war, sprudelte im Überfluß, klar und frisch aus dem Felsen hervor. Nach diesem ersten Wagnis war es nicht schwer, die Leute zu überreden, noch zwei andere, ebenso erfolgreiche Versuche zu machen. Das Wasser ist so reichlich, daß es 1750 Menschen täglich zum Kochen, Trinken und Baden genügt, sowie all die Felder bewässert, die zu Mukti gehören. Die Methode, das Wasser zur Oberfläche zu befördern, ist sehr primitiv. Eine Büffelhaut wird, von zwei Ochsen gezogen, beständig herabgelassen und gefüllt wieder heraufgezogen und in Stein-Reservoirs geleert, von denen aus kleine Kanäle nach allen Richtungen gehen. — Bei einem Brunnen ist der Badeplatz der Frauen und Kinder, von Bambus-Matten umschlossen. Sie gehen in Gruppen von je 50, und jede Gruppe hat eine halbe

Stunde Zeit, so daß das Baden während der Mitte des Tages etwa acht Stunden, von 8 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags währt.

Einige der Frauen helfen bei der Bauarbeit, andere im Garten, wieder andere bei der Feldarbeit. Eiserne Regeln lassen sich natürlich nicht niederlegen; denn erstens ist alles noch zu neu, zweitens kann man orientalische Verhältnisse nicht mit europäischem Maß messen. Ramabai ist, obwohl eine hochgebildete und vielgereiste Frau, doch eine Indierin und kann und will nichts anderes sein. Kein Europäer ist imstande gewesen, ähnliches zu verrichten, eben aus dem Grunde, daß er Europäer war und daher nicht, so sehr er es auch wünschte, den indischen Verhältnissen sich gänzlich anpassen, in den indischen Geist sich gänzlich versenken konnte.

Um 5 Uhr ist die zweite Hauptmahlzeit des Tages, bei der alles sich verhält wie bei der Morgenmahlzeit. Das Kochen wird von je 12 Frauen besorgt, die alle Monat wechseln, so daß also während des Jahres etwa 150 Frauen an die Reihe kommen. — Die Abendandacht ist nicht gemeinsam, sondern die Aufseherinnen sammeln ihre Schar um sich; ziehen es mehrere Aufseherinnen vor, ihre Gruppen zusammenzuziehen, so steht ihnen das frei; auch der Gang und die Ordnung der Andacht bleibt ihnen überlassen. All diese Aufseherinnen, von den Kindern „Mutter“ oder „Schwester“ genannt, 400 an der Zahl, sind Ramabais „alte Kinder“, und sie arbeiten mit einer Freude, einer Hingebung und Liebe, die man selten in Indien, selbst unter langjährigen Christen findet; zwei große Motive sind die Triebkraft: das eine die Liebe Gottes, die ausgegossen ist in ihre Herzen durch den heiligen Geist, das andere das herrliche Beispiel der „großen Mutter“, zu der sie alle mit liebender Begeisterung aufschauen, und die ihr Leben im Gebet und in der Arbeit für diese „Kinder“ verzehrt.

In Verbindung mit Mukti ist ein Heim für Gefallene, welches über 300 Frauen und Mädchen enthält. Die Gestalten hier sind so jammervoll, so entsetzlich, daß sich das Bild wie mit Feuer in die Seele einbrennt. Skelette, von Krankheit halb zerstörte und entstellte Körper, entsetzliche Eindrücke für Ohr, Auge und Nase rings herum. All diese Unglücklichen sind Opfer der Hungersnot, oder vielmehr der die Hungersnot begleitenden Laster und Lüste. Etwa 100 dieser Unglücklichen sind in hoffnungslosem Zustande und sterben dahin. Andere erholen sich langsam; viele sind anscheinend ganz gesund und kräftig. Diese 300 sind streng abgeschlossen von den übrigen Anstalten. Es zerreißt einem das Herz,

zarte Kinder von 9 und 10 Jahren hier zu sehen, die für immer ruiniert sind. Auch an dieser Stätte des Elends hat der Herr Großes gethan. Neue Hoffnung leuchtet aus den schon erloschenen und durch Krankheit getrübbten Augen. Der Herr rief voriges Jahr eine indische Christin, eine Krankenpflegerin, Miriam Bai zu dieser Arbeit. Sie war eine Witwe und hatte eine lukrative Anstellung in einem Regierungshospital; aber sie wurde plötzlich von dem Wunsch befeelt, sich ohne Hoffnung auf äußeren Vorteil dem Herrn zur Verfügung zu stellen. Dies war zur selben Zeit, als Ramabai um eine solche Persönlichkeit den Herrn bat, und so führte er ihr Miriam Bai zu. Zuerst zwar wollte sie fast verzagen, als sie ihre Riesenaufgabe sah; aber Ramabais begeisterndes Beispiel und Erbarmen mit den armen Leidenden half ihr darüber hinweg, und jetzt ist sie stets frisch, fröhlich und unverzagt bei ihrer schweren Arbeit, die der Herr sichtbar segnet. Außer dieser Heimstätte hat sie auch das Hospital unter sich, wo es stets über 100 Patientinnen, manchmal über 200, giebt; denn man kann sich leicht vorstellen, wie zart die Gesundheit der meisten noch ist, und wie oft sie an Fieber, Erkältungen und anderen Krankheiten leiden; besonders Hautkrankheiten sind sehr häufig.

Ramabai hat nun das Prinzip, in ihrem Krankenhaus keine Medizin zu geben; Diät und sorgsame Überwachung, Reinlichkeit und gute Luft thun das ihrige; verlangen die Patientinnen nach ärztlicher Behandlung, so werden sie in eins der Puna-Hospitäler gebracht. Gegen diese Methode ließe sich nun allerdings vieles einwenden, allein Ramabai ist eine Frau von starkem Charakter und unerschütterlichen Überzeugungen; und man fühlt jedenfalls, man muß vorsichtig sein, das Verhalten einer Persönlichkeit, die der Herr in so wunderbarer Weise gebraucht und zum Segen gesetzt hat, zu kritisieren. Es wurden mir Fälle gezeigt, die allerdings Zeugen einer wunderbaren Heilung sind, wie z. B. ein Kind, das am Zungenkrebs litt und dessen Mundhöhle eine Masse von Eiter war, und welches nach Gebet und Salbung in kurzer Zeit geheilt wurde. Die Zunge ist tatsächlich einen Centimeter zu kurz, und man kann deutlich die Vernarbung sehen.

Wir müssen aber noch einmal auf die Scharada Sadan zurückkommen. Dieses Institut in Puna zählt ungefähr 100 Schülerinnen, außerdem wird die sehr gute Schule von vielen Hindu-Mädchen und Frauen hoher Kaste besucht. Die am weitesten fortgeschrittenen und bildungsfähigen Mädchen von Redgaon werden nach Puna gesandt, wo sie nach absolviertem Schul-Kursus matrikulieren. Sehr tüchtige Lehrkräfte,

alle von entschieden christlicher Richtung sind hier thätig, Ramabais Tochter, Manōrama, die jetzt 20 Jahre alt ist, kam voriges Jahr aus Amerika zurück, um ihrer Mutter zu helfen. Sie lebt in der Scharada Sadan und beweist schon jetzt eine Umsicht und Tüchtigkeit, welche zeigt, daß sie würdig ist, in die Fußstapfen ihrer einzigartigen Mutter zu treten.

Pandita Rambai und ihr wunderbares Werk thut mehr als viele europäische Missionare thun können; sie zeigt, was eine vom Heidentum bekehrte und von Gottes Geist erfüllte Seele durch Seine Gnade leisten kann; ihre Liebesarbeit und der sichtbare Segen, der darauf ruht, zeugen beredter als 100 Predigten es thun können von der Wahrheit und Wirklichkeit der Gottesverheißungen. Mukti ist ein beredter und überwältigender Zeuge für alle, welche hören und sehen wollen. Möge Gott noch viele der Söhne und Töchter Indiens, welche zum lebendigen Glauben gekommen sind, zu solchem großen Werk berufen und begnadigen, und möge Sein lebenbringender Geist auf alle christlichen Gemeinschaften in Indien ausgegossen werden.¹⁾ —

Chronik.

Zwei neue Missionskonferenzen. Schon im Mai vorigen Jahres fand in Sorb, einem kleinen Oberamtsstädtchen am oberen Neckar, einem günstigen Eisenbahnknotenpunkt der Schwarzwaldgegend, eine Konferenz statt. Vorträge hielten Stadtpfarrer Haller-Tuttlingen über „Die Einführung der Mission in das kirchliche Leben“, und Missionsinspektor Ehler-Basel über „Die Verschiedenheit der Missionsgebiete in ihrer Bedeutung für die Gestaltung der Mission“. Gleichzeitig wurde die Konstituierung der Konferenz beschlossen und einige Vertrauensmänner mit den weiteren Vorbereitungen beauftragt. In diesem Jahr behandelte Pfarrer Daur-Deckenpfrou „Die Pflege des Missionslebens in den heimatischen Gemeinden“ und Missionssekretär Würz-Basel sprach über das Thema „Wie steht es um die Mündigkeit unserer heidenchristlichen Gemeinden.“ Außerdem wurden Sitzungen beraten und einige Anträge an das Basler Missionskomitee gestellt. Die neue Konferenz tagt

¹⁾ In dem erwähnten Aufsatz der Miß Abrams wird am Schluß mitgeteilt, was aus den 1700 Mädchen bezw. Witwen der Pandita Rambai wird, wenn sie erwachsen sind. Sie werden als Ehefrauen, Bibelfrauen, Lehrerinnen, Krankenpflegerinnen, Senana-Missionarinnen sehr gesucht und treten in das Hindu-Leben als Reformerinnen ein, deren machtvoller Einfluß der herrlichste Lohn für die hingebungsvolle Arbeit ihrer „großen Mutter“ ist. D. S.

jährlich an einem Donnerstag zwischen Ostern und Pfingsten. In beiden Jahren dürfte die Konferenz zwei theologische Professoren in ihrer Mitte begrüßen. Vorsitzender ist Dekan Römer-Nagold, früher Missionssekretär in Basel; Schriftführer Stadtpfarrer Haller-Tuttlingen; von den übrigen Vorstandsmitgliedern erwähnen wir Prof. Dr. Häring-Lübingen. Das Eigentümliche der Horber Missionskonferenz im Vergleich mit den norddeutschen Konferenzen liegt in ihrer räumlichen Beschränkung. Sie umfaßt nur den südwestlichen Teil des Schwabenländchens. In anderen Gegenden des Landes bestehen einige nicht organisierte Konferenzen. Innerhalb des Gebiets, welches sich ausschließlich oder doch vorzugsweise zur Baseler Missionsgesellschaft hält, ist die Horber Konferenz die erste konstituierte.

Nur 5 Tage nach der konstituierenden Versammlung in Horb trat am 7. Mai in Düsseldorf die erste niederrheinische Missionskonferenz zusammen. Referate wurden gehalten von Missionsinspektor Dr. Schreiber-Barmen über „Die Mission ein Beweis für die Wahrheit unseres Glaubens“ und von Stadtpfarrer Haller-Tuttlingen über „Aufgabe und Bedeutung der Missionskonferenzen“. Die Konferenz soll am Abend vor der niederrheinischen Pastoralkonferenz auch in Zukunft stattfinden. Vorsitzender ist Pastor Müller-Barmen. S.

Vom 29. Mai — 2 Juni d. J. fand in Stockholm die erste „allgemeine schwedische Missionärskonferenz“ statt, an welcher die in der Heimat befindlichen Missionare des Missionsbundes, der Vaterlandstiftung, der schwedischen Mission in China, des Heiligungsbundes, der skandinavischen und der internationalen Allianzmission, der schwedischen Baptisten, einige 60, dazu Mitglieder der verschiedenen Missionsvorstände und andere eingeladene Gäste (darunter Prinz Bernadotte) teilnahmen. Die Anregung dazu war von Missionar Saman vom Missions-Bunde ausgegangen. Die Verhandlungen waren an den Vormittagen geschlossen, an den Nachmittagen öffentlich. Die Verhandlungsgegenstände waren teils biblische Fragen (wie Bedeutung der Mission für die Wiederkunft Christi) teils Fragen aus dem Missionsleben draußen wie in der Heimat; in den öffentlichen Versammlungen wurden auch Berichte aus den verschiedenen Missionsgebieten gegeben. Die Verhandlungen waren vom Geiste der Einigkeit und des Friedens erfüllt; es wurde sogar der Gedanke einer Vereinigung der verschiedenen Missionsgesellschaften in Schweden ausgesprochen. — Nachdem schon im März 1899 eine Konferenz von schwedischen in China arbeitenden Missionaren in Stockholm stattgefunden, deren Verhandlungen in Druck erschienen sind, ist diese erste allgemeine Missionärskonferenz auch ein Zeugnis für das Wachsen des Missionsfinnes in Schweden, wie andererseits ein Mittel es weiter zu befördern und eine Annäherung der verschiedenen für die Heidenmission arbeitenden Kreise zu bewirken. B.

Der Mai dieses Jahres bedeutet für die Mission auf Madagaskar den Abschluß einer Epoche. Es ist bekannt, wie in der Krisis der Jahre 1895—1897 die Pariser M.-G. in den Riß trat, als die französische Regierung nach der Eroberung Madagaskars seitens der Londoner Missionare und der in ihrer Pflege befindlichen Christen politische Intriguen befürchtete und darum den Jesuiten mehr als freie Hand ließ, auf welchem Wege auch immer sie wollten, die evangelische Mission zu

zerstören. Infolge der mancherlei sofort einzuführenden, namentlich auf französischen Unterricht abzielenden strengen und chikanösen Regierungs-Verfügungen mußte 1897 die Londoner M.-G. ihre Schulen in der Provinz Betsileo der Pariser Gesellschaft übergeben. Nunmehr, nach 4 Jahren, hat diese das gesamte Schulwesen der genannten Provinz den Londonern zurückzugeben vermocht. Es handelt sich in den vier Distrikten Ambohimandroso, Malangina, Farindrano, Ambohimahason um insgesamt 268 Schulen mit 7649 Schülern und 24 staatlich geprüften und anerkannten Lehrern.

Es ist durch das hilfreiche Eintreten der Pariser Mission in Betsileo Großes erreicht, wenn man auch nur auf das Greifbare blickt: Alle von der katholischen Mission mit Beschlag belegten Gotteshäuser sind der protestantischen Mission zurückgegeben; wo vor 1895 sich Kirchen befanden, sind sie wieder hergestellt: außerdem sind für die Predigt des Evangeliums neue Stätten errichtet und schließlich ist in Betsileo sowohl die Gewissensfreiheit als auch der religiöse Frieden gesichert.

Das Komitee der Basler M.-G. hat neuerdings zwei wichtige Beschlüsse gefaßt. Der eine betrifft die Asante-Mission. Um dieselbe nach Beendigung des Krieges wieder aufzunehmen, wurden zunächst die Außenstationen unter denjenigen Stämmen, die sich am Aufstand nicht beteiligt hatten, so weit als möglich mit eingeborenen, mit der Arbeit in Asante vertrauten Gehilfen wieder besetzt. Sie werden von Ahetifi aus überwacht. Nunmehr aber ist beschlossen, daß die heldenmütigen Geschwister Ramsfeyer, die dazu von Herzen gern bereit sind, im Herbst wieder nach Kumase hinausziehen. Hier in der Hauptstadt des Landes, soll auf dem Missionsgrundstück ein Haus für das Ehepaar gebaut werden. Außerdem hat sich das Komitee zur Errichtung einer Hauptstation im nördlichen Asante an einem noch auszuwählenden Plage entschieden.

Der andere Beschluß betrifft Kamerun. Hier soll an einem gleichfalls noch zu bestimmenden Orte im Gebiete des Dibombeflusses zwischen Mangamba und Nyasoso, wo die Thüren augenscheinlich offen stehen, eine Hauptstation — das ist dann die zehnte! — angelegt werden.

Ein neues Missionsfeld der Rheinischen Mission? — Die Generalversammlung der Rheinischen M.-G. erteilte im vorigen Jahre die Ermächtigung, „eventuell auf den der südlichen Hälfte der Westküste Sumatras vorgelagerten Mentawai-Inseln mit der Missionsarbeit zu beginnen“. Hingewiesen wurde die Rheinische Mission, abgesehen davon, daß die Inseln unmittelbar vor der Thür ihrer Sunda-Mission liegen, durch den Hafenmeister v. d. Wette von Padang. Dieser schickte eine Lanze ins Barmer Missionshaus und schrieb dabei: „Mit dieser Lanze haben die Mentawai-Leute einen Mann von einem chinesischen Handelsboote getötet. Die Menschen sind da noch alle rohe Heiden. Wann werden auch diese armen Leute das Evangelium hören?“ Dazu kam, daß die Rheinische Mission von verschiedenen Beamten und Gouverneuren direkt zur Aufnahme der Missionsarbeit auf den Mentawai-Inseln aufgefordert wurde und daß der Gouverneur den Inspektor Dr. Schreiber auf seiner jüngsten Inspektionsreise fragte: „Wann werden Sie denn die Arbeit auf Mentawai beginnen?“ Außerdem ist bereits eine beträchtliche Summe für den Beginn der

Arbeit gesammelt und selbst für die Fortführung des Werkes sind seitens holländischer Damen größere Beiträge zugesichert. Besonders scheinen sich die Königin Wilhelmina und die Königin-Mutter für eine Mission auf Mentawai zu interessieren. Sie haben auf 5 Jahre je 250 bezw. 200 Gulden „als Gehalt für einen eingeborenen Evangelisten von Nias oder Sumatra für die Missionsarbeit“ auf den Inseln gezeichnet. Schließlich kommt noch die Erwägung hinzu, daß die Inseln jetzt mehr und mehr in den Weltverkehr hineingezogen werden und es deshalb hohe Zeit ist, ihnen das Evangelium zu bringen. Für die drohende Gefahr spricht das Beispiel der Insel der Gruppe Segano, die vor 20 Jahren noch 3000 Einwohner zählte. „Seit die Insel aber der Anlegeplatz für die Dampfer geworden ist, sind die Menschen durch eingeführte schlechte Krankheiten bis auf 800 ausgestorben.“ Da es auf den nördlichen Inseln noch nicht so steht, ist Aussicht vorhanden, daß die Mission deren Bewohnern noch helfen kann. Durch all dieses ist die Rheinische Mission veranlaßt worden, im Verfolg jenes Beschlusses der vorjährigen Generalversammlung zwei nach Nias bezw. Sumatra zurückkehrende Missionare, Kramer und Lett, mit einer Untersuchungsreise auf den Mentawai-Inseln zu beauftragen. Sie sind am 17. Mai in Padang angekommen und haben von dort aus, durch mancherlei Umstände ernuntert, sich nach den Inseln aufgemacht. M.

Es ist bekannt, wie die Engländer in Südafrika während des Krieges deutsche Missionare behandelt haben; auch in Ostafrika haben englische Beamte eine sehr unfreundliche Stellung gegen evangelische Missionare eingenommen. In Rismanu, das der Ausgangspunkt für die Mission der Stockholmer Vaterlands-Stiftung unter den Galla werden soll, hatte Missionar Cederquist unter vielen Schwierigkeiten ein schönes Haus außerhalb der Stadt gebaut, aber während die Somali mehr und mehr Vertrauen zu ihm faßten, begegnete der englische Unterkommissar, Mr. Jenner, ihm mit Feindschaft. Trotzdem Cederquist von dem Generalkonsul Sir Hardinge Erlaubnis erhalten hatte, eine Untersuchungsreise zu den Vorranna-Galla nach Bajir zu unternehmen, sandte Mr. Jenner ihm Soldaten nach, welche ihn mit seinem Begleiter Engdahl und seinen Leuten zurückbringen sollten. Cederquist mußte umkehren, Jenner ließ seine Leute in Ketten legen und erklärte ihn und Engdahl für Gefangene, welche verhört und bestraft werden sollten. Natürlich wendete sich C. an den Generalkonsul in Sansibar, der Jenners Verfahren mißbilligte und ihm empfahl, gemäß den Vertragsbestimmungen den Missionaren Freiheit zu lassen. Bald darauf wurde Jenner, durch sein Auftreten bei den Somali verhaßt, auf einem Zuge ins Innere von den Somali ermordet. Die Engländer sahen hierin eine Gemalthat der Somali überhaupt, während die Hauptstämme nicht daran dachten, gegen sie etwas zu unternehmen — war doch Jenner von Somali-Häuptlingen selbst vorher gewarnt worden. In Rismanu wurde Belagerungszustand proklamiert, das schwedische Missionshaus vor der Stadt wurde von Soldaten besetzt und die Missionare mußten es verlassen, obwohl sie ihre Vorräte dort hatten. Auf ihr Ansuchen wurde ihnen erlaubt, ihr Haus zu besuchen; als aber die Missionare Olsson und Knutson einmal das Haus betreten wollten, wurde ihnen der Eintritt verboten und in der dadurch verursachten Verhandlung wurden sie angewiesen, Rismanu zu verlassen, so lange die kriegerischen Operationen dauerten; angeblich

sollte nur Cederquist die Erlaubnis erhalten haben, das Haus zu betreten. So mußten Olsson und Knutson abreisen; Engdahl, in der ungefunten Wohnung in der Stadt krank geworden, mußte seiner Gesundheit wegen fort, und so blieb nur Cederquist zurück, der durch ärztliche Thätigkeit eine vorbereitende Arbeit ausübt. Später ist ein Wechsel der englischen Unterkommiffare in Risimayn eingetreten und man hoffte hiervon eine günstige Wendung für die Sache der schwedischen Mission.

B.

Litteratur = Bericht.

1. Chatterton. The story of fifty years' mission work in Chhota Nagpur. London, Soc. f. Promoting christ. knowledge 1901. 4 Sh. — Der Verfasser giebt uns in dem hübsch ausgestatteten, seiner Mutter gewidmeten Bande eine Geschichte der anglikanischen Mission in Chhota Nagpur. Er behandelt dieselbe aber im Zusammenhange mit den Gossnerschen Anfängen der Kolmission, und betrachtet sie als ein von den sonstigen Missionen der S.-P.-G. in manchen Beziehungen abweichendes, eigenartiges Werk, dem man, soweit dies mit anglikanischen Ordnungen verträglich ist, gern sein eigentümliches Gepräge bewahren wollte. Den deutschen Leser, der von hochkirchlicher Seite einen ganz anderen Ton gewohnt ist, kann die ganze Darstellung angenehm berühren. Selbst die Geschichte der unglücklichen Spaltung ist so behandelt, daß sich ein Streben nach Unparteilichkeit nicht verkennen läßt. Daß er die letztere nicht völlig erreicht, indem er bei den älteren Missionaren die bedenklichen Fehler überfieht, an denen das ganze Werk für die Zukunft hätte kränken müssen, und andererseits den jüngeren Missionaren, die treu zu ihrer heimatlichen Leitung hielten, nicht ganz gerecht wird, mag erklärlich erscheinen. Jedenfalls erkennt er die Hauptschuld an dem Bruche zutreffend in dem . . . Verhalten des damaligen Visitors. Er möchte „die Kontroverse begraben mit der Bemerkung: Ohne Zweifel waren Mißgriffe und Mißverständnisse auf beiden Seiten.“ Nur zur Rechtfertigung des Bischofs fügt er eine kurze Erklärung hinzu darüber, daß dieser unter den vorliegenden Umständen nicht anders handeln konnte. Daß er sich vor dem entscheidenden Schritte bemüht hatte, mit dem Visitor sich auszusprechen, während jener diesen Bemühungen geifentlich aus dem Wege ging, wird man für weitere historische Erörterungen registrieren dürfen. Die Missionswissenschaft wird wohl noch auf jene traurigen Ereignisse zurückzukommen Gelegenheit haben. Es wird noch deutlicher darzutun sein, wie sie in der verfehlten Missionsmethode Gossners ihren Grund hatten. Wenn heute auch kein Sachkenner mehr über die letztere in Zweifel sein kann, so hat man doch aus Pietät gegen den Mann, dessen Wirken so reich gesegnet war, zuviel darüber geschwiegen. Wenn jemand einmal über die Kinderkrankheiten unseres deutschen Missionslebens eingehendere Untersuchungen anstellen wollte, was auch für die jetzige Entwicklung recht heilsam sein würde, sollte er auch jene Methode näher erörtern. Einiges bisher zurückgehaltene Material dürfte dabei zu erwarten sein.

Von dieser Abschweifung zu dem vorliegenden Buche zurückkehrend können wir uns nur freuen über die wohlwollende, anerkennende Stellung, welche der Verfasser

der jetzigen „Lutherischen Kolmissionsion“ gegenüber einnimmt. Nicht alle Vertreter der anglikanischen haben immer solch Wohlwollen bewiesen. Es ist von jener Seite viel bittere Rivalität und geringschätzigige Rücksichtslosigkeit vorgekommen. Gebe Gott, daß immer mehr ein friedliches, freundliches Nebeneinanderarbeiten der beiden Missionen die Oberhand gewinnen möge.

Den gemeinsamen Feind, die Jesuiten, charakterisiert der Verfasser treffend. Ihre Anhänger sollen jetzt 60 000 zählen.¹⁾ Die Gohnersche Mission zählt mit Einschluß der Taufbewerber jetzt 63 600. Ch. giebt 40 000 Getaufte an, während die anglikanische nur 14 000 und 1000 Katechumenen zählt.

Bemerkenswert ist die gesunde Auffassung der unter den Kolis vorhandenen Bewegung zum Christentume hin, der er ein besonderes Kapitel gewidmet hat. Er verbindet dabei volle Nüchternheit mit richtiger Wertschätzung der heutigen Zustände und zuversichtlicher Hoffnung auf die weitere Entwicklung.

Es ist aber nicht allein die Kolmissionsion behandelt. Der Verfasser selbst gehörte der Dublin-Universitäts-Mission an, die zu Sasaribagh durch eine Brüder- und Schwesternschaft in Schule, Kranken- und Waisenpflege, sowie auch in Basaar- und Distriktpredigt wirkt, ohne daß es ihr gelungen wäre, auf die Aborigines jenes Gebiets (bekanntlich Santhals, unter denen die Gohnersche Mission zu Singhani und Djala arbeitet), einen durchschlagenden Einfluß zu gewinnen. In 9 Jahren sind noch keine Erwachsenen, sondern nur Hungerwaisen getauft worden. Eine zweite Station wird jetzt zu Tschitarpur, südlich von Djala, angelegt.

Ob es nicht weiser wäre, die in dieser Arbeit für Hindu und Mohammedaner aufgewendeten Kräfte und Mittel lieber den Kolis zuzuwenden, bei denen die Thüren so weit aufgethan sind, darüber sagt der Verfasser nichts. Sein Schluß freilich gilt der Kolmissionsion, von der er noch weiteres hofft für die Christianisierung der indischen Völker.

Das Buch ist mit 30 guten Autotypien illustriert; auch ist eine ausführliche Karte beigegeben, auf der auch die lutherischen und die katholischen Stationen verzeichnet sind. Freilich fehlen bei den ersteren die neuen Gründungen, welche nach Anlegung von Tschakradharpur erfolgten. R. Gr.

2. Ecumenical Missionary Conference New-York 1900. Durch den in dieser Zeitschrift veröffentlichten Bericht (1900, 116. 430. 471) sind die Leser über die Großartigkeit der im vorigen Jahre zu New-York abgehaltenen „Welt-Missionskonferenz“ bereits unterrichtet. In zwei starken Bänden liegt nun — schon seit längerer Zeit, die Anzeige kommt durch Versehen etwas verspätet — der authentische Bericht über die in mehr als 70, an verschiedenen Orten stattgefundenen Sessionen verhandelten Gegenstände vor. Abgesehen von der Einleitung, die ziemlich

¹⁾ Wohl zu hoch. Nach den *Missiones Catholicae pro 1901* p. 212 wird für die gesamte (katholische) Missionsprovinz Kalkutta die Zahl aller Katholiken mit 54 290 + 17 978 Katechumenen angegeben. Wie viele davon auf die Kolmissionsion entfallen, ist leider nicht kenntlich gemacht. Jedenfalls ist der früheren Hochflut gegenüber eine große Ebbe eingetreten. Nach den „Kath. Missionen“ 1897, 175 gab es 27 719 getaufte katholische Kolischriften und 5436 Katechumenen.

ausführlich die „Geschichte“ der Konferenz enthält und von den 6 Appendices, unter denen die Missions-Gesamtstatistik und Bibliographie die wichtigsten sind, bringt der vorliegende Bericht 161 Vorträge samt den Diskussionen, die sich an die meisten derselben angeschlossen haben. Diese erdrückende Fülle von Material, die eine fast allseitige Missions-Encyclopädie repräsentiert, ist aber sehr übersichtlich nicht sessionenweise, sondern nach ihrem Inhalte so geordnet, daß die vorliegenden Protokolle leicht als ein Nachschlagebuch gebraucht werden können, welches besonders über alle wesentlichen missions-theoretischen Fragen wenn auch nicht immer genügende Belehrung, so doch orientierende Auskunft giebt. Die betreffenden drei Hauptteile sind überschrieben: 1. The missionary idea, d. h. die Begründung, die inneren Motive und Kräfte, die heimatlichen Wurzeln, die Organe und Organisation und die Beziehungen der Mission zu Wissenschaft, Politik, Handel etc. in 14 Kapiteln und 51 Referaten; 2. Survey of the field, d. h. geschichtliche Überblicke teils allgemeinsten Art, teils über die Missionen verschiedener Nationalitäten und Kirchen, teils über eine Reihe von Missionsgebieten in 9 Kapiteln und 52 Vorträgen; und 3. The missionary work, d. h. der Missionsbetrieb mit seinen Problemen, Aufgaben, Mitteln und Erfolgen in 13 Kapiteln und 58 Referaten. Die Vorträge sind natürlich sehr verschiedenwertig; viele enthalten nichts als missionsfache Gemeinplätze, andere sind zu kurz, als daß sie in die Tiefe ihrer Gegenstände hätten eindringen können, aber ein bedeutender Prozentsatz bietet Gediegenes für die geschichtliche und namentlich für die theoretische Missionskunde von bleibendem Werte. Wenn man auch wiederholen muß, was in dieser Zeitschrift über die Programme der früheren großen englischen Missionskonferenzen gesagt worden ist: weniger wäre mehr gewesen, so liegt in diesen Protokollen doch ein Schatz namentlich für die Missionsfachleute, für dessen Darbietung man nicht dankbar genug sein kann. Dazu ist der Preis so billig gestellt, er beträgt nur 5 Mk., daß auch in Deutschland eine weite Verbreitung des Buches ermöglicht ist.

3. **Warned:** „Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart“. Siebente Auflage. Berlin 1901. 5, geb. 6 Mk. Diese neue, jetzt auf 386 mit Einschluß des Registers auf 410 Seiten angewachsene Auflage erscheint wieder in wesentlich verbesserter Gestalt, abgesehen davon, daß sie Geschichte, Statistik und Literatur bis zur Gegenwart fortführt. Auch an Richtigkeit, Zuverlässigkeit und Übersichtlichkeit hat sie hoffentlich noch gewonnen. Bei dem Umfange und der Lückenhaftigkeit des Quellenmaterials bleiben freilich Defekte wie Irrungen unvermeidlich, namentlich bezüglich der Statistik ist das der Fall, zumal dieselbe noch dadurch erschwert wird, daß sich über die missionsstatistischen Grundbegriffe leider keine Einheit erzielen läßt. Gleichzeitig erscheint eine englische Übersetzung, die in der vorliegenden 7. Auflage bei unseren Vettern jenseits des Kanals hoffentlich weitere Verbreitung findet als die Übersetzung der 1. Auflage.

4. **Strümpfel:** „Was Jedermann heute von der Mission wissen muß?“ Mit 29 Illustrationen und einer Religionskarte von Grundemann. Berlin. 1901. 1 Mk. geb. 1,50 Mk. Daß von diesem Buche in wenigen Monaten 10000 Exemplare abgesetzt worden sind und bereits eine 2. Auflage (11. bis 15. Tausend) erschienen ist, darf wohl als Empfehlung gelten. Insofern ist es etwas Neues in

der Missionslitteratur als es etwas Ganzes von der Mission giebt, nämlich dem großen Publikum eine kurze allgemeine Missionskunde darbietet, welche sowohl aus der Missionslehre wie aus der Missionsgeschichte das Wesentliche enthält. Der auf 191 Seiten zusammengedrängte Inhalt ist sehr übersichtlich in 8 Hauptkapitel gegliedert, von denen jedes wieder in 2 bis 6 Unterabteilungen zerfällt: 1. Warum treiben wir Mission? 2. Wie wurde die heutige Missionszeit vorbereitet? 3. Was leistet die evangelische Christenheit für die Mission? 4. Wo arbeitet die evangelische Mission? 5. In welcher Weise arbeitet die evangelische Mission? 6. Was hat die evangelische Mission bis jetzt erreicht? 7. Mit welchem Hemmnissen kämpft die evangelische Mission? 8. Was hat in der Heimat zu geschehen? Mit der Übersichtlichkeit der Stoffgliederung verbindet sich eine Sachlichkeit der Stoffbehandlung, die ebenso frei von aller Phrasenhaftigkeit wie ausgezeichnet durch Klarheit und Verständlichkeit ist, wenn auch hier und da der Ton etwas volkstümlicher sein könnte. Nur hier und da sind einige kleine Irrungen untergelaufen, auf welche in verschiedenen Besprechungen bereits aufmerksam gemacht worden ist und die in der neuen Auflage wenigstens teilweise schon beseitigt sind. Für den Kenner der Missionskunde bringt das Buch inhaltlich allerdings nicht viel Neues. Es macht aber auch keinen Anspruch darauf, durch und durch eine originale Arbeit zu sein und es ist wohlthuend, daß der Verfasser in der Widmung das mit aller ehrlichen Bescheidenheit sagt. Nicht wenige Erzeugnisse unserer geschichtlichen wie theoretischen Missionslitteratur sind ähnliche kompilatorische Arbeiten, die im ausgedehntesten Maße sich mit fremden Federn schmücken; sie sagen es nur nicht, daß sie und woher sie die Federn entlehnt haben. Strümpfel beherrscht die Missionslitteratur und wenn er mit selbständigem, gesunden Urteil das Brauchbare aus ihr zu einer kleinen Missions-Encyclopädie in geschickter Weise für das große Publikum zusammengestellt hat, das von dieser Litteratur nichts oder nur sehr wenig weiß, so hat er ein dankenswertes Werk gethan, das unter Gottes Segen dazu mithelfen wird, die in den weitesten Kreisen unseres evangelischen Volkes noch immer herrschende große Missionsunkenntnis ein wenig zu beseitigen. — Die Ausstattung des Buches ist vornehm und der Preis fast beispiellos billig.

5. Burchardt: „Die Mission der Brüdergemeine in Missionsstunden.“ 4. Heft: Südafrika. Leipzig 1901. 1,50 Mk. Nachdem der Verfasser die Missionen der Brüdergemeine in den arktischen Regionen, in Suriname und Deutsch-Ostafrika in den drei ersten Heften seiner Missionsstunden behandelt hat, bietet er uns jetzt einen Einblick in das doppelseitige südafrikanische Missionsgebiet, dessen westliche Hälfte uns vornehmlich zu einer hottentottischen, dessen östliche zu einer kafferischen Bevölkerung führt. Was er giebt, ist wieder nicht eine zusammenhängende Geschichte der südafrikanischen Brüdermission, sondern Einzelbilder aus dieser Geschichte, aber charakteristische, lebensvolle, die die Eigenart der betreffenden Mission herausstellen und ihre Schwierigkeiten wie ihre mannigfaltigen Erfolge und Segnungen ins Licht stellen. Er thut dies als ein Mann, der seinen Stoff ebenso beherrscht, wie er mit dem missionarischen Kleinbetrieb vertraut ist und der eine ebenso anschauliche wie fesselnde Darstellungsgabe besitzt. In 12 Kapiteln wird der reiche Stoff untergebracht. Sie tragen folgende Überschriften: 1. Georg Schmidt (der Pionier der Hottentottenmission); 2. Das Jahr 1792 (der neue Missionsanfang); 3. England und Holland (die Stellung der Buren und der Engländer zur Mission);

4. Die Missionsstation Gnadenhal; 5. Befehrte Hottentotten; 6. Von den Hottentotten zu den Kaffern; 7. Erstlingsfrüchte aus dem Volk der Kaffern; 8. Krieg und Flucht (Bedrängnis und Läuterung der Gemeinde in Silo); 9. Zibi, ein Häuptling, der sein Volk zu Gott führt; 10. Christliche Kaffernfrauen; 11. Elias vom Umyoloberg; 12. Kraalpredigten. Vielleicht hätte noch ein 13tes Kapitel hinzugefügt werden können, welches die gegenwärtige Gesamtlage der brüderkirchlichen Missionsgemeinden Südafrikas an Einzelzügen aus dem politischen, sozialen, wirtschaftlichen und vornehmlich dem kirchlichen Leben illustrierte. — Wie B. im Vorwort sagt, bleiben nur uns noch die Missionsgebiete von Australien, Nordindien, Labrador und Moskito übrig. Soll denn die Indianermision und gar Westindien von seinen Missionsstunden ausgeschlossen bleiben?

6. **Schönberg:** „Die Bearbeitung der biblischen Geschichten von Zahn=Giebe“. 3. Aufl., Düsseldorf. Dieses Buch ist mir zu dem Zweck zugesandt worden, um ein Wort der Kritik zu sagen zu dem Kapitel über die evangelische Mission, welches in „die Bilder aus der Kirchengeschichte“ eingereiht ist, die den Anhang bilden. Es ist ja sehr anerkennenswert, daß die Mission einen Platz in diesem Anhange gefunden hat, aber leider ist der Inhalt des 2½ Seiten umfassenden Abschnittes so oberflächlich, zerstückelt, konfus und so voller Lücken, Inkorrektheiten und Irrtümer, wie mir in einem Lehrbuche noch niemals eine Missionsübersicht vorgekommen ist. Zur Illustration nur einige der zahlreichen Fehler. Die Basler Mission habe ihre Boten in Sierra Leone, die Rheinische unter den Betschuanen und Kaffern, die Norddeutsche habe ihren Sitz in Hamburg, in Kassel bestehe noch ein Missionsverein für China. Die Zahl aller Hilfsarbeiter aus den bekehrten Eingeborenen betrage 6000, in Ostindien gebe es 70 Millionen Hindus und 15 Millionen Mohammedaner, und 500 Missionare seien dort jetzt thätig. Den bedeutendsten Erfolg in China habe Gützlaff erzielt. Neuseeland sei durch die Londoner Missionsgesellschaft christianisiert zc. Von den englischen Missionsgesellschaften wird nur die Londoner als „die wichtigste“ genannt, von den deutschen sind 9 angegeben, aber sehr salopp neben einander gestellt, die amerikanischen werden summarisch, die übrigen kontinentalen gar nicht erwähnt. In dem Abschnitte über die Missionsgebiete sind große Lücken; in Asien fehlt z. B. Japan, in Afrika außer Madagaskar (von dem es heißt: „jetzt findet das Evangelium dort Eingang“), Südafrika, Sierra Leone und Yoruba — fehlt alles; in Amerika z. B. ganz Westindien, in Australien die ganze mikronesische und melanesische Inselwelt zc. Kurz: das Elaborat verdient die Aufnahme in ein Schullehrbuch nicht. Bei dem reichlich vorhandenen Instruktionsmaterial wäre es wirklich nicht schwer gewesen, etwas Brauchbares zusammenzustellen, der Verfasser hätte ja nur meine — doch wohl jetzt genügend bekannte — „Mission in der Schule“ ein wenig zu studieren brauchen.

7. Bei folgenden kleineren Schriften muß ich mich wieder mit der Anzeige begnügen:

a) „Bericht über die christlichen Jahresfeste in Basel vom 1. bis 5. Juli 1901.“ 80 Pfg.

b) „Schreckenstage in Rumase.“ Nach dem Tagebuche von Missionar Ramsfeyer. 3. Aufl. 50 Pfg.

c) „Wie sieht's in Indien aus?“ 15 Pfg.

d) „Evangelischer Missionskalender 1902.“ 4. Aufl. 30 Pfg.
Sämtlich Basel, Missionsbuchhandlung.

e) **Kluge:** „Erlebnisse und Erfahrungen aus der Arbeit der Brüdermission.“ 2. Band. 50 Pfg.

f) **Bechler:** „Dienende Liebe. Missions- und Diakonissenarbeit auf einer Aussäzigenstation.“ 40 Pfg.

g) — „Die beiden Urwaldkinder. Ein Blatt aus der neuesten Indianermission in Suriname.“ 25 Pfg.

h) **Schneider:** „Die ersten Streiter der Brüdermission.“ 25 Pfg.
Sämtlich Herrnhut, Missionsanstalt der evangelischen Brüderunität.

i) **Grundemann:** „Minatschi, das Lamulenmädchen.“ Nr. 2 der „Missionsgeschichten mit Bildern für Kinder“, die nicht eine Fortsetzung der Bilder mit Versen, sondern für eine weitere Altersstufe berechnet sind. 10 Pfg. Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft.

W a r n e d.

8. **Felix v. Luschan:** „Die Karl Knorr'sche Sammlung von Benin-Altertümern im Museum für Länder- und Völkerkunde in Stuttgart.“ Mit 72 Abbildungen auf 12 Tafeln und im Text. Druck von Kohlhammer in Stuttgart. 1901 (Sonderabdruck aus dem XVII. und XVIII. Jahresbericht des Württ. Vereins für Handelsgeographie). — Die Völkerkunde bringt uns auf afrikanischem Gebiet immer neue Überraschungen. Vor nicht langer Zeit hielt man die Eingeborenen Afrikas für Leute ohne jede Kultur, denen erst alle Bildung und Gesittung gebracht werden mußte. Linguistik und Ethnographie haben gleicher Weise dieses Vorurteil Schritt für Schritt eingeschränkt, und heute sind die Reste alter Kultur in Afrika schon so zahlreich nachgewiesen, daß wir es einfach aufgeben müssen. Gewiß weicht die alte afrikanische Kultur in manchem Stück von dem ab, was wir Kultur nennen, aber schließlich hat der Afrikaner ebenso wie jeder andere Mensch das Recht, die ihm eigene Kultur in seiner Weise auszugestalten. Die Lücken dieser Kultur sollen nicht geleugnet werden, noch weniger soll der heute vielfach vorliegende barbarische Zustand als Kultur bezeichnet werden. Er ist aber in vielen Fällen nicht ursprüngliche Unkultur, sondern nach früherer Größe oft leider verursacht durch Leute, die sich für Kulturträger hielten, durch Europäer.

Mag man nun auch eine hohe Meinung von alt-afrikanischer Kultur haben — die Schmiedekunst, die alten Webereien, die Musik, die Sprache berechtigen dazu — doch ist man vielfach verblüfft durch die Vervollendung der Technik, wie sie uns in den Benin-Altertümern entgegentritt. Die Sache ist so überraschend, daß bis heute von einem Teil der Forscher bestritten wird, hier liegen selbständige Negerarbeiten vor. Ich glaube, Prof. von Luschan hat den strikten Beweis geführt, daß diese Arbeiten nur von Negern gemacht sein können. Die dargestellten Europäer sind in ihrem Haarwuchs und in ihrer Kleidung mißverstanden, die Darstellung ist vielfach fehlerhaft, die Afrikaner dagegen sind bis ins kleinste Detail genau aufgefaßt, kein Fällchen, keine Narbe, die charakteristisch sind, ist vergessen; der Künstler weiß mit dieser Art der Kleidung und den Haaren Bescheid. Er muß selbst solche Haare und solche Kleider gehabt haben. Es wird sich gegen Luschan's Beweisführung ernstlich wohl nichts einwenden lassen. Er hat sich in die religiösen Vorstellungen, die die Leute

mit den verschiedenen dargestellten Tieren verbunden haben müssen, hineingedacht und wo er selbst vor Rätseln steht, giebt er uns keine ungenügende Erklärung, sondern verschiebt die Lösung des Rätsels auf später. Luschán beschreibt mit Begeisterung diese Altktümer. Man merkt es ihm an, welche Freude es ihm bereitet, den Beweis in Händen zu haben, daß jene Afrikaner keine „Wilden“ sind, denen man nur „Schnaps und allenfalls Schießpulver“ bringen könne, sondern daß sie Menschen sind. — Das Buch in seiner vornehmen Ausstattung, seiner trefflichen Illustrationen und seiner frischen, sachkundigen Darstellung kann allen Freunden Afrikas warm empfohlen werden.

Carl Meinhof.

Berichtigungen zur Kl. Missions-Geographie und -Statistik.

Von D. Grundemann.¹⁾

Die bereits in der Besprechung des genannten Buches S. 252 ff. erwähnten Berichtigungen sind genauer in einem Nachtrage zusammengestellt, der auf einem besonderen Blatte gedruckt von den Besitzern des Buches gratis durch die betr. Buchhandlungen bezogen werden kann.

Außerdem haben sich bis jetzt noch folgende Fehler gefunden, die ich hiernach zu verbessern bitte:

Seite 86 Bn. Spalte 5 für 240 ist zu setzen 540.

„ 132 B. „ 5 „ 348 „ „ „ 447.

In einigen Fällen sind bei den eingeborenen Christen die Taufbewerber nicht mit eingerechnet. Solche fehlen:

Bei B.	in Indlen	S.	86	1309
„ Rh.	„ Sumatra	„	99	5742
„ Rh.	„ Nias	„	99	2173
„ Bg.	„ Alaska	„	151	343
„ Bg.	„ Moskito	„	163	384.

Hiernach würde sich also die Zahl der eingeborenen Christen um 9951 erhöhen.

Seite 165 sind die Zahlen betr. die Schulen der Bg. irrtümlich aus den Angaben über Sonntagschulen entnommen und sind zu berichtigen: 73 Schulen, 8107 Schüler, darunter 4146 Mädchen.

Zu Karte 7 findet sich die im Verzeichnis fehlende Signatur RCM. Sie ist aus dem Atlas herübergenommen und bedeutet: Römisch Catholische Mission.

Seite 110 letzte Zeile findet sich mit NA. die Nordafrikanische Mission erwähnt, welche in Marokko, Algier, Tunis, Tripolis und Ägypten wirkt, mit zahlreichen Missionaren, darunter mehr als die Hälfte Fräulein. Es schien mir nicht angezeigt, dieser im wesentlichen nur vorbereitenden Thätigkeit ein besonderes Kapitel der Missions-Geographie nebst Karte zu widmen. Aber ich bedauere, daß ich die Signatur gebrauchte und dieselbe im Verzeichnis zu erklären vergaß.

R. Grundemann.

¹⁾ Durch Versehen verspätet.

Die Predigerseminare der Basler Mission in Indien.¹⁾

Von J. Haller, Stadtpfarrer in Tuttlingen (Württemberg).

I. Zur Orientierung.

Die Arbeit in den Predigerseminaren der Mission vollzieht sich in der Stille; große, in die Augen fallende Erfolge weist sie nicht auf. Darum wird in manchen Kreisen der heimischen Missionsfreunde die Bedeutung dieser Anstalten nicht genügend gewürdigt. Die Heranbildung von Nationalgehilfen empfiehlt sich nicht nur aus praktischen Rücksichten, weil diese billiger leben, weil sie das Landesklima besser ertragen, weil sie mit Sprache und Sitte des Volkes vertrauter sind als die europäischen Missionare. Ohne eine größere Anzahl von Nationalgehilfen vollzieht sich die Ausbreitung des Christentums nur sehr langsam. Wichtiger ist die prinzipielle Seite der Sache. Die Heranbildung eines eingeborenen Lehrer- und Predigerstandes ist eine der wesentlichen Voraussetzungen für die Bildung selbständigen heidenchristlichen Nationalkirchen. Nur wenn ein tüchtiger von Kern von eingeborenen Predigern vorhanden ist, kann die europäische Missionsleitung einer Missionsprovinz allmählich das Recht der Selbstverwaltung einräumen. Die Predigerseminare sind also von besonderer Bedeutung für die Erreichung des Missionsziels.

Zum Verständnis der nachfolgenden Ausführungen über die Basler Predigerseminare in Indien schicken wir einige Bemerkungen voraus. Die Basler Mission arbeitet an der Westküste Indiens in drei Hauptdistrikten mit drei verschiedenen Sprachgebieten.²⁾ Ihr nördlichstes Gebiet ist Südmahratta; in der von Basel bearbeiteten Gegend wird aber

¹⁾ Ich bin allerdings stark versucht, zu diesem Artikel einige kritische Anmerkungen zu machen; ich unterlasse es aber, weil in der Schlussabteilung meiner „Evangelischen Missionslehre“ das ausführliche Kapitel: „Der eingeborene Lehrstand“ eine zusammenhängende selbständige Behandlung dieses überaus wichtigen Gegenstandes bringen wird. Unterdes hoffe ich auch noch von einem anderen Missionsgebiete einen Einblick in die Ausbildung der eingeborenen Berufsarbeiter den Lesern unserer Zeitschrift bieten zu können. D. H.

²⁾ Vergl. Grundemann, Neuer Missionsatlas, Karte 15 und 20, sowie Grundemann, Missionsgeographie und -Statistik, Kartenskizze 12.

nicht die Mahratti-Sprache, sondern das Kanaresische gesprochen. In der Mitte liegt Nord- und Südkanara; hier wird theils die Kanaresische, theils die Tulusprache geredet, und gerade unter der Tulubevölkerung hat die Basler Mission viele Anhänger. Das südlichste Gebiet ist Malabar, wo die Malajalamprache herrscht. An diese Hauptgebiete schließen sich zwei kleinere Landschaften im Innern an: das Kurgland an Kanara, die Blauen Berge (Nilagiri) an Malabar.

In diesen Gebieten hat die Basler Mission ein ausgedehntes Schulwesen. Die Gemeindeschule, in erster Linie für Christkinder bestimmt, entspricht unserer Volksschule; sie wird bis zur Konfirmation im 14. Lebensjahr besucht. Während an kleineren Orten die Gemeindeschule auch heidnische Kinder aufnimmt, bestehen in den großen Gemeinden besondere Heidenschulen. Eine Fortsetzung findet die Gemeindeschule in der Mittelschule, in welcher namentlich fremdsprachlicher Unterricht und realistischer Stoff in weiterem Umfang gepflegt wird. Einige Mittelschulen sind zu High Schools ausgebaut, so daß von ihnen aus das Studium an einer indischen Universität möglich ist. Von der Mittelschule bezw. High School kann auch der Eintritt in das Predigerseminar erfolgen. Für die Heranbildung von eingeborenen Lehrern bestehen neben den Predigerseminaren besondere Lehrerseminare. Das Predigerseminar bildet den Abschluß des Missionschulwesens.

Unter den Nationalgehilfen unterscheidet die Basler Mission folgende Kategorien: 1. Hilfskatechisten, Gehilfen ohne seminaristische Bildung, zur Heidenpredigt verwendet; 2. Katechisten, Gehilfen mit seminaristischer Bildung, theils zum Dienst an den Gemeinden (Predigt, Schule, Seelsorge), theils zum direkten Missionsdienst unter den Heiden verwendet, unter Aufsicht und Verantwortung eines Missionars arbeitend; 3. Evangelisten mit seminaristischer Ausbildung, in der Heidenpredigt bewährt, hauptsächlich mit selbständiger Reise- und Straßenpredigt und mit Hausbesuchen betraut; 4. Pfarrer, bewährte Katechisten oder Evangelisten, auf Grund kirchlicher Ordination zur Leitung einer heidenchristlichen Gemeinde, meist einer Filialgemeinde, berufen und zur Verwaltung der Sakramente ermächtigt; 5. Christliche Lehrer und Lehrerinnen mit entsprechender Vorbildung; 6. Kolporteurs und Bibelfrauen ohne besondere Ausbildung.

II. Äußere Geschichte.

Im Jahre 1833 trat das Basler Komitee vor die Missionsgemeinde mit dem Plan eines Missionsunternehmens in Ostindien. Eine

Bildungsanstalt für eingeborene Lehrer und Prediger wollte man ins Leben rufen, um durch solche in Indien zu missionieren. Inspektor Blumhardt hat mit diesem Projekt einen Beweis von scharfem und weitem Blick in Missionsfragen gegeben. Aber die Erreichung des Zieles lag ferner, als man geahnt hatte; die praktischen Schwierigkeiten hatte man unterschätzt; man hatte den Turm bauen wollen, ehe man die breiten Fundamente gelegt hatte.

In der ersten Zeit gewannen die Basler Missionare einige Nationalgehilfen von andern Missionsgesellschaften, suchten sich aber bald ohne systematische Ausbildung tüchtige eingeborene junge Männer zu Hilfsarbeitern heranzuziehen. Während ihnen eine gründliche Schulung und eine genauere Bibelfkenntnis mangelte, besaßen sie eine gute Bekanntschaft mit dem Volk, seinen Sitten und Anschauungen, zum Teil auch tüchtige Kenntnisse der indischen Literatur und das Feuer lebendigen Glaubens. Auch in späterer Zeit fanden sich noch manche derartige Hilfsarbeiter der Mission, ja sie wurden von einzelnen Missionaren den seminaristisch gebildeten Katechisten vorgezogen. Paulus und seine Schüler mögen manchmal als Beweis für die Richtigkeit dieser Ausbildungsmethode von Nationalgehilfen angeführt worden sein.

Aber die Ausdehnung der Missionsarbeit forderte gebieterisch eine planmäßigere Gestaltung der Gehilfenausbildung. In den 40er Jahren entstanden an zwei Hauptorten höhere Lehranstalten, in Mangalur in Südkanara, dem Stützpunkt der ganzen Basler Mission in Indien, und in Talatscheri in Malabar. Die Gründer und Pfleger dieser Institute waren zwei schwäbische Theologen, Mögling in Mangalur und Dr. Gundert in Malabar. Die ersten Zöglinge der Anstalt in Mangalur segnete Inspektor Josenhans auf seiner Visitationsreise (1851) feierlich zu ihrem Amte ein.

Gleichzeitig wurden die beiden Katechistenschulen zu einem Predigerseminar in Mangalur vereinigt. Erst 19 Jahre nach jener programmatischen Erklärung des Missionskomitees war der Gedanke verwirklicht. Zugleich war eine Einrichtung getroffen, an welcher fast 40 Jahre lang festgehalten wurde: ein Predigerseminar für das ganze indische Gebiet der Basler Mission. Freilich mußte die Anstalt schon nach 5 Jahren wieder geschlossen werden; Krankheiten, Todesfälle, sowie schwere Versündigungen geboten die Auflösung (1857). Obwohl die Mehrzahl der jungen Leute aus christlichen Familien hervorgegangen war, hatten sie die Erwartungen der Missionare nicht erfüllt.

Aber die Notwendigkeit einer geordneten Heranbildung von Nationalgehilfen blieb bestehen. Man suchte dem Seminarunterricht eine solidere Grundlage zu geben durch Errichtung von Mittelschulen mit 4jährigem Unterrichtskurs in Mangalur für Kanara — später nach Udapi verlegt — und in Talatscheri für Malabar. Tüchtige Mittelschüler sollten ins Seminar kommen. Außerdem suchte man einen regelmäßigeren Betrieb der Anstalt einzurichten, indem man nicht alle 4 Jahre nach Vollenbung eines Kurses eine größere Zahl, sondern alljährlich eine kleinere Zahl von Zöglingen aufnahm. Am 20. Mai 1863 fand die Eröffnung des neuen Seminars in Mangalur statt.

Als Seminar diente zuerst das in der Stadt Mangalur selbst gelegene, von Hebich angekaufte Parsthaus, von 1868 an ein besonderes Seminargebäude auf dem Balmattha-Hügel vor der Stadt, wo sich auch zahlreiche andere Gebäulichkeiten der Basler Mission befinden. Nachdem es Ostern 1883 wahrscheinlich infolge von Brandstiftung ein Raub der Flammen geworden war, wurde ein neues größeres Seminargebäude erstellt, das heute noch seinem Zwecke dient. Auch beim Neubau beilegte man sich größter Einfachheit. Der Boden z. B. wurde nicht mit Platten belegt, sondern „säuberlich mit Kuhmist bestrichen“, das Schlafzimmer der Seminaristen mußte zugleich als Wohnraum und Unterrichtslokal dienen, sobald die Matten zusammengerollt waren.

Von 1863 bis 1890 war das Seminar in Mangalur die Bildungsstätte aller regulär ausgebildeten Katechisten. Erst im Jahre 1890 erfolgte die Gründung eines zweiten Seminars, das in der Hauptstadt von Malabar, Talatscheri, auf dem hübsch gelegenen Mettur-Hügel seinen Sitz bekam. Die Errichtung dieser Anstalt war eine Frucht der eingehenden Verhandlungen, welche Missionsinspektor Ohler während seiner Visitationsreise im Frühjahr 1889 auf drei Missionärskonferenzen der Hauptdistrikte geführt hatte.

Den Hauptgrund zur Schaffung eines neuen Seminars bildeten die außerordentlichen sprachlichen Schwierigkeiten im Seminar zu Mangalur. Daß man nicht die englische Sprache zur Unterrichtssprache erhob, war von missionsmethodischem Standpunkt gewiß richtig, obwohl es in Indien nahegelegen wäre, zum englischen Unterrichtsbetrieb überzugehen. Der Unterricht wurde teilweise in Kanaresisch, teilweise in Malajalam erteilt. Aus diesem Grund mußten die Zöglinge aus Südmahratta und Kanara Malajalam, diejenigen aus Malabar Kanaresisch lernen; die Tulu-Leute aber mußten zwei weitere dravidische Sprachen erlernen. Für Tulu-

Katechisten ist allerdings die Kenntnis des Kanaresischen notwendig, weil sie vielfach mit Kanaresen zusammenkommen und häufig im kanaresischen Sprachgebiet verwendet werden. Im übrigen aber erfolgte die Erlernung von Kanaresisch seitens der Malabaren und von Malajalam seitens der Kanaresen und Tulu ausschließlich im Interesse des Seminarbesuchs. In späterer Zeit hatten die Katechisten von der Erlernung der weiteren Eingeborenen Sprache so gut wie keinen Gewinn, da die christliche Litteratur in beiden Sprachen ziemlich identisch ist. Dazu kam, daß alle Seminaristen mit Ausnahme der Tulu-Leute keine Gemeindegottesdienste in ihrer Muttersprache hören konnten, weil in Mangalur die Tulusprache als Kirchensprache dient. Die Zweisprachigkeit des Seminars wirkte aber weiter ungünstig zurück auf die Mittelschulen. Diese haben schon seit alter Zeit das Griechische in ihrem Lehrplan, um die Nationalgehilfen mit einer biblischen Grundsprache bekannt zu machen; schon dies ist vielleicht verfrüht. Nun mußten sie aber, und zwar nur um des Seminarunterrichts willen, eine weitere dravidische Sprache treiben. Kam noch das unentbehrliche Englisch hinzu, so war ihr Lehrplan ganz außerordentlich mit Sprachfächern überlastet. In der Mittelschule in Udapi mußten 4 Jahre hindurch je etwa 120 Stunden auf Malajalam verwandt werden. Welch ungeheure Entlastung für Seminar und Mittelschule, wenn durch die Gründung eines zweiten Seminars die Zweisprachigkeit des Unterrichtes aufgehoben wurde! Die Vereinfachung des Unterrichtes mußte allen anderen Fächern, namentlich auch den theologischen zu gute kommen. Die Sprachenverhältnisse machten eine Trennung unbedingt notwendig.

Aber auch andere Erwägungen empfahlen ein zweites Seminar. Je mehr europäische Bildung in Indien an Boden gewinnt, desto mehr ist eine gründliche Bildung der Nationalgehilfen nötig, damit sie nicht als Ungebildete dastehen; namentlich im Englischen müssen höhere Lehrziele gesteckt werden als früher. Je mehr außerdem die wirklichen oder die angeblichen Ergebnisse der europäischen Theologie und Naturwissenschaft nach Indien gebracht werden, desto umfassender und tiefer muß die wissenschaftliche Vorbildung der Katechisten werden. Endlich setzt auch die Zulassung von Katechisten zur Ordination und zur selbständigen Gemeindeleitung eine tüchtigere Bildung voraus. Diese Aufgabe einer Vertiefung der Katechistenbildung konnte nur gelöst werden, wenn die Doppelsprachigkeit des Mangalur-Seminars aufhörte. Dazu kam die Abneigung der Malabaren und der Südmahratten, nach Mangalur zu gehen. Namentlich die ersteren fürchteten die große Entfernung; sie waren immer etwas

schwach im Seminar vertreten; und doch lassen die Fortschritte der Mission in Malabar eine Vermehrung des eingeborenen Gehilfenstandes sehr wünschenswert erscheinen.

Allerdings erfordern zwei Seminare eine vermehrte Zahl von europäischen Seminarlehrern und einen höheren Aufwand an Geldmitteln *z.* Die Einheitlichkeit der Basler Mission in Indien aber wurde durch die Trennung des Seminars in keiner Weise gefährdet. Sie wird durch die Einheitlichkeit der Missionsleitung, die Einheitlichkeit der Missionsgrundsätze und der Gemeindeordnung, die Gleichheit der Ausbildung der Missionare hinlänglich verbürgt. Zudem werden die Distriktkirchen der Basler Mission teils wegen der großen räumlichen Ausdehnung teils wegen der sprachlichen Unterschiede wohl nie zu einer äußeren Einheit verschmelzen. Die Trennung des Seminars war unbedingt notwendig. Man kann sich nur darüber verwundern, daß innerlich unhaltbare Zustände, deren Mißlichkeit auch früher vielfach empfunden worden war, von 1863 bis 1890 fortbestehen konnten. Was die beiden ersten Seminarlehrer schon gewünscht hatten, ist nach fast 30 Jahren zustande gekommen. Jetzt erst kehrte man zu der ursprünglichen Einrichtung der 40er Jahre, freilich auf höherer Stufe, zurück.

Anhangsweise erwähnen wir zwei kleinere Gehilfenschulen. Von 1881 bis 1895 bestand eine solche in Bettigeri in Südmahratta, weil sich ein bedenklicher Mangel an Katechisten aus diesem Distrikt fühlbar gemacht hatte. Die Südmahratten mußten lange Zeit zuerst vier Jahre in die Tulu-Mittelschule in Udapi gehen, wenn sie die genügende Vorbildung ins Seminar mitbringen wollten; der Aufenthalt in der feuchten Uferlandschaft und die Verköstigung mit Reis und Fisch statt mit Brot und Hülsenfrüchten war der Gesundheit der „Oberländer“ nicht zuträglich. Andererseits ließen sich die Tulu-Katechisten nicht gerne nach Südmahratta versetzen. Die Evangelistenschule in Bettigeri gab einer kleineren Anzahl von Zöglingen in 2—3jährigem Kurs eine einfachere Vorbildung. Manche Zöglinge bezogen nach Absolvierung der Schule in Bettigeri das Seminar in Mangalur zur Bervollständigung ihrer Ausbildung. In neuerer Zeit hat sich die Zahl der Südmahratta-Seminaristen in Mangalur bedeutend vermehrt — eine späte Frucht der Hungerjahre 1877 und 1878 —, so daß jene Evangelistenschule geschlossen werden konnte. Zur Förderung der Missionsarbeit unter den Badaga auf den Nilagiri wurde in Reti 1894 ebenfalls eine kleine Evangelistenschule eröffnet, da die Badaga-Jünglinge nur in äußerst geringer Zahl nach Mangalur kamen.

III. Die Lehrer.

Jedes der beiden Seminare wird von zwei europäischen Missionaren geleitet. Nur kurze Zeit hatte das Seminar in Mangalur drei Missionare. Da junge Missionare nicht wohl mit der Seminararbeit

betrault werden können und ältere Missionare häufiger nach Europa zur Erholung zurückkehren müssen, ist der Wechsel im Lehrpersonal ziemlich häufig, so wünschenswert für die Unterrichts- und Erziehungsarbeit eine große Stetigkeit in der Person der Lehrer wäre. Durchschnittlich kommen auf einen Lehrer etwa 5 Jahre Seminararbeit.

Die Nebenämter, welche nicht selten den Seminarlehrern übertragen werden, das Amt eines General- oder Distriktspräses oder die Aufsicht über einen Schulbezirk bringen zwar nicht selten eine recht bedeutende Arbeitsvermehrung, aber stellen auch rege Beziehungen zu der praktischen Missionsarbeit und zum Gemeindeleben her.

Die wichtige Arbeit, wissenschaftliche Werke in der Sprache der Eingeborenen herauszugeben, ist wiederholt mit Erfolg von Seminarlehrern in Angriff genommen worden. Sie liegt ihrem Wirkungskreis am nächsten.

Neben den europäischen Lehrern stehen 1—2 eingeborene. Das Seminar in Mangalur hat das Glück, schon aus seiner ersten Promotion (1866) einen tüchtigen Seminarlehrer oder „Hausvater“ hervorgehen zu sehen, der ihm bis heute erhalten geblieben ist. Christanudscha Watsa, der Sohn eines getauften Brahmanen, ist eine hervorragend begabte und ausgezeichnete Persönlichkeit. Drei südindische Sprachen spricht er fließend; in Sanskrit, Englisch und Griechisch unterrichtet er mit Erfolg. Seine Aufgabe ist außerdem die Aufsicht über die Haushaltungsgeschäfte, die Fürsorge für das leibliche Wohlergehen der Zöglinge, die Überwachung ihrer Handarbeiten und Studien. Auch in der Erziehung der Seminaristen leistet er als anspruchloser edler Charakter durch sein ruhiges Auftreten und wohlanständiges Benehmen viel mehr, als der Durchschnittshindu; der Mangel an Entschiedenheit und Strenge dürfte auf den indischen Nationalcharakter zurückzuführen sein.

Zu gegenseitigem Austausch von Beobachtungen und Erfahrungen, zur Durchführung eines einheitlichen Lehrplans und einer guten Hausordnung sind 1886 Lehrerkonferenzen eingeführt worden.

IV. Die Zöglinge.

Die Zahl der Zöglinge in den Seminaren weist eine langsame Steigerung auf. Zu Zeiten war in den Christengemeinden die Abneigung gegen den Katechistenstand so groß, daß man für den Fortbestand der Anstalt in Mangalur fürchtete. Seit Mitte der 70er Jahre wuchs die Zahl der Seminaristen; die niederste Ziffer (9) zeigte das Jahr 1873, die höchste (36) das Jahr 1886. Im Seminar in Talatscheri schwankte die

Zahl zwischen 6 und 11 Zöglingen. In Mangalur ist sie seit der Seminarentrennung erheblich zurückgegangen; in den allerletzten Jahren ist das Seminar stillgestanden. In den ersten 25 Jahren hat das Seminar in Mangalur nahezu 100 Katechisten ausgebildet und seitdem wieder 70—80.

Der Herkunft nach entfällt die überwiegende Mehrzahl der Seminaristen auf das südkanaresische Tulu-Gebiet, besonders auf die Stationen Mangalur, Udapi und Mulki. Mit der Abstammung der meisten Seminaristen aus niederen Kasten hängt vielfach die schwächliche Gesundheit und dürftige Ernährung, aber auch die durchschnittlich nicht glänzende Begabung der Zöglinge zusammen.¹⁾ Die meisten Zöglinge stammen aus christlichen Familien; sie sind im allgemeinen lentfam und bildungsfähig; aus Gemeinde- und Mittelschule bringen sie eine verhältnismäßig gute Vorbildung mit; dagegen fehlt ihnen eine genauere Bekanntschaft mit dem Heidentum, seinen Gedanken und Gebräuchen. Andere Seminaristen, welche selbst noch Heiden gewesen und dann getauft worden sind, fehlen auch in neuerer Zeit nicht; 1892/93 waren es in Mangalur 12 unter 28 Zöglingen. Sie stehen durchschnittlich an Entschiedenheit und Klarheit der christlichen Überzeugung, an Verständnis für die persönliche Heilsbedeutung des Christentums jener ersten Art von Seminaristen voran, während ihre wissenschaftliche Vorbildung dürftiger zu sein scheint.

Über die Aufnahme von jungen Leuten ins Seminar entscheiden die Seminarlehrer auf Grund der Schulzeugnisse der Mittelschule und eines vom Petenten verfaßten Lebenslaufes, sowie einer Äußerung des leitenden Missionars auf der Heimatstation des Bewerbers. Verheiratete Männer können aufgenommen werden, wenn sie selbst aus dem Heidentum herausgetreten sind, obwohl die Erfüllung häuslicher Pflichten, Krankheits- und Todesfälle in den Familien, wie auch die ganze Lebensstellung sowohl den Erfolg des Unterrichts als auch den Einfluß der Erziehung vielfach hemmt. Es ist eine der vielen Anomalien in der Mission, wenn verheiratete Männer noch auf der Schulbank sitzen und Prüfungen zu bestehen haben. Aber während in älteren Zeiten einzelnen Seminaristen die Erlaubnis zur Verheiratung während ihres Aufenthalts in Mangalur gegeben wurde, ist nach neueren Ordnungen nicht einmal eine Verlobung gestattet.

¹⁾ Ich versuchte eine Statistik auf Grund meines Quellenmaterials. Unter 73 Zöglingen, deren Begabung beurteilt wird, sind 19 „begabt“ oder „gut begabt“, 12 „ordentlich“, 15 „mittelmäßig begabt“, 11 „wissenschaftlich gering, aber praktisch tüchtig“, 16 „schwach“ oder „ziemlich schwach begabt“.

Während ihres Aufenthalts im Seminar tritt die Missionskasse vollständig für die Versorgung der Zöglinge ein. Sie erhalten Wohnung und Verköstigung, Unterricht und Lehrmittel vollständig frei. Auch die einzelnen Christengemeinden leisten keinen Geldbeitrag an das Seminar.

V. Der Unterricht.

Der wissenschaftliche Unterricht umfaßt nur zwei Gebiete: sprachliche Fächer und theologische Fächer; die Realien sind ganz der Mittelschule zugewiesen.

Bei den Sprachen handelt es sich um drei Sprachgebiete: das indische, das biblische und das modern europäische.

Seit der Seminartrennung sind die modernen indischen Sprachen in Wegfall gekommen. Um ein gründliches Verständnis der indischen Religionsanschauungen und einen mutigen Kampf mit höher gebildeten Brahmanen zu ermöglichen, wird aber Sanskrit getrieben.

Von den Grundsprachen der Bibel wird nur das Griechische getrieben. Für die Einführung des Hebräischen fehlt ein zwingender Grund; sie wäre nur auf Kosten der Gründlichkeit möglich; jedenfalls müßte zuvor der Stand der Kenntnisse in Realien und theologischen Fächern bedeutend gehoben sein. Vom Griechischen wurde lange Zeit nur das neutestamentliche Idiom behandelt; um aber die Seminaristen zu größerer Selbständigkeit zu bringen, wurde neuerdings der Versuch mit klassischem Griechisch an der Hand eines von Pfarrer Rinzler in Basel herausgegebenen griechischen Lesebuchs gemacht; aber die Schwierigkeiten waren erheblich.

Das Englische wird je länger je mehr mit Nachdruck getrieben, nicht nur weil die Kenntnis dieser Sprache für den Verkehr mit der Regierung und ihren Organen sehr wertvoll ist, nicht nur weil Englischsprechen Zeichen der Bildung ist, sondern auch weil dadurch den Seminaristen ein großer Teil der erbaulichen und theologischen Litteratur Englands zugänglich gemacht wird. Wäre in letzterer Hinsicht die Kenntnis der deutschen Sprache wertvoller als die des Englischen, so stünden der Einführung des Deutschen doch unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen: das Englische könnte nicht entbehrt, das Deutsche wegen seines Konsonantenreichtums von den Eingeborenen kaum ausgesprochen werden. Daß aber das Englische nicht zur Unterrichtssprache erhoben worden ist, ist ein Akt missionarischer Prinzipientreue und eine That deutscher Gründlichkeit.

Der theologische Unterricht weist zwei charakteristische Merkmale auf: biblische Fundamentierung und praktische Ab-

zweckung. Genaue Bekanntschaft mit dem Inhalt der hl. Schrift, gründliches Verständniß ihrer Wahrheiten, Befähigung zu richtigem Urtheil über alte und neue Erscheinungen im kirchlichen Leben nach biblischen Grundsätzen sind Hauptziele des Unterrichts. Weiter aber will das Seminar als Seminar keine theologische Hochschule sein, welche die Wissenschaft um ihrer selbst willen treibt, sondern will seinen Zöglingen nur dasjenige Maß von theologischen Kenntnissen mittheilen, welches für eine fruchtbare Thätigkeit in Kirche und Schule unter Christen und Heiden erforderlich ist. Nur bei Festhaltung dieses Grundsatzes kann auch die Fassungskraft der Seminaristen gebührend berücksichtigt werden.

Das Alte Testament wird in drei Lektionen behandelt: Exegese, Einleitung und messianische Weissagungen. In der Exegese werden Genesis, Jesaja und Psalter besonders häufig behandelt, in der Einleitung auch die Fragen nach Entstehungszeit und Verfasserschaft der bibl. Bücher besprochen, bei den messianischen Weissagungen der zeitgeschichtliche Hintergrund und der Unterschied zwischen Weissagung und Erfüllung betont.

In der neutestamentlichen Exegese wurden in den letzten Jahren mit Vorliebe Johannesevangelium und Römerbrief behandelt. Bei der alttestamentlichen und neutestamentlichen Exegese scheint die Methode zu sehr statarisch, zu wenig kursorisch zu sein; in 4jährigem Kursus sollte m. E. das ganze Neue Testament zur Behandlung kommen. Es genügt z. B. nicht, wenn die Synoptiker nur in der neutestamentlichen Einleitung bei der Besprechung des Verhältnisses von Synoptikern und Johannes behandelt werden.¹⁾

Der Unterricht in Kirchengeschichte kann sich bei dem wenig ausgeprägten historischen Sinn der Hindus auf die Hauptepochen und Hauptperioden beschränken, während in älterer Zeit die Anforderungen übermäßig hoch waren. Seltsamerweise hat sich die Missionsgeschichte noch kein Heimatrecht in den Predigerseminaren zu erwerben vermocht.

Die Dogmatik wird im ganzen im Sinne eines biblischen Lehrsystems behandelt; der biblische Charakter wird wie in der Baseler Missionsanstalt so auch in den indischen Predigerseminaren betont. Wenn freilich mehrere Jahrzehnte hindurch eine kanaresische Übersetzung des Dogmatik-Manuskripts von Dr. Geß, dem ehemaligen theologischen Lehrer an der Basler Missionschule, als Grundlage des dogmatischen Unterrichts in Mangalur gedient hat, so wurde dabei doch wohl die große Verschieden-

¹⁾ Das ist doch wohl ein Mißverständniß, daß keins von den synoptischen Evangelien selbständig behandelt wird.

heit der Verhältnisse in beiden Anstalten zu wenig berücksichtigt. Manche dogmatischen Gegenstände, wie Welterschöpfung und Welterhaltung, Einheit und Persönlichkeit Gottes, Sünde und Sühne, Menschwerdung Christi gewinnen durch den Gegensatz zum Hinduismus eine neue Seite. Es liegt in der Natur der Sache, daß der dogmatische Unterricht vielfach apologetische oder polemische Farbe gewinnt.

In der Ethik macht sich neben dem Suchen nach biblischer Begründung das Streben geltend, die Zöglinge durch eine recht praktische Handlungsweise dieses Fachs in ihrem persönlichen Christenleben zu festigen und zu fördern.

Die Symbolik gewinnt angesichts des schroffen und rücksichtslosen Vorgehens der römischen Mission einen scharf polemischen Charakter. Die Differenzen zwischen lutherischer und reformierter Lehrauffassung werden nicht vertuscht, aber in irenischem Sinn dargestellt; einseitiger Konfessionalismus widerspräche der Eigenart der Basler Mission und der Aufgabe eines indischen Predigerseminars.

Aus dem weiten Gebiet der praktischen Theologie wird Homiletik und Katechetik besonders eingehend behandelt; auch Fundamentallehren der praktischen Theologie wie Begriff der Kirche, das kirchliche Amt, die Befähigung zum kirchlichen Amt, werden erörtert.

Zu diesen theologischen Fächern kommt noch als weiterer Unterrichtsgegenstand: der Hinduismus, Geschichte und System der indischen Religionen. Die Religion der Veden, der Brahmanismus und seine philosophischen Systeme, seine Wandlungen in Vishnuismus und Shivaismus, der Buddhismus und sein Einfluß auf den Neubrahmanismus, der moderne indische Bhuta- (Geister-)Dienst werden vorgeführt. Dazu kommen religiöse Zeitfragen wie Kosmogonie, Seelenwanderung, Erlösung, ferner praktische Probleme wie Kastenfrage und Frauenfrage. Mit Rücksicht auf die starke mohammedanische Bevölkerung Südbindiens wird auch der Islam besprochen. Der Unterricht über indische Religion und Philosophie wird nicht mit der kalten Objektivität oder mit der staunenden Bewunderung des europäischen Religionsforschers, sondern vom Standpunkt der gerecht urteilenden aber auch verurteilenden christlichen Mission erteilt.

Neben den wissenschaftlichen Unterrichtsfächern finden wir noch Gesangunterricht. Er dient nicht nur zur Erholung, sondern auch dem praktischen Zweck, die späteren Katechisten zur Leitung des Gesangs in Gottesdienst und Schule zu befähigen. Früher wurde ausschließlich europäischer Gesang, der Choral und die Arie, einstimmig

und mehrstimmig, gepflegt; in neuerer Zeit trat der einheimische Gesang hinzu. Der Hausvater in Mangalur, Christianudschä, gab 1888 eine „Sammlung von kanaresischen Liedern“ heraus, welche er größtenteils selbst gedichtet hatte. Nach kurzem war eine zweite doppelstarke Auflage des Büchleins nötig. Der Gesang der Zöglinge bei der Seidenpredigt machte tiefen Eindruck. „Wir Alten sind unsrer Götter müde und singen eure Lieder lieber als unsre Götterlieder. Das junge Geschlecht ist von ihnen ganz hingenommen und singt sie ausschließlich“ — so äußerten sich Heiden.¹⁾ Eine Zeitlang war ein Gesanglehrer in Mangalur zur Pflege des einheimischen Gesangs zur Freude von Lehrern und Seminaristen angestellt.

Die Methode des wissenschaftlichen Unterrichts ist durch die Verhältnisse ungünstig beeinflusst. Einerseits ist die wissenschaftliche Litteratur in den Sprachen Indiens noch sehr bescheiden; eigentliche Lehrbücher giebt es noch nicht. In Kanaresisch liegen vor: ein Bibelkommentar, auf Grund der Kalwer Bibelerklärung gearbeitet; Kurz, Religionslehre und Heilige Geschichte; Kirchengeschichte, Reformationsgeschichte; sodann in Malajalam: Kurz, Heilige Geschichte; Leben Jesu; Kirchengeschichte; Reformationsgeschichte; endlich in Englisch: ein Lehrbuch des Hinduismus. Andererseits ist die Fähigkeit der meisten Seminaristen nicht so hoch, daß sie aus einem freien Vortrag die Hauptgedanken in richtiger Weise niederschreiben könnten. So sind die Seminarlehrer dazu genötigt, der zeitraubenden Diktiermethode zu huldigen. Ein Vorteil dieser Methode liegt darin, daß die Seminaristen auch für spätere Studien eine solide Unterlage haben.

Der Erfolg des Unterrichts wird seit etwa 10 Jahren durch regelmäßig wiederkehrende Semesterexamina geprüft, außerdem beim Abgangsexamen. Die Examenleistungen zeigen deutlich, daß die Seminaristen sich im ganzen den dargebotenen Lehrstoff aneignen, vielfach freilich nur mechanisch anlernen; Ansätze zu selbständiger Verarbeitung und Lösung theologischer Probleme finden sich außerordentlich selten. Indische Theologen im eigentlichen Sinn des Wortes sind aus den Seminaren noch nicht hervorgegangen.

VI. Die praktische Vorbildung.

Der wissenschaftlichen Ausbildung der Seminaristen geht die Vorbereitung zur praktischen Thätigkeit, zur Wirksamkeit unter den Heiden und zur Arbeit in den Christengemeinden ergänzend zur Seite. Die erwähnten Lektionen über praktische Theologie und Hinduismus allein wären nicht genügend.

¹⁾ Dies eine Illustration zu D. Grundemanns Ausführungen über die Bedeutung des nationalen Gesangs (Missionsstudien und Kritiken I, S. 104—108).

Im Seminar selbst werden Übungspredigten und Probe- Katechesen, letztere theils über biblische Geschichte, theils über Katechismus- abschnitte, gehalten und nachher von einem Seminarlehrer beurteilt. Längere Zeit hindurch wurden in Mangalur von den Seminarlehrern am Sonntag besondere „Seminarpredigten“ gehalten und im Laufe der Woche durch- gesprochen, um den Seminaristen Gelegenheit zu geben, pünktlich aus- gearbeitete Predigten zu hören und zu verstehen.

In ausgedehnterem Umfang wird die Vorbereitung auf die Heiden- predigt betrieben. Die Seminaristen begleiten ihren Lehrer zur Predigt auf den Basar, hören nicht nur zu, sondern beteiligen sich auch selbst. Sie lernen dabei Mut im Bekennen zu Christus, Sicherheit im Auftreten auch bei Spötteleien und Einwürfen mutwilliger und böswilliger Zuhörer; sie lernen auch die rechte Art, für ihr Volk das Evangelium darzubieten. Erfreulich ist, daß gründliche Vorbereitung auf diese Basarpredigten ver- langt wird; sie sollen keine oberflächlichen Stegreifreden sein. Zeitweise wurden in Mangalur jede Woche öffentliche Disputationen über Hinduis- mus und Islam gehalten. Die Seminaristen sollten in formeller Hinsicht eine nachdrucksvolle und würdige Methode der Auseinandersetzung mit Andersgläubigen lernen; außerdem wurden sie mit manchen Streitfragen näher bekannt, zu tieferem Bibelforschen angeregt und im Verständnis für die Überlegenheit des Christentums gefördert. Dann und wann wurden auch größere Predigtreisen von 2 bis 8 Wochen Dauer in die Umgebung von Mangalur, ja selbst bis nach Süd-Mahratta unter Leitung der Seminarlehrer unternommen. Macht auch die Verpflegung eines solchen Wanderseminars allerlei Schwierigkeiten, so ist der Gewinn doch ein er- heblicher. Nicht nur hat das Erscheinen so vieler christlichen Jünglinge etwas Imposantes für die Heiden und etwas Stärkendes für die besuchten Christen- gemeinden, nicht nur kann manches Heidendorf besucht werden, das abseits von der Heerstraße liegt, nicht nur wird den Christengemeinden die Be- deutung des Seminars zum Bewußtsein gebracht, sondern es lernen nament- lich die Seminaristen selbst die Arbeit in etwas kennen, die ihrer später wartet. Ihre Kenntnis des Heidentums, seiner Gebräuche und seiner heiligen Stätten wird erweitert, ebenso die Bekanntschaft mit den Missions- stationen und den Missionaren. Sie lernen die Heiden in ihren Häusern aufsuchen, auf den Basaren und bei den Götzenfesten reden. Der reich- lichere Verkehr mit Heiden ist besonders wichtig, weil die Mehrzahl der Seminaristen aus christlichen Familien hervorgeht. Auch die Scheu vor fremden Menschen und vor unbekannten Gegenden verliert sich; der Ge-

sichtskreis erweitert sich. Auch auf die Gesundheit wirkt solch eine Reise manchmal erfrischend. Das Band der Treue zwischen Lehrern und Schülern und zwischen diesen untereinander wird fester geknüpft.

Bei Übungs- und Basarpredigten und auf Reisepredigten äußert sich oft bei den Seminaristen ein starkes Feuer der Begeisterung und eine staunenswerte Gewandtheit im Gebet. Aber sie bieten keinen zuverlässigen Gradmesser für den Stand ihres sittlich-christlichen Lebens. Für erzieherische Einflüsse bleibt ein weites Gebiet übrig.

VII. Die religiös-sittliche Erziehung.

Christliche Charakterbildung zu fördern ist eine Hauptaufgabe des Predigerseminars. Ohne sie sind wissenschaftliche Kenntnisse für den Missionsdienst wertlos. Sie ist desto wichtiger, weil Heiden und Christen mit Recht das christlich-sittliche Leben der Katechisten scharf beobachten. Die neueintretenden Seminaristen sind zwar wohlgeordnete und anständige junge Leute, aber es fehlt ihnen doch zumeist an Reife und Entschiedenheit des inneren Christenstands. Bei der Mehrzahl muß im Laufe der Seminarjahre die innere Entscheidung erst noch eintreten, bei wenigen ist nur eine Vertiefung und Befestigung des persönlichen Heilsstandes nötig. So bekommen die Seminarjahre eine entscheidende Bedeutung. Die Aufgabe des Seminars ist es, unter Fernhaltung aller methodistischen Treiberei christliche Charaktere von klarer Bestimmtheit und fester Entschlossenheit heranzuziehen.

Der erzieherischen Arbeit stehen freilich große Schwierigkeiten entgegen. Es sind vornehmlich zwei indische Nationalfehler: Unreinheit und Unwahrheit. Bei der Beurteilung von Unkeuschheit, die wiederholt zur Entlassung von Seminaristen geführt hat, muß die unglaubliche Zerrüttung aller sittlichen Begriffe und Verhältnisse in Betracht gezogen werden. „Sie sind nicht in Indien geboren,“ sagte ein sonst frommer Jüngling zu seinem europäischen Lehrer, den er durch ein Sündenbekenntnis in Staunen versetzte. Mit der Strenge muß sich Mitleid verbinden. Offene Bekenntnisse auch über solche Sünden sind ein Zeichen für den guten Geist, der in einem Seminar herrscht. Die Unredlichkeit und Verlogenheit muß durch die elementarsten Belehrungen über wahr und unwahr bekämpft werden, da der Sinn für diesen Gegensatz den Hindus entschwunden ist. Sehr selten kommt in den indischen Seminarien Unbotmäßigkeit vor, da die Subordination eine Nationaltugend der Indier ist, die häufig sogar in der Karrikatur der Kriecherei erscheint. Wenn Unbotmäßigkeit bei einem Indier vorkommt,

so beweist sie einen hohen Grad von Frechheit und Zuchtlosigkeit. Dann und wann hüllt sich die Unbotmäßigkeit in das gleißende Gewand höherer Geistlichkeit. Ungünstig wirkt häufig der Einfluß von christlichen und heidnischen Eltern; selbst eingeborene Gehilfen gewähren der Erziehungsarbeit des Seminars wenig Unterstützung. Die Entscheidungen der Seminarleitung werden vielfach nach allgemein indischen Anschauungen als Ausfluß von persönlicher Gunst oder Mißgunst beurteilt.

Erleichternd wirkt auf die erzieherische Arbeit die christliche Schulung und Erziehung, welche die Mehrzahl der Seminaristen in Gemeinde- und Mittelschule empfangen haben, die Ehrfurcht vor der heiligen Schrift, vielfach auch die aufrichtige Liebe zur Sache der Mission.

Die erzieherische Einwirkung ist teils eine unmittelbare teils eine mittelbare. Zur unmittelbaren gehört die seelsorgerliche Besprechung unter vier Augen, nicht bloß aus Anlaß außerordentlicher Vorkommnisse, sondern auch regelmäßig vor jedem gemeinschaftlichen Gang zum Abendmahl. Wie in den Basler Missionsgemeinden und im Basler Missionshaus, so findet auch in den Seminaren der sog. „Durchgang“ statt: eine Gelegenheit zu offener Aussprache, zu väterlicher Beratung, Belehrung und Mahnung. Dazu kommt die Teilnahme aller Zöglinge an der täglichen Morgen- und Abendandacht, bestehend aus Gebet, Schriftlesung und kurzer praktischer Erläuterung.

Als indirektes Erziehungsmittel ist die Teilnahme an den Gemeindegottesdiensten zu betrachten, weiter aber der theologische Unterricht, der auch für das persönliche Christenleben der Seminaristen durch seine konkrete Haltung fruchtbar werden kann, ferner die Einwirkung der Seminaristen aufeinander. Es giebt immer einzelne, welche durch Zusprache und durch Fürbitte einen heilsamen Einfluß auf andere ausüben; besonders viel kann in dieser Richtung der älteste Jahrgang ausrichten, wenn er günstig zusammengesetzt ist.

Nicht ohne Bedeutung für die Erziehung ist auch die geregelte Tages- und Hausordnung. Morgens 6 Uhr wird aufgestanden; nach der Morgenandacht beginnen die Lektionen. Die Mittagspause währt von 1—2 Uhr. Die Nachmittagslektionen finden von 2—5 Uhr statt; am Mittwoch und Samstag ist nach der Schulordnung des Herzogs Ernst des Frommen von Sachsen auch in Indien schulfrei. Auf den Tag kommen 7—8 Unterrichtsstunden. Die Abendstunden werden vielfach im Freien zugebracht. Sie dienen zur Repetition und Präparation des Unterrichtsstoffs, aber auch zur Pflege des Gartens, zur Erholung bei Musik und Gesang

oder durch ein erfrischendes Gufsbad. Abends 9 Uhr schließt eine Andacht den Tageslauf. Über Einhaltung der Erholungszeit wachen die Seminarlehrer, da bei einzelnen Seminaristen die Gefahr der Überanstrengung vorhanden ist.

Bei der Erziehung der Seminaristen waltet das Bestreben, sie ihrem Volk nicht zu entfremden. Kost und Kleidung sind national, nicht europäisch. Am Boden sitzend ohne Messer und Gabel nehmen die Zöglinge ihre Mahlzeit ein. Die Kost ist einfach. Man will die Zöglinge nicht an Bedürfnisse gewöhnen, zu deren Befriedigung eine bescheidene Katechistenbesoldung nicht zureicht; die Seminarerziehung darf auch die indische Neigung zum Schuldenmachen nicht befördern.

Ein Erfolg der Seminarerziehung ist schon in dem Fleiß der Seminaristen zu erkennen. Wenn Oberflächlichkeit und Scheu vor anstrengender Arbeit im indischen Blut liegt, so ist das durchschnittliche Lob, das dem Fleiß der Zöglinge gezollt wird, ein sehr günstiges Zeichen. Es bedarf freilich noch mancher Mahnung zu treuer Ausnützung der Zeit; bei einzelnen Zöglingen stellt sich der Eifer erst vor dem Examen ein. Ohne den Fleiß der Seminaristen aber wären die erzielten Erfolge nicht erreichbar. Außerdem ist bei vielen Seminaristen ein inneres Wachstum, eine Zunahme an Mannhaftigkeit und Entschiedenheit, ein Fortschritt in Selbsterkenntnis und Heilserkenntnis zu beobachten; bei vielen vollzieht sich auch ein gründlicher Umwandlungsprozeß. Freilich völlig abgeklärte und ausgereifte Charaktere verlassen selten das Seminar. Auch die Katechisten bedürfen in weitem Umfang der Aufsicht und der Leitung der europäischen Missionare. Erst nach Jahren kann ihnen eine selbständige Stellung als Evangelisten oder als Gemeindepfarrer anvertraut werden.

VIII. Der Abschluß des Seminarlebens.

Die Entlassung aus dem Seminarverband, sei es wegen eines einzelnen Vergehens, sei es wegen allgemeiner Untauglichkeit des Charakters, sei es wegen Schwächlichkeit und Krankheit, ist nicht gerade selten. Während der Seminarjahre vollzieht sich ein Sichtungsprozeß. Für die übrigen Seminaristen liegt in der Entlassung eines Kursgenossen eine ernste Erinnerung daran, daß der Eintritt ins Seminar noch nicht den Eintritt ins Katechistenamt verbürgt. Wiederaufnahmen sind sehr selten.

Den normalen Abschluß des Seminarlebens bildet das Katechistenexamen, das einmal jährlich gehalten wird. Über die Zulassung dazu wird besonders beraten. Minder taugliche Leute werden um ein Jahr

zurückgestellt, zu jugendliche Seminaristen auf 1—2 Jahre im Schuldienst verwendet und dann erst zum Katechistenexamen zugelassen, fleißige und gewissenhafte Leute von höherem Alter schon ein Jahr früher zugelassen, selbst wenn die wissenschaftlichen Leistungen noch mangelhaft sind. Die Prüfung wird von einer besonderen Prüfungskommission vorgenommen, welche aus den Seminarlehrern und einigen älteren, tüchtigen Missionaren besteht. Beim Examen werden am schwächsten berechnet die sprachlichen Fächer, welche erst seit einigen Jahren unter die Examensfächer aufgenommen sind, damit die sprachlichen Studien von den Zöglingen nicht vernachlässigt werden. Bei den theologischen Fächern wird eine schriftliche und mündliche Prüfung gehalten. Am stärksten werden Predigt und Katechese, also die praktischen Leistungen gezählt.

Die Examensergebnisse zeigen oft in erfreulicher Weise, daß auch minder begabte Leute durch Fleiß und Treue ein schönes Ziel zu erreichen vermögen, in demütigender Weise, daß begabte Schüler infolge von Flüchtigkeit und Selbstüberschätzung hinter berechtigten Erwartungen zurückbleiben. Je nach dem Examenszeugnis werden die Katechisten in mehrere Besoldungsklassen eingeteilt. Ob diese Art der Einteilung, die zum Teil auf altwürttembergische Vorbilder zurückgehen dürfte, ganz missionsmäßig ist?

Kurz nach dem Examen findet die Bestellung zum Katechistenamt statt. In öffentlichem Gemeindegottesdienst halten einige Neugeprüfte kurze Ansprachen. Die Verpflichtung geschieht auf Gottes Wort und die Basler Katechistenordnung. Hierauf folgt die Einsegnung. In außerordentlichen Fällen wird auch nach bestandnem Examen die Einsegnung versagt.

Nachdem das Seminar seinen Zöglingen eine grundlegende Ausbildung vermittelt hat, wird es ihnen zur Pflicht gemacht, an ihrer Weiterbildung zu arbeiten. Die Überwachung ihrer Fortbildung liegt nicht den Seminarlehrern, sondern den leitenden Missionaren der einzelnen Stationen ob. Auf jeder Missionsstation soll monatlich einmal eine Konferenz für alle Katechisten des Stationsbezirks gehalten werden zur Besprechung von Bibel, Katechismus, Gemeinde- und Gottesdienstordnung. Außerdem soll jährlich einmal in jedem Missionsdistrikt ein 3—4tägiger Distriktkurs für alle Katechisten gehalten werden. Diese haben sich gründlich darauf vorzubereiten; sie haben einen Aufsatz über ein dogmatisches oder ethisches Thema, sowie eine Predigt und eine Katechese schriftlich auszuarbeiten und vorzulegen. Der Aufsatz wird besprochen, Predigt und Katechese gehalten. Diese Ordnungen sind freilich nicht überall konsequent

durchführbar. Aber sie liefern wenigstens den Beweis, daß die Missionsleitung nach Kräften auf die Weiterbildung ihrer Nationalgehilfen bedacht ist.

In Missionsberichten liest man nicht selten ungünstige Urtheile über Nationalgehilfen. Die richtige Beurteilung dürfte Missionar Gräter † auf Grund einer fast 20 jährigen Thätigkeit am Seminar in Mangalur (1865—72 und 1874—85) und seiner mannigfachen Beobachtungen als Generalpräses der Basler Mission in Indien gegeben haben. Einerseits bezeugt er:

„Man darf sich von Herzen freuen über den Geist, der unsere Gehilfen beseelt. Denn den meisten von ihnen ist es ein aufrichtiges Anliegen, für den Herrn zu arbeiten und seine Sache zu fördern, und nicht wenigen darf man das Zeugnis geben, daß sie wirklich tüchtige Arbeiter sind.“ Andererseits fügt er in demselben Bericht hinzu: „Lange Zeit wird der eingeborene Prediger ohne Begleitung oder wenigstens ohne Aufsicht und Anleitung des europäischen Missionars nichts ausrichten können. Aber ebenso wäre der europäische Missionar ohne eingeborene Gehilfen sehr gehemmt in seiner Arbeit. Das einzig Richtige wird sein, daß sie gemeinschaftlich wirken und sich durch ihre verschiedene Art und ihre verschiedenen Gaben ergänzen.“

Der Opfertkultus des chinesischen Kaisers.

Von Missionar Leuschner.

Keins der vorhandenen Religionsysteme Chinas lehrt, daß die Sünde durch Blutvergießen gesühnt werden könne. Der chinesische Kaiser bringt aber alljährlich dem höchsten Gott, Shong ti und dem majestätischen Himmel, wie der kaiserlichen Erde, blutige Opfer dar. Der Opfertkultus des chinesischen Hofes muß also älter sein als die bestehenden Religionsysteme. Das ist er in der That. Seit uralten Zeiten hat der chinesische Kaiser für sich allein das Recht in Anspruch genommen, blutige Opfer darbringen zu dürfen. Würde in China sonst jemand dergleichen zu thun wagen, so würde das als ein großes moralisches wie politisches Verbrechen angesehen werden, als eine Gotteslästerung und Majestätsbeleidigung, für welche die schwerste Strafe noch zu gering wäre.

Himmel, Erde und Menschen bilden die heilige Dreieinigkeit. Der majestätische Himmel mit dem Sitz des höchsten Gottes, die kaiserliche Erde und beider Erzeugnis, der Mensch, bilden ein Ganzes. Aber nur

ein Mann ist würdig mit Gott und den Geistern an einem Tisch zu sitzen, mit ihnen zu verkehren. Dieser eine ist der Kaiser von China. In ihm hat das ganze Menschengeschlecht den einzig würdigen Vertreter. Er ist der Sohn des Himmels, der Heilige, Mächtige, Unfehlbare. Seine Erlasse und Dekrete heißen „heiliger Wille“. Er allein ist würdig, dem Himmel die Opfer darzubringen. Sein Angesicht heißt „des Drachen Angesicht“ sein Thron „des Drachen Thron“. Er ist das „göttliche Werkzeug“, der himmlische Herrscher. Er ist die Quelle, der Ursprung jeder Gewalt, aller Macht, aller Ehren, ja alles Guten. Nur seine Knie sind würdig, sich vor dem Altar des höchsten Gottes zu beugen. Deshalb ist ihm die Regierung vom Himmel über alle Menschen aufgetragen. Er ist aber auch verantwortlich für alles, was die Menschen thun. Kommt eine Hungersnot oder Seuche ins Land, der Sohn des Himmels hat dafür Buße zu thun. Des Volkes Sünde ist seine Sünde. Genießen die Völker Frieden und Glück, so haben seine Tugenden das bewirkt. Der Kaiser steht mit dem Himmel in beständiger Kommunikation. Er hat den Willen des Himmels der Erde kund zu thun und seine Ausführung zu überwachen. In den Edikten der Kaiser kommt das auch immer wieder zum Ausdruck. Wird ein Kaiser vom Thron gestoßen, so begründet der frühere Rebell, der neue Kaiser, seinen Sturz damit, der alte Kaiser, oder die alte Dynastie habe die Intentionen des Himmels nicht durchgeführt, darum habe der Himmel einen anderen berufen. Die große Zahl der unwürdigen Kaiser hat die Weisen gezwungen, die universelle Macht des Kaisers bedeutend einzuschränken und ihm gegenüber die Majestät des Volkes zu betonen. Überall in China finden wir die krasssten Gegensätze bei einander. Die hohe Stellung des chinesischen Kaisers ist der Rechtsbeweis für seine einzigartige Stellung im Opferkult.¹⁾

Der Kaiser opfert zunächst dem Shong ti dem obersten Gott. Damit kann nur der allerhöchste Gott im Himmel und auf Erden gemeint sein. Shong ti deckt sich mit dem ebräischen Elohim. Mit der Zeit hat man diesen hohen Gott mehr mit „Himmel“ bezeichnet. Daß man sich aber auch unter dem Worte Then²⁾ eine Persönlichkeit vorstellte, beweist das sehr häufig beigefügte Wort: „fong then“ gleich „kaiserlicher Himmel“. Vielfach werden sogar vier Worte geschrieben und gesprochen: „fong then Shong ti“ d. i. kaiserlicher, oder „majestätischer Himmel höchster Gott“. Gerade unter den Christen Chinas ist diese Tetralogie

1) Dialektische Abweichung von Schang ti.

2) Dialektische Abweichung von Tien.

für den Namen Gottes sehr im Gebrauch; aber auch die Heiden lieben sie. In dem missionarischen Kampfe, ob für Gott sin¹⁾, Geist, oder Shong ti, höchster Gott, zu setzen sei, haben ja glücklicherweise die letzteren Recht behalten. Shong ti deckt sich in der That fast vollständig mit unserem Begriff „Gott“ oder besser Elohim. Dieser im Altertum noch reinere Gottesbegriff der Chinesen ist jetzt mehr und mehr verdunkelt worden, wie ein Spiegel, auf dem viel Schmutz und Staub liegt. Durch das Christentum aber wird er bald in seiner Klarheit und Reinheit den Chinesen wieder vor Augen geführt. Heutzutage stehen dem Begriff „Himmel“ sogar die Geister der verstorbenen Kaiser gleich, ja nicht nur die Verstorbenen, sondern auch die Lebenden. Neben dem Begriff „Himmel“ ist die „Erde“ das zweitgrößte Verehrungsobjekt. Sie ist der große Mutterschoß, entstanden aus der gewaltigen Bewegung des Feuers und Wassers, den beiden Urkräften. Ihr verdankt der Mensch sein materielles Dasein. Sie ist die Mutter, während der Himmel der Vater ist. Auch sie erhält den Titel „majestätische Erde“. Ihrem Rang entspricht die Würde der verstorbenen Kaiserin.

Der Vertreter der Menschen ist ebenfalls göttlicher Ehre würdig. Der Sohn gleicht dem Vater, und der Kaiser ist der Sohn des Himmels und der Erde. Er ist das Abbild des Drachen, jenes Prinzipes, von dem alles Glück und Wohlergehen kommt. So lange dieses Prinzip nicht gestört wird, währt das Glück. Die Drachenlehre könnte man füglich als die Philosophie über Welt- und Naturharmonie bezeichnen. Hört diese Harmonie auf, so muß Unglück und Angst über alle Menschen hereinbrechen. Die Opfer, welche der Himmelssohn, das Abbild des Drachen, darbringt, dienen dazu, diese Harmonie wieder herzustellen oder zu befestigen. Man wird leicht erkennen, daß hier tiefe Gedanken zu Grunde liegen. Hier ist gewissermaßen das Problem einer stellvertretenden Sühne oder Genugthuung zu lösen versucht. Daß es von Menschen nicht gelöst werden konnte sondern daß es Gott selber lösen mußte, wundert uns nicht. Dem chinesischen Kaiser sind in allen Gerichtshäusern Hallen errichtet, in denen ihm am Neujahrsfeste göttliche Verehrung gezollt wird. Wer einmal am Neujahrsfeste einer Anbetung des Kaisers im großen Tempel beigewohnt hat, der vergißt das malerische Bild nicht so bald wieder. Die Hallen des Kaisers führen den Namen wan shu thong d. h. 10000Lebenshalle.

¹⁾ Dialektische Abweichung von Schin. D. S.

Der Tag der Winter-Sonnenwende ist der wichtigste Tag im Opferkultus des chinesischen Kaisers. Auch dabei ließen sich interessante Vergleiche ziehen. Als Opfertiere kommen in Betracht: Kälber, Hasen, Hirsche, Schafe und Schweine. Der Tempel des Himmels liegt im Süden der Stadt, der Tempel der Sonne dagegen nach Osten zu. Im Himmelstempel kommt die „Siebenzahl“ zur Geltung in 7 im Halbkreise erbauten Hallen.

Es werden drei Kategorien von Opfern unterschieden: Große, mittlere und kleinere.

Die erste Kategorie der Opfer ist die wichtigste. Sie wird dargebracht: dem Himmel (sowohl Himmelsherr, wie materieller Himmel), der Erde, den Ahnentafeln, der auf die große Reise gegangenen (d. h. verstorbenen) Monarchen und den Göttern der Felder und des Getreides. Diese vier Abteilungen sind einander koordiniert. Freilich, in alter Zeit war das nicht der Fall. Da wurden blutige Opfer überhaupt nur dem allerhöchsten Gott dargebracht. Wie das Heidentum im allgemeinen, so hat sich auch der kaiserliche Opferkultus immer mehr verflacht, so daß er heute nur noch ein schwaches Schattenbild jenes Opferkultus in uralter Zeit ist.

Die zweite Kategorie, die mittleren Opfer, beziehen sich auf eine Anzahl sehr verschiedener Verehrungsobjekte. Die Sonne, der Mond, die Namen der Kaiser aus früheren Dynastien, Confucius, die Götter des Ackerbaues und der Seidenzucht, die Götter des Himmels und der Erde und die Götter der verschiedenen Jahreszeiten werden durch sie geehrt. Den meisten dieser Gottheiten sind in Peking Tempel erbaut. Aber auch in anderen großen chinesischen Städten finden sich viele Sonnen-, oder noch mehr Confuciusempel. Nur daß die Anbetung in den letzteren Tempeln einen anderen Charakter hat.

Die dritte Kategorie umfaßt die Genien der Künste und Wissenschaften, auch der ärztlichen Kunst; die Geister der Wolken, des Windes, Regens und Donners. Die Geister der fünf Gebirge, fünf Seen und vier großen Flüsse; die Geister der Kanäle, Flaggen, ja der Kanonen u. Da der chinesische Kaiser, wie der Papst, das Kanonisationsrecht hat, so wird die Liste unter Nr. 3 immer größer. Die Leitung bei diesen wichtigen Ceremonieen untersteht dem Hof der Riten, dem Kultusministerium. Die Ceremoniemeister gehören allermeist der kaiserlichen Familie an. Im Fall der Kaiser krank oder minderjährig ist, müssen alle diese Ceremonieen unterbleiben. Die Kleidung des Kaisers muß mit dem jedesmaligen Objekt

seiner Verehrung im Einklang stehen. Das Gefolge dagegen hat die gewöhnliche Galatkleidung an. Wenn der Kaiser dem Himmel opfert, so trägt er ein himmelblaues Gewand; dagegen trägt er ein gelbes Gewand, wenn er der Erde seine Ehrenbezeugungen darbringt; ein rotes Gewand hüllt ihn ein, wenn er die Sonne und ein bleiches, wenn er den Mond anbetet.

Es muß ein feenhafter Anblick sein, wenn der Kaiser zum großen Himmelsfeste aufbricht. Das Ceremoniell besteht aus etwa 2000 Mann Gefolge in 146 Gruppen. Bereits am Abend vorher besteigt er seine Staatskarosse von Elefanten gezogen. Die Soldaten, Fackelträger, Musiker, die Prinzen und Eunuchen, der große Pomp, welcher entfaltet wird, üben eine fast blendende Wirkung aus. Durch das kaiserliche Thor hindurch begiebt sich der Kaiser nach dem then thong: Himmelschalle. Dort verweilt er in ernster Meditation, um sich vorzubereiten auf seine Pflicht. Es liegt dieser Vorbereitung der Gedanke zu Grunde, daß die Götter nur Gefallen an einer Gabe haben, wenn sie mit demütigem, bußfertigen Herzen dargebracht wird. Frauen dürfen bei diesen Ceremonieen nicht gegenwärtig sein. Eine Ausnahme findet nur statt bei der Verehrung der Göttin der Seide, da begleitet die Kaiserin und ihr Hof den Festzug.

Auch ein äußeres Hilfsmittel hat der Drachensohn, um seine Seele um so schneller in die richtige devote Stimmung zu versetzen. Es ist eine Art Heiligenbild, die kupferne Statue eines thauistichen Priesters, der drei Finger der rechten Hand über seinen Mund gelegt hat, um Schweigsamkeit anzudeuten. Viel Reden, besonders profanes Reden, zerstreut die Seele. In der linken Hand hat der Priester eine Tafel, darauf steht: „Drei Tage fasten“. Auch die Ceremoniemeister und Priester müssen sich sorgfältig auf diesen heiligen Akt vorbereiten. Es erinnert uns fast ans Alte Testament, wenn wir von den Vorschriften hören: Fasten, Waschungen, Kleiderwechsel, Absonderung von ihren Frauen, Enthaltung von jeder Lustbarkeit, strenge Absonderung von Kranken und Toten. Krankheit und Tod verunreinigen, üppiges Leben zieht den Geist vom Meditieren ab, und letzteres ist unbedingt nötig bei jemanden, der zu Göttern in Beziehung treten will.

Wenn alles vorbereitet ist und jedermann an seinem Platze steht, dann werden die Opfertiere geschlachtet. Es ist nicht Sitte, die Thiere mit Kränzen zu schmücken, auch wird ihr Blut nicht auf irgend welche Gegenstände gesprengt. Wenn der Geruch des verbrennenden Fleisches gen Himmel steigt, da beginnt der Sohn des Himmels mit seinen, wie

er meint, Erd und Himmel versöhnenden Ceremonieen. Bei jedem Schritt, den er thut, wird er angewiesen und geleitet von den Ceremoniemeistern. Seine Aufgabe ist dreimaliges Niederknien und Beten und neun tiefe Verbeugungen. Dem majestätischen Himmel werden die Opfer um Mitternacht auf dem Altar des Himmels dargebracht. Rings herum stille Nacht mit den glitzernden, zahllosen Sternen. Hell auf leuchtet die Feuergarbe des Opferfeuers. Der Kaiser Chinas kniet und bringt sein Schuld- und Dankopfer dar. Im ernstesten Gebete ladet der Sohn des Himmels die Erde, die Geister seiner Ahnen, die Götter der Felder und des Getreides ein, Platz zu nehmen an der großen Tafelrunde zusammen mit dem höchsten Gott. Die Chinesen nehmen an, daß die verstorbenen Könige im Hades weiter regieren. So soll durch dieses Opferfest die Weltharmonie wieder hergestellt werden oder, falls sie noch besteht, soll sie mehr befestigt werden.

Eine Analogie dieser kaiserlichen Opfer findet sich doch auch unter dem Volke, freilich in einer nicht strafbaren Form.

Am Gräberfest, das in die Nähe des Osterfestes fällt, werden häufig Schweine an den Gräbern geschlachtet. Etwas Opferpapier wird ins Blut getaucht und auf dem Grabe befestigt. Am Grabe wird dann sofort die Küche aufgeschlagen und ein großes Essen veranstaltet. Das Essen wird zuerst den Geistern der Ahnen angeboten und einige Minuten vor das Grab gestellt, damit sie das beste davon, den Duft, genießen, was dann übrig bleibt, das Stroh, wie man sich ausdrückt, genießen die Lebenden.

Noch mehr aber wird man am Neujahrstage daran erinnert, daß dem Götzendienste doch tiefe Gedanken innewohnen. Am Vorabend des Festes schlachten die meisten Hausväter Hühner und besprengen mit dem Blute des sterbenden Hahnes die Inschriften an den Thürpfosten oder die Thürpfosten selbst.

Unter dem Wust und Schmutz des Aberglaubens ist doch manch Körnchen ursprünglicher Gotteserkenntnis verborgen. Der Logos spermatiskos waltet auch noch in der heutigen Heidenwelt. Welch ein Gewirre ist die chinesische Schriftsprache. Man kann es verstehen, wenn ein humoristischer Württenberger ausruft: „Dische Dinger hat der Teufel geschrieben, man sieht ja noch die Krallen“, und doch giebt es auch unter ihnen Perlen christlicher Symbolik. Das ist das Zeichen für Gerechtigkeit. Der Chinese trachtet in seiner Weise sehr danach, gerecht zu werden. Mencius ruft aus: „Wenn ich die Wahl hätte, zwischen Gerechtigkeit und

Leben, ich würde Gerechtigkeit wählen und das Leben fahren lassen.“ Die große Frage; wodurch der Mensch gerecht wird, haben die Chinesen unwissend gelöst. Das Zeichen besteht in der oberen Hälfte aus dem Zeichen für Lamm, in der unteren aus dem für ich. Also der Mensch, ich werde gerecht durch das Lamm, wir interpretieren: das Lamm Gottes, welches der Welt, auch der Chinesen Sünde trägt. Eine ähnliche Sprache reden, oder können doch reden, die Brandopfer in Peking, die durch den chinesischen Kaiser dargebracht werden.

Der Pflug der Gerichte Gottes hat das Land tief durchfurcht. Möchte daraus eine heilsame Frucht der Gerechtigkeit erwachsen. Möchte China bald erkennen, daß nicht die Schlange und der Drachenkult, sondern der, welcher der Schlange den Kopf zertreten hat, wahrhaft glücklich macht. In China und seinen Einrichtungen ist noch viel Gutes, in der chinesischen Nacht scheint gar mancher helle Stern. Möchte die Christenheit auf dem Plane sein, besonders in dieser Zeit, damit das chinesische Volk auf den rechten Weg geleitet werde und den erkenne, der in That und Wahrheit der Sohn Himmels und der Erden, d. h. Gottes- und Menschensohn ist.

Missionsrundschau.

Amerika.

Von D. G. Kurze.

Südamerika. In Suriname macht die kirchliche Versorgung der großen hauptstädtischen Gemeinde Paramaribo, in der, von den drei Vorstadtgemeinden ganz abgesehen, die Brüdergemeinde 9000 Negerchristen zählt, den Missionaren mancherlei Sorge. Das fortwährende Umherziehen der Neger aus einem Stadtteile in den anderen erschwert die ursprünglich geplante Teilung der großen Stadtgemeinde durch weitere Abzweigungen selbständiger Gemeinden ungemein. Man hat sich daher schließlich darauf beschränken müssen, an der bisherigen einheitlichen Leitung festzuhalten und dafür die Bedienung der einzelnen Wijk's oder Stadtteile durch die wohlorganisierte Arbeit einer Stadtmision zu ergänzen. Von Bedeutung für das kirchliche Leben der Hauptstadt ist die von Missionar Hellström eingerichtete Waisenspflege und das Bestehen eines blühenden Jünglingsvereins, der inmitten der Gefahren des Großstadtlebens den jungen Negerchristen einen festen Halt bietet. Dank dem Mortonschen Legate ist übrigens die Vorortgemeinde Beekhuisen ganz von Paramaribo abgetrennt und zur selbständigen Missionsstation Saron erhoben worden (Miss.-Blatt der Brüd. 1897, 327; 1898, 267; 1899, 101, 177, 388).

An dem östlichen Grenzflusse der Kolonie, der Marowijne, ist das Evangelium dem trotzigen Stamme der Djuka- oder Aukaneger nicht vergeblich gepredigt worden.

Missionar Kersten, den leider im vorigen Jahre die Einwirkung des gefährlichen Klimas zur Rückkehr nach Deutschland zwang, hatte im Sommer 1897 die Freude, fast die ganze Familie des christlichen Aufahauptlings Apensa in Paramacca taufen zu können, wo nun mitten im Urwalde eine kleine Christengemeinde von einigen 20 Seelen entstanden ist. Auch auf seiner Station Albina hat Kersten Ostern 1897 und Pfingsten 1898 die ersten Aukaneger in die Gemeinde aufgenommen und gleichzeitig eine Schule eingeweiht, die von 33 Negerkindern besucht wird. Freilich muß er sehr über das unverantwortliche Vorgehen der katholischen Patres klagen, welche durch ihre erschlichenen Taufen das Christentum unter den Heiden verunehren. Ein weit im Innern auf Clementi, einer Insel im Tapanahoni-flusse, wohnender Häuptling Pantuku hat den Missionar um Einrichtung einer Schule daselbst und Stationierung eines Katechisten gebeten (ebenda 1897, 241; 1898, 87, 93, 208; 1899, 46).

Einen sehr instructiven Bericht über die Buschneger-Mission an der oberen Saramacca enthält das „Missions-Blatt der Brüdergemeine“ (1899, 251, 281) aus der Feder des Missionar Boullaire, der in den Jahren 1897—99 dreimal stromaufwärts zu den Niederlassungen der Matuarineger vorgebrungen ist und die Wahrnehmung gemacht hat, daß dort das Heidentum ins Wanken gekommen ist. Im Februar 1898 konnte Boullaire 34 Matuari auf einmal auf der Station Kwattahede taufen. Der früher in der Buschneger-Mission öfters genannte Missionsgehilfe und zeitweilige Oberhäuptling Johannes Ring ist, nachdem er die letzten Jahre seit seinem freiwilligen Verzicht auf die Granmanschaft ganz in der Stille verlebt hat, im Oktober 1898 in Maripastoon entschlafen.

Die Stationen der Brüdergemeine an der unteren Commewijne befinden sich in steter Abnahme, da infolge des darniederliegenden Plantagenbaues viele Mitglieder nach Paramaribo ziehen, um dort Arbeit zu suchen. So hat z. B. Rust ein Werk aufgehört, eine selbständige Missionsstation zu bilden; ferner ist seit Ostern 1898 der Außenposten Wederzorg eingezogen worden, und in der Plantangengemeinde Reliendal sind die Verhältnisse ebenfalls traurige. Im Versaba-Bezirk an der Para üben heidnische Tänze und allerlei abergläubische Gebräuche noch eine verhängnisvolle Anziehungskraft auf die jungen, unbefestigten Negergemeinden aus; große Störung hat auch ein auf separatistische Abwege geratener Negerkatechist angerichtet, der in schwärmerischer Weise sich auf besondere Eingebung Gottes beruft. In den Nieder-Gemeinden machen sich die Sendboten der amerikanischen Adventisten durch ihre zudringliche Propaganda störend bemerkbar und an der oberen Suriname, besonders in Domburg, sind es die jesuitischen Redemptoristen, welche durch ihre lichtscheuen Machinationen den Frieden der Gemeinden stören (ebenda 1898, 279, 380; 1899, 96, 378; 1900, 225; 1901, 55).

Eine besondere Fürsorge läßt die Brüdergemeine in Suriname den Ärmsten unter den Armen, den Aussätzigen, angedeihen. Das große Regierungssyfl für Aussätzige ist im Herbst 1897 von Batavia nach Groot Chatillon verlegt worden und die Brüdergemeine hat mit dem Ertrag einer von der evangelischen Bevölkerung Surinames veranstalteten Kollekte — an der Gesamtsumme von 33000 fl. waren die drei Stadtgemeinden Paramaribos mit 7000 fl., die Niederlande mit 11700 fl., englische und amerikanische Missionsfreunde mit 4000 fl. beteiligt — dicht neben der Staatsanstalt ein Privatsyfl Bethesda nebst Kirche und Missionshaus erbaut.

Von den beiden dort ihren schweren, aber gesegneten Dienst ausübenden Diaconissen ist die eine, Schwester Perchner, die durch ihr liebevolles Wesen das anfängliche Mißtrauen der Ausfägigen gegen eine Internierung in der neugegründeten Anstalt überwunden hatte, schon früh — am 21. Juni 1900 — entschlafen. Bei ihrem Leichenbegängnisse in der Hauptstadt zeigte sich aus allen Kreisen der Bevölkerung eine großartige Teilnahme (ebenda 1898, 273; 1899, 102; 1900, 112, 335 und Weiß: „Unsere Ausfägigen“ Paramaribo 1901).

Erlüchtete Fortschritte macht die Kulimission der Brüdergemeine unter den indischen Plantagenarbeitern. Die Seele dieser Arbeit ist der aus Nordindien stammende Evangelist Abraham Lincoln, welcher schon über ein Vierteljahrhundert in Demerara, Trinidad und Grenada in Verbindung mit anderen evangelischen Kirchen unter seinen Landsleuten Missionsarbeit getrieben hatte und nun seit Ende 1897 im Dienste der Brüdergemeine den indischen Kulis in und um Paramaribo das Wort Gottes verkündigt; neben und unter ihm arbeiten noch zwei indische Christen Balgubim und Faden, letzterer neuerdings in Catharina Sophia an der Saramacca. Von den 40 Kulis, die sich als Katechumenen bei Lincoln meldeten, haben zu Pfingsten 1898 bereits 5 Erstlinge getauft werden können. Freilich hat sich auch schon erbitterte Gegnerschaft gegen Lincolns eifrige Arbeit geltend gemacht, man hat ihn sogar mit dem Tode bedroht, ohne ihn indes damit einschüchtern zu können. Da es wünschenswert ist, einen europäischen Missionar mit der Oberleitung der Kulimission zu betrauen, so hat die Brüdergemeine zu diesem Behufe den aus dem Berliner orientalischen Seminar für sein besonderes Arbeitsgebiet sprachlich ausgerüsteten Missionar Wenzel zu Anfang dieses Jahres nach Suriname entsandt.

Besonders erwünscht wäre auch die Anstellung eines besonderen Evangelisten für die 1—2000 in Suriname lebenden Chinesen, von denen ein Teil aus Demerara und anderen englischen Kolonien eingewandert und infolgedessen schon ziemlich anglikt ist. Die Mehrzahl der Chinesen hat sich in Paramaribo und in dem rasch aufblühenden Albina an der Marowijne niedergelassen. Ein früher unter den Chinesen wirkender Missionsarbeiter Lazarus hatte sich nicht bewährt, und die Hoffnung, einen anderen die Centralschule der Brüdergemeine besuchenden Chinesen mit der Evangelisation unter seinen Landsleuten zu betrauen, hat sich wieder zer Schlagt, da seine heidnische Familie ihn zur Übernahme eines kaufmännischen Geschäftes zwang. Leider richtet auch unter den Chinesen Surinames das Opiumtrauchen viel Schaden an. Immerhin zählt die Brüdergemeine dort ein Häuflein chinesischer Christen, von denen sich manche als Stützen der Gemeinde bewährt haben. Übrigens eignet sich die jüngere chinesische Generation immer mehr die in Suriname verbreitete negerenglische Umgangssprache an, so daß der Missionsbetrieb nicht mehr so schwierig ist. Die Katholiken haben für die Chinesen aus deren Beiträgen 1897 ein schönes Gotteshaus in Paramaribo erbaut und taufen besonders auf den Plantagen chinesische Kinder in großer Anzahl. Seit 1900 taucht, nebenbei bemerkt, ein neues Bevölkerungselement in Suriname auf, insofern die Regierung die Einwanderung javanischer Plantagenarbeiter begünstigt (ebenda 1898, 169; 1899, 43, 167, 378; 1901, 52).

Einen besonderen Gegenstand der Sorge bildet für die Brüdergemeine in Suriname die Schule, da die von der Kolonialregierung gezahlte Subvention bei weitem nicht ausreicht, um sämtliche Bedürfnisse zu decken und andererseits alle bis-

herigen Versuche, die Negergemeinden zur Zahlung von Schulbeiträgen zu bewegen, leider nur sehr geringen Erfolg gehabt haben. Erschwerend kommt dazu, daß ein großer Teil der Lehrer wenig im Sinn und Geiste der Mission arbeitet. Das ersehnte Ziel, die nötigen Hilfsarbeiter für die Suriname-Mission aus der Zahl der dortigen Eingeborenen zu gewinnen, schwebt zwar noch in weiter Ferne; doch konnten immerhin im vorigen Jahre 5 neue Evangelisten in den Missionsdienst eingeführt werden (Jahresbericht der Brüdergemeinde 1897/98, 22; 1898/99, 4; 1899/1900, 13).

Am meisten hat unter der wirtschaftlichen Not, welche das Darniederliegen der Zuckerindustrie in Britisch-Guiana verursacht, die anglikanische Kirche mit ihrer weitverzweigten Missionsthätigkeit unter der buntgemischten Bevölkerung der Kolonie zu leiden, da ihr die Regierung die bisher ziemlich reichlich gewährte Dotation teils ganz entzogen, teils bedeutend gekürzt hat. Trotzdem hat Bischof Swaby, der übrigens neuerdings auf den Bischofsitz von Barbados berufen wurde, sich bemüht, die einmal begonnene Arbeit so gut als möglich im Gange zu erhalten. Seine Hauptklage ist, daß ihm zu wenig Missionsarbeiter zur Verfügung stehen, um die sich reichlich anbietenden Gelegenheiten, die heidnische Bevölkerung für die evangelische Kirche zu gewinnen, genügend anzunutzen. Ein immer mehr anschwellendes Bevölkerungselement bilden die meist auf 10 Jahre für Plantagenarbeit engagierten indischen Kulis, von denen ein beträchtlicher Teil nach Ablauf der Kontraktzeit sich in der Kolonie auf dem von der Regierung umsonst zur Verfügung gestellten Lande dauernd niederläßt. Anfang 1899 zählte man in Britisch-Guiana unter einer Gesamtbevölkerung von 286 222 Seelen ungefähr 120 000 indische Kulis, die sich auf 69 Plantagen verteilen. Die anglikanische Mission unterhält unter ihnen 11 Katechisten und hat in den letzten Jahren jährlich über 200 Katechumenen taufen können; die Zahl der anglikanischen Kulichristen dürfte sich zur Zeit auf mindestens 3600 belaufen. Die Chinesen, deren Einführung als Kontraktarbeiter schon seit längerer Zeit verboten ist, weil man mit den ersten Einwanderern schlechte Erfahrungen gemacht hatte, bilden jetzt ein sehr respektables Element der Kolonialbevölkerung und sind fast sämtlich Mitglieder der anglikanischen Kirche; als solche zeichnen sie sich durch besondere Energie und Opferwilligkeit im kirchlichen Leben aus.

Am empfindlichsten macht sich der Mangel an genügendem Arbeiterpersonal auf dem Gebiete der Indianermission geltend, die durch die nomadischen Gewohnheiten der Ureinwohner Guianas nicht wenig erschwert wird. Immer wieder kommen tief aus dem Innern Indianerdeputationen zu Bischof Swaby mit der Bitte um Zusendung eines Missionars. Einen an der brasilianischen Grenze wohnenden Stamm hatte ein gutgesinnter Händler mit den Elementen der christlichen Religion bekannt gemacht. Männer dieses Indianerstammes machten sich nun auf den Weg nach Georgetown zum anglikanischen Bischof und trugen ihm folgendes vor: „Wir wünschen mehr über diese Dinge zu erfahren. Der Händler sagte uns, wir sollten zum Bischof gehen und um einen Lehrer bitten, zuvor aber eine Kirche, eine Schule und ein Wohnhaus für den Lehrer bauen. Dies haben wir gethan; unsere Frauen haben einen Garten für ihn hergerichtet und wir versprechen ihm das Beste von dem, was wir auf der Jagd und beim Fischfange erbeuten, zu geben. Es hat drei Wochen gedauert, ehe wir hier anlangten, und unsere Rückreise wird die doppelte Zeit in Anspruch nehmen; aber wir möchten nicht ohne einen Lehrer zurückkehren.“ Mit

schwerem Herzen mußte der Bischof ihnen einen ablehnenden Bescheid geben. Er selbst hat auf beschwerlichen Visitationsreisen die Indianer tief im Innern besucht und an der venezuelanischen Grenze unter den Kariben am Varama einen neuen Missionsposten — Bedes Mission — begründet. Im ganzen wurden in der anglikanischen Mission, in den drei Jahren 1897—99 1459 Indianer getauft. Könnte die anglikanische Kirche die Zahl ihrer Indianermissionare um 2—3 tüchtige Männer vermehren, so dürfte es nach menschlicher Voraussicht in wenig Jahren innerhalb der Kolonie keinen heidnischen Indianer mehr geben, denn schon jetzt gehören $\frac{4}{5}$ der indianischen Bevölkerung von Britisch-Guiana der evangelischen Kirche an (British Guiana Ann. Reports for 1897—99. Mission Field 1898, 130; 1899, 127, 198; 1900, 39, 359. Ann. Rep. S.P.G. 1897, 182; 1898, 189; 1899, 194).

In aller Stille treiben auch die Plymouthbrüder Missionsarbeit unter der Indianer- und Kulibevölkerung Britisch-Guianas. Sie haben zwei kleine Chinesengemeinden in Pflege und unterhalten in Ebey Point am Oberlauf des Berbice und in Albouystown, einem Vororte der Hauptstadt Georgetown je eine Schule für die Kulijugend. Die Indianermission dieser Denomination beschränkt sich auf die Stämme am Oberlauf des Berbice und auf die Arawaken am Tappacooma Creek. Rührend ist die Ausdauer, mit welcher die 73 jährige Missionarwitwe Huntley — sie steht nun 43 Jahre in jenem ungesunden Lande in der Missionsarbeit — immer noch auf beschwerlichen Reisen den Indianern und Kulis mit dem Evangelium nachgeht; so hat sie z. B. noch im Sommer 1899 eine viermonatliche Reise zu den Indianern am oberen Berbice gemacht; auch für die indischen Ausfägigen, die in einem Asyl in der Nähe von Georgetown untergebracht sind, sorgt sie treulich; für letzteren Arbeitszweig hat sie die Frau des Gouverneurs Sendall zu interessieren gewußt, welche nun aus ihren Privatmitteln jene Unglücklichen mit christlicher Litteratur versorgt (Echoes of Service 1898, 59, 112, 128, 367; 1899, 95; 239; 1900, 127, 144, 224, 255, 271, 304, 352).

Die kleine Mission, welche die Brüdergemeinde in Britisch-Guiana bisher in Grahamshall und Beterverwachting betrieb, hatte in der zweiten Hälfte des Jahres 1899 eine schwere Zeit durchzumachen, da vom August bis zum letzten Tage des Jahres kein Tropfen Regen fiel. Derartige Kalamitäten pflegen immer eine verhängnisvolle Rückwirkung auf das kirchliche und geistliche Leben der Regergemeinden auszuüben. Aber mit Dank gegen Gott konnte der eingeborene Missionar Dingwall, ein tüchtiger Mann, der auch an der letzten Generalsynode in Herrnhut teilnahm, berichten, daß seine Pflegebefohlenen mit wenig Ausnahmen die Prüfungszeit gut überstanden haben. Neuerdings hat Dingwall auch die Arbeit unter den Kulis kräftiger in Angriff genommen; für diese hat er in Georgetown eine Schulkapelle erbaut; auch unter den 151 Tageseskillern von Grahamshall sind bereits 40 Kulikinder (Missionsblatt der Brüdergemeinde 1898, 238; 1899, 68, 211. Jahresbericht 1897/98, 21; 1898/99, 4; 1899/1900, 12).

Seitdem die „Südamerikanische Missionsgesellschaft“ ihre Indianermission am oberen Purus wieder aufgegeben hatte, war die Missionsarbeit der evangelischen Kirche unter den Indianerstämmen Brasiliens längere Zeit hindurch völlig zum Stillstand gekommen. Erst in den letzten Jahren ist diese nicht unwichtige Arbeit — in den brasilianischen Staaten Amazonas, Mato Grosso und Goyaz giebt es nach der geringsten Schätzung noch $\frac{1}{2}$ Million heidnische Indianer — wieder in Angriff

genommen worden und zwar von vier verschiedenen Punkten aus. Die eine von Missionar W. C. Cook, einem Sendboten der Newyorker Internationalen Allianz-mission, geleitete Mission hat ihren Mittelpunkt in Santa Maria, einer Niederlassung der Cherente-Indianer am Araguaya, dem Hauptquellflusse des Tocantins. Die Anfänge dieser Mission tragen eine romantische Färbung. Sepe, der Oberhäuptling des eben erwähnten Stammes, dem viel daran lag, die Lage seiner Unterthanen zu verbessern, faßte im Jahre 1896 den Plan, persönlich bei dem Präsidenten in Rio de Janeiro ein Gesuch vorzubringen, daß man seinem Volke Lehrer senden möge, um es auf eine höhere Bildungsstufe zu bringen. Da er keine Ahnung davon hatte, daß er auf dem Wasserwege den Tocantins und Amazonasstrom abwärts und von Para ab zur See verhältnismäßig bequem sein Ziel erreichen konnte, trat er die ungefähr 650 Stunden weite Landreise durch unwegsame Einöden und Urwälder an, die den ganzen Sommer in Anspruch nahm. Endlich in der Hauptstadt angelangt, erhielt er den niederschmetternden Bescheid, daß die Regierung nichts für ihn thun könne. Die Regierung hatte nämlich bisher die Zivilisierung der Indianerstämme Mönchsorden, meist italienischen Kapuzinern, anvertraut und nicht unbedeutende Geldsummen für diese katholischen Indianerreservationen ausgegeben, dabei aber mit den meist unwissenden, vielfach auch unsittlichen Mönchen solch schlechte Erfahrungen gemacht, daß sie entschlossen war, keine Mittel mehr für Indianerzwecke zu bewilligen. Doch der energische Sepe ließ sich nicht beirren. Von irgend welcher Seite erfuhr er während seines Aufenthaltes in Rio, daß es in São Paulo eine evangelische Schule gebe, wo man sich seiner vielleicht annehmen werde. Es war das von nordamerikanischen Presbyterianern gegründete Kolleg, an dessen Spitze Dr. Lane steht. Sepe reiste nun dahin und wurde von dem Direktor des Institutes, der schon lange die Bekehrung der Ureinwohner Brasiliens auf betendem Herzen getragen hatte, freundlich aufgenommen. Am Abend des Tages, an dem Sepe sein Herz vor Lane ausgeschüttet hatte, erhielt letzterer von einem gewissen Witte, einem Studenten der Medizin, aus Baltimore einen Brief, worin der Schreiber, der 14 Jahre lang der Sekretär des dortigen Jünglingsvereins gewesen war und sich auf den Dienst als Heidenmissionar vorbereitete, von Lane sich Auskunft über die Lage der Indianerbewölkerung Brasiliens und über die Möglichkeit erbat, denselben das Evangelium zu bringen. Dr. Lane, der in diesem Zusammentreffen die Hand Gottes sah, gab Witte sofort die erbetene Auskunft und legte ihm besonders die Mission unter Sepes Volk, den Cherente-Indianern aufs Herz. Witte hatte ursprünglich sein Studium erst beenden wollen, ehe er in den Missionsdienst trat; aber der Gedanke an die seiner wartenden Indianer im Innern Brasiliens ließ ihn keine Ruhe und so reiste er, unterstützt von der „South American Evangelical Mission“ in Toronto, zusammen mit einem Freunde, dem verheirateten schottischen Arzte Dr. Graham im Frühjahr 1898 nach Para, um von da aus zu den Indianern in der Provinz Goyaz vorzubringen.

Inzwischen war von Argentinien aus jener bereits erwähnte Missionar Cook nach Goyaz, der Hauptstadt des gleichnamigen brasilianischen Staates, gekommen, um die Möglichkeit einer Indianermision an Ort und Stelle zu prüfen. Da ihm die Vorbedingungen günstig zu sein schienen, begab er sich im November 1897 nach Leopoldina, einer Ortschaft am Oberlaufe des Araguaya, wo er zu seiner großen Freude den Oberhäuptling Sepe mit 4 Cherente-Indianern und eine evangelische

Missionslehrerin aus Rio antraf, die sich den Frauen und Töchtern der Cherente-Indianer widmen wollte. Die Indianer nahmen Cook mit offenen Armen auf und brachten ihn auf einer 320 Stunden langen Bootfahrt den Araguaya hinab durch das Gebiet der Caraja-Indianer, die dem Missionar ebenfalls freundlich begegneten, nach ihrer Hauptniederlassung Santa Maria. Hier hatten sich in der letzten Zeit bereits Mönche eingenistet und die Indianer vergeblich gegen die evangelische Mission aufzuheben versucht. Der Superior der Mönche, welchem Cook einen Besuch abstattete, titulierte ihn „Bestie“, „Vügner“, „Diener der Hölle“ und drohte ihm mit dem Verlust seines Lebens, wenn er seine Missionsarbeit fortsetzen werde. Cook hat sich durch solche Drohungen natürlich nicht einschüchtern lassen, sondern arbeitet unter den Cherente-Indianern und unter den ostwärts von ihnen nach dem Tocantins zu wohnenden Stämmen getrost weiter.

Witte erfuhr bei seiner Ankunft in Para, daß der indianische Führer, welcher auf Dr. Panes Anordnung hin die Missionsgeschwister in Cameta, einem Flußhafen nahe der Einmündung des Tocantins in den Amazonasstrom, erwartete, um sie nach Santa Maria zu geleiten, von katholischen Priestern, die eine Gegenmission ins Werk setzen wollten, mit Beschlag belegt worden war. Da für die Cherente außerdem durch Cooks Niederlassung unter ihnen vorläufig gesorgt war, so beschloßen Witte und Dr. Graham als Operationsbasis für ihre Indianermision das zum Staate Maranhão gehörende Städtchen Carolina, das an der Einmündung des Nebenflusses Manoel Alves in den Tocantins liegt, zu benutzen. Sie fanden dort in einem Kreise brasilianischer Kaufleute sympathische Aufnahme und Unterstützung und haben schon mehrere Missionsreisen ins Innere von Goyaz zu den Caraoch-Indianern gemacht. In Carolina selbst soll eine Industriefchule für die Indianerjugend ins Leben gerufen werden. Die Regierungsbehörden der Staaten Goyaz und Para haben sich bereit erklärt, die Reservationen und Schulsubventionen für Indianerzwecke der evangelischen Mission zur Verfügung zu stellen. Anfang vorigen Jahres hat Dr. Graham an dem schottischen Missionar Mc. Kenzie einen Mitarbeiter erhalten.

Dafür hatte Witte seine Verbindung mit dieser Tocantins-Mission gelöst und im Auftrage der nordamerikanischen Presbyterianerkirche zusammen mit Missionar Nonnen am Oberlaufe des Rio Branco in São Joaquim nahe der Grenze von Britisch-Guiana eine Missionsstation angelegt. In der Nähe existiert eine vom Staate ins Leben gerufene Indianerschule, was für die Zukunft leicht zu Konflikten Anlaß geben kann. Für alle diese Missionen an brasilianischen Indianerstämmen ist es sozusagen eine Lebensfrage, daß sie außerhalb des Einflußbereiches der Spirituosenhändler und Gummisammler liegen, weil die Berührung mit diesen Elementen die Indianer rasch dem Untergange zuführt. Darum giebt sich auch Missionar Witte große Mühe, von der Regierung eine Reservation für seine Indianer zu erhalten, von der er jene schlimmsten Feinde des roten Mannes fernhalten kann (Christian 1454, 12; 1463, 21; 1470, 14; 1483, 16; 1511, 21; 1517, 15; 1534, 23; 1568, 15. Miss. Review 1898, 833; 1899, 470, 838. South Am. Miss. Magazine 1900, 39, 100, 222; 1901, 42, 63).

Wie gefährlich die Arbeit unter den brasilianischen Indianerstämmen ist, beweist die Zerstörung der katholischen Missionsstation São Jose de Providencia bei Altoalegre im Staate Maranhão; leider sind dabei 4 Kapuzinerpatres und 7 Schwestern der Wut der Wilden zum Opfer gefallen. Die Station, welche vor

5 Jahren erst gegründet wurde, bestand aus dem Kloster der Patres, dem Schwesternhause, aus Kirche, Schule, 2 Waisenhäusern mit etwa 100 Indianerkindern, verschiedenen Werkstätten und landwirtschaftlichen Gebäuden. Die Mission stand scheinbar mit dem benachbarten Indianerstamme im besten Einvernehmen, wie man aus der bereitwilligen Überlassung der Kinder und aus dem fleißigen Besuche der Gottesdienste schließen zu dürfen glaubte; auch hatten sich bereits 13 bekehrte Indianerfamilien auf der Missionsstation angesiedelt, um sich von den Patres in Ackerbau und Viehzucht unterweisen zu lassen. Auf das von drei schurkischen Brasilianern unter den Indianern verbreitete verleumderische Gerücht hin, die Patres wollten die in den Waisenhäusern befindlichen Kinder in die Sklaverei verkaufen, überfielen die Wilden am 14. April d. J., einem Sonntagmorgen, als gerade die Messe gefeiert wurde, die Station und richteten unter deren Insassen ein furchtbares Blutbad an; ihre Kinder führten sie in ihre Schlupfwinkel im Urwald wieder zurück (Kath. Missionen 1901, 279).

Das jüngste Missionsunternehmen, welches die Christianisierung der brasilianischen Indianer zum Ziele hat, geht von der deutsch-evangelischen Synode von Rio Grande do Sul aus; in jenem südlichsten Staate Brasiliens leben in 6—7 Niederlassungen Indianer vom Bororo-Stamme, mit deren Verhältnissen sich Anfang 1900 Pfarrer Stybinsky vertraut gemacht hat. In den 60er Jahren hatte die Regierung diesen Stamm unterworfen und ihm in einem gewissen Pater Branco einen sogenannten geistlichen Direktor gegeben. Zur Charakteristik dieses katholischen Missionars will ich nur erwähnen, daß er in seiner amtlichen Stellung aus einer angesehenen Indianerfamilie ein junges Mädchen raubte und mit ihr in wilder Ehe lebte. Sein Sohn ist jetzt Municipalintendant in einem brasilianischen Städtchen. Auf den Antrag Stybinskys beschloß die vorjährige Synode von Rio Grande do Sul sich dieser verwahrlosten Indianer anzunehmen und hat auch bereits eine Missionslehrerin, Namens Pleitner zu ihnen gesandt (Deutscher Ansiedler 1900, 85, 92; 1901, 2).

Immer mehr tritt es zu Tage, wie tüchtig fundiert die Arbeit ist, welche die „Südamerikanische Missionsgesellschaft“ unter den Indianern des zu Paraguay gehörenden Chaco betreibt. Es steht offenbar nicht nur der rechte Mann, Missions-superintendent Grubb, ein für die rauhe Pionierarbeit im Chaco wie geschaffener Leiter, an der Spitze, sondern er hat auch eine genügende Anzahl von Mitarbeitern — 15 — zur Seite, unter denen ein hervorragender schottischer Arzt, zwei Hilfsärzte und vier „Industriemissionare“ ihre besondere Begabung in den Dienst der Mission stellen. Es werden jetzt im Chaco drei Missionsposten besetzt gehalten, am Paraguay Riacho Negro, die Eingangsstation der Stadt Concepcion gegenüber, dann in nordwestlicher Richtung, 40 Stunden landeinwärts, die sogenannte Centralstation Waitthlatingmangalwa — die Zwischenstation Thlagnasinnith ist seit mehreren Jahren eingezogen worden — und die am weitesten ins unbekannte Innere vorgeschobene, 50 Stunden westwärts von der vorigen gelegene Station Elhoiamaak. Mit der letztgenannten Station, die im November 1899 gegründet wurde, hat die Mission unter den Suhin-Indianern festen Fuß gefaßt. Auf der Centralstation, von der aus die Mission dem Lengua-Stamm mit dem Evangelium nachgeht, wurde im Herbst 1898 ein von den Indianern auf eigene Kosten aus Palmstämmen erbautes Kirchlein, welches 200 Personen faßt, eingeweiht; in demselben werden Woche für Woche neun Gottesdienste für die Indianer, von denen sich durchschnittlich 200—220 einfinden,

abgehalten; in der Stationschule finden sich regelmäßig ca. 20 Indianerkinder ein, deren Fleiß und Begabung die Missionare rühmen. Aus dieser Schule sind auch die beiden Erstlinge, Philipp und James, hervorgegangen, welche Bischof Stirling gelegentlich einer Visitationsreise im Juni 1898 taufen konnte. Zu diesen kamen im Oktober vorigen Jahres noch drei Täuflinge, welchen der damals im Chaco zu Besuch anwesende neue Missionsinspektor der „Südamerikanischen Missionsgesellschaft“ Caghemille das Taussakrament spendete. Daneben sind noch gegen 20 Lengua-Indianer im Laufunterricht; die beiden Erstlinge sind als Hilfslehrer sehr eifrig, ihren Landsleuten das Evangelium nahe zu bringen. Überhaupt ist der Einfluß, den die Missionare durch Wort und Wandel über die Indianer gewonnen haben, ein hervorragender; die Lengua betrachten die Centralstation als die Hauptstadt ihres Stammes, wohnen sie abwechselnd gewöhnlich auf ein halbes Jahr mehrere Hundert Stammesgenossen entsendend, während die übrigen nach alter Gewohnheit auf Jagdzügen das Land durchstreifen; aber auch von den entfernt wohnenden Stämmen der Sarapana, Suhin, Toothli, Pelu und Aii finden sich Vertreter mit allerhand Anliegen in Waitthlangmangyalwa ein. Dem Unwesen des Kindermordes, dem bisher mindestens 50 % der Geborenen zum Opfer fielen, haben die Missionare durch ihr mannhaftes Zeugnis dagegen ein Ende gemacht; am meisten Eindruck macht die auf ein Halbjahr ausgedehnte Verbannung von der Missionsstation, die über die schuldigen Eltern als Strafe verhängt wurde. Da die Ermordung so vieler Kinder ihren Grund weniger in besonders grausamen Instinkten der Indianer, als vielmehr in der Befürchtung hatte, in dem ungasstlichen, bald von Trockenheit, bald von Überschwemmungen heimgesuchten Lande eine zahlreichere Nachkommenschaft — die meisten Indianerfamilien haben 6 Kinder — nicht ernähren zu können, so giebt sich Grubb viele Mühe, den Indianern durch Einführung einer rationellen Viehzucht, wofür allein der Chaco sich eignet, und damit zusammenhängender Industrie bessere Lebensbedingungen zu schaffen. Die Indianer des Chaco sind glücklicherweise sehr stattliche, kräftige Leute, die unter normalen Verhältnissen sich rasch vermehren werden, wenn es den Missionaren weiter wie bisher gelingt, den Abschaum der weißen und Mischlingsbevölkerung Paraguays und besonders die Branntweinhändler von ihren Schutzbefohlenen fern zu halten.

Die Regierungsbehörden von Paraguay lassen kluger Weise dem Missions-superintendenten Grubb und seinen Leuten in Bezug auf die Indianer freie Hand. Wenn auch der Präsident und das Ministerium in Asuncion von den mancherlei schönen Versprechungen, die kulturelle Wirksamkeit Grubbs, der offiziell den Titel „Generalkommissar des Chaco“ führt, durch Subventionen zu fördern, nichts wahr gemacht hat, so ist der Mission doch gesetzlich zugesichert worden, daß ihren Indianern mit der Taufe zugleich das volle Bürgerrecht in Paraguay zu teil werden soll. Derartige Vorfälle, wie sie Grubb noch im Jahre 1894 erlebte, daß der Gouverneur von Concepcion auf einem Picknickausfluge aus reinem Mutwillen einen Indianerjüngling niederschloß und der betreffende Richter in Paraguay, bei dem Grubb den Gouverneur wegen des Mordes zur Rechenschaft zog, die Verfolgung des Schuldigen mit den Worten ablehnte: „Mein Herr, wir können in dieser Angelegenheit nichts thun; wir sind erstaunt, daß Sie einer Rothhaut wegen solchen Lärm machen“, sind ja, Gott sei Dank, nicht mehr möglich.

Vorübergehend lastete eine dunkle Wolke auf der Chaco-Mission, als ihr Leiter Grubb am 20. Dezember 1898 auf einer Missionsreise zu den Suhin von einem

verräterischen Halbblutindianer beinahe menchlings ermordet worden wäre. Die näheren Umstände waren derart, daß die schließliche Errettung des Überfallenen als eine Kette von Wundern erscheint. Aus nächster Nähe mitten im unwegsamen Urwalde hatte der Menchelmörder den Missionar mit einem Pfeil, der eine Rippe zerschmetterte und in die Lunge eindrang, in den Rücken geschossen. Der Schwerverwundete brachte es zumege, die unter dem rechten Schulterblatt eingedrungene Pfeilspitze herauszuziehen und schleppte sich dann in der Wildnis dahin, bis er plötzlich zu einer Niederlassung fremder Indianer kam. Hier lag er, von Blutverlust geschwächt, unfähig einen Bissen zu essen und vom Durste gepeinigt — im Dezember herrscht im Chaco eine glühende Hitze — drei Tage hilflos danieder; die Indianer hielten sich aus abergläubischer Scheu von dem Fremdling fern. Von der Missionsstation war er 48 Stunden entfernt; aber trotzdem raffte er sich nach drei Tagen auf und wankte allein heimwärts. Als Nahrung dienten ihm die Früchte des Waldes, die er am Wege fand; seine Lagerstätte schlug er in der von Schlangen und Tigern unsicher gemachten Einöde auf; endlich, nachdem er unter entseßlichen Leiden die Hälfte des Weges sich fortgeschleppt hatte, stieß er auf befreundete Indianer und auf seine Mitarbeiter, welche ihn nach der Station zurückbrachten. Nach längerem Kranksein und einer schweren in Buenos Ayres vorgenommenen Operation ist Grubb im Sommer 1899 unentmutigt auf sein Arbeitsfeld wieder zurückgekehrt. Daß Grubb das Böse mit Gutem vergalt, hat auf die Indianer des Chaco einen unaussprechlichen Eindruck gemacht, der sich zunächst in einer größeren Bereitwilligkeit, das Evangelium anzunehmen, äußerte. Wie groß der Einfluß der Mission auf die Indianer damals schon war, zeigt auch deutlich das Gericht, welches die Lengua aus völlig eigenem Antriebe über den Menchelmörder abhielten, von dessen Verlaufe die Missionare erst längere Zeit hinterdrein Kenntnis erhielten. Die Indianer machten Jagd auf den Verbrecher und brachten den Gefangenen in seinen Heimatsort, wo sich ein aus Abgeordneten der verschiedenen Stämme regelrecht zusammengesetzter Gerichtshof konstituierte. Das einstimmig gefällte Urteil lautete auf Todesstrafe. Drei ausdrücklich vom Gerichtshofe dazu gewählte Indianer hatten das Urteil alsbald zu vollstrecken, worauf man die irdischen Überreste des Verbrechers dem Feuer übergab.

Es hat auch in der Öffentlichkeit nicht an Ehrenzeugnissen für die Wirksamkeit der evangelischen Chaco-Missionare gefehlt; so hat z. B. ein Schweizer Major Kapin, der die Verhältnisse in Chaco aus eigenem Augenschein kennt, in der in Asuncion erscheinenden Zeitung „La Democracia“ seine Stimme zu Gunsten der Mission erhoben und der öfters im Chaco weilende Regierungsgeometer Freund schreibt im „Buenos Aires Standard“ (23. April 1900) speziell mit Bezug auf die Schultätigkeit der Missionare: „Die Indianerburschen, welche jetzt von den Missionaren auf ihrer Centralstation unterrichtet werden, sind solch gutgezogene, frohgemute und liebevolle Kinder, daß ich sagen möchte, sie sind gesünder, frischer und geförderter sowohl in Schulkenntnissen, als auch in praktischen Arbeiten . . . im Vergleich zu den Kindern in Dorfschulen. Ich habe ungefähr ein halbes Hundert von ihnen aus nächster Nähe in der Schule beobachtet und viele von ihnen mehr als 4—8 Stunden weit in die Ferien in ihr Heimatdorf wandern sehen, aus dem sie dann pünktlich zur bestimmten Zeit wieder in die Schule zurückkehrten. Ein derartig guter, wohlzogener Kern von heranwachsender Jugend muß einmal ein solides Fundament für die zu-

künftige indianische Bevölkerung des Chaco liefern. So jung, wie diese Kinder sind, wirken sie doch bereits durch ihr Beispiel auf die Sitten und Sinnesweise der älteren Indianer ein; ja, ich habe mir sagen lassen, daß diese Kinder, welche das Vaterunser in der Kirche gelernt hatten, durch einfache Wiederholung es den Erwachsenen beigebracht haben. Ich glaube daher, daß die Chaco-Indianer, welche unter dem Einflusse der Missionare gestanden haben, nie mehr eine Gefahr für die weißen Ansiedler bilden werden, so lange man sie vernünftig behandelt."

Am meisten zurückgeblieben ist verhältnismäßig die weibliche Indianerbevölkerung; doch nehmen sich jetzt zwei Missionarsfrauen derselben wenigstens auf der Centralstation an, indem sie dieselbe in biblischer Geschichte, sowie im Spinnen und Nähen unterweisen. Auf sprachlichem Gebiete liegen recht tüchtige Leistungen in der Lenguasprache seitens der beiden Missionare Hunt und Pridge vor, welche außer einer Grammatik und einem Lexikon auf der kleinen Missionspresse Lesebuch, Katechismus und zwei biblische Geschichtsbücher gedruckt haben. Vielleicht gewinnt in nicht zu ferner Zukunft die anglikanische Chacomission auch für die Evangelisierung der zahlreichen Indianerstämme des angrenzenden Boliviens und Brasiliens besondere Bedeutung (S. *American Miss. Magazine* 1897, 4, 20, 37, 58, 67, 105, 119, 136, 154, 176, 189; 1898, 25, 44, 59, 82, 101, 140, 151, 158, 172, 188, 209; 1899, 25, 36, 44, 61, 81, 119, 142, 185, 206; 1900, 7, 29, 69, 72, 92, 133, 149, 155, 185, 208, 227, 236, 262, 289; 1901, 6, 27, 54).

Die Feuerland-Mission der „Südamerikanischen Missionsgesellschaft“ unter den Yaghan wird kaum über das nächste Jahrzehnt hinaus ihr Dasein fristen; so schnell stirbt dieser Stamm infolge der Verührung mit dem ins Land eindringenden weißen Elemente dahin; ist doch gegenwärtig die Zahl der Yaghan schon unter 200 gesunken, obgleich in den letzten 5 Jahren 28 Eingeborene von der Keppel-Insel wieder nach Feuerland in ihre Heimat übergesiedelt waren. Zehn Ehepaare, die unter ihnen waren, zählten nur drei Kinder. Der Senior unter sämtlichen Yaghan ist der ungefähr 55jährige George Despard Dokotoo; er ist der einzige Überlebende von den 36 Eingeborenen, welche Bischof Stirling einst in Ushuwaia taufte. Das Centrum der Feuerland-Mission ist jetzt nicht mehr das alte, wohlbekannte Ushuwaia an der Nordküste des Beaglekanals, sondern das 16 Stunden südlich davon auf der Hoste-Insel gelegene Tekenika, wo die von dem Stationsmissionar Pringle abgehaltenen Gottesdienste von ca. 40 Eingeborenen besucht werden; auch befindet sich dort eine Kostschule, in welcher 9 Knaben im Alter von 6—14 Jahren Aufnahme gefunden haben; dem Missionar steht bei seiner Arbeit an der Jugend ein Yaghan-Hilfslehrer Lute zur Seite. Die große Mehrzahl der Yaghan, die fast alle getauft sind, zieht um des Fischfanges und der Jagd willen nomadisierend im Archipel umher. Dieses Wanderleben scheint noch am ehesten ihrer Natur zuzusagen, während nach den Erfahrungen der Missionare die sesshaft gemachten Eingeborenen und vor allem die jugendlichen Insassen der Waisenhäuser oder Kostschulen meist von Lungenkrankheiten oder Skrofeln frühzeitig dahingerafft werden. Ushuwaia wird von der Mission nur noch als Verkehrs- und Magazinstation besetzt gehalten, und es sind dort durchschnittlich nur 30 Yaghan anwesend, welche der Missionsveteran Lawrence kirchlich versorgt. Dafür ist Ushuwaia zur Hauptstadt des argentinischen Anteils am Feuerland erhoben worden, welche monatlich regelmäßigen Dampferverkehr mit Buenos Aires besitzt. Die weiße Bevölkerung Ushuwaia's beträgt ungefähr 250 Seelen und

ist sehr buntgemischt. Außer dem wohlgefinnten Gouverneur Goboy und seinem Generalstab von 10 Beamten, 20 Polizisten und ca. 40 Strafgefangenen wohnen eine größere Anzahl Farmer und leider auch viele Branntweinhändler da, welche letztere die willensschwachen Eingeborenen oft zum Trunk verführen. Anfang 1899 herrschte viel Leben in Uchumaia, als dort ein Geschwader von 6 argentinischen Kriegsschiffen ankerte, welche den Präsidenten Roca nebst mehreren seiner Minister an Bord hatten. Der Präsident, der die Arbeit der evangelischen Mission sehr wohl zu schätzen weiß und unter anderem mit dem vormaligen, im Juli 1898 leider verstorbenen Missionar Th. Bridges in enger Verbindung stand — er hätte dem letzteren am liebsten den Posten eines Gouverneurs des Feuerlandes übertragen — stattete auch der Missionsstation einen längeren Besuch ab, nahm mit sichtlichem Interesse die in der Jahgansprache gedruckten neutestamentlichen Bücher entgegen und beschenkte seinerseits die eingeborenen Christen mit Geld, Kleidungsstücken und Schuhwerk. Bei einer zu Ehren des Präsidenten veranstalteten Regatta trugen Jahgan aus Tekenika unter Anführung des Missionars Pringle und einiger Söhne des Missionars Lawrence den ersten Preis davon. Vorteilhaft war der Besuch des Präsidenten Roca für die Mission auch in der Hinsicht, daß ein wesentlicher Teil des Missionsareales, das von der Regierung für ihre Bedürfnisse mit Beschlag belegt worden war, wieder herausgegeben wurde.

In Uchumaia befindet sich übrigens, seitdem es Regierungssitz geworden ist, eine staatliche Volksschule, an der eine Lehrerin in spanischer Sprache die Kinder der Ansiedler unterrichtet. Gouverneur Goboy hat zu wiederholten Malen den Wunsch ausgesprochen, daß auch die Jahgan-Kinder von der Missionsstation diese Schule besuchen möchten; aber die zur Zeit dort befindlichen 12 Kinder, von denen 5 Halbblut sind, sind noch zu klein, um für die Schule in Frage zu kommen. Der früher seitens der Mission mit Vorliebe verfolgte Plan, neben der Arbeit unter den dahinschwindenden Jahgan sich in Zukunft mehr dem kräftigeren Stamme der Dna, die hauptsächlich auf der großen Feuerlandinsel nomadisieren, zu widmen, scheint sich auch nur schwer realisieren zu lassen, da die dort eingewanderten Schafzüchter und Goldsucher die Dna zu einem großen Teil ausgerottet haben. Ein guter Kenner der Verhältnisse, der Missionarssohn Lucas Bridges in Harberton, schätzt die Zahl der überlebenden Dna in der südlichen Hälfte des Feuerlandes nur noch auf ca. 270, darunter nur 70 Männer. Die in der Nordhälfte wohnenden haben die katholischen Salesianer in 2 Reduktionen gesammelt, wo sie schnell hinstirben. In Harberton, einer 16 Stunden ostwärts von Uchumaia gelegenen, der Witwe des verstorbenen Missionars Bridges gehörenden Farm, auf welcher 90—140 Dna beschäftigt werden, wird an diesen durch Bridges Söhne bereits Mission getrieben. Ebenso auf einer ungefähr in der Mitte zwischen Uchumaia und Harberton gelegenen Farm, welche die Söhne des Missionars Lawrence bewirtschaften; hier halten sich ca. 25 Eingeborene auf, allerdings sind darunter nur vereinzelte Dna. Wie jene Missionars söhne aus ihrer Erfahrung heraus immer aufs neue betonen, würde eine Sammlung der Dna auf bestimmten Stationen und ganz besonders die Internierung der Jugend in Erziehungsheimen das Aussterben dieses Stammes nur noch beschleunigen. Man wird sich nach dem Räte des Bischofs Stirling, der übrigens im vorigen Jahre mit Rücksicht auf seine den Strapazen seines bisherigen Amtes nicht mehr gewachsenen Kräfte einer Berufung als Hilfsbischof in eine englische Diocese gefolgt ist, auf jene von den

Kindern der Missionare unter den Ona ausgeübte Missionsthätigkeit beschränken. Von der Mission ganz unberührt sind nur noch zwei Stämme am Südenbe Amerikas die Maculooß im Westen des Feuerland-Archipels und die Chonos auf der gleichnamigen Inselgruppe, über deren Seelenzahl und näheren Verhältnisse keine sicheren Daten vorliegen. Erwähnen möchten wir noch, daß am 21. September 1899 die Witwe Allen Gardiners, des Begründers der „Südamerikanischen Missionsgesellschaft“ im Alter von 83 Jahren entschlafen ist (South Am. M. Mag. 1897, 10, 42, 57, 72, 99, 143, 162, 180, 194; 1898, 68, 144, 162, 176, 207; 1899, 37, 53, 85, 96, 119, 148, 165, 190, 214; 1900, 13, 53, 81, 96, 111).

Unter der im Süden Chiles zwischen den Städten Valdivia und Concepcion noch ziemlich zahlreich vertretenen araukanischen Indianerbewölkerung — man schätzt die gewöhnlich Maputße genannten Eingeborenen auf 50000 Seelen — arbeitet die „Südamerikanische Missionsgesellschaft“ auf den beiden Stationen Duepe und Cholchol. Der Umstand, daß die Araukaner nicht in geschlossenen Verbänden wohnen, sondern neben sich chilenische Ansiedler von oft sehr zweifelhafter Vergangenheit haben — das Räuberwesen ist zeitweise so arg, daß es zu förmlichen Gefechten zwischen den weißen Banditen und der Polizei kommt — bereitet den Missionaren nicht wenig Schwierigkeiten. Dazu kommt, daß die katholische Mission dort sehr stark vertreten ist und von der Regierung reichlich subventioniert wird. Trotzdem ist es der evangelischen Mission gelungen, sich das Vertrauen der Indianer zu erwerben; besonders hat sich ihnen ein Kaziße Ambrosio Paiialef angeschlossen, der dem Missionar Sadleir in Duepe als Helfer in der Schule und beim Übersetzen des Neuen Testaments in das Araukanische wertvolle Dienste leistet. Die Mission unterhält in Duepe eine sogenannte Industrieschule, in welcher vormittags biblischer Unterricht und nachmittags Unterweisung in allerlei Handwerken, sowie im Gartenbau erteilt wird. Die 30—40 jungen Araukaner, welche diese Schule besuchen, verbringen das erste Vierteljahr jedes Jahres stets auf Ferien daheim bei den Thrigen, um denselben bei den Ernte- und Saatarbeiten zu helfen. In Cholchol, wo ebenfalls eine Schule für 20 Indianerkinder vorhanden ist, wirkt die Mission besonders segensreich durch einen Arzt unter den Eingeborenen; die unter den letzteren so einflußreichen Zauberdoctoren („Matschi“) machen dazu gute Miene und patronisieren in ihrer Art sogar den Missionsarzt. Es ist bedauerlich, daß die Missionsgesellschaft nicht mehr Arbeitskräfte und Mittel für Araukanien zur Verfügung hat; denn der Andrang zu den evangelischen Missionschulen ist ein so großer, daß sie leicht die vierfache Schülerzahl haben konnten; ja die Indianer äußern sogar von sich aus den Wunsch, daß man doch auch ihren Töchtern eine ähnliche Erziehung zu teil werden lassen möchte. Der Oberkaziße Ramuncura hat die Missionare eingeladen, im Süden des Araukanergebietes in Long Roche, Ruguel Uenjos und Bajo Imperial neue Stationen zu errichten. Auch ist seitens der Mission eine Besuchsreise zu dem jenseits der Anden in Patagonien wohnenden Überreste des einst so mächtigen Tehueltschen-Volkes geplant, auf dessen Bekehrung ja vor allem die ersten Missionspläne Allen Gardiners hinielten (S. A. Miss. Mag. 1897, 5, 26, 40, 53, 70, 112, 122, 140, 160, 178; 1898, 15, 31, 39, 67, 130, 174, 196; 1899, 16, 50, 68, 83, 121, 151, 167, 193, 224, 232; 1900, 35, 50, 75, 105, 131, 150, 257, 291; 1901, 3, 20).

Auch zu den Indianern Boliviass ist seit einigen Jahren die evangelische Mission vorgeedrungen, wenn es sich zunächst natürlich auch nur um vorbereitende

Unternehmungen und Untersuchungsreisen handeln kann. So hat z. B. die kanadische „South American Evangelical Mission“ im Sommer 1896 zwei Missionare mit dem Auftrage entsandt, sich der zahlreichen Indianerstämme dieser Republik anzunehmen. Einer von diesen Sendboten, Linton, hat sein Hauptquartier zunächst in der argentinischen Grenzstadt San Pedro aufgeschlagen, wo viele Indianer von dem in Bolivia in einer Stärke von 40000 Seelen ansässigen Stamme der Chiriguano's verkehren und sich somit die beste Gelegenheit bot, deren Sprache und Sitten kennen zu lernen; später gedachte er sich mitten unter dem Stamme auf bolivianischem Gebiete niederzulassen. Ein anderes Missionsunternehmen für Bolivia haben im Jahre 1898 die Mitglieder des Missionsvereins an dem „Penn College“ im Staate Iowa mit Unterstützung der dortigen Friends ins Leben gerufen.

Einen genaueren Einblick in die Verhältnisse der Indianerstämme Boliviens verdanken wir dem früheren Leiter der südamerikanischen Missionen der Newyorker „Christian and Missionary Alliance“ E. Olsson, welcher Ende 1898 von Paraguay aus eine Reise in die Provinz Beni, das eigentliche Indianergebiete Boliviens, unternahm und mehrfach Zeuge ward, unter welch hartem Joch dort die Indianer leben. In den sogenannten Gummidistrikten findet ein förmlicher Sklavenhandel statt; ein kräftiger Indianer hat einen Marktpreis von 1000 Dollars. Es sind in jenen Gegenden seit längerer Zeit einige katholische Missionsstationen im Betriebe, wenn wir recht unterrichtet sind, von Franziskanern geleitet. Auf einer derselben, Guardya, wo Olsson von den Patres übrigens freundlich aufgenommen ward, mußte er mit ansehen, wie einige Indianer nach der Messe auf Befehl eines Paters grausam gepeitscht wurden. Olsson, der ihr Jammergeschrei nicht länger ertragen konnte, legte Fürbitte für sie ein und erlangte ihre Loslassung. Der Pater aber erklärte ihm offen, daß er ohne Ohrenbeichte und Peitsche die Indianer nicht in Ordnung halten könne.

In Sucre, einem der Hauptorte Boliviens, hat zeitweilig ein Sendbote der amerikanischen Bibelgesellschaft, Payne, sich niedergelassen, um die in Bolivia am weitesten verbreitete Indianersprache Quichua zu erlernen und sich dann der im Hochland wohnenden Indianerbevolkerung zu widmen. Der Erzbischof von Sucre hegte die Justizbehörden gegen den Missionar auf und äußerte sich unter anderem, daß Payne für seine vorbereitende Thätigkeit im Interesse der evangelischen Mission die Todesstrafe verdiene (Christian 1410, 21; 1493, 17; 1512, 12; 1523, 18. S. A. Miss. Mag. 1900, 15, 147. Echoes of Service 1900, 368).

Auch das so lange für die evangelische Mission hermetisch verschlossene Ecuador hat endlich seine Pforten öffnen müssen, seitdem das frühere erzklerikale Regiment durch Präsident Alvaro gestürzt worden ist. Freilich sind die politischen Verhältnisse noch nicht konsolidiert und die katholische Geistlichkeit zettelt immer neue Aufstände an, um das ihr so verhasste liberale Regiment zu stürzen. Raum stand das Land offen, so entsandte die „Kansas Gospel Union“ in Missouri ihre Missionare nach Ecuador und gründete mehrere Stationen im Küstengebiete und im Hochlande. Da für uns hier die evangelisierende Thätigkeit unter der katholischen Bevölkerung der Republik nicht in Betracht kommt, so wollen wir nur erwähnen, daß sich einer dieser amerikanischen Missionare, namens Detweiler, seit Anfang 1899 in Archidona, einer verlassenen katholischen Missionsstation in der nur von Indianern bewohnten Provinz El Oriente, niedergelassen hat, um die Sprache der Eingeborenen zu erlernen und zu-

nächst die Jugend in einer Schule zu sammeln. Ein etwas phantastisches Unternehmen ist das der in Lima entstandenen „Peruvian and Ecuadorian Mission“, deren Missionare Bright und Cullen Ende 1898 eine Untersuchungsreise durch Ecuador gemacht haben, um dort eine Kolonie als Ausgangspunkt für Indianermission zu gründen (Christian 1406, 22; 1414, 21; 1465, 18; 1533, 19. Miss. Review 1899, 842. S. A. Miss. Mag. 1900, 15, 223, 275).

Mittelamerika. — In den mittelamerikanischen Republiken, die noch eine sehr beträchtliche, teils nominell katholische, teils heidnische Indianerbevölkerung zählen, sind bisher, wenn man von dem Moskitolande absieht, seitens der evangelischen Kirche nur unbedeutende Missionsversuche gemacht worden. Die dort thätigen Gesellschaften, wie die S. P. G., die „Jamaica Baptist Missionary Society“, die nordamerikanische Presbyterianerkirche und die „Central American Mission“ legen den Schwerpunkt ihrer Arbeit zumeist auf innere Mission an den aus Westindien eingewanderten englischredenden Farbigen und auf Evangelisation der katholischen Halbbloodbevölkerung, während die Mission unter den heidnischen Indianerstämmen fast ganz in den Hintergrund tritt. Nur die erste und die letztgenannte Gesellschaft treiben etwas Heidenmission und zwar die S. P. G. in Britisch-Honduras durch den Missionar Laughton unter den Kariben-Indianern in Stann Creek; letzterer hat das Markusevangelium in die Sprache der Eingeborenen übersetzt und findet, daß dasselbe von den Kariben gern gelesen wird (S. P. G. Annual Report 1898, 188; 1899, 194. Mission Field 1897, 55, 1898, 4). Missionar Bishop von der „Central American Mission“ machte zu Anfang des Jahres 1898 von Santa Rosa de Copan aus eine zweimonatliche Orientierungsreise zu den Indianerstämmen im Innern der Republik Honduras, die aber bisher noch keine greifbaren Resultate gezeitigt hat. Auch in Costarica ist die Indianermission dieser Gesellschaft noch nicht über die Anjänge hinausgediehen (Christian 1475, 13; 1480, 18; 1520, 15).

Die Hoffnung, die man noch vor einigen Jahren hegen konnte, daß die Eingeleibung des Moskitostaates seitens der Republik Nicaragua nicht allzu störend auf das Missionswerk der Brüdergemeine einwirken werde, ist leider durch die Nicaraguaner gründlich zu nichte gemacht worden. Zwar haben die Missionare mit ihren Gemeinden im Frühjahr 1899 noch in verhältnismäßiger Ruhe die 50jährige Jubelfeier der Moskito-Mission mit einem Bestande von 5100 Pflegebefohlenen, die sich auf 13 Haupt- und 4 Nebenstationen verteilten, feiern können — einen sehr lehrreichen Einblick in die Geschichte dieser Mission bietet die interessante Jubiläumsschrift Schneiders: Moskito —, bei welcher Gelegenheit in Bluefields der Grundstein zum Neubau des Gotteshauses gelegt und zum erstenmale in der Geschichte der Moskitomission ein eingeborener Indianer, Benjamin Garth, zum geistlichen Amte in der Bräderkirche ordiniert wurde, aber bald darauf führte die nicaraguanische klerikale Regierung den ersten wohlgezielten Streich, um den Einfluß, den die Brädermission in langjähriger treuer Arbeit auf der Moskitoküste genommen hat, nach Kräften zu unterbinden. Zunächst entsandte der Unterrichtsminister in Managua, der Hauptstadt Nicaraguas, in der Person des Dr. Luna, eines katholischen Geistlichen, einen besonderen Schulinspektor in das „Departement Zelaya“ (Moskitoland), der unter dem 25. Mai v. J. an den Präses der Brädermission die Forderung stellte, daß nach Ablauf von 6 Tagen in allen von der Mission geleiteten Schulen, ganz abgesehen von anderen unpraktischen und kost-

spieligen Änderungen, der gesamte Unterricht in spanischer Sprache und zwar von Lehrern, die das nicaraguanische Staatszeugen gemacht hätten, erteilt werden müsse! Bisher hatte die Mission den tatsächlichen Bedürfnissen der Bevölkerung des Moskitolandes entsprechend in den Städten Bluefields und Magdala englisch und auf den Landstationen Moskito als Unterrichtssprache gehandhabt und seit einigen Jahren, um den Wünschen der neuen Herren Rechnung zu tragen, in allen Schulen spanisch als Schulfach eingeführt. Alle Bitten und Aufschub jener radikalen Bestimmungen wurden von Dr. Luna abschlägig beschieden und unterm 9. Juni v. J. ein Gesetz proklamiert, welches jede Abweichung von den Anordnungen des Unterrichtsministers mit zwangsweiser Schließung der betreffenden Schulen und empfindlichen Geldstrafen bedrohte. Infolgedessen haben nicht nur die drei blühenden Schulen der Mission in Bluefields, sondern späterhin auch die Landschulen der Brüdergemeinde, mit verschwindenden Ausnahmen, geschlossen werden müssen. Daß jenes Gesetz ausdrücklich darauf berechnet war, die Arbeit der Brüdergemeinde an der empfindlichsten Stelle zu zerstören, geht unter anderen deutlich daraus hervor, daß die Regierung die in der Hafenstadt Greytown befindliche englische Schule ruhig weiter bestehen läßt. Nach der erfolgten Schließung der Missionschulen hat Dr. Luna das vor einigen Jahren von Nicaragua unter viel Reklame gegründete und dann wieder schlafen gegangene „Christoph Columbus-College“ in Bluefield nochmals eröffnet, aber ohne es mit Schülern füllen zu können, trotz der Drohung, daß die Eltern, die ihre Kinder nicht in die Regierungsschule schickten, mit einer Geldbuße von 5 Dollars pro Tag oder mit Gefängnis bestraft werden würden.

Einen Blick in dem Dunkel, in welches die Moskitomission gehüllt ist, stellt die kürzlich erfolgte Gründung einer Missionsstation in dem wichtigen Orte Cap Gracias a Dios dar, wo am 6. Dezember v. J. bereits ein Gotteshaus geweiht werden konnte; auch die Reisen der Missionare zu den heidnischen Indianern am Wankslusse, sowie zu den Sumu am Prinzapolka, wo sich ein Dorf Mistrusbila zur Stationsanlage eignet, eröffnen erfreuliche Aussichten auf ein weiteres Vorbringen des Evangeliums ins Innere (Jahresbericht 1897/98, 19; 1898/99, 5; 1899/1900, 11; Missionsblatt-Blatt d. Br. 1898, 86, 188, 223, 241, 282, 348, 377; 1899, 30, 102, 116, 159, 214, 337, 361, 384, 399; 1900, 120, 243, 282, 331, 351; 1901, 14, 77).

Westindien. — Die Eingliederung Puertoricos in die Union, sowie die Okkupation Kubas, die anscheinend nur das vorbereitende Stadium für eine spätere Einverleibung bildet, hat zur Folge gehabt, daß fast alle größeren evangelischen Kirchen der Vereinigten Staaten Sendboten nach beiden Inseln abgeordnet haben, um dort Missionsarbeit zu treiben. Dieselbe besteht allerdings zumeist darin, die farbige, nominell katholische Bevölkerung mit dem Evangelium vertraut zu machen, und so kommt diese Arbeit in einer Rundschau über Heidenmission nicht weiter in Betracht. Doch ist auch in Kuba noch Raum für die letztere; denn nach dem neuesten, von den Unionsbehörden mit großer Sorgfalt vorbereitetem Census vom 16. Oktober 1899 lebten auf Kuba 14857 Chinesen — dem weiblichen Geschlecht gehörten davon nur 163 an. Die Gesamtbevölkerung der großen, unter den Folgen des Krieges und der spanischen Mißwirtschaft noch schwer leidenden Insel beträgt 1572797 Seelen, darunter waren 910299 eingeborene Weiße, 142098 fremde Weiße, 234738 Neger und 270805 Mischlinge. Wie wenig die katholische Kirche

trotz ihrer langen unge störten Suprematie und des ihr willig zur Verfügung gestellten weltlichen Armes zur Föhrung der Volksbildung beigetragen hat, mögen die folgenden Angaben des Censüs für Kuba lehren: 1004884 Kubaner, also 63,9% der Gesamtbevölkerung, können weder lesen noch schreiben; zur Kunst des Lesens haben es 33003 (2,1%) gebracht; Lesen und Schreiben haben 514340 (32,7%) gelernt, während nur 19158 (1,2%) eine über Lesen und Schreiben hinausgehende Schulbildung erhalten haben. Die meisten Erfolge in der Evangelisationsarbeit unter den Kubanern hat bisher der amerikanische „Southern Home Mission Board“ erzielt, der unter der Leitung des aus Kuba stammenden Pastor Dr. Diaz eine Anzahl evangelischer Gemeinden mit einer Gesamtzahl von ca. 10000 Seelen schon vor dem Kriege gesammelt hatte (XII Census U. S. A. Report 1900. Statist. Handbook Westindies 1901. Christian 1595, 19. Independent 1899, 209).

Auf den übrigen westindischen Inseln lastet noch immer die wirtschaftliche Notlage, welche der durch den Preisdruck veranlaßte beständige Rückgang der Zuckerindustrie hervorgerufen hat. Über den Stand der Dinge auf den englischen Inseln hatte eine von London aus entsandte königliche Kommission einen eingehenden Bericht veröffentlicht und Maßnahmen zur Abhilfe, darunter besonders die Einführung neuer, lohnenderer Kulturen, vorgeschlagen. Aber selbst im günstigsten Falle, daß diese Vorschläge die Zustimmung des Parlamentes finden, wird es noch längere Zeit dauern, ehe sich ihre wohlthätige Wirkung fühlbar macht. Um das Maß der Leiden voll zu machen, haben in dem Zeitraume eines Jahres — vom September 1898 bis dahin 1899 — nicht weniger als 3 Orkane die Mehrzahl der westindischen Inseln verwüstet und neben der Vernichtung zahlreicher Menschenleben ungeheuren Schaden an Baulichkeiten und in den Plantagen angerichtet. Einen lebhaften Einblick in die Schrecken eines solchen Wirbelsturmes in den Tropen bietet die Erzählung A. Romigs, des Präses der Antiguamission, über seine Fahrt im September 1899 von New-York nach Antigua. Besonders in den Missionsgemeinden der Anglikaner und der Brüdergemeine war die Not an vielen Orten eine so große, daß manche Negerchristen durch Mangel an Verdienst an den Rand des Grabes gebracht wurden. Während einige Missionare über vermehrte Gleichgültigkeit und andere entsetzliche Wirkungen der Not klagten, können andere erfreulicherweise berichten, daß die meisten ihrer Christen die schweren Heimsuchungen mit Ergebung getragen und bei allem Mangel sich doch noch eine Opfergabe zur Deckung kirchlicher Bedürfnisse abgespart haben. Unter der wirtschaftlichen Not hatten auch die Bildungsanstalten der verschiedenen evangelischen Missionskirchen im englischen Teile Westindiens zu leiden, da die Kolonialbehörden infolge der chronischen Defizits in den öffentlichen Kassen die Schulsubventionen auf einen ganz geringen Betrag herabgesetzt haben.

Für die Herrnhuter Missionsgemeinden in Westindien war das Jahr 1899 von besonderer Wichtigkeit; denn durch die Entscheidung der in diesem Jahre in Herrnhut abgehaltenen Generalsynode, an welcher übrigens zum erstenmale zwei farbige westindische Geistliche, Haynes aus Antigua und Carnegie aus Jamaica, als beratende Mitglieder teilnahmen, haben die beiden westindischen Missionsprovinzen der Brüdergemeine einen viel höheren Grad von Selbständigkeit erlangt. Die ersten Provinzialsynoden, auf denen die neue, den veränderten Verhältnissen ent-

sprechende Verfassung festgesetzt wurde, tagten im November 1899 in Barbados und in Kingston auf Jamaica. Bedeutsam war auch die am 29. März v. J. in Buxton Grove, einer auf Antigua neugegründeten Station, erfolgte Eröffnung eines theologischen Seminars, das zur Bildung eingeborener Geistlichen nicht nur für die beiden westindischen Provinzen, sondern auch für die Moskitoküste und Britisch-Guiana bestimmt ist.

Außer an den in Ruba am stärksten vertretenen Chinesen, sowie an den, dem Bodubienste ergebenden heidnischen Negern Sanyis, unter welchen besonders die amerikanische Bischöfliche Kirche und die „Farbigen Baptisten“ der Union mit einigem Erfolge arbeiten, wird in Westindien Heidenmission im eigentlichen Sinne des Wortes nur an der sehr zahlreich eingewanderten indischen Kulibevölkerung getrieben. Die meisten Erfolge hat dieser Zweig der Arbeit bisher auf der Insel Trinidad gezeitigt, wo die Inder einen besonders starken Prozentsatz der Bevölkerung bilden und wo sich vornehmlich die kanadischen Presbyterianer und die anglikanische Kirche diesen Einwanderern widmen. Der letzteren Kirche stehen bei dieser Arbeit zwei tüchtige indische Geistliche, Nagbir und Dube, und mehrere eingeborene Katechisten zur Verfügung, welche nicht wenige ihrer Landsleute der evangelischen Kirche zuführen. Diese anglikanische Mission wird von fünf Mittelpunkten aus getrieben, von der Hauptstadt Port of Spain, Tunaguna, Savana, Grande, Cedros und Gran Couva aus. In Port of Spain konzentriert sich die indische Bevölkerung auf die Vorstadt Peru, wo eine anglikanische Kapelle den Katechumenen als Sammelplatz dient. Ein Hindu-katechist arbeitet auch unter den im dortigen Kolonialhospital, dem Gefängnisse, in der Strafanstalt Careras und dem hauptstädtischen Asyl ziemlich zahlreich vertretenen Hindus und indischen Mohammedanern. Am erfolgreichsten ist die anglikanische Kulimission in den letzten Jahren in dem Bezirke von Savana Grande gewesen, wo der Archidiaconus Trotter durch sechs indische Laiengehilfen den dort angesessenen 15 000 Indern das Evangelium predigen läßt; in den sechs von der Mission unterhaltenen Schulen dieses Bezirkes sind über 1000 Kulitinder gesammelt. Im Cedros-Bezirk ist die Schule ebenfalls in blühendem Zustande.

Bedeutender noch als die anglikanische Kulimission in Trinidad ist die der Presbyterianer Kanadas, welche an Arbeitskräften außer 4 weißen Missionaren 4 indische Missionare, 52 indische Katechisten und 11 Bibelfrauen verwenden. Diesen zahlreichen Arbeitskräften entspricht aber auch der Erfolg; denn in den 57 Schulen sind gegen 4500 Kinder indischer Herkunft gesammelt, und die Zahl der indischen Christen in der Pflege der Presbyterianermisionäre dürfte sich zur Zeit auf ca. 2500 Seelen belaufen. Aus dem theologischen Seminar, welches die Presbyterianer zur Heranbildung von Hindu-missionaren in San Fernando unterhalten, sind auch in den letzten Jahren tüchtige Kräfte hervorgegangen. (Jahresbericht d. Br. 1897/1898 18; 1898/1899, 3; 1899/1900, 10. Missions-Blatt d. Br. 1898, 24, 57, 150, 349; 1899, 33, 68, 103, 140, 176, 242, 309, 327, 361, 369; 1900, 33, 66, 101, 130, 217, 251, 276, 375; 1901, 33, 84, 99. *Missionary Review* 1899, 550. *Annual Report Presb. Ch. Canada* 1900, 37. *Ann. R. S. P. G.* 1898, 186; 1899, 192.)

Chronik.

Aus Japan wird eine ausgedehnte christliche Bewegung berichtet, von der man hofft, daß sie zu einem kraftvolleren Fortgange der dortigen Christianisierung ausschlagen werde. Sie ist planmäßig vorbereitet worden seitens einer Reihe von Missionsgesellschaften, welche beschlossen, nach vorhergegangenen ernstem Gebete zu Anfange des neuen Jahrhunderts in eine gemeinschaftliche energische Aktion zur Ausbreitung des Christentums auf der ganzen Linie einzutreten. Zu diesem Zwecke wurden zunächst in Tokyo, nachher auch in anderen Städten: Yokohama, Osaka, Kobe, Nagoya u. und in der Umgebung derselben mehrere Wochen hinter einander gleichzeitige christliche Versammlungen besonders des Abends veranstaltet und in der umfangreichsten Weise die eingebornen Christen herangezogen, um durch persönliche Besuche in den Häusern und durch Verteilung von Programmen und Schriften ihre Landsleute zu diesen Versammlungen einzuladen. Der Erfolg übertraf je länger je mehr die Erwartung: es wuchs nicht bloß die Zuhörerschaft, sondern auch die Zahl derer, die sich bereit erklärten, Christen zu werden, und für diese letzteren, die sich — schon vor Monaten — in Tokyo auf 1100, an allen Orten zusammen auf über 4000 belaufen haben soll und mittlerweile wohl noch gewachsen sein wird, wurden besondere Versammlungen eingerichtet. Auch abgefallene Christen hielten um Wiederaufnahme, Laie wurden erwärmt und gaben von ihrer Herzensänderung erfreuliche Beweise in mancherlei Akten christlicher Lebensbethätigung. Die Bewegung scheint ja nicht ganz frei von methodistischer Treiberei zu sein und manche Berichte über sie sind nach amerikanischer Art etwas rhetorisch gehalten. Es wäre besser, man machte weniger Geschrei und schrieb nicht gleich von einem „neuen Pfingsten“ oder einer „großen Erweckung, die ohne Parallele in der japanischen Missionsgeschichte dastehe.“ Jedenfalls ist aber Bewegung in die etwas stagnierende japanische Mission gekommen. Gott gebe, daß sie der Anfang eines dauernden Aufschwungs derselben werde.

Seitens der englischen „Gesellschaft zur Unterdrückung des Opiumhandels“, die als ihr Organ ein periodisches Blatt: *The friend of China* herausgibt, war in diesem Jahre eine ausgedehnte Agitation ins Werk gesetzt worden, um den Friedensabschluß mit China dazu benutzen, daß die europäischen Mächte, wenn sie die Einfuhr des Opiums nach China nicht ganz und gar verbieten könnten, doch wenigstens den Einfuhrzoll auf dieses verderbliche Gift bedeutend erhöhen möchten. Es waren zu diesem Zweck nicht nur an die betreffenden Regierungen — seitens der deutschen Missionen auch an die deutsche — Petitionen eingereicht, sondern durch den Vorstand der genannten Gesellschaft auch mit der chinesischen Unterhandlungen geführt worden; leider ohne Erfolg. Die englische Regierung, auf deren Zustimmung natürlich das meiste ankam, hat den Antrag rund abgelehnt, wie sich die übrigen Mächte zu ihm verhalten haben, darüber ist z. B. noch nichts in die Öffentlichkeit gedrungen.

Wieder hat die evangelische Mission durch den Tod eines ihrer hervorragenden Missionare einen schweren Verlust erlitten. Am 2. Juni d. J. starb Dr. G. L. Mackay,

der erste Sendbote der kanadischen Presbyterianer und der Pionier der erfolgreichen Mission in Nord-Formosa nach einer heroischen Arbeit von 28 Jahren. Über sein Leben und sein Werk vergl. N. M. B. 1897, 3.

In seinem jüngst in Amerika veröffentlichten Buche: *The cruise of the „Cachalot“*, eines Walfischfahrers, verteidigt der Kapitän Bullen gelegentlich die Südsee-Mission, von deren großen Erfolgen er auf seiner 3jährigen Reise Augenzeuge gewesen, gegen die Angriffe ihrer Gegner durch den Hinweis auf das Sündenleben der weißen Rassenkristen, die die Arbeit der Missionare nicht nur überaus erschweren, sondern oft auch wieder vernichten. Nur zwei Citate: Angesichts der schönen Hawaii-Inseln schreibt der Kapitän: „Für eine große Anzahl der Seeleute hat freilich die Lieblichkeit dieser Eilande nicht die geringste Anziehung; ihre Begierde nach ihnen gründet sich ganz allein auf die vielen Gelegenheiten, die sie ihnen zur unbegrenzten Befriedigung ihrer lasterhaften Ausschweifungen bieten. Solchen Menschen gilt ein Missionars-Land als eine heulende Wüste und die Missionare selbst als Gegenstände der schändlichsten Beschimpfung. Aber wenn alles gesagt ist, was gegen die Missionare gesagt werden kann, so bleibt als eine solide Masse von Thatsachen das Ergebnis, daß insolge ihrer Arbeit der ganze schandvolle Charakter der Südsee-Bevölkerungen geändert worden ist und — wo Schlechtigkeit heute noch in Ausschweifungen zum Ausbruch kommt, da ist es auf Rechnung der ungezügelter Schufte zu setzen, welche die noblen Erfolge der Missionare hindern und dann sie herabsetzen...“ „Die Ausbreitung des Christentums unter den Eingeborenen würde keine so schwierige Unternehmung sein, wären jene Apostel des Teufels nicht da, die alles daran setzen, die Inseln zu solchen Orten zu machen, wie sie wünschen, daß sie sein sollten, damit Tag und Nacht ihrer schandbaren Lust gefrönt, Mord ungestraft begangen, Sklaverei praktiziert und frei von Gesetz, Ordnung und Widerstand allem Bösen ungehinderter Lauf gelassen werden könne.“ Es ist der Kapitän eines Walfischfahrers, der das sagt! — Hier liegt die Haupthemmung für den Erfolg der gegenwärtigen Mission und der Hauptgrund der Feindschaft gegen die Missionare. „Die weiße Gefahr“ mit dem „moralischen Übel“, das sie im Gefolge hat, ist unsere größte Not.

Laut Nachrichten aus dem stillen Ozean hat der deutsche Kreuzer „Cormoran“ die Insel St. Mathias bombardiert, weil die Einwohner derselben den deutschen Gelehrten Bruno Mencke, der im Frühjahr dort Forschungen anstellte, ermordet hatten. Bei dem Bombardement sind 56 Eingeborene getötet worden. — Zur Charakteristik solcher Strafexpeditionen brachte das Feuilleton der Frankfurter Zeitung vom 21. Juni d. J. aus der Feder eines mir unbekannten Dr. Rejeune unter der Überschrift: „Eine Strafexpedition im deutschen Schutzgebiet. Ein Mahnwort zu Gunsten der Eingeborenen“ nachstehenden Artikel:

„Durch alle Blätter geht soeben die Nachricht, daß der Überfall, den die Eingeborenen der Insel St. Mathias auf Bruno Menckes wissenschaftliche Expedition verübten, mit einer Strafexpedition vergolten werden solle. Da ich selbst längere Zeit in dem deutschen Schutzgebiet Kaiser Wilhelmsland und den zu Neu-Guinea

gehörenden Inseln zugebracht habe, sei es mir gestattet, den Eingeborenen, welche ungehört von der öffentlichen Meinung in Deutschland verurteilt werden, ein, wenn auch unberufener Anwalt zu sein.

Gegenüber von Lemienß, nahe der westlichen Grenze unseres Gebietes von Neu-Guinea, liegt eine Gruppe von vier Inseln, Pamara, Seleo, Muggil und Pumbes, die zu dem Gebiet von Berlinhafen gehören. Auf der ersteren Insel befindet sich eine katholische Missionsstation, auf Seleo eine Niederlassung der Neu-Guinea Kompagnie, deren Leiter, B., zur Zeit aus Gesundheits- und sonstigen Rücksichten zurückgezogen lebt. Von Seleo aus, wie auch von den anderen wichtigen Stationen werden in die nähere und weitere Umgegend, auch auf Inseln, sogenannte „trader“ gesandt, die das Tausch- und Handelsgebiet unter den Eingeborenen vergrößern sollen. Da in dem ganzen, über 1000 Quadratkilometer weiten Gebiet nur einige Missionare und ein weißer Händler mit seinen Gehilfen lebt, wurde aus Mangel an weißen Kräften ein malaiischer nebst chinesischem „trader“ in verschiedenen Dörfern stationiert. Der malaiische Händler litt an einer ansteckenden Krankheit; nichtsdestoweniger aber verfolgte er die Frauen der Eingeborenen, und als er sich nicht mehr sicher fühlte, ging er diesem Teil seiner Thätigkeit bewaffnet nach. Die Eingeborenen jedoch, die sich nicht an ihn wagten, plünderten ihm eines Tages, während seiner Abwesenheit seinen ganzen Vorrat, eine wahrlich nicht zu harte Strafe und wohlverdient. Dies schien aber der Malaie nicht einsehen zu können, denn nachgedenkend ob des ihm widerfahrenen Unrechts fuhr er im Kanoe nach Seleo, um Herrn B. sein Leid zu klagen, der seinem getreuen Diener Genugthuung verschaffte, indem er eine Strafexpedition auf eigene Faust gegen das betreffende verbrecherische Dorf vornahm. Die Teilnehmer an dieser Expedition waren Herr B. als Chef mit seinen Untergebenen, zwei Weißen und einigen zwanzig Schwarzen und das Resultat: die völlige Vernichtung des Dorfes, einige Tote und Verwundete. Und an all dem Unheil waren die Eingeborenen völlig unschuldig.

Im Sommer 1897 machte unser Vermessungsschiff S. M. S. „Möwe“ in der Berlinhafener Gegend Vermessungen der Küste und des Seegrundes. Auf der Insel Muggil sollte ein trigonometrisch festgelegter Punkt am Strande durch einen „Möwenpfeiler“ dauernd bezeichnet werden und zu diesem Zwecke wurde ein Boot mit einem Offizier und einigen Leuten an Land geschickt. Die Insel ist fast bis ans Meer dicht bewaldet, nur ein schmaler Strand umsäumt sie und die Bäume hängen oft weit über Strand und Meer vor. Als das Boot die Insel erreichte, galt es, einen freien Platz für den Pfeiler herzustellen, damit dieser weithin sichtbar sei, und zu diesem Zwecke begannen alsbald die Matrosen die Bäume umzuhauen. Sehr bald hatte sich unter den Einwohnern der kleinen Insel das Gerücht herumgesprochen, daß Weiße am Strande Verdächtigtes treiben, und rasch war der ganze waffentragende Teil der Bevölkerung am Strande versammelt, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Schon war unter den fleißigen Ärten der Matrosen das Unterholz gefallen, nur ein mächtiger Riese stand noch im Wege, auch er sollte sinken. Doch kaum hatten ein paar Ärtzschläge ihn getroffen, als plötzlich die Eingeborenen die arbeitenden, ahnungslosen Matrosen mit einem Pfeilregen überschütteten, so daß diese sich, da sie waffenlos waren, schleunigst in ihr Boot retten mußten; vor völliger Vernichtung wurden sie nur durch das Revolverfeuer des begleitenden Offiziers geschützt.

Die Strafe folgte dem Frevel auf dem Fuße und bald verlündeten Flammen, daß die Kanonen ihre Schuldigkeit thaten. Als die Besatzung des Schiffes die Insel betrat, wurde sie auch durch Augenschein von ihrer erfolgreichen Thätigkeit überzeugt, viele Tote und Verwundete lagen umher; wer konnte, suchte auf Kanoes das Festland zu erreichen oder sich im dichten Busch zu verstecken. Doch nicht allen gelang es, sich vor den Augen der Matrosen zu verbergen, eine Anzahl Gefangener sollte in Herbertshöhe im Gefängnis einsehen lernen, wie groß die Macht der Weißen sei und daß heimtückischer Überfall schwer bestraft werde.

Durch den Kanonendonner wurden natürlich die Einwohner der drei anderen Inseln auch aufmerksam; die Missionare der Insel Pamara aber ruderten so schnell als möglich die etwa 9 Seemeilen nach Auggil und begaben sich auf das Kriegsschiff. Als nun endlich die Teilnehmer der Expedition, mit Waffen und erbeutetem Schmuck beladen, von der Insel mit ihren Gefangenen zurückkehrten, wandten sich letztere, die voll Freude ihre Missionare erblickten, an diese behufs Vermittelung.

Das Resultat der Verhandlung war merkwürdig genug. Die Schwarzen hatten nichts dagegen gehabt, als das Buschwerk am Strande umgehauen wurde; als aber der große Baum fallen sollte, da zeigten sie auf den Baum mit dem Wort „tambu“. Da dies nicht beachtet, sondern trotz Warnung mit der Fällung begonnen wurde, da erfolgte der Angriff. „Tambu“ bedeutet nämlich so viel wie „heilig“ und diesen ihren heiligen Baum wollten die Wilden nicht angetastet haben. Kann man ihnen das verübeln? Da sie annahmen, die weißen Leute wüßten nicht, daß der betreffende Baum heilig ist, warnten sie, bevor sie ihre Pfeile schwirren ließen.

Muß man nicht glauben, daß man schon sehr vielfach den Schwarzen empfindliche Strafen zufügte, ohne hierzu berechtigt gewesen zu sein? Die Papuas stehen allerdings auf einer sehr niederen Stufe, sicher aber nicht auf der niedersten, denn ein Volk, das so kunstfertig ist und soviel Sinn für Schönheit besitzt, dessen vielleicht 100 verschiedene Sprachen alle so schwer und kompliziert in Grammatik und Handhabung sind, ein solches Volk hat seine Kultur. Wenn sie auch das Eisen noch nicht kennen, so dient wenigstens mit zu ihrer Entschuldigung, daß Eisen bei ihnen auch in der Natur nur wenig vorkommt. Daß die Papuas ihre Frauen und Eigentum zu schützen bestrebt sind, mit allen ihnen zu Gebot stehenden Mitteln, wer möchte ihnen das verargen?

Der Papua wagt es nicht, den Weißen anzutasten, wenn dieser ihm nicht Veranlassung dazu bietet, allerdings muß ich zugeben, daß die mangelnde Sprachkenntnis und die Unvertrautheit mit den Sitten und Gebräuchen, die fast von Ort zu Ort wechseln, den Europäer entschuldigen, aber nie von Schuld freisprechen. Wenn ein Weißer, den die Dorfleute noch nie gesehen, das Dorf betritt, so flüchten alle Frauen und Mädchen in den Urwald; ich habe erst spät Frauen und Mädchen zu sehen bekommen. Es muß da schon früher viel gesündigt worden sein, daß ein solcher Angstzustand überhaupt möglich werden konnte; wundert uns da das Mißtrauen der Schwarzen gegen die Weißen? Mich nicht, der ich beide Teile draußen reichlich kennen gelernt. Die Wilden sind doch bessere Menschen, jedenfalls besser, als sie in Deutschland geschildert werden.

Möchten diese Zeilen in etwas dazu beitragen, daß man auch die „Menschenfresser“ gerecht beurteilt, die Schwarzen sind für Gerechtigkeit dankbar wie für eine unverdiente Gnade.“

Litteratur = Bericht.

1. **Wirbt:** „Die evangelische Mission unter den nichtchristlichen Völkern am Ende des 19. Jahrhunderts“. Heft 23 und 24 des „Protestantismus am Ende des 19. Jahrhunderts in Wort und Bild“. Berlin 1901. à Heft 1 Mk. — Auf 33 allerdings Großquart-Seiten giebt der mit der einschlägigen Litteratur wohl vertraute Verfasser in drei verschieden langen Kapiteln eine gedrängte Übersicht über den gegenwärtigen Stand der protestantischen Christianisierungsarbeit, die mit Frische und Anschaulichkeit der Darstellung gesundes Urteil verbindet und in großen Zügen das Wesentliche herausstellt. Das erste nur 3 Seiten umfassende Kapitel trägt die zu allgemein und darum nicht genügend charakteristische Überschrift: „Der Protestantismus und die Verbreitung des Christentums unter den nicht christlichen Völkern“ und giebt wesentlich eine freilich sehr kurze Orientierung über die evangelischen Missionsorgane nach Nationen geordnet, von denen die deutschen (aber nur 18) namentlich aufgeführt werden. Das zweite umfangreichste Kapitel enthält eine „Rundschau über die Missionsarbeit der evangelischen Kirche“, nach den Missionsgebieten gegliedert. Die asiatischen Kulturländer (Japan, China, Indien) sind am ausführlichsten behandelt, so daß ihnen gegenüber die ausgedehntere und erfolgreichere Arbeit unter den sogenannten Naturvölkern etwas zu kurz kommt. Westindien namentlich hätte mehr als ein paar Zeilen beanspruchen dürfen. Auf einige untergeordnete sachliche und statistische Angaben, die zu beanstanden sind, gehe ich nicht ein; nur das eine sei bemerkt, daß bei der statistischen Generalangabe des Missionsergebnisses die ca. $7\frac{1}{4}$ — $7\frac{1}{2}$ Millionen zählende christliche Regerverölkerung der Vereinigten Staaten nicht hätte außer Ansatz gelassen werden sollen und daß die außer diesen Regern angegebene „mehr als 4 Millionen“ nicht aus lauter „Getauften“, sondern wenigstens zum Teil auch aus Katechumenen bestehen. Das 3. Kapitel handelt kurz und gut von den „Ergebnissen und Aufgaben“. Der Wirbtschen Arbeit, die übrigens schon im Frühjahr 1900 verfaßt worden ist, also das Jahr 1900 nicht einschließt, sind zwei wenigseitige Anhänge beigegeben: 1. „Die jüngsten chinesischen Wirren in ihrer Bedeutung für die protestantische Mission“ von Grundemann und 2. „Die Judenmission des 19. Jahrhunderts“ von Lic. Weber. Schade, daß der erstere keine Mitteilungen macht über die erhebenden Beweise der Treue bis in den Tod, durch welche viele evangelische chinesische Christen der sie lästernden Welt gezeigt haben, welcher Opfer ihnen ihr Glaube wert gewesen ist. — Illustriert ist das Heft mit 61 vorwiegend technisch feinen Bildern, einschließlich des in keinem Zusammenhange mit dem Texte stehenden großen Titelbildes: Pauli Areopagrede. Leider kann man aber von der Auswahl dieser Illustrationen nicht sagen, daß sie voll befriedige: es fehlt an proportionaler Verteilung und an charakteristischer Veranschaulichung. So steht es z. B. in keinem Verhältnis zu dem Ganzen, daß auf Japan allein 14 Bilder kommen, während ganz Afrika nur mit 13 vertreten ist, von denen auf das kleine Togo 6 und auf Berlin III 3 entfallen und die meisten übrigen wenig charakteristisch sind. Von G. Faber sind zwei Bildnisse gegeben, während sonst an Porträts hervorragender Missionare geradezu Mangel ist. Originalbilder scheinen gänzlich zu fehlen und manche der aus Missionsblättern entlehnten hätten durch künstlerisch schönere ersetzt werden können. Diese Bilderkritik findet teilweise auch Anwendung auf das 21. und 22. Heft, welches über „Dienst

der Liebe und innere Mission im Protestantismus“ von Prof. Hering einen so vor-
trefflichen Text bietet.

2. „Verhandlungen der zehnten kontinentalen Missionskonferenz
zu Bremen am 14.—17. Mai 1901.“ Bearbeitet von G. Müller und heraus-
gegeben von dem Ausschuß der deutschen Missionen. Missionsbuchhandlung von
Berlin I. 1,40 Mk. — Die Verhandlungsgegenstände der genannten Konferenz sind
den Lesern dieser Zeitschrift durch den eingehenden Bericht über dieselbe (S. 342) be-
reits bekannt. Die zur Verlesung gekommenen Hauptreferate sind in extenso ge-
druckt, die frei gehaltenen und die Berichte wie die an sämtliche Vorträge angefügten
meist ausgedehnten und lebendigen Diskussionen nur auszugsweise reproduziert.
Nicht bloß für die Missionare und die heimatlichen Missions-Verufsarbeiter, sondern
für alle diejenigen Missionsfreunde, welche gern eine mehr als oberflächliche Einsicht
in den Missionsbetrieb und seine Probleme gewinnen möchten, bieten die vorliegenden
„Verhandlungen“ eine Fülle von Belehrung, und da der Kreis dieser Mission
Studierenden unter uns in einem erfreulichen Wachstum sich befindet, so darf gehofft
werden, daß sie wenigstens dieselbe Verbreitung finden werden, wie die von 1897
gefunden haben.

3. **Glozer:** „Jeppur, das Haupt-Arbeitsfeld der Schleswig-
Holsteinischen evangelisch-lutherischen Missionsgesellschaft zu Breklum
auf der Ostküste Vorderindiens“. Herausgegeben von Gen.-Sup. D.
Wallroth. Mit 32 Bildern, größtenteils nach neuen Aufnahmen. Breklum. 1901.
Und als geographisches Hilfsmittel zur Ergänzung: Wallroth: „Karte des
(gesamten) Arbeitsfeldes der Schlesw.-Holst. ev.-luth. M.-G. zu Breklum.“ 50 Pf.
— Die vorliegende 171 Seiten umfassende Arbeit ist keine Missionsgeschichte,
sondern eine Beschreibung des Arbeitsfeldes der Breklumer Mission bzw. eines
Teils dieses Feldes, nämlich des Fürstentums Jeppur und seiner Bewohner. Das
Telugugebiet der genannten Mission bleibt in dem Buche unberücksichtigt, aber in
die Karte ist es aufgenommen. Diese Beschreibung behandelt in 8 Kapiteln die
Geschichte, die jetzige Gestalt, die Pflanzen- und Tierwelt, die Völkerstämme, die
Sprachen Jeppurs, Feste, Sekten und Aberglauben seiner Bewohner, Nahrung,
Speisegesetze u., so daß man — mit Ausnahme der Wohnungs- und Gemeinde-
verhältnisse — über alles unterrichtet wird, was über Land und Leute zu wissen
nötig ist. Die Einblicke in die Religion beschränken sich nicht auf das von den
Sekten und dem Aberglauben handelnde Kapitel, sondern ziehen sich durch einen
großen Teil des Buches hindurch, und es ist sehr dankenswert, daß in einem An-
hange Wallroth eine kurze, erklärende Übersicht beigelegt hat über die Götter und
Götzen in alphabetischer Ordnung, mit dem Hinweis auf die Buchseite, auf der von
ihnen gehandelt wird. Die sorgfältige Arbeit ist ein wertvoller Beitrag zur indischen
Land- und Völkerkunde und setzt solche Leser voraus, die an dieser missionarischen
Hilfswissenschaft ein Interesse haben. Von besonderer Bedeutung ist neben den
religionsgeschichtlichen Partien der ausgedehnte ethnologische Teil, der viel Neues
bringt, und der sprachliche, der zugleich verständlich macht, welche Mühe es kostet,
bis einem Konglomerat von Volksstämmen einem jeden in seiner Muttersprache das
Evangelium verständnisvoll verkündigt werden kann. Überhaupt lehrt ein solches
Buch, was ein Missionar auf seinem Arbeitsfelde alles lernen muß, um zunächst
seinerseits die Leute zu verstehen und richtig zu behandeln; und einen Blick in diese

Schule zu thun, in der nie ausgelernt wird, das ist auch für die heimatischen Missionsfreunde instruktiv, damit sie die fremde Welt ein wenig kennen lernen, die die Missionsarbeit so erschwert. Die 32 Bilder, fast durchaus Originale, sind eine schöne Beigabe. Ganz vorzüglich ist die Karte, die durch ihre Klarheit geradezu eine Lockung zum Studium ist und durch das auf dem Innen-Umschlage gegebene übersichtliche Verzeichnis der Haupt- und Außenstationen dieses Studium noch wesentlich erleichtert.

4. **Mendner:** „Unterwegs und Daheim“ (Von Deutschland nach Ostafrika). Leipzig 1901. 2,50 Mk. Im ersten Teile erzählt der Verfasser, ein Leipziger für die Arbeit unter den Batamba bestimmter Missionar, seine Reise aus der alten in die neue Heimat, flott, anschaulich und manchmal humoristisch, im zweiten schildert er die Ankunft auf seiner Station Simba, die ersten Eindrücke und Arbeiten, besonders die Kinder und den Verkehr mit ihnen und das elementare kirchliche Leben, alles detailliert, so daß es in frischen Bildern vor das Auge des Lesers tritt. Die Abteilung „Unterwegs“ hätte füglich wegb bleiben können, denn nachgerade gehören diese Reisen zu den bekannten Dingen.

5. **Bobith:** „Ähren vom Missionsfelde.“ Der reiferen Jugend dargeeicht. Bremen. Traktathaus. 1899. Gebunden 1 Mk. Eine Sammlung von 23 etwas bunt durcheinander gewürfelten Erzählungen und Schilderungen aus verschiedenen asiatischen, afrikanischen, ozeanischen und amerikanischen Missionsgebieten. Ich kann nicht sagen, daß sie alle nach meinem Geschmack sind, aber sie sind unterhaltend geschrieben und als Jugendlektüre nicht übel.

Warned.

Zur Klarstellung.

In Betreff der Fußnote zur Missionsrundschau auf Seite 434 des Septemberhefts dieser Zeitschrift ist mir mitgeteilt, daß einerseits die „Aufbringungen in Afrika“ des Jahres 1899 durch Beträge, deren Eingang insolge des Krieges erst nachträglich bekannt geworden ist, sich höherstellen, als ich bei dem Vergleichen der in den beiden Jahren 1899 und 1900 erzielten Aufbringungen angenommen habe. Andererseits mache ich ausdrücklich darauf aufmerksam, daß die für 1900 in Betracht gezogenen Einnahme-Beträge sich nicht nur aus Beiträgen der Gemeindeglieder zusammensetzen, sondern auch aus anderen Quellen stammen, wie aus einer Kapital-Abfindung für eine englischerseits requirierte Vieh-Heerde, Baar-Einnahmen, Geschenken der Regierungen zc.

Danach sind die Aufbringungen der Gemeindeglieder in den 4 Konferenzkreisen Kapkolonie, Kafferland, Natal und Freistaat i. S. 1900 gegen das Vorjahr thatsächlich zurückgegangen, es bleibt aber trotzdem die Willigkeit und das Zusammenhalten der farbigen Gemeindeglieder in dem schweren Kriegsjahre 1900 sowie die Tüchtigkeit der Missionare durchaus anerkennenswert.

D. Merensky.

Dr. Guido Sridolin Verbeck, der Bahnbrecher der evangelischen Mission in Japan.

Von Paul Richter-Verleshausen.

Unter den bedeutenden Missionaren, deren Japan, „das Land der aufgehenden Sonne“, in kurzer Zeit eine verhältnismäßig große Zahl gehabt hat — Williams (P. E.), Hepburn (A. P.), Verbeck und Brown (D. R.), Goble (A. Bp.), Evington und Tyson (C. M.), Bickersteth (S. P. G.) u. a. — nimmt der zu dritt genannte Dr. Guido Verbeck eine hervorragende und führende Stellung ein. Der Biograph Verbecks, Will. Griffis, Verfasser einer ganzen Reihe von Missions- und anderen Büchern über Japan, entwirft in einem einleitenden Kapitel seines interessant geschriebenen Buches¹⁾ ein ausgezeichnetes Charakterbild seines Helden; es sei uns gestattet, die Anfangspassage daraus wiederzugeben:

Der milde Glanz eines Sternes ist mehr wert als das flüchtige Aufblitzen eines Meteors. Das ruhige kraftvolle Leben eines Missionars wie Verbeck, macht den Ruhm eines Idols der Volksgunst, eines berühmten Generals und Admirals, der eine Weile Zeitungen und öffentliche Meinung beschäftigt hat, erblaffen. Ein solches Leben, vor der Öffentlichkeit so verborgen wie der Sauerteig im Mehl, war das Verbecks. Fast 40 Jahre lang wehte er die besten Kräfte Leibes und der Seele der Aufgabe, einen neuen Staat und eine neue christliche Nation, wie wir sie jetzt schauen oder im Kommen begriffen sehen, zu schaffen. Er war ein Zerstörer jenes altjapanischen Abschließungssystems, in dem Barbarei, Heidentum, Grausamkeit, Unduldsamkeit, Sinnlichkeit und alle möglichen abscheulichen Bräuche in Schwange gingen; er war ein Bewahrer (conservator) jenes „ewigen, großen Japan“, das in sich so viele treffliche und liebenswerte Züge birgt und — wie wir hoffen — stets bergen wird; und er war ein Eröffner (beginner) einer besseren Zeit, kämpfend für Geistesfreiheit, Gerechtigkeit, Brüderlichkeit und die Geburt jenes „neuen Menschen in Christo,“ dem doch schließlich die Erde gehören soll.

Von Geburt war Verbeck ein Holländer; seine Wiege stand in dem kleinen Städtchen Zeist, der bekannten Niederlassung der Brüdergemeinde, wo er am 23. Januar 1830 als sechstes Kind des Bürgermeisters Karl Verbeck (wie der Familienname eigentlich geschrieben wird) geboren wurde. In dem eines behäbigen Wohlstandes sich erfreuenden, ebenso von dem Geiste ungeschminkter Gottesfurcht durchwehten, wie für mannigfache höhere

¹⁾ Verbeck of Japan. a Citizen of no Country, A Life Story of Foundation Work, N. York 1900.

Interessen angeregten Elternhause war dem heranwachsenden Knaben eine ungetrübte, reiche Kindheits- und Jugendzeit beschieden. Seine elterliche Familie gehörte zwar nicht zur Brüdergemeinde, schloß sich aber eng an sie an, man beteiligte sich an ihren Gottesdiensten und schickte die Kinder in ihre Schule; Guido wurde auch in ihr konfirmiert. Obwohl holländisch, hatte doch in der Familie deutsche Art und deutsches Wesen eine Stätte. Man hatte durch Verwandte manche Beziehungen zu Deutschland, man liebte und pflegte deutsche Litteratur, ja die Umgangssprache des täglichen Lebens bildete das Deutsche. Hiervon schreibt sich die sichtliche Vorliebe her, die Verbeek zeitlebens für alles Deutsche, deutsche Sprache, deutsche Frömmigkeit, deutsche Wissenschaft beibehielt.¹⁾ Auch mit der englischen Sprache, wie mit der französischen, lernte Verbeek schon als Kind umgehen. Und dieser Umstand, daß er sich schon von früh auf in vier verschiedenen Sprachen bewegen konnte, bildete in ihm jene Sprachfertigkeit aus, die ihm für seinen späteren Beruf von so großem Nutzen sein sollte, ja welche ihn überhaupt befähigte, die große Rolle in der Entwicklung Japans zu spielen, zu welcher er berufen war.

Als die Zeit kam, einen Lebensberuf zu wählen, entschied sich der junge Guido für den eines Ingenieurs, weil bei dem erstaunlichen Aufschwung des Maschinenwesens in jenen Tagen die Karriere eines solchen besonders aussichtsreich zu sein schien. Hat sich Verbeek auch später von diesem Beruf abgewandt, so ist er ihm doch keineswegs ganz unnütz gewesen; in der Vertrauensstellung als Ratgeber und Helfer für alles, wie er sie später in Japan einnahm, hat er sich bei mancher Gelegenheit gefreut, wenn er hier und da einem jungen Japaner mit seinen mechanischen Kenntnissen hat aushelfen können, ein Umstand, der dann wieder dazu beitrug, sein Ansehen bei den Japanern zu erhöhen.

Ein weiteres wichtiges Moment in der Entwicklung Verbeeks bildete seine Übersiedelung nach Amerika (1852). Holland war dem schaffensdurstigen, nach weitreichender Betätigung seines Könnens verlangenden Jüngling zu eng und zu klein. Darum folgte er gern der Einladung

¹⁾ Für die deutsche Sprache: er möchte später seinen Erstgeborenen am liebsten in ihr aufwachsen sehen; für deutsche Frömmigkeit: er schreibt einmal „ich sehe von neuem, wenn ein deutscher Mann wirklich ein Christ ist, so ist er's auch von ganzem Herzen. Welch ein Unterschied zwischen seiner Wärme, Liebe und Sympathie und dem Wesen eines Engländer's oder Amerikaner's!; für deutsche Wissenschaft: so empfiehlt er später der japanischen Regierung, die ihn um Rat fragte (s. u.), die deutsche medizinische Wissenschaft zur Einführung in Japan als die einzige, welche ernstlich in Frage kommen könne.

eines nach Amerika ausgewanderten reichen Schwagers, der ihm die Leitung einer Eisengießerei in einer kleinen Stadt im fernen Westen anvertraute. Das frisch pulsierende Leben des neuen Erdteils, das freie, selbstbewußte, thatfrohe Wesen seiner Einwohner war ihm sympathisch, und er sog es begierig ein. Mit Vorliebe nannte er sich später einen amerikanisierten Holländer. Dabei war er nicht blind gegen die Schattenseiten des Amerikanismus, besonders gefällt ihm neben dem Echten und Lebenskräftigem an der amerikanischen Frömmigkeit das Gemachte und Geschäftsmäßige durchaus nicht.

Die Beweggründe, die Verbeck nach einem Aufenthalt von 6 Jahren veranlaßten, Amerika und den Ingenieurberuf zu verlassen und dafür den eines Missionars in Japan einzutauschen, lassen sich im einzelnen nicht nachweisen. Etwas Fremdes war ihm von klein auf die Missions Sache nicht. Als Schüler der brüdergemeinlichen Schule in Zeist hatte er nicht nur viel von ihr gehört, sondern auch gesehen. Missionare, die in die Heidenländer ausgingen, oder von dort heimkehrten, waren in Zeist beinahe etwas Alltägliches. Tiefen Eindruck machte auf das empfängliche Gemüt des Knaben ein Besuch des Chinesenmissionars Güzlaff, der auf seiner Rundreise durch die europäische Christenheit auch Zeist berührte. Thatsache ist, daß eine schwere Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes brachte, ihn 1855 geloben ließ, daß er, wieder gesund geworden, sein Leben fortan dem Dienst des Herrn in der Mission weihen wolle. Der Einfluß seines Schwagers Van Deurs, eines amerikanischen Geistlichen, mag zu diesem Entschlusse das Seine beigetragen haben. Endlich hat auch wohl die gerade damals nach Amerika gelangte Kunde von der Aufschließung Japans durch Admiral Perry (1854) eine Rolle dabei gespielt. Alles resultierte darin, daß Verbeck in das Seminar zu Auburn (N. Y.) eintrat, um die zu solchem Dienst erforderliche theologische Ausbildung zu gewinnen. Nach Erlangung derselben und nach seiner Verheirathung mit Maria Manion schied er am 7. Mai 1859 von Amerika, um die Reise nach Japan anzutreten.

Es dürfte hier am Platze sein, das Wichtigste über den Anfang der evangelischen Mission in Japan mitzuteilen. Japan war, wie bekannt, nachdem im 17. Jahrhundert blutige Verfolgungen der alten jesuitischen Mission den Garaus gemacht hatten, bis in die 50er Jahre des jüngst vergangenen Jahrhunderts hinein der Mission wie überhaupt dem Verkehr mit dem Abendlande völlig verschlossen. Nur unter schmachvollen Bedingungen, sonderlich unter Verleugung ihres christlichen Glaubens, war

es den Holländern gestattet, auf einem kleinen Fleckchen (Deschima bei Nagasacki) Handelsverkehr mit Japan zu unterhalten. Da erzwang 1854 der amerikanische Admiral Perry durch sein entschiedenes Auftreten als ein erstes Zugeständnis von dem hermetisch abgeschlossenen Japan die Öffnung einiger Häfen für den Verkehr mit dem Auslande.¹⁾ Damit war aber noch keineswegs die Niederlassung von Fremden in den Vertragshäfen gestattet. Das wurde erst durch weitere Verträge vom Jahre 1859 ab erreicht. Und erst damit war für die evangelische Mission die Möglichkeit geschaffen, in das Land einzubringen. In Nagasacki trafen damals gerade drei Männer zusammen, die alle drei ein lebendiges Missionsinteresse für Japan hatten: Sam. Williams, ein Missionar aus Peking, Schiffsgeistlicher Syle und Kaplan Wood, sämtlich Amerikaner. Ersterer machte Mitteilung von einer Äußerung des holländischen Konsuls, die japanischen Beamten hätten ihm erklärt, sie seien bereit, den Fremden alle Handelsvorrechte einzuräumen, wenn nur ein Weg gefunden werden könne, das Opium und — das Christentum dem Lande fern zu halten. So wurde das Christentum von den Japanern mißverstanden! Die drei Männer beschlossen, den Japanern einen besseren Begriff vom Wesen des Christentums beizubringen und zu diesem Behufe die evangelische Mission ins Land zu rufen. Sie schrieben an ihre bezüglichen Kirchenleitungen in Amerika, die bischöfliche, die presbyterianische und die holländisch-reformierte Kirche, und alle drei entsprachen ungesäumt der Einladung. Die holländisch-reformierte Kirche sandte gleich drei Missionare, Brown, Simmons und Verbeek. Ausgangs 1859 erreichten sie Japan; die ersten beiden ließen sich in Kanagawa (dicht bei dem damals noch ganz unbedeutenden Fischerdorf Yokohama) nieder; während Verbeek seine Wirkungsstätte in Nagasacki auf der großen Insel Kiuschiu, der südwestlichsten des Archipels, fand.

Die japanische Wirksamkeit Verbeeks gliedert sich deutlich in drei Abschnitte; der erste, nicht ganz ein Decennium, (1859—1868) umfaßt die Zeit der stillen Vorbereitung, die Zeit — wie sein Biograph sagt — da er wie ein Bergmann tief im stillen Schoß der Erde arbeitete. Das zweite Decennium führte ihn, äußerlich angesehen, auf die Höhe seiner Wirksamkeit, es zeigt ihn uns als Organisator und Leiter der kaiserlichen Hochschule zu Tokio, als Erzieher des heranwachsenden jungen Japan, als Berater der Krone (1868—1877). Die

¹⁾ Soeben (14. Juli 1901) haben die dankbaren Japaner dem Admiral Perry dafür ein Denkmal errichtet. Miss. Herald. p. 393.

letzten beiden Decennien seines Lebens (1878—1898) finden ihn dann wieder bei stillerer, aber darum durchaus nicht weniger bedeutsamer, direkt missionarischer Arbeit, als Lehrer am theologischen Kolleg als Bibelübersetzer und als Evangelist.

Als Verbeck Ausgangs 1859 in der Eingeborenstadt von Nagasaki seine Wohnung nahm, konnte er keineswegs gleich mit der Verkündigung des Evangeliums beginnen.

„Anstatt die frohe Botschaft zu verkünden,“ so schreibt er, „seid ihr gezwungen, Stillschweigen zu beobachten und es fast als ein Geheimnis zu bewahren, was ihr gewohnt seid, auf den Gassen und von den Dächern zu predigen. Dafür aber müßt ihr brüten über Grammatik und Wörterbuch. Doch ich fühle mich glücklich bei meiner Arbeit und vertraue, daß die Frucht früh oder spät kommen wird. Vorläufig liegt es uns ob, zu lernen, zu arbeiten und zu warten.“

Die japanische Sprache kommt an Schwierigkeit der chinesischen gleich, ja sie weist noch einige weitere, dieser fremde Schwierigkeiten auf. Aber Verbeck warf sich mit großer Energie auf diese zwar mühselige und langweilige Arbeit, die aber doch unerlässlich für jeden Missionar ist, und von deren mehr oder minder vollkommenen Bewältigung der Erfolg seiner Wirksamkeit abhängt.

„Ein Tagebuch meines täglichen Lebens,“ berichtet er in die Heimat, „würde für den Leser ebenso langweilig als kurz ausfallen und etwa folgenden monotonen Inhalt haben: Mein Lehrer kam heute morgen. Wir studierten bis etwas über Mittag hinaus, pflegten ein wenig der Ruhe, nahmen die Stunden wieder auf, bis die Zeit für die Leibesübungen kam;¹⁾ und so Tag für Tag. Vielleicht dann und wann ein Besucher, der ein Buch von der Schanghai-Presse begehrt; sehr selten einmal eine angenehme Abwechslung durch den Besuch des einen oder anderen Brudermissionars aus China.“

Das gründliche Sprachstudium, wie es Verbeck betrieb, hat ihm aber auch unschätzbaren Gewinn gebracht. Er hat es nicht nur zu einer oberflächlichen Bekanntschaft mit dem Japanischen gebracht, womit sich nur zu viele Missionare begnügen; er wurde mit der Zeit völlig zu Hause in dieser Sprache und beherrschte sie wie kaum ein zweiter. Er kannte ihre Feinheiten und klassischen Formen, er liebte ihre Reinheit, Ursprünglichkeit und Kraft. Um sich immer mehr in ihr zu vervollkommen, konnte man ihn auch in späteren Jahren in Mußestunden stets mit einem japanischen Klassiker in der Hand treffen, um dessen litterarische Anmut, seine Gedankenreihen und Deduktionen verstehen zu lernen. Hierin ist der Grund für seine spätere einzigartige Stellung als Evangelist, Prediger und Bibel-

¹⁾ Durch regelmäßige Leibesübungen suchte Verbeck seinen nur schwachen Körper zu stärken und widerstandsfähiger zu machen.

übersetzer unter den Missionaren zu finden. Von den Japanern selbst wurde er mit Emphase als „Hakase“, d. i. Professor oder Gelehrter, bezeichnet.

Es war aber nicht nur die Gebundenheit der Zunge, die ihm im Anfang die Ausübung des missionarischen Berufes unmöglich machte; noch ein zweiter wichtiger Hinderungsgrund kam dazu: die christliche Religion war in Japan noch immer *religio illicita*. Davon legten die zahlreichen Bekanntmachungen allenthalben an Kreuzwegen, Marktplätzen, Stadthoren 2c. Zeugnis ab, welche verkündeten:

„Die christliche Religion ist seit langen Jahren verboten. Ist jemand derselben verdächtig, so ist er sofort zur Anzeige zu bringen.

Belohnungen.

Demjenigen, der einen Familienvater anzeigt, 500 Silberlinge; demjenigen, der einen Bruder anzeigt, 300 Silberlinge; demjenigen, der einen Christen, der früher abgefallen war, anzeigt, 300 Silberlinge; demjenigen, der einen Christen oder Katechumenen anzeigt, 300 Silberlinge; demjenigen, der eine Familie anzeigt, die einen Christen versteckt hält, 300 Silberlinge u. s. w. Dagegen werden strenge Strafen für das Verheimlichen von Christen angedroht.

Wie sehr das Christentum in den Bann gethan war, konnte Verbeck wieder und wieder wahrnehmen. Kam etwa in der Unterredung mit einem Japaner das Gespräch unwillkürlich auf Religion, speziell auf christliche Religion, so konnte er wiederholt beobachten, wie ganz unwillkürlich der Japaner erschrocken an seine Kehle fuhr, als ob ein so heikles Gesprächsthema sie in Gefahr bringe. Waren vollends bei einem solchen Gespräch mehrere Japaner zugegen, so blickte alsbald einer argwöhnisch auf den andern. Keiner traute dem andern, jeder witterte im Nächsten einen Spion. Und dieser Argwohn war keineswegs grundlos. Wurde doch durch die buddhistischen Priester ein Spionier- und Inquisitionssystem betrieben, das ein ganz würdiges Gegenstück zu der jesuitischen Inquisition der römischen Kirche bildet. Verbeck konnte gewiß sein, daß unter den Schülern, die sich allmählich um ihn sammelten, ebensowohl lautere, bewundernde, nach Kenntniß lechzende Studenten als Typen des verräterischen, spionierenden Priesters sich befanden, dessen Gewissen so frei von Skrupeln war, wie seine Glaze von Haaren. Der junge Missionar mußte daher seine Seele in Geduld fassen.

„Wir blicken vorwärts auf die kommenden Jahre — so schrieb er nach Hause — und hoffen inbrünstig, daß sie unter Gottes Segen fruchtbar sein werden; denn wir sind überzeugt, daß die Zeit gewiß kommen muß, wenn sein Wort auch hier freien Lauf haben wird, und dann werden wir, menschlich zu reden, hier ein gutes Ackerland zur Aussaat des Samens haben, denn trotz aller ihrer gegenwärtigen

heidnischen Finsternis und Greuel sind die Japaner doch ein lebenskräftiges Volk und zeigen eine löbliche Wertschätzung für sittliche Werte, sind willig, alles anzunehmen, wovon ihnen verständlich gemacht werden kann, daß es besser ist, als was sie haben und, was sie sind.“

Sein Hauptbemühen richtete Verbeck bei dieser Sachlage, die ein sofortiges, direktes Missionieren ausgeschlossen sein ließ, vor allem darauf erst einmal das Vertrauen der Japaner, dieser so argwöhnischen Japaner, zu gewinnen. Er ließ sich keine Mühe verbrießen, alles zu thun, um ihre Vorurteile, als ob die Fremden Verführer des Volkes seien, die es von den heimischen Göttern abtrünnig machen wollten, allmählich zu überwinden. Wo er ihnen nur einen Dienst leisten konnte, war er dazu bereit; und er that dies ohne Hintergedanken, ohne selbstsüchtige Zwecke, in absoluter Uneigennützigkeit. Die damalige Zeitlage bot Gelegenheit zu mancherlei derartigen Dienstleistungen. Japan machte in eben den Tagen eine fast wunderbare Wiedergeburt durch; mit einem Ruck trat es aus der langen hermetischen Abgeschlossenheit heraus und warf sich der europäischen Kultur in die Arme. Westländische Ideen, westländische Wissenschaften und Künste, westländische Industrie standen mit einem Male hoch im Preise. Ein schier unersättlicher Hunger nach den so lange verschmähten Gütern war über die Japaner gekommen. Und an wen konnten sie sich wenden, um ihn zu befriedigen? Es waren damals erst nur wenige Europäer in Japan. Unter diesen wenigen aber war kaum einer dazu so geeignet als der vielseitig gebildete Verbeck. Er war dazu nicht nur geeignet, er war auch willig dazu. Wie kam ihm jetzt seine Sprachkenntnis zu statten, wie sehr auch seine mechanischen Kenntnisse! Bald hatte er einen wachsenden Kreis lernbegieriger Schüler um sich geschart; einer begehrte eingeführt zu werden in die Geheimnisse des Englischen, ein anderer in die des Deutschen oder des Holländischen. Wieder einer kam mit der Bitte um Lösung eines für ihn zu schwierigen physikalischen Problems, ein anderer hatte wer weiß was für ein Anliegen. Für alles und jedes mußte der Doktor Rat und Hilfe haben.

Daneben bekam er — eine herzstärkende Freude für ihn — von Mitte 1862 ab auch schon etwas wirklich missionarische Arbeit; freilich der Anfang war recht bescheiden, er bestand in einer kleinen Bibelklasse mit 2 Schülern. Der eine von diesen war Njabe, der Bruder von Murata Wafasa no Kami, und von diesem nach Nagasaki geschickt.

Die merkwürdige Geschichte Wafasas und seines aus dem Wasser aufgefischten Testaments ist allerdings in Missionskreisen vielfach bekannt, kann aber hier doch nicht ganz ausgelassen werden. Es war im Jahre 1854; im Hafen von Nagasaki lag

ein englisches Kriegsschiff. Mit seiner Bewachung war der Edle Murata von Wakasa betraut. Als er eines Abends zu diesem Behuf im Hafen die Runde machte, fischte er ein seltsames Ding — ein Büchlein — aus dem Wasser, es mußte wohl von dem englischen Schiffe stammen. Er ruhte nicht, bis er in Erfahrung gebracht, es sei ein Buch, das von dem Schöpfer und von einem Jesus, der die göttliche Wahrheit gelehrt habe, handele. Das machte ihn vollends neugierig, den Inhalt des Buches kennen zu lernen. Mit vieler Mühe setzte er sich in den Besitz eines chinesischen Neuen Testaments, welches er dann mit seinem Bruder Njabe und einem treuen Diener Motono in der Stille mit wachsendem Interesse studierte. Als er dann später die Kunde von der Niederlassung von Westländern in Nagasaki erhielt, sandte er seinen Bruder dorthin, um eine gründliche Kenntnis der Bibel lehre zu gewinnen. Politische Unruhen bereiteten leider schon bald nach Jahresfrist dieser kleinen Bibelklasse ein nur zu frühes Ende. Schon glaubte Verbeck, daß alle daran von ihm geknüpften Hoffnungen vergeblich gewesen seien, da ließ Wakasa wieder von sich hören. Er sandte seinen treuen Diener Motono zu Verbeck, und drei Jahre lang vermittelte dieser den Verkehr zwischen Schüler und Lehrer, beständig zwischen Saga, Muratas Wohnort, und Nagasaki, hin und her reisend und Verbeck seines Herrn Anliegen überbringend. Endlich kam 1866 Murata selbst mit seinem Bruder nach Nagasaki, und beide wurden von Verbeck getauft, mit die Erstlinge der japanischen Mission. Murata ist 1875 im Glauben gestorben, nachdem fast seine ganze Familie durch ihn zum Christenthum gebracht war.

Für ein Verständniß von Verbecks weiterer, nun immer mehr ins Große gehenden Wirksamkeit ist es unerlässlich, einen wenn auch nur kurzen Blick auf die Entwicklung Japans in jenen Tagen zu werfen, denn Verbecks Lebensführungen stehen damit in unlöslichem Zusammenhang. Wie bekannt, bestand in Japan bis zur Neuordnung der Dinge jene merkwürdige Duarchie mit ihren beiden Spitzen, dem Mikado und dem Schogun. Letzterer, eigentlich nur ein Usurpator, hatte den ursprünglichen legitimen Kaiser, „den Abkömmling der Sonnengöttin“, ganz in den Hintergrund gedrängt, so daß er nur noch ein schattenhaftes Dasein in der alten Residenz Kioto führte, während die Zügel der wirklichen Herrschaft in den Händen des in Jedo (Tokio) residierenden Schoguns lagen. Gegen diesen Zustand bahnte sich aber schon seit dem 18. Jahrhundert eine heimliche Reaktion an, die ihre Quelle in den Kreisen der Samurai, der Abtügen, hatte.

Eingeborene Gelehrte begannen ihre alte Geschichte sowohl nach der religiösen wie nach der politischen Seite hin einer erneuten Prüfung zu unterziehen. Die Anhänger des Schintoismus trieben zur Wiederbelebung der Nationalreligion ihre Studien, verfaßten und veröffentlichten Bücher darüber, um nachzuweisen, was Japan war, ehe chinesische Einflüsse sich geltend machten. Die große japanische Geschichte, „Dai Nihon Shi“, erschien. Auch die geistigen Einflüsse, die von der kleinen holländischen Niederlassung in Deschima ausgingen, halfen, das nationale Denken und Fühlen umzugestalten. Andere Einwirkungen von außen, und besonders

die Thätigkeit Verbeeks und seiner Mitarbeiter drinnen hatten schließlich den Erfolg, die verschiedenen verborgenen Kräfte zu einen und zur Reife zu bringen. Die Anzeichen einer Erhebung und eines Umschwunges waren so deutlich wie in der Stunde vor einem Sturm oder Erdbeben.

Den Anstoß zum Vollzug dieses Umschwungs gab der von dem Schogun 1854 mit Admiral Perry geschlossene Vertrag. Dies Faktieren mit Perry und in der Folge auch mit den Vertretern anderer Westmächte brachte dem Schogun die ausgesprochenste Unpopularität bei allen nationalen Kreisen ein und erschütterte sein Ansehen bis in die Grundfesten. Denn in den Augen der Daimios (der Stammesfürsten) und der kriegerischen Samurai war das eine schmachvolle Verletzung der Integrität Japans. Eine mächtige Agitation gegen den Schogun und zu Gunsten des Mikado war die Folge. Gleichzeitig machte sich der Fremdenhaß in gewaltsamen Ausbrüchen Luft: es kam hin und her zur Ermordung von Fremden, zur Zerstörung der britischen und amerikanischen Gesandtschaft in Jedo, zur Beschießung friedlicher europäischer Handelsschiffe. Die Westmächte ließen das natürlich nicht ungestraft hingehen, sondern ließen den Japanern in dem Bombardement von Kagoſchima (der Hauptstadt von Kiuschiu) und Schimonoseki eine — wie sich bald herausstellte — gesunde Lektion angedeihen. Sie diente nämlich dazu, den Verblendeten die Augen zu öffnen, die Überlegenheit der westländischen Kultur zu erkennen, und hatte so den heilsamen Erfolg, das Verlangen der Japaner auf diese so eindringlich ad oculos demonstrierte Kultur des Westens zu richten.

Ein Ausfluß dieses allgemein gefühlten Verlangens war es, wenn sich der Gouverneur von Nagasaki mit der Bitte an Verbeek wandte, eine Regierungs-Schule für fremde Sprachen und Wissenschaften einzurichten: ein Zeugnis des Renomees und Vertrauens, dessen Verbeek bei den Japanern sich anfang zu erfreuen. Gern entsprach der Missionar der geäußerten Bitte, fand er doch hiermit ein geeignetes Mittel, auf die vielversprechende Jugend Japans einen guten Einfluß zu gewinnen. Die Schule wurde bald eröffnet und füllte sich im Ansehen mit vornehmen Jünglingen über 100 an Zahl. Die meisten waren junge Samurai aus Kiuschiu, aber auch von den anderen Inseln; unter ihnen 2 Söhne des nachmaligen Premierministers Iwakura, desgleichen die beiden späteren Minister Graf Okuma und Sojeschima, überhaupt die Elite Jungjapans. Fast alle die Männer, die in späteren Tagen mehr oder weniger im politischen Leben hervorgetreten sind, ja durch deren Hände die Geschichte ihres Vaterlandes geleitet sind und noch geleitet werden, sie haben fast alle in Nagasaki zu den Füßen Verbeeks gesessen. Welch eine große, schöne, lohnende Aufgabe,

diese Jünglinge unterrichten zu dürfen! Seinem Unterricht legte er hauptsächlich 2 große Urkunden zu Grunde: das Neue Testament und die Verfassung der Vereinigten Staaten (!) — für den „amerikanisierten Holländer“ bildeten sie das Ideal einer Staatsverfassung. Nicht genug mit dem Unterricht an der Regierungsschule, widmete Verbeek auch das meiste von seinen Mußestunden, die der Erholung hätten dienen sollen, dieser Thätigkeit. Geradezu drollig war, was für Textbücher zum Lernen die Schüler in Ermangelung besserer mitbrachten: Bücher über Astronomie, Schiffahrt, Mathematik, Feldmeßkunst, Physik, Befestigungskunst, kurz was jeder gerade hatte aufstreiben können. Schon kamen auch aus anderen Provinzen Einladungen, ähnliche Schulen dort zu errichten. Besuche von vornehmen Stammesfürsten und kaiserlichen Gouverneuren waren fast nichts Ungewöhnliches mehr in Verbeeks bescheidenem Missionarsheim.

Während hier in Nagasaki der Missionslehrer in verhältnismäßiger Ruhe und Frieden Japans *jeunesse dorée* unterrichtete und sich selbst — ohne daß er es ahnte — mehr und mehr zu dem Berufe geschickt machte, der seiner nach einigen weiteren Jahren wartete, als Leiter der kaiserlichen Universität in Tokio *praecceptor Japoniae* zu werden, vollzogen sich in Kioto und Yedo weitere folgenschwere politische Entwicklungen. In der unglückseligen Duarchie die Quelle der Ohnmacht Japans gegenüber den westländischen Reichen sehend, ruhten die mächtigen Stammeshäupter nicht, dem Schogun so lange zuzusehen, bis er schließlich abdankte. Aber bald gereute ihn dieser Schritt, und, um die Macht wieder an sich zu reißen, zog er mit Heeresmacht gegen Kioto. In einer 4tägigen Schlacht wurde er völlig aufs Haupt geschlagen (1868); damit hatte das Schogunat ein für allemal sein Ende erreicht. Und nun vollzogen dieselben Fürsten eine wahrhaft großartige politische Opferthat: aus freiwillem Antriebe legten sie selbst ihre ganzen Machtbefugnisse in die Hand des Mikado zurück, und nach langer Zeit vereinigte dieser in sich wieder die wirkliche politische Macht. Ein neues einiges Japan war geboren. Eine vorläufige Staatsverfassung wurde proklamiert, deren 5 Grundgesetze waren: 1. Die öffentliche Meinung die Basis für die Regierung. 2. Die Wissenschaft vom Staatshaushalte und Sozialpolitik soll zum Gegenstand des Studiums aller Klassen gemacht werden. 3. Gegenseitige Unterstützung aller zum gemeinen Besten. 4. Vernunft, nicht Überlieferung, soll bei allem die Führerin sein. 5. Weisheit und Tüchtigkeit soll in allen Ländern der Welt aufgesucht werden.

Mit diesem letzten Grundsatz befand sich die neue Regierung allerdings in

einem höchst merkwürdigen Selbstwiderspruch. Einerseits war es — wie gezeigt — der Haß gegen alles Fremdländische, welcher den Schogun, den Freund desselben, gestürzt und den Mikado wieder auf den Schild erhoben hatte. Andererseits konnte sich doch auch die jetzt ans Ruder gekommene, wesentlich altkonservative Partei — wie jener fünfte Grundsatz bewies — kaum der Erkenntnis verschließen, daß für einen gesunden Fortschritt des Landes die Öffnung für westländische Kultur unerläßlich sei. Die reaktionärsten Elemente stemmten sich wohl noch bei dieser und jener Gelegenheit gegen deren Eindringen; doch vergeblich, mächtig begannen diese jetzt von allen Seiten hereinzustuten.

Um ein Centrum für die Verbreitung abendländischer Bildung und Wissenschaft zu schaffen, beschloß die kaiserliche Regierung, die Gründung einer Universität in Tokio. Mit ihrer Organisation wurde Verbeck beauftragt, in der That eine ehrenvolle Aufgabe! Die politische Bewegung war noch nicht zur Ruhe gekommen, da erhielt er schon einen Ruf, zu diesem Behuf in die neue Hauptstadt zu kommen. Er ging aus von eben den jungen Staatsmännern, die vordem in Nagasaki seine Schüler gewesen waren und nun die einflußreichsten Staatsämter bekleideten. Sie fühlten ihren Mangel an Weltkenntnis und an politischer Erfahrung und Einsicht. Bei wem sollten sie sich in den schwierigen Lagen, die ihrer warteten, bei den verschiedenartigen politischen Konstellationen im Verkehr mit den auswärtigen Mächten Rats holen? Es war nur natürlich, daß sie sich ihres alten Lehrers erinnerten; und dieser erkannte seine Zeit und folgte unverzüglich der Einladung, um so mehr, als er sah, wie die verschiedenartigsten Elemente sich an die neue Regierung heranzudrängen und wie die Vertreter der verschiedenen auswärtigen Mächte in selbstsüchtigem Parteiinteresse Einfluß zu gewinnen suchten, wie auch die Römischen in dieser Richtung die erdenklichsten Anstrengungen machten. Unter solchen Umständen wäre es in seinen Augen nicht zu verantworten gewesen, wenn er eine solche Gelegenheit, wie sie ihm geboten wurde, unbenutzt hätte vorübergehen lassen. Nach Hause berichtete er schon von Tokio aus:

„Was meine besonderen Obliegenheiten betrifft, so kenne ich sie noch nicht genau. Ich kann nur sagen, daß ich volles Vertrauen zu der Partei, die das Mittel meiner Berufung war, habe; daß das handgreifliche und unzweifelhafte Hauptziel meiner Berufung die Gründung einer Art kaiserlicher Universität sein soll; daß nächsten Monat der Kaiser von Kioto nach Tokio kommen soll; daß die meisten und einflußreichsten Daimios auch hier erwartet werden, zwecks Beratung über Verbesserung der Verfassung und Revision der Verträge, wie auch Sendung einer Gesandtschaft nach Europa und Amerika; daß die Regierung wünschte, mich vor diesen Ereignissen hier zu sehen; und schließlich, daß ich alle Weisheit, Gnade und Demut, die von Gott erbeten werden können, nötig haben werde. Ich mag vielleicht die kommenden Ereignisse nicht verstehen oder überschätzen, wenigstens was

meine Rolle dabei betrifft; möglicherweise unterschätze ich sie auch. Jedenfalls bin ich überzeugt, daß mich nicht ein bloßer Zufall hierher gestellt hat. Ich schaue auf den Meister und folge seiner Leitung.“

Bald befand sich Verbeck in vollster Thätigkeit, einer Thätigkeit die fast über die Kraft eines Mannes hinausging. Täglich 6 Unterrichtsstunden an dem neugeschaffenen Kolleg zu erteilen, erforderte mit der dazu gehörigen Vorbereitung keine geringe geistige Anstrengung. Dazu lag die Leitung der ganzen Anstalt in seiner Hand. Er hatte einen Stab von 18 Lehrern unter sich, 12 davon europäische, und in ihrer Zahl befanden sich manche mehr als zweifelhafte und schwierige Elemente. Bei dem damals noch erheblichen Mangel an europäischen Lehrkräften durfte er nicht allzu wählerisch sein, wenn er überhaupt eine genügende Anzahl haben wollte. Um so wichtiger, daß wenigstens die Leitung in seiner Hand lag. Wenn ein anderer an seiner Stelle gestanden hätte, so würden diese Hunderte von jungen Männern — die Frequenz stieg bald über 500 — unter den Einfluß von Lehrern gekommen sein, die offenkundig ein unsittliches Leben führten und Feinde Gottes und seines Wortes waren. Nun hingegen lernten sie es, Missionare achten und lieben, und die Behörden mußten anerkennen, daß Missionare ihre zuverlässigsten Lehrer waren. Der Unterricht am Kolleg erstreckte sich, wie es ja in der Natur der Anstalt lag, nur auf weltliche Wissenschaften, und doch konnte Verbeck nicht umhin, im innersten Herzen die Hoffnung zu hegen, daß der Herr der Ernte bei manchem von diesen lernbegierigen Jünglingen auch seinem Evangelium der Liebe, der Erlösung und der Heiligung Bahn machen und schaffen werde, daß unter der Oberfläche des bloß formellen und weltlichen Unterrichts auch ein tieferes Werk geschehe. Zur Fortsetzung des Erziehungswerkes in dem Kolleg schickte Verbeck dann viele vornehme junge Japaner nach Amerika, damit sie dort das Leben in einem christlichen Lande kennen lernen und sich eine noch gründlichere Kenntniss der abendländisch-christlichen Kultur aneignen möchten. Der Missionssekretär der holländisch-reformierten Kirche und andere amerikanische Missionsfreunde nahmen sich dieser jungen Japaner in väterlicher Weise an; sie empfingen auf dem Kolleg zu New-Brunswick eine sorgfältige Ausbildung. Der Premierminister Iwakura ging den übrigen Abligen mit gutem Beispiel voran, er war der erste, der auf Verbecks Rat seine beiden Söhne nach Amerika hinüberschickte. An 500 andere Jünglinge sind ihnen nachgefolgt.

Die Wirksamkeit Verbecks blieb aber nicht auf die erzieherische Thätigkeit beschränkt. Sein Einfluß dehnte sich noch weiter aus. Er wurde,

wenn auch nicht nominell, so doch de facto immer mehr Ratgeber der Regierung. Mit manchem Minister und Kabinettschef war er befreundet, und sie suchten ihn in vielen wichtigen Staatsangelegenheiten Rat suchend auf, selbst wenn es sich um von seinem Beruf so abliegende Fragen wie Landesverteidigung oder Wahl der für die medizinische Wissenschaft geeigneten Sprache handelte. Er äußert sich über sein Verhalten in derlei Dingen folgendermaßen:

„Wohl verliere ich das Wort unseres Meisters nie aus den Augen, „mein Reich ist nicht von dieser Welt“, und wohl weiß ich, daß Missionare es vermeiden sollen, sich in politische Angelegenheiten zu mischen. Und doch, wenn diese Männer kommen und ohne Rückhalt nach den besten Mitteln fragen, die zur Wohlfahrt ihres Landes dienen, so fühle ich mich nicht berechtigt, sie abzuweisen oder ihnen meinen Rat vorzuenthalten; und dies um so weniger, als es hier so wenig aufrichtige Ratgeber, wenn überhaupt welche, giebt. Doch versäume ich nie, ausdrücklich zu konstatieren, daß eigentlich solche Angelegenheiten außerhalb meiner Wirkungssphäre liegen.“

Sehr oft wurde Verbecks Vermittelung begehrt, wenn es sich um Engagierung von Lehrern, Ingenieuren, Ärzten 2c. handelte. Dieser Sache legte er eine besondere Wichtigkeit bei und gab sich viele Mühe, derartige Gesuche gewissenhaft zu erledigen. Weshalb, das hören wir aus einem anderen Briefe:

„Ich urteile, daß die Stationierung guter christlicher Männer hin und her in Japan ein wertvolles Hilfsmittel zur Erlangung unseres Hauptzweckes, der Christianisierung des Volkes, sein wird; während umgekehrt das gottlose Leben so mancher weißen Namenschristen hier viel dazu beigetragen hat, das Christentum bei den Japanern zu diskreditieren.“

Eine neue Auszeichnung wurde Verbeck zu teil, als er 1873 zum Attaché des Genro-In oder Senates ernannt wurde. Es war dies eine Stellung, die nur ein vielsprachiger Kosmopolit und Gelehrter ausfüllen konnte, der das absolute Vertrauen eines von Natur argwöhnischen und empfindlichen Volkes besaß. Die wichtige Aufgabe des Genro-In war damals, die vorbereitenden Schritte für die neue Nationalverfassung und den kaiserlichen Reichstag zu treffen. Hierzu beehrte man Verbecks Rat. Er hatte die vielseitigsten Dienste zu leisten, die zum Teil ungeheure Arbeit erforderten. So übersetzte er die wichtigsten europäischen Staatsrechtslehren ins Japanische, den Code Napoléon, Bluntschlis Staatsrecht, die Verfassungen der verschiedenen abendländischen Staaten und hunderte von gesetzlichen und politischen Dokumenten. Über diese Arbeit schreibt er:

„Was diese ermüdenden Arbeiten betrifft, so verpflichtet mich meine eigenartige Stellung, beständig jene alte Vorschrift zu übertreten „Behre nichts, was du nicht

selbst vollständig beherrscht“. Fast täglich stießen mir Fragen auf, die von mir viel Nachschlagen und ausgedehnte Lektüre beanspruchten; fast steht der Aufwand von Zeit in keinem rechten Verhältnis zum Zweck. Ob es weise ist oder thöricht, so lange in einer solchen Stellung zu bleiben, ist eine andere Frage.“

Und doch blieb er fünf Jahre in ihr. Konnte er doch in ihr in der Stille viel für Gedankenfreiheit, Redefreiheit, Gewissensfreiheit und Religionsfreiheit wirken. In all der äußerlichen, scheinbar seiner eigentlichen Aufgabe so weit abliegenden Thätigkeit verlor er doch nie das große Lebensziel aus dem Auge: Japan dem Christentum zu erschließen. Es war die bahnbrechende Arbeit des Pioniers, die er verrichtete.

Daß Verbeck eine derartig einflußreiche Stellung einnehmen konnte, hatte seinen Grund, abgesehen von seinen geistigen Fähigkeiten, in seinem feinen Tactgefühl. Wenn er auch stets mutig und furchtlos seine Überzeugung vertrat, so wollte er sie doch nie jemand gewaltsam aufdrängen. Auch seine religiösen Überzeugungen oktroyierte er niemand auf. Das schätzten die gebildeten Japaner, die sich von der Bekehrungssucht manches anderen Missionars eher abgestoßen als angezogen fühlten, an ihm sehr hoch. Er konnte in Geduld seine Zeit erwarten. Ähnlich war es mit seiner Wahrheitsliebe. Wohl hätte er nie, gegen wen es auch sei, eine unwahre Schmeichelei gesagt, aber umgekehrt wollte er auch nicht durch unangebrachte, rücksichtslose, lieblose Kritik sich zwecklos den Zugang zu den Herzen der Japaner verbauen und den gewonnenen Einfluß wieder verschzerzen. Auch hier konnte er warten, bis die Japaner reif geworden waren, die Wahrheit zu ertragen. Vor allem aber konnte er sich stets, wie groß auch sein Einfluß war, bescheiden und selbstlos im Hintergrunde halten. Er kannte die Empfindlichkeit der Japaner in diesem Punkte. Gern ließ er darum bei allen Aktionen den Japanern Ruhm und Ehre, ihm kam es darauf ja nicht an, wenn er nur wirklich Einfluß ausübte. Sein Grundsatz lautete: *to work silently*, in der Stille wirken, so verborgen, wie der Sauerteig im Mehl. Die offizielle Geschichte Japans wird vielleicht des Namens Verbecks keine Erwähnung thun, und doch war dieser stille, einflußreiche Mann nicht der geringste unter den Führern und Schöpfern Japans.

Direkte Missionsarbeit war auch nach dem Restaurationsjahre 1868 noch längere Zeit nicht gestattet. Eins der ersten Geseze der neuen Regierung fristete vielmehr noch im selben Jahre das Verbot des Christentums wieder auf; es lautete: „Die böse Sekte der Christen ist durchaus verboten. Verdächtige Personen sind den dazu bestellten Beamten

zur Anzeige zu bringen. Belohnungen werden dafür gegeben werden.“ Das Gesetz war den reaktionären Elementen zu Liebe gegeben. Ja, es blieb nicht nur bei dem Gesetz, sondern ein schwerer Schlag wurde gegen eine große katholische Gemeinde von ca. 4000 Seelen, die sich bis dahin merkwürdigerweise ganz in der Verborgenheit halten können, geführt: sie wurden von Haus und Hof vertrieben und christenfeindlichen Daimios als Sklaven zuerteilt.

Den Missionsfreunden in der Heimat, die sehnlichst auf Freigebung der missionarischen Verkündigung in Japan warteten, wurde über solchem Warten allmählich wohl Zeit und Weile lang. In diesem Sinne schrieb auch die Missionsleitung der holländisch-reformierten Kirche an Verbeck. Er antwortete:

„Was Sie mir lezt hin schrieben, habe ich tief empfunden und zu Herzen genommen. Die Zeit erscheint lang und auch ich möchte bisweilen aufschreien: wie lange toben die Heiden und die Leute reden so vergeblich? Es ist schwer, mit Genauigkeit die rechte Scheidelinie zwischen menschlicher Klugheit und dem unbedingten Gehorsam, der sich um nichts anderes kümmert, zu fixieren. Bisweilen scheint das Ziel greifbar nahe, und dann weicht es wieder weit zurück. Religiöse Intoleranz erscheint uns so ganz unsinnig und verwerflich, daß wir denken möchten, sie kann nicht mehr länger dauern. Und doch, sehe ich die Berge von Schwierigkeiten politischer, diplomatischer und finanzieller Natur an, mit denen die neue Regierung zu kämpfen hat, so scheint es mir erklärlich, daß sie eine Frage möglichst weit hinaus schiebt, die in den Augen eines Teils der Regierenden eine neue Wolke voll Gefahr und Verwirrungen bedeutet. Indessen ich meines Teils sehe klar, die Zeit wird kommen, wenn Geduld und Nachsicht genug bewiesen sein und wenn es gelten wird, mutig hinzutreten und offen zu sagen: wir haben zur Genüge gezeigt, daß wir ehrliche Männer sind, die nur danach trachten, für euer Wohl zu wirken. Wir haben lange genug gewartet, um eure Erlaubnis zu gewinnen, das Werk des Herrn ungehindert treiben zu dürfen. . . . Solch eine Krisis muß früher oder später eintreten. Inzwischen aber müssen wir jede gute Gelegenheit benutzen, um Einfluß und gutes Renomee zu bekommen, die am Tage des direkten Angriffs ein mächtiges Stützmittel sein werden.“

Endlich wurde das so heiß ersehnte Ziel erreicht. Auf Anregung Verbecks entschloß sich 1872 die Regierung, eine außerordentliche Gesandtschaft nach Europa und Amerika zu schicken. Alle Vorbereitungen und Instruktionen waren nach seinen Vorschlägen getroffen. Iwakura war selbst ihr Führer. Neben der eigentlichen Aufgabe, eine Revision der Handelsverträge mit den Mächten einzuleiten, lag es der Gesandtschaft ob, die politischen Mittelpunkte und Bildungscentren des Westens zu besuchen und mit offenen Augen die Zustände in den christlichen Staaten zu studieren. Verbeck war dabei der festen Zuversicht, der unausbleibliche Erfolg

müsse auch der sein, daß die Gesandten die Unhaltbarkeit der gegenwärtig geübten Intoleranz und die Notwendigkeit ihrer Beseitigung erkennen mußten. Er hat sich nicht getäuscht. Noch ehe die Gesandten zurückgekehrt waren, hatten ihre von unterwegs gesandten Berichte es bewirkt, daß die Verbote gegen das Christentum von den Anschlagtafeln verschwanden, und, wenn auch noch nicht ausdrücklich, so doch stillschweigend die Verkündigung des Evangeliums freigegeben wurde. Der große Sieg war errungen. Das Hauptbollwerk des Heidentums gegen das Christentum war durch Verbecks unermüdlige Thätigkeit aus dem Wege geräumt.

Einen schönen Abschluß von Verbecks politischer Thätigkeit bildete es, daß der japanische Kaiser ihm 1877 in Anerkennung der wertvollen Dienste, die er dem Volke geleistet, den „Orden der aufgehenden Sonne“ verlieh. Er hat diese Ehre in aller Demut hingenommen, und in seiner Bescheidenheit hat er auch später nie geduldet, daß etwa diese Ordensauszeichnung als Reklamemittel für ihn oder für die Sache des Christentums gemißbraucht wurde. Solchen Versuchen gegenüber erklärte er bei einer Gelegenheit, wo man bei Ankündigung eines von ihm zu haltenden Vortrages seines hohen Ordens Erwähnung gethan hatte, mit aller Entschiedenheit:

„Die Thatfache, daß ich vom Kaiser dekoriert bin, hat nichts damit zu thun, daß ich heute als Missionar sprechen will. So sehr ich auch die mir durch diesen Orden zu teil gewordene Ehre schätze, so ist sie mir doch nicht verliehen, weil ich Missionar war; und so spreche ich auch heute über das Christentum nicht, weil ich vom Kaiser dekoriert bin, ich spreche heute, weil ich ein Diener Christi bin, und wer mich hören will, muß allein in dieser Meinung kommen.“

Mit dem Jahre 1878 löste Verbeck seine Verpflichtungen der Regierung gegenüber und widmete fortan seine Kraft zum größten Teil wenigstens der eigentlichen Missionsarbeit. Zwar gänzlich konnte er sich auch in Zukunft andersartiger Thätigkeit nicht entziehen. Gleich in demselben Jahre bat ihn der Vorstand der neugegründeten Kajokai Sakka oder Ritterakademie, die Leitung der Anstalt zu übernehmen. Zuerst schlug er es rundweg ab, schließlich ließ er sich in Anbetracht dessen, daß durch diese Schule doch weitere Kreise, die man sonst vielleicht nicht erreichen möchte, zum Guten beeinflusst werden könnten, herbei, wenigstens einige Vorlesungen an ihr zu halten. Aber er bemerkt dazu:

„Zu seiner Zeit und an seinem Orte hat solche Arbeit wohl die Wirkung gehabt und hat sie mehr oder weniger auch noch, die Gesinnung einiger Beamten liberaler zu machen und das Christentum ihnen im allgemeinen zu empfehlen und sie günstiger dafür zu stimmen. Indessen alles dies ist durch Gottes Segen bereits durch das Opfer kostbarer Jahre und lange getriebener geduldiger Arbeit erreicht, und

andere gute Wirkungen in dieser Richtung sind nun, nachdem das Land soweit geöffnet und fortgeschritten ist, so viel mir bekannt, thatsächlich nur geringe. Unser Werk hat sich mit den Zeiten zu wandeln.“

Die Zeiten aber hatten sich in der That gewandelt. Auf die Periode stiller Vorbereitung war eine Periode freier missionarischer Bewegung gefolgt. Mehr oder minder hat Verbeek an all den verschiedenen Arbeitszweigen, wie sie die jetzt eintretende Entfaltung des Missionsbetriebes mit sich brachte, seinen Anteil gehabt. So z. B. hat er jahrelang als Dozent an der Union Theological School, dem Predigerseminar, das die holländisch reformierte Mission und die Presbyterianer gemeinsam unterhielten, gewirkt. Er hielt an ihm Vorlesungen über christliche Glaubenslehre (*evidences*), Homiletik und Einleitung ins Alte und Neue Testament. Die Fähigkeit dazu hatte er sich durch das Studium der gediegensten wissenschaftlichen Werke erworben. Sich in den Besitz solcher zu bringen, war stets sein Bestreben, und gern versagte er sich um deswillen manchen anderen Luxus und Genuß. Sein Standpunkt war der bibelgläubige; wohl kannte er die modernen Wissenschaften, höhere Kritik, vergleichende Religionswissenschaft etc., und erkannte auch deren relativen Wert und Berechtigung an. Aber er ließ sich doch von all den glänzenden Theorien moderner Wissenschaft nicht blenden. Er glaubte von ganzem Herzen an die Suffizienz des schlichten Gotteswortes, verkündet durch Christum. Es war ihm in der Seele zuwider, daran zu deuteln und es, um es den Menschen schmachhafter zu machen, zu modernisieren. Während eines Erholungsaufenthaltes in Amerika hat sich Verbeek selbst schriftstellerisch mit einer größeren Arbeit über höhere Kritik versucht, hat sie aber nicht zum Abschluß gebracht.¹⁾

Wichtiger ist der Anteil, den Verbeek an der Übersetzung der Bibel ins Japanische gehabt hat. Vom Neuen Testament lag schon 1880 eine Übersetzung, von einem Komitee unter Dr. Hepburns Vorsitz geschaffen, vor. Die Übersetzung des Alten kam erst recht in Fluß, als sich 1882 Hepburn, Tyson und Verbeek dazu vereinigten. Wie hoch Verbeek von der Arbeit eines Bibelübersetzers dachte, zeigt ein Schreiben, das er mit der Bitte um Aussendung eines für solche Thätigkeit geeigneten Mannes an den heimischen Missionssekretär richtete. Er schreibt:

„Ein Mann für diese Aufgabe müßte, abgesehen davon, daß er ein gläubiger Mann mit warmem Herzen für des Herrn Werk und mit fester Gesundheit für eine

¹⁾ Eine andere wertvolle litterarische Arbeit Verbeeks ist seine „Geschichte der protestantischen Mission in Japan“, sie ist objektiv gehalten und von grundlegender Bedeutung für die Geschichtsschreibung über die japanische Mission.

anstrengende Arbeit sein muß, am besten ein junger Mann mit besonderer Neigung für Studien sein, frisch vom Seminar kommend¹⁾, er müßte bereit sein, die ersten 3, 4 Jahre unverheiratet zu bleiben. Außerdem müßte er eine gebiegene Kenntnis des Griechischen und Hebräischen besitzen, müßte auch Talent und Geschmac für linguistische Studien haben . . . Sie mögen denken, was ich fordere, sei nichts mehr und nichts weniger als die Elite des Landes. In der That, das ist's, was ich wünsche. Und ist daheim nicht Missionsfinn genug, uns ebensowohl Genies als Frömmigkeit, Begabung sowohl als Gaben zu schicken? Es wäre schmerzlich, das zu denken. Gewiß, hier und auf anderen Feldern ist Raum für jede Zahl williger Arbeiter auch ohne spezielle Talente, und sie sind alle herzlich willkommen. Aber es ist hier auch der Platz für einige auserwählte Männer, besonders geeignet für das Werk der Bibelübersetzung. Und giebt es irgendwo einen Posten, dem edelsten Streben eines gottgeweihten Genies ein hohes Ziel zu bieten, so ist es hier. Haben Sie daheim Männer, erfüllt von einem edlen Ehrgeiz nach weitreichendem Einfluß zum Guten: hier ist der Ort dafür, hier finden sie ein großes vielversprechendes Feld für ihr geheiligtes Streben."

In solchem Sinne ist Verbeck dann selbst an die Bibelübersetzung herangegangen und hat fünf Jahre lang seine beste Kraft an diese Aufgabe gesetzt. In der Regel widmete er von den sechs Wochentagen fünf diesem Werke, fünf Stunden ausschließlich mit ihm beschäftigt. Am köstlichsten ist ihm nach sachverständigem Zeugnis die Übersetzung der Psalmen gelungen. Sein Biograph schreibt:

"In seiner Art, das erhabene Hebräisch und das plastische Griechisch in ein klares, würdiges und angenehmes Japanisch zu übertragen, war er wie Luther und Tyndale. Wie sie nicht nur den Gelehrten, sondern ebenso den Ackernecht im Auge hatten, so kannte Verbeck die Sprache des geringen Volkes wie die der Vornehmen in den Palästen. Daher kommt es, daß sich über die Höhenzüge und das Hochland der Diction der übrigen japanischen Bibelübersetzung — einer der besten, die je von Missionaren gemacht sind — doch noch die Arbeit Verbecks über die Psalmen so erhebt wie der Fuki-yama über das Gelände rings umher. Andere Berge sind wohl auch herrlich, aber sie erreichen nicht die Höhe des einen, dessen Name ist „Nicht zwei solche."

Mit der Bibelübersetzung wechselte evangelistische Thätigkeit, eine diene der andern. Eine bessere Vorbereitung zur Predigt konnte er sich ja kaum wünschen, als die frisch aus der Studierstube weg, wo er über den Gedanken der gottesleuchteten, heiligen Schriftsteller nachgesonnen und sich bemüht hatte, sie in möglichst vollkommener Weise in die japanische Sprache umzugießen. Japaner selbst bekannten es, daß er mit seiner Predigt eine unwiderstehliche Gewalt auf die Herzen ausübte. Diese Wirkung erzielte er nicht zum wenigsten dadurch, daß er dank seiner

¹⁾ Neben dem Vorzuge, den dies unstreitig hat, würde es freilich den großen Nachteil haben, daß einem solchen die praktische Erfahrung doch sehr fehlen würde. R.

Kenntnis des japanischen Wesens es verstand, ganz auf ihre Denkweise, ihre Geschichte, ihre Sitten und Religion einzugehen, und in seine Rede nach Bedürfnis japanische Sprichwörter, Sentenzen, populäre Ausdrücke und Aussprüche ihrer Weisen einzuflechten. „Wenn er sprach, war es, als wenn man am Morgen die Fensterläden öffnet und in den nächtlichen Schlafraum den köstlichen Sonnenschein und die balsamische Morgenluft hineinfluten läßt.“ Es war nichts Ungewöhnliches, daß ihm seine Zuhörer stundenlang mit offenen Ohren und Augen, ja auch mit offenem Munde zuhörten, bisweilen an einem Orte tagelang hintereinander.

Es mußte damals aber auch für den Missionar in Japan eine Lust sein, den Samen des göttlichen Wortes weithin auszustreuen. War es doch die Zeit jener bekannten merkwürdigen, großen Bewegung zum Christentum hin, die durch weite Kreise des Volkes ging. Die Missionare waren mit ihrer Verkündigung nicht mehr auf die Vertragshäfen beschränkt, sondern durften immer weiter und tiefer ins Land eindringen. Gern ist auch Verbeck, von dem einen oder andern jungen japanischen Prediger, bisweilen auch von einem Brudermissionar begleitet, auf Predigttouren ausgezogen. Welche Freude dann, das Einst und Jetzt zu vergleichen!

„Oft war es, schreibt er, wie in den Tagen der Reformation, als die Schriftauslegung noch etwas Neues und die frohe Botschaft noch frisch war. Die Ausdauer der Japaner bei Predigtversammlungen konnte wohl gar die Kräfte eines Predigers, besonders wenn er ohne Hilfe war, auf eine harte Probe stellen. Er brauchte wahrlich nicht zu fürchten, die Geduld seiner Zuhörer zu erschöpfen. Waren mehrere Redner da, so konnte man ganz gut auf eine wohl besuchte Versammlung von 2 Uhr nachmittags bis 10 Uhr abends rechnen, nur mit den nötigen Essenspausen dazwischen.“

Als die Zahl der Bekehrten wuchs, als sich hin und her Gemeinden bildeten und diese Gemeinden zahlreicher wurden, trat die wichtige Frage der Organisation dieser Gemeinden und der Kirche auf die Tagesordnung; dazu gesellte sich die ebenso wichtige Frage des Zusammenschlusses der verschiedenen Missionskirchen zu einer japanischen Nationalkirche. Mit den amerikanischen und schottischen Presbyterianern hatte sich die holländisch reformierte Mission schon 1877 zur „Vereinigten Kirche Christi in Japan“ vereinigt; die oben erwähnte Union Theol. School war ein Kind dieser Vereinigung. Später tauchte das Projekt einer Vereinigung mit den Kongregationalisten (A. B.) auf und wurde viel erörtert, es ist aber bisher noch nicht zustande gekommen. Ebenso wenig die Vereinigung mit anderen Kirchenkörpern mit noch mehr von einander abweichenden Lehrtypen. Und eben in der Verschiedenartigkeit der durch die

einzelnen Missionsgesellschaften repräsentierten Lehrtypen liegt ja die große Schwierigkeit einer umfassenderen Union. Es entstand darum unter den japanischen Christen eine sehr starke Strömung, alle dieser Sonderbekenntnisse der einzelnen Denominationen über Bord zu werfen und allein auf der Basis der Bibel, ohne ein ausgeprägtes Glaubensbekenntnis eine japanische Nationalkirche zu gründen. Verbeck war alles andere als ein Freund solches farblosen, rationalistischen Christentums. Wie er darüber dachte, charakterisiert ein Bericht, den er über eine zwecks solcher Unionsbestrebungen abgehaltene Versammlung erstattete. Ein junger japanischer Geistlicher Nihohe hielt darin einen Vortrag, in welchem er gegen alle Glaubensformulierungen eiferte. Verbeck geht in seinem Bericht Position für Position die Argumente des jungen Heißsporns durch und fügt jedesmal gleich die erforderliche kurze Kritik daran:

1. „Glaubensformeln und Katechismen sind nicht das Christentum. — Wer hat das je behauptet? 2. Alles, was in ihnen steht, steht auch in der Bibel. — Freilich; aber wie schwer ist es für den ungelehrten Neophyten, der eben aus dem Heidentum kommt, das Wesentliche aus ihr herauszufuchen. 3. Der letzte Appell in Sachen der Lehre und Disziplin müsse doch an die Bibel gehen. — Niemand bestreitet das. — 4. Die Glaubensbekenntnisse sind nur ein Produkt der alten oder nachreformatorischen Kirchengeschichte, von der die Japaner nichts wissen und, womit sie nichts zu thun haben. — Gerade darin liegt ihr Wert, daß sie nicht einen theoretischen, sondern geschichtlichen Ursprung haben. 5. Ein großer Bestandteil in ihnen ist gegen Irrtümer vergangener Zeiten gerichtet; es ist wertlos, ja vielleicht sogar gefährlich, die Japaner damit überhaupt bekannt zu machen. — Nihohe mag überzeugt sein, daß infolge derselben menschlichen Natur dieselben Irrtümer auch in der japanischen Kirche auftreten werden. 6. Zu detaillierte Glaubensformeln halten nur zahlreiche Leute von der Kirche fern. — Es ist nicht wünschenswert, Leute in der Kirche zu haben, die im Glauben nicht wohl gegründet sind. Gerade Denominationen mit ausgeprägten Bekenntnissen haben in Japan lezthin besser prosperiert als andere. 7. Manches in ihnen ist nicht wesentlich zum Heil. — Das kann man auch vom Alten Testament sagen. Und was nicht zum Heil notwendig ist, kann doch für Erziehung, harmonische Ausgestaltung, Organisation der Kirche wertvoll sein. 8. Ausgeprägte Glaubensbekenntnisse mögen dem einen zusagen, aber man darf sie nicht unterschiedslos jedem aufzwingen. — Wo geschieht das in Amerika? 9. Es kann einer in Glaubensbekenntnissen wohl bewandert sein und ist doch kein lebendiger Christ, und umgekehrt kann einer ein Muster von Christ sein, ohne daß er auch nur ein Glaubensbekenntnis weiß. — Dasselbe könnte von den Heiligen des Alten Testaments gesagt werden u. s. w. Er schließt: „Eine im Leben so begünstigte Person wie Nihohe, — der Sohn eines frommen Predigers, in einer gottesfürchtigen Familie aufgewachsen, in einem der ersten Kollegs Amerikas erzogen, graduiert an einem renommierten theologischen Seminar, ordiniert zum Predigtamt, reich begabt für Lehre und Predigt, — mag wohl für sich sagen, ich brauche keine Glaubensformel. Aber es ist der Gipfel der Urteilslosigkeit und ein Mangel an Logik,

wenn er daraus folgert, daß Glaubensbekenntnisse gleicherweise für andere japanische Bekehrte überflüssig seien, die noch voll von allen möglichen heidnischen Vorstellungen stecken, erst eine beschränkte Kenntniss der Schrift haben, noch keine geistige und sittliche Selbstzucht kennen und sich auch in kirchlichen Angelegenheiten gar zu gerne gehen lassen.“

Die oft übergroße Arbeitslast all der Jahre, besonders die angreifenden Predigtouren mit ihren mannigfachen Strapazen machten sich bei Verbeß, der stets nur von schwacher Körperkonstitution war, immer mehr geltend. Mehrfach mußte er sich in den letzten Jahren schon eine Ausspannung gönnen, die er zu wiederholten Reisen nach Holland, dem alten Vaterlande, und nach Amerika benutzte. Nach einer ernstlichen Krankheit während des Winters 1897/98 kam dann fast unerwartet schnell am 9. März 1898 das Ende. Der Trauergottesdienst für ihn und seine Bestattung gestalteten sich ungewollt zu einer letzten großen Kundgebung des weiten und tiefen Einflusses, den er ausübte. Hohe Würdenträger brachten ihm den Tribut ihrer letzten Ehrenbezeugungen, der ihr Freund gewesen war und geholfen hatte, Japan groß zu machen; der kaiserliche Ceremonienmeister ließ den Sarg mit prachtvollen Kränzen schmücken; eine Abteilung japanischer Soldaten eskortierte ihn zur letzten Ruhestätte; der Kaiser bezahlte selbst die Kosten der Beerdigung; und die zahlreichen trauernden Freunde, Schüler und Bewunderer errichteten ihm ein würdiges granitenes Denkmal, „unter dem sein Staub sich mischt mit dem Staube des Landes, dem er sein bestes Vermögen geweiht hat“.

Der Evangelische Afrika-Verein.

Von Pastor Gustav Müller, Groppendorf.

Im Jahre 1888 fand die bekannte Gürzenich-Versammlung in Köln statt, in der die durch den Kardinal Lavignerie in Scene gesetzte Antisklaverei-Bewegung auch auf deutschen Boden verpflanzt werden sollte. Unter der Flagge der Parität sollten auch die evangelischen Deutschen für die Zwecke Roms in Afrika mobil gemacht werden. Die Frucht der Gürzenich-Versammlung war der „Afrika-Verein deutscher Katholiken“. Er wurde sofort mit Hilfe des gesamten hohen und niedern katholischen Klerus auf trefflichste organisiert und fand in kürzester Frist eine weite Verbreitung.

Wenn er auch jetzt nicht mehr auf seiner ersten Höhe steht, so hat er doch in den letzten Jahren noch immer eine im ganzen sich gleich bleibende Einnahme von mehr als 100 000 Mark.

Schon durch seinen Namen zeigt der im Jahre 1893 gegründete Evangelische Afrika-Verein an, daß er im Gegensatz gegen den Afrika-Verein deutscher Katholiken ins Leben gerufen ist. Die Anregung dazu ist von Fräulein Julie Sutter, der bekannten Übersetzerin der Drummond'schen Schriften, ausgegangen. Als Teilnehmerin an der Gürzenich-Versammlung hatte sie die damalige Antisklaverei-Bewegung mit Aufmerksamkeit verfolgt und es bedauert, daß jene paritätische Versammlung eine sichtbare Frucht nur auf katholischer Seite zeitigte. Sie mußte Pastor D. von Bodelschwingh, der bereits der Mission in Deutsch-Ostafrika seine Teilnahme zugewandt hatte, dafür zu erwärmen, daß die Evangelischen des Deutschen Reiches in der Bekämpfung der afrikanischen Sklaverei und in der Fürsorge für die regierungsseitig befreiten Sklaven nicht zurückstehen sollten, und ihm wurde es nicht schwer, einige Herren für die Gründung eines evangelischen Vereins mit diesem Ziele zu gewinnen. Unter diesen war es namentlich der jetzige Vortragende Rat im Kultusministerium, Geh. Oberregierungsrat H. Steinhäusen, welcher mit großem Eifer schriftlich und mündlich die notwendigen Verhandlungen führte. Ihr Ergebnis war, daß im Sommer 1893 unter dem Vorsitz des nunmehrigen Ehrenpräsidenten des Vereins, Fürsten Hohenlohe-Langenburg, Statthalters in Elsaß-Lothringen, der Evangelische Afrika-Verein ins Leben trat. Zugleich erließ der aus 11 Herren bestehende Vorstand, zu dem außer den beiden Genannten General von Strubberg, Graf von Arnim-Muskau, Dr. C. G. Büttner, Bergrat Busse, Bankier L. Delbrück, Graf von der Gröben, Missionsinspektor Merensky, Geh. Kommerzienrat Veit, Graf von Winkingerode gehörten, einen „Aufruf an die evangelische Bevölkerung“ und forderte in demselben zum Eintritt in den Verein auf. Der Jahresbeitrag war, um jedem Evangelischen die Mitgliedschaft zu ermöglichen, ohne höhere Beiträge anzuschließen, auf 1 Mark festgesetzt.

Als das Ziel des Vereins gab der Aufruf nicht nur die Bekämpfung der Sklaverei an. Er faßte vielmehr im allgemeinen „Werke der christlichen Nächstenliebe“ in den deutsch-afrikanischen Besitzungen ins Auge. „Wir denken,“ heißt es, „an die Gründung von evangelischen Schulen, Erziehungs-, Arbeits- und Bildungsstätten für befreite Sklavenkinder und Erwachsene der Freiheit zurückgegebene Sklaven, an die Aussendung von

Ärzten, an die Errichtung von Krankenhäusern und die Förderung der evangelischen Krankenpflege und aller Werke der Barmherzigkeit.“ Hierzu hat sich dann bald noch ein wesentlicher Punkt hinzugefunden: die Vertretung der Menschenrechte der Eingeborenen. Das alles ist in § 1 der Vereinssatzungen zusammengefaßt: „Der Evangelische Afrika-Verein macht es sich zur Aufgabe, in den deutschen Schutzgebieten die Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur unter der eingeborenen Bevölkerung zu fördern, um dadurch insbesondere ihre soziale Lage zu verbessern, für die Wahrung ihrer Menschenrechte einzutreten und an der Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei mitzuwirken.“

Natürlich war sich der Vorstand des Evangelischen Afrika-Vereins dessen bewußt, daß er hiermit kein neues Programm für die Evangelischen Deutschlands aufstellte. So lange es eine evangelische Mission giebt, hat sie auch alle die erwähnten und sonst dahin gehörigen Arbeiten gethan. Insonderheit ist orbi et urbi bekannt, was sie in der Fürsorge für befreite Sklaven geleistet hat. Freetown und Freetown sind auch für die deutschen Missionskreise Namen von gutem Klang. Auch war die Station Kisserawe (Berlin III.) in Usaramo schon, als der Evangelische Afrika-Verein gegründet wurde, ein „Heim für befreite Sklaven“, wie denn andererseits Berlin I. und die Brüdergemeinde am Njassasee einem großen Trupp befreiter Sklaven bereitwillig Aufnahme gewährt haben. Was weiter die Gründung von Schulen betrifft, so ist eine Mission ohne Pflege des Schul- und Erziehungswesens nicht denkbar und schließlich fand die ärztliche Mission schon damals auch in der deutschen Mission gesteigerte Aufmerksamkeit.

So mußte der Evangelische Afrika-Verein seine Stellung zur evangelischen Mission genau präzisieren. Das hat er auch nach beiden Seiten hin gethan. Er wollte von Anfang an auf der einen Seite weder als Konkurrent der Mission auftreten und selbst eine Missionsgesellschaft werden, noch auf der andern Seite auf Selbständigkeit verzichten und ein Missions-Hilfsverein im gewöhnlichen Sinne des Wortes sein, nach der Art des Afrika-Vereins deutscher Katholiken, welcher lediglich ein Kollektorenverein für die katholischen Missions-Genossenschaften ist. In jenem Aufruf heißt es darüber: „Wir sind entschlossen, den evangelischen Missionen in ihrer verantwortungsvollen Arbeit in den deutsch-afrikanischen Schutzgebieten helfend zur Seite zu treten. Die eigentliche Missionsarbeit ihnen überlassend, wollen wir Hand in Hand mit ihnen Werke der christlichen Nächstenliebe fördern und unterstützen.“ Und an anderer Stelle: „Als

grundlegende Voraussetzung einer gedeihlichen Wirksamkeit des Vereins erkennen wir das Einvernehmen mit den gleichartigen Bestrebungen, insbesondere mit den evangelischen Missionen an, welchen wir in den Grenzen der dem Verein gestellten besonderen Aufgabe thatkräftig zu dienen gedenken. Wir wollen weder in ihre segensreiche Arbeit draußen noch in das Wirken der sie unterstützenden Missionsgemeinden daheim irgendwie störend eingreifen, streben aber danach, immer weitere Kreise für die evangelische Sache zu gewinnen."

Daß der Evangelische Afrika-Verein diese Zusagen loyal erfüllt hat, ist von der deutschen evangelischen Mission wiederholt anerkannt worden und auf den beiden letzten kontinentalen Missionskonferenzen in Bremen (1897 und 1901) zum einmütigen Ausdruck gekommen. Wie sich aber das Verhältnis zwischen Evangelischem Afrika-Verein und Mission praktisch gestaltet hat, wird am besten ersichtlich, wenn wir nunmehr übergehen zur Untersuchung der Frage: Wie weit ist es dem Verein gelungen, sein Programm zur Durchführung zu bringen.

Die Krankenpflege hat der Verein aus Rücksicht auf den „deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien“ fallen gelassen; sie ist bei diesem in guten Händen. Nur hat er auf dem Lütindiberge in Usambara ein Erholungshaus für Europäer aller Berufsarten eingerichtet, welche wohl einer Ausspannung aber nicht eines Heimatsurlaubes bedürfen. Für die anderen Punkte aber sind überall die ersten Anfänge vorhanden.

Die Hauptarbeit hat der Evangelische Afrika-Verein, wie nicht anders zu erwarten, in der Fürsorge für befreite Sklaven gefunden. Er hat zu diesem Zwecke in Usambara seine Station Lütindi gegründet, welche von Bielefelder Diakonen geleitet wird. Sie wurde am 22. August 1896 von den Diakonen Bokermann und Liebusch in Angriff genommen und hat zur Zeit 60 Pfleglinge jeder Altersstufe.¹⁾ Unter ihnen befinden sich die meisten derjenigen befreiten Sklaven, welche auf der „Hoffnungshöhe“ (Kisserawe) in der Pflege der Mission standen; die, welche Herr Perrot auf seiner Plantage bei Lindi zu erziehen unternommen hatte und andere, welche seitens des Gouvernements überwiesen sind. Neben diesen befreiten Sklaven und Sklavent Kindern haben während der Hungersnot in den Jahren 1899 und 1900 eine Anzahl von Waisen aus der Nachbarschaft Aufnahme gefunden, so daß Lütindi nicht mehr reine Sklaven-

¹⁾ Vergl. Afrika 1900, S. 113 ff. Die bisherige Entwicklung von Lütindi.

freistätte, sondern zugleich eine Waisen- und Erziehungsanstalt ist. Ja, von einem eingeborenen Ehepaar ist die Station sogar als „Rettungshaus“ für seinen ungeratenen Knaben in Anspruch genommen. Die Arbeit auf Lutindi ist bisher nicht vergeblich gewesen. Eine Anzahl der Pfleglinge hat getauft werden können; im Unterricht machen sie befriedigende Fortschritte und allmählich lernen sie den Segen der Arbeit schätzen. Einige Knaben erlernen ein Handwerk, die meisten aber sollen als Ackerbauer auf dem Grundbesitz der Station zu einer Kolonie angesiedelt werden, die bereits im Entstehen begriffen ist.

In der Versorgung befreiter Sklaven bleibt dem Verein noch immer mancherlei zu thun, da die Befreiungen von Jahr zu Jahr sich mehren und die völlige Aufhebung der Sklaverei schließlich in irgend einer Weise ja doch einmal ausgesprochen werden muß.

Es mag in diesem Zusammenhange Erwähnung finden, daß der Evangelische Afrika-Verein im Jahre 1895, als den Reichstag die Frage der afrikanischen Sklaverei beschäftigte, natürlich die Gelegenheit wahrgenommen hat, eine Petition an denselben zu richten, in welcher er in Bezug auf die Gesetzesvorlage „betreffend Sklavenraub und Sklavenhandel“ einige Änderungen befürwortete.

In Bezug auf das Schulwesen hat der Evangelische Afrika-Verein einen besonderen Zweig im Auge. Es würde eine Störung der evangelischen Mission bedeuten, wenn er sich des Schulwesens, das diese sowohl um der Völker als auch um ihrer eigenen Arbeit willen einrichten muß, und das in letzterer Beziehung auf die Ausbildung von eingeborenen Gehilfen abzielt, annehmen wollte. Aber unsere Schutzgebiete haben neben der intellektuellen Hebung ihrer Bewohner im allgemeinen auch besondere praktische Bedürfnisse. Die niederen Stellen im Regierungsdienste, in den Faktoreien und auf den Plantagen können nur mit Leuten besetzt werden, welche eine über das Ziel der Elementarschulen hinausgehende Bildung sich angeeignet haben. Die Mission wird sich freilich dem Verlangen ihrer Christen, zu solchem Berufe sich vorzubereiten, nicht entziehen, aber sie hat durchaus keinen Grund, es abzulehnen, wenn ihr der Evangelische Afrika-Verein die Mittel anbietet, um die dazu nötigen Schulen einrichten und unterhalten zu können. Ferner wird jeder, der ein Verständnis hat für die Bedeutung einer christlichen Schulbildung und Erziehung, anerkennen müssen, daß Schulen, wie die in Bonanjo seitens der Basler Kamerun-Mission mit den Mitteln des Evangelischen Afrika-Vereins gegründete, vor den Regierungsschulen, die denselben Zweck verfolgen, ohne

aber eine christliche Erziehung zu gewähren, den Vorzug verdienen. Die Schule in Bonanjo ist eine von 80 Knaben besuchte Mittelschule, in der besonderes Gewicht auf den Unterricht im Deutschen gelegt wird und aus der evangelische Jünglinge für die erwähnten Berufsarten hervorgehen. Endlich hat gerade dieses Stück des Programms des Evangelischen Afrika-Vereins um so größere Bedeutung, als die katholische Propaganda mit besonderem Eifer darauf bedacht ist, Anwärter namentlich für die niederen Beamtenstellen zu erziehen.

Der Rheinische Verband des Vereins hat daneben die Schule für die deutschen Kinder in Windhoef (Deutsch-Westafrika), welche von einem Barmer Missionar versehen wird, in seine spezielle Fürsorge genommen und läßt ihr eine für ihren Bestand maßgebende Unterstützung zu Teil werden.

Auf dem Gebiete der ärztlichen Mission hat sich der Evangelische Afrika-Verein darauf beschränken müssen, durch Stipendien zwei Medizinern das Studium zu ermöglichen. Der eine steht nach Abschluß seiner Studien und praktischen Vorbereitungen vor seiner Ausreise nach Ostafrika und besucht in diesem Winter das Orientalische Seminar, während der andere in einiger Zeit seine Staatsprüfung ablegen wird.

Ohne darauf näher einzugehen, weil es nur indirekt zu der Thätigkeit des Vereins gehört, muß doch wenigstens erwähnt werden, daß die Kommission zur Bekämpfung des afrikanischen Branntweinhandels, in der neben fast allen deutschen evangelischen Missionsgesellschaften einige andere Vereine vertreten sind, und deren Thätigkeit nicht pro nihilo gewesen ist, auf Anregung des Vereins ins Leben gerufen worden ist.

Besondere Aufmerksamkeit wird der Evangelische Afrika-Verein auch in Zukunft der Wahrung der Menschenrechte der Eingeborenen zu widmen haben. Gerade dieser Punkt hat die evangelischen Missionsgesellschaften aus ihrer zunächst abwartenden Stellung dem Verein gegenüber heraustreten lassen. Er hat sie veranlaßt, nicht nur seine Thätigkeit anzuerkennen, sondern auch durch die Bildung einer aus Mitgliedern des Vereins und dem Ausschuß der deutschen Missionen bestehenden Kommission sich mit ihm zu gemeinsamer Arbeit zu verbinden. Es darf daher eine sachlich begründete und damit erspriessliche Arbeit des Vereins gerade auf diesem Gebiete für die Zukunft zuversichtlich erhofft werden. Seither hat die Monatschrift „Afrika“, das Organ des Evangelischen Afrika-Vereins, diesem Zweige der Vereinsbestrebungen sich besonders gewidmet.

Wie in den Kolonien so steht auch in der Heimat der Evangelische Afrika-Verein noch in den Anfängen. Es kann nicht verhehlt werden, daß

die Zahl der Mitglieder, die er bisher gewonnen hat, hinter den anfänglichen Erwartungen zurückgeblieben ist. Das hat, so weit ich sehe, einen doppelten Grund. Es liegt einmal an dem, wie ich glaube nachgewiesen zu haben, unbegründeten Mißtrauen der Missionskreise gegenüber dem Verein, als würde er trotz aller Erklärungen und Versicherungen der Mission doch Konkurrenz machen und Abbruch thun. Das liegt aber noch weit mehr daran, daß in unserem Volke und gerade in unseren kolonialen Kreisen einerseits das Bewußtsein von der Verpflichtung, an der sittlichen und sozialen Hebung der Eingeborenen unserer Schutzgebiete mit allen Kräften schaffen zu müssen, noch nicht Allgemeingut geworden, andererseits noch nicht erkannt ist, wie systematisch katholischerseits die Kolonien in Angriff genommen sind und werden, um dort dereinst nicht „die politische Minderzahl zu sein“. Es wird darum die Aufgabe des Evangelischen Afrika-Vereins vor allen Dingen sein und bleiben, in der Heimat als das koloniale Gewissen unseres Volkes sich zu bewähren und das evangelische Deutschland zur thatkräftigen Arbeit an den Eingeborenen und zu ihrem Wohl aufzurufen und zu gewinnen. Je mehr es ihm gelingt, diese doppelte Aufgabe zu lösen, um so mehr wird er auch seine jetzt noch in den Anfängen stehenden praktischen Arbeiten durchführen können. Die Mission aber wird dann je länger je mehr einen treuen Gehilfen und Bundesgenossen an ihm haben.

Die vorbuddhistische Religion Tibets.

Von Missionar S. Frank in Khatatse.

In einer ausgezeichneten Schrift eines deutschen Forschers,¹⁾ welche seinen Hymnus der vorbuddhistischen Religion Tibets eingehend behandelt lese ich folgende den Missionsfreund betübende Zeilen: „Die Quellen über die Bonreligion, aus denen wir schöpfen, sind so trüb, daß es jetzt ein vergebliches Unterfangen wäre, auch nur eine flüchtige Skizze von dieser Religion zu entwerfen . . . wir sind genötigt, uns an die oft genug oberflächlichen Bemerkungen von Missionaren zu halten, die da ihren Mund versiegeln, wo wir gern zu erkennen anfangen möchten.“ Es würde von geringem Wert sein, wollten wir uns des längeren darüber streiten, ob die obige Behauptung in ihrer Allgemeinheit richtig ist oder falsch. Es soll nur klar ausgesprochen werden, daß die unter Tibetern arbeitenden evange-

¹⁾ Mémoires de la société finno ongrienne XI. 1898.

lischen Missionare imstande sind, in der betreffenden Frage ihren gelehrteren Kollegen zur Erkenntnis zu verhelfen. Könnten sich nur die Gelehrten entschließen, von dem Beweismaterial, welches ihnen die Missionare umsonst anbieten, Gebrauch zu machen.

Fragen wir uns zunächst, was bisher über die alte Bonreligion an die Öffentlichkeit gedrungen ist! Das ist nicht viel. Man hat die Bonreligion wie so manche andere asiatische Volksreligion ein System des Schamanismus genannt. Und nicht mit Unrecht, denn der Tibeter sieht seine Umgebung überall mit kleinen Kobolden und den verschiedenartigsten Geistern bevölkert, und die Furcht, sie zu beleidigen, hat zu mannigfachen abergläubischen Gebräuchen geführt. Als einen Ausfluß dieses Schamanismus sieht der englische Forscher Waddell auch die in den meisten Dörfern geübte Sitte des Winteraustreibens an. Einen Schritt weiter ging die Forschung, als sie im Kultus der Wasserschlangen einen wichtigen Bestandteil der Bonreligion erkannte. Das bedeutendste diesbezügliche Werk ist wohl Dr. Laufers Erklärung des Kluabum. Damit ist aber schon alles Wichtigere genannt, und eine zufriedenstellende Vereinigung von Schlangenkultus, Winteraustreiben 2c. schien unmöglich.

Woher kommt nun auf einmal mehr Klarheit? Ganz einfach aus der innigen Berührung der Missionare mit dem Volke. Gewiß, kein Missionar wird ausgesandt, gelehrte Forschungen zu treiben. Sein Beruf ist höherer Art. Aber ganz nebenbei sammelt er allerlei Erfahrungen, um die ihn Männer der Wissenschaft manchmal beneiden. In diesem Falle handelt es sich um eine Sagensammlung von mehr als 60 enggeschriebenen Seiten, die sich in der Leher Stationsbibliothek befindet. Alle diese Märchen gehören dem Sagenkreis des mythischen Königs Kesar an und sind dem Diktat aus Volksmunde wörtlich nachgeschrieben worden. Das Wort „wörtlich“ muß betont werden, denn ein freies Erzählen kennt das Volk bei diesen Sagen nicht. Dieselben werden auswendig gelernt und bei jeder Wiedererzählung Wort für Wort getreu wiedergegeben. Das hindert natürlich nicht, daß in auseinanderliegenden Dörfern die Erzählung sich dann und wann verschiedener Worte bedient. Der Hauptzug der Darstellung bleibt überall der gleiche. In Indien hat man es ja auch ebenso bis in die neueste Zeit gehalten. In den Sagen wechseln übrigens Verse beständig mit Prosa, wodurch die Erzählung einen überaus anmutigen, abwechslungsreichen Charakter erhält.

Der Inhalt der Leher Mythenammlung ist fast vollständig derselbe wie der der Edda. Das mag unglaublich klingen, ist aber Thatsache.

Wie die Lieder der Edda großenteils Frühlings-, Herbst- und Wintermythen enthalten, so wird auch in den tibetischen Sagen der Einzug des Frhlingshelden und seine Werbung um die brutliche Erde besungen und später wird getrauert über den Raub der Erde durch feindliche Wintermchte. Es läßt sich die vollständige Identität der altgermanischen (oder richtiger altarischen) Mythologie mit der alttibetischen leicht nachweisen, doch gehört dazu mehr Raum, als hier vorhanden ist. Es sei nur kurz erwähnt, daß außer der Übereinstimmung der Hauptzüge sich eine Menge von gleichartigen Nebenzgen, z. B. die Nebelkappe, die verwundbare Stelle des Helden, der Schmied Wieland 2c. vorfindet.

Steht nun eine so fein ausgedachte Religion nicht in grellem Gegensatz zu den vorher zugegebenen Anzeichen eines abergläubischen Schamanismus? Ganz und gar nicht. Eine jede Naturreligion ist bestrebt, nicht nur die großen Naturobjekte, sondern auch alle kleineren zu personifizieren. In Europa entstanden so die unzhlichen Gnomen, Elfen und Wichte. Warum sollte Tibet nicht seine besonderen Unholde entwickeln? Auch darf man nicht übersehen, daß eine arische Religion, der die höheren Grundideen verloren gehen, zum Schamanismus herabsinkt. Das ist z. B. bei der slavischen Mythologie geschehen.

Ist denn aber die in den Märchen enthaltene Mythologie wirklich der vorbuddhistischen Religion angehörig? Kann es sich nicht dabei um eine Sammlung von Sagen handeln, die durch irgend einen glücklichen Zufall einmal nach Tibet gerieten und vom Volk der Unterhaltung wegen gern weiter erzählt wurden? Dagegen spricht der tiefe Haß gegen den Buddhismus, der oft in ihnen zum deutlichsten Ausdruck kommt. Der Frhlingsheld Kesar (Yadakher Aussprache von skyegsar = der Neugeborene, in jedem Frühling Wiedergeborene) nimmt für seinen Zug auf die Erde ein Messer mit, ausdrücklich, um den Buddha zu erstechen. Ferner werden in der Erzählung öfters buddhistische Priester eingeführt, aber immer, um die schändlichste Rolle zu übernehmen oder um sich auslachen zu lassen.

Im folgenden will ich in kurzen Zügen den Gang der Kesar(sagen¹⁾) darstellen und die in ihnen enthaltene Kosmologie andeuten. Die Welt besteht aus drei Reichen: 1. stanglha, das obere Götterreich; 2. bar btsan, das Mittelreich oder die Erde; 3. yogklu, das untere Wasser-schlangenreich, dem das der Riesen zugesellt wird. Jedes Reich hat seine

¹⁾ Die Kesar(sagen sind durchaus nicht ausschließliches Eigentum der westtibetischen Völker, sondern in ganz Tibet wohlbekannt.

besondere Farbe. Die von stanglha ist weiß, es ist das weiße Sonnenlicht. Die Farbe der Erde ist rot (vielleicht der rotbraune Ton des tibetischen Bodens). Das Reich der Wasserschlängen wird mit Blau in Verbindung gebracht, denn die tibetischen Seen sind berühmt für ihre blaue Farbe. Allerdings wird für das Wasserreich auch noch außerdem die weiße Farbe in Anspruch genommen, weil im Schnee das Wasser weiß aussieht. Das Verhältnis des Lichtreiches zum Wasserreiche ist ein merkwürdiges. Bald stehen sich die beiden direkt feindlich gegenüber, bald reichen sie sich in bester Freundschaft die Hände. Dieses Verhältnis wird durch die Natur erklärt. Licht und Wasser treten zwar gelegentlich in Gegensatz zu einander, doch müssen beide zusammenwirken, wenn es gilt, die Erde zu befruchten. Das Leben der Götter im oberen Licht- oder Götterreich ist fast dasselbe wie das der Menschen. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau, Viehzucht und Jagd, und als Vergnügen kennen sie geradeso wie die Erdenbewohner hauptsächlich das Würfelspiel, Biertrinken, Pferderennen und Scheibenschießen mit Pfeil und Bogen. Vor den Menschen voraus haben sie ein langes (aber nicht ewiges) Leben und allerhand Zauberkräfte, besonders die des Verwandeln's. Die Götter stehen mit den Menschen auf freundschaftlichstem Fuße, besuchen viel auf der Erde und verwandeln sich gern in Menschen, aber auch in Vögel. Über die Menschen an sich, über ihr Leben nach dem Tode zc. erfahren wir fast nichts. Statt der Menschen bekommen wir es mit den Agus, zu thun, die ihren Namen nach zu schließen, ursprünglich Personifikationen der verschiedenen Monate gewesen sein mögen. Über das Verhältnis der Menschen zu den Wasserschlängen erfahren wir etwas Genaueres nur aus dem schon vorher erwähnten Kluabum. Nach jenen Hymnen schwebten die Menschen in beständiger Sorge, die Wassergeister zu beleidigen, und suchten sie durch Opfer allerlei Art zu besänftigen. Wahrscheinlich ging es auch im Wasserreich nicht viel anders zu als auf der Erde, denn auch Vertreter dieses Reiches nahmen an einem Pferdewettrennen teil. Sowohl das Lichtreich wie das Wasserschlängenreich haben beide einen König, und zwar heißt der des Lichtreiches dhang po rgya bzhin = der Machthaber mit dem alles umfassenden Gesicht, und der des Wasserreiches lcogpo = der Untere. Auch giebt es in beiden Reichen weibliche und männliche Gottheiten, welche paarweise um des Helden willen miteinander in Streit geraten.

Nun zum Frühlingsmythus! Als einmal die Agus zusammen mit dem Himmelskönig Ziegen hüteten, kam plötzlich der schwarze Teufelsvogel und suchte einige Ziegen zu entführen. Der Himmelskönig verwandelte

sich in den weißen Göttervogel, und beide kämpften mit einander. Die Agus eilten herbei, und einer von ihnen erlegte den Teufelsvogel. Darüber erfreut sagte der Himmelskönig, daß die Agus sich eine Gunst von ihm ausbitten dürften. Die Agus baten um einen Sohn des Himmelskönigs, der das Haupt der hauptlosen Erde werden sollte. Endlich entschloß sich dessen Sohn Dongrub, zur Erde zu gehen, und begab sich zunächst zu den Riesen, um ein Pferd, ein Messer und einen Bogen, alles von wunderbaren Eigenschaften, zu erwerben. Obgleich der Riese „Fresser“ ihn verschlang, gelang es Dongrub, wieder zu entkommen und durch List seinen Zweck zu erreichen. Nun starb er für den Himmel, verwandelte sich in Hagel und kam so auf die Erde, wo er der Mutter „Aschenerde“ geboren wurde. Mit ihm zugleich wurden alle Arten von Tieren geboren und Pflanzen Samen ausgestreut. Er wurde in unscheinbarer Gestalt geboren und „das Gassenkind“ genannt. (Das schmutzige Wetter im ersten Frühling.) Dann und wann nahm er seine herrliche Gestalt, deren Attribute Sonne und Mond waren, an. Sobald aber die Leute in ihm König Kesar erkannten, verschwand er wieder oder wurde zum Gassenkind. Seine Feinde, unter ihnen auch buddhistische Priester, suchten ihn auf alle Weise umzubringen, doch besiegte er sie alle durch seine große Kraft. (Die Frühlingsstürme.) Nun lernte er auch seine Braut „Samenkorn“ kennen und neckte sie auf die lustigste Weise. (Das April- oder in Tibet Maiwetter.) Diese Neckereien ziehen sich durch viele Kapitel hin. Es muß auch mehrmals Verlobung gefeiert werden, weil Kesar oder das Gassenkind plötzlich wieder verschwunden ist, wenn man es sicher geglaubt hatte. Die Braut unternimmt lange Reisen, ihren Bräutigam zu suchen. Endlich kommt es zur Hochzeit und beide bleiben froh vereint. (Der Sommer.)

Der Herbstmythus. König Kesar zieht aus, die „Nordriesen“ zu bekämpfen. Der Abschied von seiner Frau, die ihn weit begleitet, wird ihm schwer. Er begleitet sie wieder zurück. Sie geht abermals mit ihm aus, er wieder mit ihr zurück. (Das wechselnde Herbstwetter.) Endlich trennen sie sich und ein Silberfuchs geleitet Kesar zum Schloß des Riesen, dessen Frau ihn freundlich empfängt. Der Riese ist sehr dumm, und es spielt sich bei seiner Ankunft die Däumlingsgeschichte fast wörtlich ab. Schließlich wird der starke Riese durch die List Kesar's besiegt; aber die Riesenfrau bestrikt Kesar und hält ihn beim Würfelspiel lange fest. Da kommen Vögel aus Süden, und beim Klang ihrer Stimme erwacht im König die Sehnsucht nach seiner Frau „Samenkorn“. Alle Versuche der Riesin, ihn zu halten, sind umsonst, er reitet davon, so schnell er kann,

und kommt in der verödeten Heimat an. Seine Frau ist von dem König von Yarkand, namens „Weißzelt“ (also Schnee) entführt worden. Er eilt zu Weißzelt und lebt unerkannt in seiner Nähe. Dem Schmied Wieland (im Tibetischen hat er verschiedene Namen) stellt er sich listigerweise als nahen Verwandten vor und bewegt ihn, ihn seine Kunst zu lehren. Sodann schmiedet er sich ein unwiderstehliches Schwert und besiegt mit dessen Hilfe alle Feinde leicht. Darauf führt er „Samenkorn“ in die Heimat zurück und ist glücklich mit ihr.

Dies der sehr zusammengefaßte Inhalt der Leher Mythenammlung. Nun zur Hauptfrage: Ist die Kenntnis der alten Bonreligion von irgend welchem Wert für die Missionsarbeit? Ist nicht die Kenntnis des Buddhismus von ungleich höherem Wert für den Missionar in Tibet? Ohne das Studium des Buddhismus ganz beiseite setzen zu wollen, muß ich doch aus der Erfahrung heraus sagen, daß dasselbe nur sehr wenigen Labathern gegenüber von einigem Wert ist. Die Masse des Volkes ist von seinen Lehren vollständig unberührt geblieben. Wiederum kann man auch nicht sagen, daß die heutige Religion Westtibets eine Kesarreligion ist; denn obgleich die eben erzählten Sagen jedermann wohlbekannt sind, ist das tiefere Verständnis für dieselben verloren gegangen, und nichts als der schon anfangs erwähnte Aberglaube ist übrig geblieben. Der Buddhismus hat hier nur eingerissen, ohne etwas Neues an Stelle des Alten zu setzen. Das Studium der Kesarfagen bringt dem Missionar als Hauptvorteil die Möglichkeit, dem Volk nahe zu kommen. Es ist mir schon manchmal aufgefallen, wie gar gern alle hiesigen Eingeborenen von König Kesar reden, und Gespräche über dieses Thema können leicht die Brücke zur Verkündigung des Evangeliums werden.

Schon Tegner hat am Ende der Fritjoffagen in lieblicher Weise gezeigt, wie sehr sich die Eddareligion dazu eignet, auf das Christentum hinzuweisen. Daß solche Naturreligionen geradezu Prophezeiungen auf Christus deutend, genannt werden könnten, will ich nicht sagen; denn bei aller Schönheit und manchem Treffenden zeigen dieselben doch auch manche große Schwächen, z. B. den Mangel eines Ewigkeitsbegriffes, Flecken am Charakter des Helden, leichtfertige Auffassung des Ehebegriffs etc. Aber ebenso wie unsere Väter durch Gottes Gnade aus der Naturreligion den Weg zur ewigen Sonne gefunden haben, werden auch die Tibeter über das „obere Götterreich“ hinaus zu ihrer Zeit in den wahren Himmel eindringen.

Missionsrundschau.

Amerika II.

Von D. G. Kurze.

Nordamerika. Der Rückzug der Brüdergemeine von ihrem alten Missionsfelde Grönland, der bereits seit einer Reihe von Jahren seine Schatten vorauswarf, ist im Sommer 1900 endlich zur Thatsache geworden. Nach einer gesegneten Missionsarbeit von fast 168 Jahren hat die Brüdergemeine ihre 6 Haupt- und 30 Nebenstationen, auf denen 1637 evangelische Eskimo in der geistlichen Pflege von 8 Missionaren und etwa 30 Nationalhelfern standen, an die dänische Kirche zur weiteren Pflege übertragen. Wie vorauszusehen war, sind die innigen Bande der Liebe, welche die Missionare der Brüdergemeine mit ihren Grönländer Gemeinden verknüpften, nicht ohne tiefschmerzliche Bewegung gelöst worden, und der Artikel im „Missionsblatt der Brüdergemeine“ (Dezember 1900, S. 377—405), welcher die Abschiedsfeier auf den verschiedenen Stationen schildert, bildet eine herzbewegende Lektüre. Am feierlichsten gestaltete sich am 5. August v. J. der Abschied von der Station Lichtenau, wo sich über 800 Grönländer zusammengefunden hatten, um vor Gottes Angesicht den geliebten Missionaren Lebewohl zu sagen. Der Gottesdienst mußte im Freien stattfinden, weil das Kirchlein die Menge der Andächtigen nicht fassen konnte.

Schon als im Sommer 1899 die erste Kunde von der Abberufung der deutschen Missionare sich in Grönland verbreitete, bewiesen die Grönländer diesen gegenüber eine Anhänglichkeit und Erkenntlichkeit, die man bei dem leichtsinnigen Völkchen gar nicht gesucht hätte. Mit rührendem Eifer suchten viele Gemeindeglieder im letzten Jahre noch ihren Lehrern alles zu Liebe zu thun, was in ihren Kräften stand. So halfen sie z. B. bei Kapellenbauten und bewiesen im Besuche des Gottesdienstes einen rührenden Eifer. In Umanak blieb trotz Schneegestöber und Sturm nur eine blinde Alte vom Mitternachtsgottesdienste am Sylvestertag zurück.

Zu großer Beruhigung diente es den deutschen Glaubensboten, daß sie die weitere Pflege und Leitung ihrer Gemeinden in die Hände zweier dänischer lutherischer Geistlicher legen durften, deren Persönlichkeit und bisheriger Lebensgang das größte Vertrauen für eine gesunde Weiterentwicklung der evangelischen Eskimokirche erweckte. Es waren dies die Pastoren Balle, Vater und Sohn, von denen der erstere die drei nördlichen Stationen Neu-Herrnhut, Umanak und Lichtenfels, der letztere dagegen die südlichen Missionsniederlassungen Lichtenau, Igdlorpait und Friedrichsthal unter seine Obhut nehmen sollte. Leider ist Vater Balle bald nach der Abreise der Missionare am 13. November 1900 entschlafen, nachdem er 35 Jahre hindurch mit großer Treue zunächst als Lehrer am Nationalseminar Jakobshavn in Nordgrönland und seit 1871 als Direktor des Godthaaber Seminars und Pastor der dortigen dänisch-grönländischen Gemeinde gearbeitet hatte. Er beherrschte, ebenso wie seine in Grönland geborene Frau, die grönländische Sprache meisterhaft und war mit Land und Leuten eng verwachsen. Das gleiche gilt von seinem Sohne, der, abgesehen von seiner an der Kopenhagener Universität verlebten Studienzeit, nach der er im Frühjahr 1900 wieder nach Grönland zurückkehrte, seine arktische Heimat nicht verlassen hat. Wie die Briefe eingeborener Helfer die aus Igdlorpait in diesem Sommer in Herrnhut eingelaufen

sind, bezeugen, sucht Pastor Valle den Gemeinden die Übergangszeit durch schonende Pflege der den Eingeborenen lieb gewordenen Eigentümlichkeiten der Brüderkirche möglichst leicht zu machen.

Ein großer Freudentag war es für Valle, dem besonders die Fürsorge für den kleinen heidnischen Rest der grönländischen Bevölkerung — bei Kap York und am Smith-Sund im hohen Norden und auf der Ostküste bei Angmagssalik und dem südlicher gelegenen Timgimmiut — am Herzen lag, als am 17. August v. J. in Südgrönland eine Schar von 38 heidnischen Eskimo aus Timgimmiut mit dem ausdrücklichen Begehren anlangte, im Christenglauben unterwiesen zu werden. Um sich ihnen recht widmen zu können, hat Valle seinen Wohnsitz nach Friedrichsthal verlegt, in dessen Nähe die Fremden sich niedergelassen haben, und bereits drei Kinder derselben taufen können. Im Laufe eines der nächsten Sommer gedenkt dann der unternehmende Missionar um Kap Farvel herum bis nach Timgimmiut selbst vorzudringen. Seit dem Herbst v. J. weilt ein Jugendfreund, der Seminarist Petersen, bei Valle, um sich durch denselben in die grönländische Sprache und die dortige Missionsarbeit einführen zu lassen und dann den Eskimo am Kap York und Smith-Sund das Evangelium zu bringen.

Der dänische Pastor Rüttel hat auf seiner einsamen Station Angmagssalik, die jährlich im günstigen Falle einmal Verbindung mit der Außenwelt hat, unter einem bisher durch seine mörderischen Gelüste verrufenen heidnischen Stamme in den letzten beiden Jahren eine kleine Christengemeinde um sich sammeln können; am 16. April 1899 taufte er die 8 Erstlinge, zu denen im Juli desselben Jahres noch 2, und im April v. J. noch 13 Täuflinge hinzukamen; unter den Getauften befinden sich Frau und Kind eines heidnischen Zauberers.

Offentlich giebt in Zukunft das dänische Kultusministerium, dem in Grönland nun ca. 11663 evangelische Eingeborene unterstehen, die aus Grönland einlaufenden kirchlichen Berichte in liberalerer Weise als bisher in die Öffentlichkeit; am besten würden sich dazu wohl die Spalten des „Dansk Missions-Blad“ eignen. Eine lebhaftere Wechselwirkung zwischen der dänischen Mutterkirche und ihrer grönländischen Tochter kann für beide Teile nur von Segen sein.

Als ein Beweis dafür, wie sehr die dänische Regierung die selbstlose Arbeit der Sendeboden der Brüdergemeine zu schätzen weiß, wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß der König von Dänemark auf Antrag seines Ministeriums dem bisherigen Dezerenten für Grönland in der Brüdergemeine, Bischof D. Padel, und dem Geistlichen der Brüdergemeine in Kopenhagen, J. Lund, das Ritterkreuz des Dannebrogordens verliehen hat (Missionsblatt d. Br. 1899, 68, 78, 80 85, 88, 90, 105, 108, 141, 243, 264, 343, 376; 1900, 34, 130, 197, 218, 251, 280, 313, 344, 377; 1901, 210, 351. Jahresbericht 1899, 6. Journal de l'Unité des Frères 1899, 93, 151, 256, 288, 313, 333, 387; 1900, 53, 188, 195, 335, 1901, 40 Dansk Missions-Blad 1899, 448, 522; 1900, 513; 1901, 75, 177, 361, 369).

Auf den 6 Missionsstationen der Brüdergemeine an der unwirtlichen Küste Labradors nimmt die Arbeit ihren stetigen Fortgang. Fast alle Eskimo längs der atlantischen Küste sind Christen; im ganzen zählte die Brüdergemeine zu Anfang d. J. unter den Eingeborenen 1265 Gemeindeglieder. Wie der Leiter der Labrador-Mission, Bischof A. Martin, der im v. J. auf einer 3 Wochen dauernden lebens-

gefährlichen Fahrt von Neufundland nach Hoffenthal sein Arbeitsfeld wieder erreichte, berichtet, fehlt es in keiner jener 6 Gemeinden an einem Stamme treuer und aufrichtiger Glieder, die einen christlichen Wandel führen und als ein Salz unter ihren Landsleuten wirken. Von heidnischen Eskimo ist im Norden zwischen der Station Rama und Kap Chibley nur noch ein kleines Häuflein von 70—80 Seelen vorhanden; bedeutend mehr leben dagegen an der nordwestlich vom Rama gelegenen Ungavabai, wo in früheren Jahren der anglikanische Missionar Peck bei den Eingeborenen das Verlangen nach dem Evangelium geweckt hat. In beide Bezirke hat Missionar Stecker unter großen Beschwerden in den letzten Jahren eine Reise unternommen und freundliche Aufnahme und williges Gehör bei den heidnischen Eskimo gefunden. Zu einer Stationsgründung seitens der Brüdergemeinde im Norden wird es aber wohl nicht kommen, da einerseits ein wesleyanischer Geistlicher sich bei Kap Chibley niederzulassen gedachte und andererseits die Anglikaner von Neufundland aus jüngst einen Missionar nach der Nordspitze Labradors gesandt haben, der die Küste von Kap Chibley bis zur Ungavabai bearbeiten soll.

Unter den 60—70 heidnischen Eskimo, die südlich von den Stationen der Brüdergemeinde nicht weit von dem Handelsposten Rigolet leben, hängt die Gründung einer Missionsstation noch in der Schwebe. Zur Zeit nehmen sich die Missionare von Raskovik aus, der südlichsten und jüngsten Labrador-Station der Brüdergemeinde, auf der sich die Arbeit an den weißen Kolonisten und an den Eskimo sehr fruchtbringend gestaltet hat, jener Heiden an. Leider wird die Beschaffung des Lebensunterhaltes für die Eskimogemeinden Labradors immer schwieriger; doch trägt auch der Leichtsinns der Bevölkerung, die aus der Hand in den Mund lebt und nicht für die Zukunft sorgt, einen Teil der Schuld daran. Die meisten Eskimochristen sind daher mehr oder weniger an die „Gesellschaft für Ausbreitung des Evangeliums“ (S. F. G. in London) verschuldet, welche seit mehr als 100 Jahren für das geistliche und leibliche Wohl der Labrador-Eskimo sorgt. Auch diese Gesellschaft hat in den letzten Jahren schwer unter einem wirtschaftlichen Druck zu leiden gehabt. Jetzt scheint die schlimmste Krise überstanden zu sein; so hat die Gesellschaft in diesem Jahre an Stelle der alten „Harmony“ die 1896 nach 36jähriger Dienstzeit verkauft werden mußte und im Juni d. J. als Brack an den Azoren angetrieben ist, einen kleinen Missionsdampfer „Lorna Doone“ als Missionschiff für die Labradorfahrt angekauft.

Trotz aller Warnungen der Missionare und trotz der trüben Erfahrungen, welche eine frühere Rundreise von Eskimo durch die Vereinigten Staaten gelegentlich der Chicagoer Weltausstellung gezeitigt hatte, hat sich auch aus Anlaß der Pariser Ausstellung wieder eine Gesellschaft von einigen 30 Eskimo von einem Unternehmer anwerben lassen, der sie zu Schaustellungszwecken von Großstadt zu Großstadt durch Europa, Nordafrika und die Union geführt hat. Innerhalb zweier Jahre waren bereits zehn dieser Eskimo Krankheiten zum Opfer gefallen. Einzelne auf Urlaub befindliche Missionare der Brüdergemeinde, sowie Geistliche verschiedener evangelischer Kirchen haben sich jener wandernden Eskimo nach Kräften angenommen; sogar in Algerien fanden die Fremdlinge in Missionskreisen brüderliche Aufnahme. Hoffentlich verbietet in Zukunft der Gouverneur von Neufundland die Anwerbung von Eskimo zu Ausstellungs-zwecken (Missions-Bl. d. Br. 1899, 33, 55, 140, 279, 311, 343, 376, 390, 409; 1900, 19, 35, 49, 101, 219, 250, 310, 344, 375; 1901, 7, 62, 96, 108, 111, 227, 272, 313. Journal de Unité des Frères 1899, 22, 61, 123, 126,

158, 249, 256, 288, 340; 1900, 32, 90, 122, 127, 192, 206, 227, 244, 249, 254, 260, 323, 336, 390; 1901, 63, 176, 219, 220, 298. Jahresbericht 1899, 7; 1900, 8. Mission Field 1901, 174).

Eine nach verschiedenen Seiten hin instruktive Statistik über die Indianerbevölkerung von Britisch-Nordamerika bieten die Jahresberichte des Indianerdepartements in Montreal. Die neuesten Zahlen datieren vom vorigen Jahre; ihnen zufolge wäre die Gesamtzahl der Indianer gegen das vorhergegangene Jahr um 729 Seelen auf 100 093 gestiegen.¹⁾ Diese Zahlen dürften so ziemlich der Wirklichkeit entsprechen, dank der besseren Qualität des Personals in den Indianeragenturen, das nicht so unter dem Wechsel und unter der Stellenjägerei, wie sie in den Vereinigten Staaten grassiert, zu leiden hat. Dagegen läßt die Verlässlichkeit der offiziellen Religionsstatistik manches zu wünschen übrig. Dieser zufolge werden im letzten Berichte von den Indianern 42 000 als Katholiken, 16 000 als Anglikaner, 9 000 als Methodisten, 1 000 als Presbyterianer, 1 500 als Angehörige verschiedener evangelischer Sekten, 15 000 als Heiden und 15 500 als unbekannter Religion bezeichnet. Inwieweit die Zahl der Katholiken richtig angegeben ist — sie erscheint uns etwas sehr nach oben abgerundet —, können wir nicht genau kontrollieren; dagegen findet sich gleich in den die Anglikaner betreffenden Angaben ein beträchtliches Manko, allein nach der neuesten Statistik der beiden in Frage kommenden Missionsgesellschaften, der Ch. M. S. und S. P. G. betrug die Zahl der Anglikaner unter den Indianern Britisch-Nordamerikas ungefähr 19 800; dabei sind aber die in den östlichen Provinzen der Dominion zusammen mit der weißen Bevölkerung den einzelnen Pfarochien der anglikanischen Kirche seit längerer Zeit eingegliederten Indianer gar nicht mitgezählt. Auch die Zahl der methodistischen Indianer ist zu niedrig angesetzt; wir greifen wohl mit der Annahme nicht fehl, daß sich unter den 15 500 Indianern „unbekannter Religion“ ein beträchtlicher Prozentsatz Evangelischer befindet. Die Missionare beider Hauptkonfessionen unterhalten im ganzen 273 Indianerschulen, die von 9 714 Kindern (5 161 Knaben und 4 523 Mädchen) besucht werden. Die Schulsubventionen der Regierung beschränken sich leider auf Kinder derjenigen Indianerstämme, welche im Vertragsverhältnis mit ihr stehen.

Im allgemeinen stehen die Regierungsbehörden der Missionsthätigkeit wohlwollend gegenüber; doch hat es gerade in den letzten Jahren nicht an mancherlei Versuchen gefehlt, besonders die evangelischen Missionare als lästige Persönlichkeiten beim Indianerdepartement zu diskreditieren. Die treibenden Persönlichkeiten dabei sind in der Regel weiße Händler, die mit Indianer- oder Halbblutfrauen zusammen leben und in den Missionen besonders da, wo dieselben, um der wirtschaftlichen Not der Indianer zu steuern, allerlei Industrien eingeführt haben, ihre Gegner sehen, weil sie dann die Indianer nicht mehr so leicht wie früher ausbeuten können. Auch bei den an und für sich mißtrauischen Indianern selbst suchen die Händler durch ihre Frauen und deren indianischen Anhang die Missionare anzuschwärzen.

In den Oststaaten der Dominion of Canada hat sich auf dem Gebiete der Mission wenig verändert, höchstens wäre zu bemerken, daß die Brüdergemeine ihre

¹⁾ Bisher wurden 122 000 angegeben. Nur ist fraglich, ob die obigen 100 093 wirklich die ganze Dominion of Canada umfassen.

Mission New-Westfield, deren Glieder längst christianisiert sind, als solche eingezogen hat; dagegen besteht die andere Station in der Provinz Ontario, New-Fairfield, noch; die Arbeit der Brüdergemeine wird dadurch nicht wenig erschwert, daß der dort in Frage kommende kleine Rest des Delawaren-Stammes auf seiner Reserve von den Sendboten verschiedener Denominationen kirchlich bedient wird (Missionsbl. d. Br. 1900, 35; 1901, 20, 351. Jahresbericht 1899, 9; 1900, 11).

In den zu beiden Seiten der Hudson-Bai gelegenen, weitausgedehnten Diözesen Keewatin und Moosonee hat Bischof Newnham in den Jahren 1899 und 1900 wieder umfängliche Visitationsreisen unternommen, unter anderen auch eine sehr beschwerliche 900 Meilen lange Kanufahrt vom Winnipegsee bis nach Fort Churchill, am Westufer der Hudsonbai. Seine Leistungen in Überwindung von Reisestrapazen wurden aber noch von seinem Archidiaconus Lofthouse überboten, der sich im Missionsinteresse einer unter Dr. Tyrrells Leitung stehenden Regierungsexpedition nach dem hohen Norden angeschlossen hatte. Die Expedition, welche die sogenannten Barron Lands zwischen dem Großen Slaven-See und Chesterfield Inlet erforschen sollte, brach am 6. Februar v. J. von der Stadt Winnipeg auf und kehrte erst am 10. Dezember desselben Jahres wieder dahin zurück. Im ganzen hatte Lofthouse in den dazwischen liegenden 10 Monaten eine Wegstrecke von 7000 Meilen unter ganz außergewöhnlichen Entbehrungen zurückgelegt, davon 5000 Meilen im gebrechlichen Birkenrinden Kahn und auf Schneeschuhen, dafür hatte er die freudige Überraschung am 12. Juli v. J. mitten in der arktischen Einöde am Thelon-Fluß, 800 Meilen von der nächsten Missionsstation Fort Churchill entfernt, ein Häuflein von 35 Eskimochristen anzutreffen, die ihn jubelnd mit dem Ausruf „Ikseareak“ (Pastor) begrüßten. Trotz jahrelanger Isolierung waren diese Eskimo ihrem Christenglauben treugeblieben, hatten regelmäßige Abendandacht und Sonntagsfeier abgehalten und auch das Bibellesen nicht vernachlässigt. Lofhouses Vorgänger, der Archidiaconus Vincent, hat sich, durch Altersschwäche genötigt, nach 40jährigem treuen Wirken in der Moosonee-Diözese in den wohlverdienten Ruhestand begeben.

Am Großen Walsfluß fanden sich im Winterhalbjahre 1899/1900 viele lernbegierige Eskimo ein, die von einem Eskimolehrer Moses unterwiesen wurden. Zwei von jenen fremden Besuchern waren ausdrücklich 500 Meilen weit herbeigekommen, um christlichen Unterricht zu empfangen. Leider ist jener Moses mitsamt seiner Frau und 4 Kindern nach dem Genuß angefaulten Fleisches, wozu ihn der Hunger getrieben hatte, gestorben (Ch. Miss. Intelligencer 1900, 456, 781. Gleaner 1901, 87, 135. Leaves 1900, 213. Annual Report 1900/1901, 503. Moosonee Mailbag 1901).

Im nördlichsten Winkel der Moosonee-Diözese auf der Blacklead-Insel im Cumberland-Sunde ist die Missionsarbeit unter den dortigen Eskimo von zwei Laienmissionaren der Ch. M. S. weitergeführt worden, bis Peck, der Gründer jener Mission, im Sommer v. J. von seinem Urlaub wieder dahin zurückkehrte. Die von der Mission ins Leben gerufene Schule wurde von 60—70 Eskimo besucht. Auf der Außenstation Rikerton bauten die Eskimo für den Missionar ein Wohnhaus und eine Kapelle aus Schneequadern (Intell. 1900, 41, 52, 930. Gleaner 1900, 9, 10, 101 Leaves 1900, 216. Annual Report Ch. M. S. 1900/1901, 510).

Aus der Saskatchewan-Diözese teilt der Archidiaconus MacKay ein interessantes Vorkommnis von der Indianerniederlassung Pelican Narrows mit, wo

ein Häuflein Evangelischer unter katholischer Indianerbevölkerung lebt. Gelegentlich der Anwesenheit eines Indianerinspektors im August v. J. sollten die dortigen Indianer, die bis dahin keine feste Organisation gehabt hatten, einen Häuptling und zwei Ratsleute wählen. Trotzdem nun die am Orte wohnenden zwei Priester an Wahlbeeinflussung das Mögliche thaten, um ihren Kreaturen jene Ehrenposten zu verschaffen, wählten dennoch die in der Majorität befindlichen katholischen Indianer lauter Evangelische in die drei Ämter, ein schönes Zeugnis für das Ansehen, dessen sich die evangelischen Indianer bei ihren eigenen Landsleuten erfreuen (Leaoes 1900, 206 Ann. R. 1900/1901, 511).

Welche Opfer der Aberglaube unter der heidnischen Indianerbevölkerung noch immer fordert, zeigte sich vor zwei Jahren in der Athabasca-Diözese. Unter den 300 heidnischen Indianern am Sturgeon See war mit einmal der Glaube verbreitet, der „Muche Manito“, der böse Geist, sei in ihrem Lager eingekehrt, da einer von den Indianern ein Gelüst nach Menschenfleisch zeigte. Als die Beschwörung der Medizinmänner den krankhaften Appetit nicht zu vertreiben vermochte, erhielten die tapfersten Männer des Stammes den Auftrag, den Kannibalen zu töten; unter unbeschreiblichen Martern wurde der Unglückliche vom Leben zum Tode befördert. Sobald die Kunde von der Greuelthat nach der nächsten Missionsstation gelangte, eilte die berittene Indianerpolizei nach dem Schauplatz des Verbrechens und kam gerade noch rechtzeitig, um zwei weitere Opfer des Aberglaubens vor einem ähnlichen Schicksal zu bewahren. (Gleaner 1900, 71, 123, 191. Leaves 1900, 131, 208, 210. Ann. Rep. 1899/1900, 475; 1900/1901, 514).

Die Bereisung der riesigen Diözese Mackenzie-River wird dem anglikanischen Bischof Reeve jetzt etwas leichter, seitdem er von Goldgräbern ein 4 Personen fassendes Miniaturdampfsboot, die „Ella Ya“, angekauft hat. Dadurch ward es ihm auch möglich, im Sommer v. J. die Missionsarbeiter in seinem Sprengel zu einer Konferenz in Fort McPherson zu versammeln, an der sich auch Missionar Stringer von der Herschel-Insel, dem äußersten Vorposten der anglikanischen Mission im nördlichen Eismeere, beteiligen konnte. Ganz neuerdings macht sich unter den 500 Eskimo Stringers ein regeres Verlangen nach dem Evangelium bemerkbar. Unter den Tschuktsch-Indianern der Diözese hat die Fertigstellung der ganzen Bibel in ihrer Muttersprache viel Freude hervorgerufen (Int. 1900, 930; 1901, 51, 723. Gleaner 1900, 166. Leaves 1900, 174, 176. Ann. Rep. 1900/1901, 516).

In der sonst so einsamen, weltentlegenen Selkirk-Diözese sind seit der Ausbeutung der Goldlager von Klondike die Verhältnisse vollständig auf den Kopf gestellt worden. Der Telegraph ist von Südosten her bis an den Yukon nach Dawson-City vorgerückt, und Eisenbahn und Dampfsboot befördern die Reisenden jetzt fast mühelos ins Innere. Der bequemste Zugang nach Klondike geht jetzt über die Hafenstadt Staggway in Südalaska, von wo eine 179 km lange kunstvoll angelegte Eisenbahn in 7 $\frac{1}{2}$ Stunden über den Whitepaß nach dem White Horse-Katarakt im Oberlauf des Yukon führt, auf dem zahlreiche Dampfer verkehren. Der Ertrag der Klondike-Goldfelder belief sich nach der amtlich durchgeführten genauen Schätzung im J. 1897 auf 10 Millionen Mark, 1898 auf 40 Millionen Mark und 1899 auf 65 Millionen Mark; für 1900 und 1901 wurde eine ähnliche Ausbeute erwartet.

Durch das rasche Zufließen der nicht gerade aus den besten Elementen bestehenden Goldgräberscharen ist das Gedeihen der Indianermission sehr gefährdet

worden; die Indianer scheinen dort vor den eindringenden Weißen immer mehr dahinzuschwinden, und zwar umso rascher, je mehr ihre Hauptnahrungsquelle, das Wild, von den Goldgräbern ausgerottet wird. Um der gesteigerten Besiedelung des Landes Rechnung zu tragen, hat Bischof Bompas zu den 4 bereits bestehenden Missionsstationen Caribou Crossing, Fort Selfirk, Moosehide und Forty Mile noch 2 neue Whitehorse und Dawson ins Leben gerufen (Int. 1900, 57; 1901, 51; Gleaner 1901, 43. Leaves 1900, 180. Ann. Rep. 1900/1901, 518. Mission Field 1901, 161).

Unter den Missionsstationen in Britisch-Kolumbia ist das alte wohlbekannte Metlakatla am 22. Juli d. J. zu einem großen Teil durch eine gewaltige Feuersbrunst eingeäschert worden. Schmerzlischer noch als der Verlust von Kirche, Schule und sonstigen Anstalten war die Vernichtung der kostbaren litterarischen Schätze und Manuskripte, an denen Bischof Riedley jahrzehntelang gearbeitet und gesammelt hatte. Trotz seines vorgerückten Alters unternimmt der Bischof noch immer in seinem Segelschoner seine gefährvollen Visitationstreisen längs der stürmischen Küste seines Sprengels. Ein besonderes Aufblühen zeigen die drei Missionsstationen Kitkatla, Kincolith und Aliyansh; die letztgenannte Indianergemeinde hat ein eigenes Dampfsboot im Besitz, das den Verkehr mit Metlakatla und Kincolith unterhielt. (Int. 1900, 58; 1901, 218, 593, 635, 702, 797. Gleaner 1900, 68; 1901, 2, 18, 84, 114, 130. Leaves 1900, 134, 181, 219. Mission Field 1900, 381; 1901, 41.

Im letzten Jahre ist übrigens innerhalb Britisch-Kolumbias aus der Osthälfte der anglikanischen Diözese New-Westminster der neue Sprengel Kootenay gebildet worden (Am. Rep. S. P. G. 1900, 162). Mit lobenswerthem Eifer wetteifern seit ungefähr zehn Jahren Anglikaner, Presbyterianer und Methodisten, die in Britisch-Kolumbia eingewanderten Chinesen, deren Zahl sich auf 15—20 000 beläuft, mit dem Evangelium bekannt zu machen. Die als fleißig und bescheiden gerühmten Fremdlinge sind über die ganze Provinz zerstreut; nur in Viktoria, Vancouver, New-Westminster und Steveston wohnen mehrere Tausend beieinander. Seit einigen Jahren haben die Anglikaner einen tüchtigen Chinesen-Missionar, namens Grundy, in Viktoria stationiert, der unter Beihilfe eines eingeborenen Katechisten eine kleine Chinesengemeinde leitet. Auch die Presbyterianer und Methodisten haben bereits Erfolge erzielt, wenngleich die Zahl der Getauften eine bescheidene ist (Mission Field 1900, 249, 454, 470. Am. Rep. S. P. G. 1899, 183; 1900, 181. Can. Methodist 1901, 117. N. Westminster Gaz. 1900, 245).

Für die Vereinigten Staaten scheint Alaska eine immer wichtigere Rolle als Goldland spielen zu sollen. Ende 1899 verbreitete sich auf einmal die Nachricht, daß das Gebiet von Kap Nome an der Beringstraße an Goldreichtum Klondike noch übertreffe. Die Folge davon war, daß sofort eine Menge Goldgräber von Klondike aufbrachen, um die ersten am Kap Nome zu sein, wo sie größere Reichtümer zu finden hofften; ihnen folgten große Scharen aus aller Herren Länder, so daß bald 40 000 Menschen zusammen kamen. Aber der angebliche Goldreichtum erwies sich als übertrieben und es traten bald furchtbare Zustände am Kap Nome ein. Anarchie, Mord und Todschlag waren etwas Alltägliches, bis die Regierung den Belagerungszustand über den ganzen Bezirk verhängte und Soldaten mit geladenen Gewehren durch die Straßen der Goldgräberstadt patrouillieren ließ.

Die Missionen haben sich durch den völligen Umsturz der Verhältnisse in ihrer Arbeit nicht irre machen lassen. Die Alaska-Mission der Brüdergemeine hat in Missionar Stecker, der bisher 16 Jahre unter den Eskimo Labradorers gearbeitet hat, einen erfahrenen Superintendenten bekommen, womit einem schmerzlich empfundenen Mangel abgeholfen ist. Außerdem ist die Zahl der in Alaska arbeitenden Brüder durch den aus Grönland nach 13jährigem Wirken zurückgekehrten Missionar Zucker vermehrt worden. Eine schwere Prüfung war für die Mission die im Laufe des Sommers 1900 herrschende Influenza-Epidemie, die in den meisten Dörfern 20 bis 50 % der Bevölkerung hinwegraffte; auch die Missionsarbeiter entgingen der Krankheit nicht; doch erholten sie sich allmählich wieder.

Am meisten Fortschritte haben unter den verschiedenen in Alaska thätigen Missionsgesellschaften in den beiden letzten Jahren die Presbyterianer und die Protestantisch-Bischöflichen gemacht, die beide schon Nome in den Bereich ihrer Thätigkeit gezogen haben. Die Presbyterianer-Station Point Barrow im hohen Norden, auf der bisher der Missionsarzt Dr. Marsh mit seiner Gattin eine Eskimo-Gemeinde von 300 Seelen versorgte, hat durch die Ankunft eines Lehrers und seiner Frau Verstärkung erhalten.

Sogar der griechisch-katholische Bischof von San Francisco giebt sich jetzt Mühe, ein weniger ansehnliches Missionspersonal nach Alaska zu entsenden (Missions-Bl. d. Br. 1900, 35, 86, 218, 251, 266, 375, 407; 1901, 25, 29, 272, 308. Journal de l' Unité des Frères 1900, 227, 256, 260, 338, 363, 390; 1901, 61, 300. Assembly Herald 1900, 617, 619, 692. Sitka Northern Light 1901, 22, 61).

Was die Indianermissionen der Union anlangt, so hört man immer noch die alten Klagen über den periodischen Wechsel im Personal der Agenturen, je nach dem Ausfall der Präsidentenwahl. Die Freunde der evangelischen Indianermission, wie sie besonders in der Mohont-Konferenz und in der „Indian's Right Association“ zu Worte kommen, arbeiten jetzt vornehmlich darauf hin, daß dies Amt eines Oberkommissars der Indianerangelegenheiten dem Machtbereich des Ministeriums des Innern entrückt und direkt unter die Aufsicht des Präsidenten gestellt wird (Word Carrier 1901, 16. Assembly Herald 1901, 105, 110. Independent 2703, 1405).

Chronik.

Die alle drei Jahre zusammentretende General-Versammlung der norwegischen Missions-Gesellschaft hat in Drontleim in ihrer diesjährigen Tagung vom 3. bis 7. Juli folgenden Antrag ihres Hauptvorstandes mit großer Mehrheit angenommen:

„Die General-Versammlung bevollmächtigt den Hauptvorstand, eine Missionsarbeit in China aufzunehmen, sobald die dortigen Verhältnisse wieder einigermaßen normal geworden sind, falls nicht zu der Zeit solche ökonomischen oder andere Umstände vorliegen, die nach Ansicht des Vorstandes das Unternehmen nicht rätlich erscheinen lassen. Dieser neuen Mission darf anfangs kein größerer Umfang gegeben werden und bei ihrer späteren allmählichen Ausdehnung müssen immer die Anforderungen unserer älteren Arbeitsfelder an pekuniäre und persönliche Kräfte berücksichtigt werden; auch muß sie sich noch den Mitteln richten, die das Interesse für dieses Werk der Gesellschaft zuführen wird.“ — Im Jahre 1891 hatte der

Hauptvorstand der Norwegischen Missions-Gesellschaft es abgelehnt, sich mit dem zur Unterhaltung einer in 1883 von einem Norweger, Raestegaard, „im Anschluß an eine englische Gesellschaft in China“ begonnenen Mission eben ins Leben getretenen „Lutherischen Chinamissionsverein“ zusammenzuschließen. Ein Jahr später scheiterte andererseits ein von ihm ausgehender Einigungsversuch an dem Widerspruch dieses Vereins. Jetzt nun hielt der Hauptvorstand der Missions-Gesellschaft aber aus Rücksicht sowohl für das heimatlche Missionsleben als auch für die eigene Missionsarbeit für angezeigt, jene Resolution einzubringen. Innerhalb des „Lutherischen Chinamissionsvereins“ war nämlich seit 1899 eine Spaltung eingetreten, hervorgerufen durch den Gegensatz zwischen den Gliedern der lutherischen und denen der „freien Kirche von Norwegen“. Die Folge war, daß mehrere Missionare und drei Komitee-Mitglieder ihre Entlassung einreichten, ebenso der Direktor der Missionschule zu Harbanger. Da nun aber das Interesse für die Chinamission in Norwegen im Laufe der Jahre sehr zugenommen hat, so war zu erwarten, daß um diese ausgetretenen Missionare der Arbeit zu erhalten, sich ein neuer Verein bilden und damit die heimatlche Missionsgemeinde eine weitere Spaltung erleiden würde. Dieser Gefahr wollte der Hauptvorstand durch seinen Antrag vorbeugen. Was die Arbeit draußen betrifft, so glaubte er, daß weise Vorsorge für die Zukunft dazu nötige, daß unter französischer Herrschaft immer wenig sichere Madagaskar und das Kleine Sululand nicht die ausschließlichen Missionsfelder der Gesellschaft bleiben zu lassen. Zudem stände zu erwarten, daß in China nach dem eben erlebten Sturm ruhige und fürs Reich Gottes ertragreiche Zeiten eintreten würden. Augenblicklich hält der Hauptvorstand die Verhältnisse aber noch nicht für geeignet, in China zu beginnen. Er erwartet sie indes „in nicht ferner Zeit“, um dann über das zu erwählende Gebiet Beschluß zu fassen. „Inzwischen hat sich in Bergen ein Komitee gebildet, das die aus dem Chinamissionsverein ausgetretenen Missionare zu unterstützen beabsichtigt, damit sie ihr Missionswerk in China fortsetzen können, bis die Norwegische Missions-Gesellschaft die Arbeit aufnehmen und sie in ihre Dienste nehmen wird.“

G. M.

So sehr sich der Antrag der Norwegischen Missions-Gesellschaft aus den heimatlchen Verhältnissen begreifen läßt, so wenig kann ich mich für ihn erwärmen. Wo eine Gesellschaft ein so großes, fruchtbares und verantwortungsvolles Arbeitsfeld hat, wie die norwegische in Madagaskar, sollten alle Kräfte auf dasselbe konzentriert werden. Die Weisheit einer gesunden Missionstaktik ist leider in den heimatlchen Missionskreisen nicht immer zu Hause und es ist bedauerlich, wenn besonnene Missionsleitungen, bloß um Spaltungen daheim zu vermeiden, sich zur Inangriffnahme neuer Unternehmungen entschließen müssen, die ihre Kraft zersplittern. Und ob die Norwegische Missionsgesellschaft wirklich erreicht, was sie will? Ob die Kreise, welche in der modernsten englischen Richtung neue Chinamissionen betreiben, die eigenen Unternehmungen unterlassen werden, wenn sie selbst eine Chinamission in die Hand nimmt, das ist jedenfalls keine sichere Rechnung. Der Geist der Zersplitterung scheint unzertrennlich von dieser Richtung zu sein. Und endlich ist sehr fraglich, ob mit einer kleinen Mission, die man so zu sagen nebenher in China treiben will, in dem Riesenreiche viel ausgerichtet wird. Missions-Gesellschaften giebt es in China genug; daß diese ihre Kräfte mehren und konzentrieren, das ist empfehlenswert.

D. S.

Litteratur - Bericht.

1. **Kleinpaul**: „Die Mission in der Bibel“. Leipzig 1901. 2 Mk. Für jemanden, der nicht bloß mit einigem Interesse dem Lauf der Missionsgeschichte folgt, sondern mit ganzem Herzen für die Missionsache lebt, weil sie ihm selbst für den Glauben wichtig geworden ist, für den bedeutet ein aufmerksames Lesen der Bibel stets einen Trunk aus der ursprünglichen Quelle, selbst dann, wenn nicht immer neue Gedanken dabei kommen, sondern längst bekannte Worte und Zusammenhänge der Schrift ihn wieder grüßen. Der Verfasser des genannten Buches, der Vorsitzende der Sächsischen Missionskonferenz, bietet uns hier eine neue Handreichung zu besserem Verständnis der universalen Heilsgeschichte von der Schöpfung bis hin zur Wiederkunft Christi, und damit zugleich ein neues Hilfsmittel zur Vertiefung des Missionsinteresses: nicht vornehmlich biblisch-theologische Entwicklungen wissenschaftlicher Art, wie wir sie aus Warnecks Missionslehre kennen, auch nicht rein praktisch erbauliche Vorträge, die so manchesmal auf Kosten der ganzen Schriftwahrheit ausgesuchte Lieblingsthemata behandeln, vielmehr lebendige, in großen Zügen fixierte Reproduktionen der weltumspannenden biblischen Gottesgedanken. Daß dabei die so häufig übergangene oder vergessene Apokalypse einer eingehenden Besprechung gewürdigt wird und zwar nicht unter unter den ab und zu einzig geltend gemachten Gesichtspunkt einer durch die Parusie erforderten Arbeitsbeschleunigung, das scheint mir ein nennenswerter Vorzug der vorliegenden Schrift. Da auf die neuere Missionsgeschichte beispielsweise des öfteren Bezug genommen wird, hätte es vielleicht nahe gelegen, gerade bei Behandlung der Apostelgeschichte parallele Probleme der heutigen Praxis näher zu streifen. Das Buch trägt, obwohl durch Zusammenfassung einzelner in dem „Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz“ bereits früher gesondert erschienener Artikel entstanden, einen durchaus einheitlichen Charakter und verdient schon deswegen gern gelesen zu werden, weil jede Seite von der inneren Freude Zeugnis giebt, mit der es geschrieben wurde. Es zerfällt in folgende 5 Hauptkapitel: die im Alten Testament schlummernden Missionsgedanken (S. 1—21); der Universalismus des Christentums, wie er wurzelt in der Person Jesu Christi (S. 21—43); die Apostelgeschichte oder das Missionsbuch der Bibel (S. 44—100); die in der epistolischen Litteratur des Neuen Testaments, namentlich in den Paulinischen Schriften, ausgesprochenen Missionsgedanken (S. 101 bis 128); das Ziel der Mission wie die in der Off. St. Johannes liegenden Missionsgedanken (S. 129—178).

Fries, cand. min.

2. **Schlatter** (Pfarrer): „Die chinesische Fremden- und Christenverfolgung vom Sommer 1900.“ Basel 1901. 1 Mk. S. 356 ist unter den „Baseler Missionsstudien“ deren 7. Heft es bildet, dieses Schriftchen bereits angeführt worden, aber es verdient noch einer besonderen Hervorhebung sowohl wegen des eingehenden Quellenstudiums, auf dem es beruht, wie wegen der umfassenden Behandlung, die es seinem Gegenstande widmet. Man hat an ihm etwas Ganzes über die in der neueren Missionsgeschichte einzigartige schreckliche chinesische Katastrophe, nur das Kapitel 11: „Die chinesischen Christen während der Verfolgungszeit“ ist zu kurz geraten, weil der Autor bei der Abfassung seiner Arbeit noch nicht im vollen Besitz des betreffenden, erst im Laufe des Jahres 1901 uns bekannt gewordenen Detailmaterials

sich befand. Vorläufig ist in der deutschen Litteratur Schlatters Nüchlein die gründlichste und allseitigste Monographie über die blutigen Vorgänge des Sommers 1900 in China. Die englische Litteratur hat mittlerweile noch weitere und zwar sehr wertvolle Beiträge geliefert. Unter ihnen ragt über alle hervor Arthur S. Smith (Verfasser der berühmten Chinese Characteristics): *China in convulsion; the origin; the outbreak, the climax; the aftermath. A survey of the cause and events of the recent uprising.* 2 vls, ein Buch, auf Grund dessen vornehmlich die A. M. S. bald eine zusammenfassende allseitige Darstellung der betreffenden Episode bringen zu können hofft.

3. **Hoch:** „Die Aufgabe der Missionspredigt in Indien.“ 8. Heft der Basler Missionsstudien. 1901. 40 Pfg. — Vielleicht ist in keinem Lande der Erde eine fruchtbare Missionspredigt so schwer wie in Indien. Was sie gerade hier so schwer macht, das ist der eigentümliche Charakter des indischen Heidentums, den man vorerst verstehen muß, um das Evangelium den Anhängern desselben so verkündigen zu können, daß man nicht in die Luft predigt. Und das ist der Hauptinhalt dieser von einem langjährigen indischen Missionar verfaßten Broschüre, daß er — und zwar auch solchen in einer verständlichen Weise, die sich mit den ver- schlungenen Gedankengängen der hinduistischen Philosophie nie beschäftigt haben — das indische Heidentum in seiner Stellung zum Christentum in großen Zügen charakterisiert, um auf Grund dieser Charakteristik zu zeigen, wie ihm in der Predigt — um die es sich ihm nur handelt — beizukommen ist. Während der Hinduismus auf Grund der bloß relativen Bedeutung, die für ihn die Begriffe wahr und falsch, gut und böse haben, sehr tolerant gegen die in seinem eigenen Schoße entstandenen religiösen und philosophischen Richtungen ist, steht er dem Christentum als einer nichtindischen Religion voll Verachtung, ja Feindschaft gegenüber und erkennt in ihr höchstens eine für die Europäer berechnete Religion, zu welcher überzutreten ein Verbrechen ist. Den indischen Polytheismus als Vielgötterei zu bekämpfen, ist darum vergeblich, weil er auf der pantheistischen Grundanschauung ruht, daß die einzelnen Götter nur Emanationen, Inkarnationen, Manifestationen der Gottheit seien, die in ihrer Immanenz alles durchbringe. Und weil die Gottheit als das Absolute alles thun kann, was sie will, so sind auch die Sünden der Götter ihren Anbetern kein Argerniß. Da die Heiligkeit kein Attribut der Gottheit ist, so fehlt auch für die Sünde das Verständnis; sie ist ein Übel, eine unvermeidliche Unvollkommenheit des endlichen Daseins oder eine Verletzung des religiösen Ritus und der Kastenregel, und wird leicht entschuldigt. Obgleich der Pantheismus des Hindu Inkarnationen kennt, ist die Menschwerdung Christi ihm anstößig sowohl wegen ihrer Knechtsgestalt wie wegen des Anspruchs, die einzige und wahrhaftige Inkarnation Gottes zu sein. Der indische Heilsweg, obgleich er sich vielfach verzweigt, läuft auf eigene Leistung zur Gewinnung der Seligkeit hinaus und hat für die Rechtfertigung des Sünders aus Gnade durch den Glauben kein Verständnis. Wie das Wort Sünde, so hat auch das Wort Glaube für ihn einen völlig andern als den christlichen Sinn. Dazu kommt endlich die Kaste, an der jede theoretische Aufklärung abprallt und der quietistische Charakter des Hindu, welcher einseitig Gnosis und Meditation pflegt und auf die Bethätigung der Erkenntnis im Leben kein Gewicht legt. In Anknüpfung an diese im Wesen des Hinduismus liegenden Eigentümlichkeiten entwickelt dann der Verfasser die speziellen Aufgaben der indischen

Missionspredigt, wie weniger auf dem theoretischen als auf dem praktischen Wege an das Elend des Heidentums und an seine Trostbedürftigkeit anzuknüpfen und durch Erweckung des Gewissens Sündenbewußtsein und Heilsverlangen zu erzielen sei. Alles in gesunder Weise, je und je auch es durch Beispiele illustrierend, was vielleicht noch häufiger hätte geschehen können. Eine inhaltreiche empfehlenswerte Broschüre.

4. **Grundemann:** „Rechenschaftsbericht über das abgelaufene Missions-Jahrhundert.“ Vortrag, gehalten vor der Missionskonferenz zu Berlin 1900. 43 Seiten. Dresden 1901. 40 Pfg. In diesem inhaltsvollen Vortrage stellt Grundemann die Geschichte der Mission des 19. Jahrhunderts in das Gericht einer Selbstprüfung zu dem Zwecke: Fingerzeige und Belehrungen für ihre Thätigkeit im 20. Jahrhundert zu geben. Er betont mit Nachdruck, daß die Mission ihre menschliche Seite habe und darum auch kritikbedürftig sei. Er übt nun diese Kritik zunächst an dem heimatlichen Missionsleben, das im Laufe des 19. Jahrhunderts eine so große Wandelung erfahren habe und stellt an dasselbe etwa folgende Forderungen: keine weitere Zersplitterung; die Mission statt Vereins- Gemeindefache; mehr Missionskenntnis vor allen bei den Pastoren; Reformation der sogen. Missionsstunde, auch der traditionellen Missionspredigt; fort mit den Missionsanekdoten; nüchterne Missionsberichterstattung in den Missionsorganen und eine gute volkstümliche Missionslitteratur; missionswürdige Art der Geldsammlungen; noch gebiegenere Durchbildung der Missionare; Beschränkung der Aufgabe der Missionskonferenzen auf die Pflege des heimatlichen Missionslebens, und fügt dann noch einige kurze Bemerkungen über die Frauen- und die ärztliche Mission hinzu. Es wird über das alles viel Treffendes gesagt, aber es fließt auch manches Einseitige unter. Z. B. daß eine spezielle Missionshomiletik nötig sei, um eine ordentliche Missionspredigt halten zu können, ist eine über das Ziel hinauschießende Forderung. Man kann die betreffende Anleitung in der allgemeinen Homiletik wirklich in wenig Grundzügen geben. Ebenso ist die den Missionskonferenzen gestellte Aufgabe zu eingengt, wenn sie nur in Beziehung zu dem heimatlichen Missionsbetriebe stehen soll. Wenn eine Missionskonferenz Jahraus Jahrein nur die heimatliche Missionsarbeit behandelt, möchte ich wissen, wie sie auf die Dauer anziehend bleiben soll. Und sie erfüllte auch ihre Aufgabe kaum halb. Bezüglich der Missionslitteratur hätte doch nachdrücklicher anerkannt werden können, daß sie thatächlich eine Fülle von gebiegenen Arbeiten (auch in der englischen Welt) aufzuweisen hat. — Der 2. Hauptteil beschäftigt sich dann mit dem auswärtigen Missionsbetriebe. Hier wird von einer nüchternen Taxation des Missionserfolges, von der richtigen Auffassung der Missionsaufgabe speziell nach ihrer nationalen Seite, von den gesunden Anforderungen an die evangelistische, litterarische und erziehliche Missionsthätigkeit und zuletzt von verschiedenen anderen noch nicht gelösten Missionsproblemen namentlich der Kastenfrage, gehandelt. Ganz überwiegend mit treffendem Urtheil. Aber auch hier nicht ohne daß sich mancher Widerspruch regt. Man kann auch die Nüchternheit übertreiben; wenn z. B. bei Informationsreisenden das Urtheil derjenigen ganz beiseite geschoben wird, die kein besonderes geschärftes Auge gerade für die „Schäden“ der Missionsgemeinden haben. Die überaus schwierige Frage: ob Völkchristianisierung? wird nicht durch die bloße Hinweisung auf den Missionsbefehl entschieden. Bezüglich einer „Missionskeryttik“ liegen wirklich treffliche Anleitungen vor; zu einer „allgemein anerkannten“ wird es

nie kommen. Die individuelle Begabung und die Notwendigkeit der Individualisierung wird sich immer gegen eine kanonische Schematisierung auflehnen. Die Behauptung, daß die indischen Christen durchweg „selbst zu einer neuen Rasse geworden“ seien, wird von den indischen Missionaren zurückgewiesen werden. Auf Kleinigkeiten, die in beiden Teilen noch zu beanstanden sind, will ich mich nicht einlassen. Möchte das Gute und Beherzenswerte, an dem der Vortrag reich ist, die Früchte schaffen, die ich mit dem Vortragenden ihm wünsche.

5. **Rölbing:** „Hauptinhalt der christlichen Heilswahrheit zur Befestigung und Vertiefung in Luthers Katechismus auf Grund von amtlichen Spruchverzeichnissen.“ 2. Aufl. Breslau 1901. 65 Pfg. und:

„Warum wir evangelisch sind und bleiben. Kurze Darstellung der inneren Überlegenheit des Protestantismus über den römischen Katholizismus nach den Hauptzügen der Unterscheidungslehren.“ Ebd. 1901. 75 Pfg. Zwei ebenso kurze wie gediegene Schriftchen, die dieselbe Empfehlung verdienen wie des Verfassers früher angezeigtes „Biblisches Spruchbuch“ (S. 110). Sind sie auch für deutsche und speziell für schlesische Verhältnisse berechnet, so werden sie doch auch Missionaren gute Dienste thun, selbst solchen, die sich in ihrem Unterricht nur frei an den Lutherischen Katechismus anschließen. Die Behandlung der Unterscheidungslehren ist leider auf fast allen Missionsgebieten wegen der rücksichtslosen Eindringung der römischen Propaganda ein unabweisliches Bedürfnis. Das präcise Rölbing'sche Schriftchen ist ein brauchbares Hilfsmittel.

5. **Heilmann:** „Handbuch der Pädagogik. II. Band: Besondere Unterrichtslehre oder Methodik des Unterrichts.“ 3. Auflage. Leipzig 1901. — Was mich bewegt, dieses Buch in einer Missions-Zeitschrift anzuzeigen, ist nicht bloß der Dank gegen den Verfasser für die organische Eingliederung der Mission in den Lehrstoff der Schule (S. 44—47), der erste Versuch dieser Art in einem systematischen pädagogischen Werke, sondern auch der Wunsch, diese ebenso knappe wie geschickte, übersichtliche und umfassende Unterrichtsmethodik sowohl bei der pädagogischen Ausbildung der Missionare auf den Missionarsseminaren wie bei der unterrichtlichen Thätigkeit derselben auf den Missionsgebieten, namentlich bei der Ausbildung von eingeborenen Lehrern, verwendet zu sehen. Die unterrichtliche Thätigkeit ist ein wesentliches Stück des modernen Missionsbetriebs und Heilmanns Handbuch — natürlich mit weiser Akkomodation an die Missionsverhältnisse — eines der wertvollsten Hilfsmittel für sie.

W a r n e d.



Beiblatt

zur Allgemeinen Missions = Zeitschrift.

N^o 1.

Januar

1901.

Iens Haven in Labrador.

Von H. G. Schneider, Missionssekretär.

1. Göttliche Zulassungen und Führungen.

Im November des Jahres 1752 kam nach Europa die Kunde, daß der erste Versuch der Brüdergemeine zum Beginn einer Mission in Labrador mißglückt und der Leiter der Unternehmung, Joh. Christ. Erhardt, vermutlich von den Eskimo getötet worden sei.

Erhardt, ein holländischer Steuermann und Walfischfänger, in Westindien durch das Zeugnis des Brüdermissionars Fr. Martin 1741 erweckt, war auf seinen Reisen auch nach Neu-Herrnhut (Grönland) gekommen. Die von den dortigen Missionaren gehegte Überzeugung, Grönland wäre vom nordamerikanischen Festland aus mit Eskimo bevölkert worden, und solche als Heiden lebende Eskimo müsse es noch auf dem nordamerikanischen Festlande geben, eignete er sich an und wurde durch weitere Studien darin bestärkt. Von christlichem Eifer, aber auch von geschäftlicher Unternehmungslust entbrannt, gewann der fromme Mann 3 englische Kaufleute, Mitglieder der Brüdergemeine wie er selbst. Sie rüsteten ein mit Tauschartikeln beladenes Fahrzeug zur Reise nach dem damals noch ganz unbekannten Labrador aus. Dieser intimen Verbindung von Handels- und Missionszwecken auf Grund früherer ungünstiger Erfahrungen abhold, sandte Zinzendorf nur mit Widerstreben 4 Brüder mit, die sich ausschließlich der Missionsarbeit widmen sollten und mit einem zurechtgezimmernten Haus wie mit den nötigen Gerätschaften und Vorräten ausgerüstet wurden. Am 17. Mai 1752 ging die „Hope“, jenes Fahrzeug, von London ab (s. das noch im Herrnhuter Archiv vorhandene Tagebuch Erhardts). In Labrador angelangt, begann man am 31. Juli den Aufbau des mitgeführten Hauses und zwar an einer waldumschlossenen Bucht, die man dem einen Reeder zu Ehren „Nisbeth Harbour“ nannte; die Stelle liegt sehr nahe bei unserer südlichsten, 1896 gegründeten Station Mattovik. Die geplante Niederlassung sollte „Hoffenthal“ heißen („Alt-Hoffenthal“ und nicht zu verwechseln mit dem 30 Jahre später angelegten, nördlicher gelegenen „Hoffenthal“). Die 4 Missionsbrüder dort zurücklassend fuhr Erhardt am 5. September mit dem Schiff weiter nordwärts, um den mit den Eskimo bisher flott und freundlich betriebenen Handel fortzusetzen. Indes am 15. September erschien ganz unerwartet das Schiff wieder in Nisbeth Harbour mit der niederschmetternden Kunde, Erhardt, der Kapitän und 5 Mitglieder der Besatzung wären mit einem Boot voll Waren von den Eskimo hinter eine sie vor dem Schiff verbergende Insel gelockt und dort wahrscheinlich umgebracht worden; denn 2 Tage und 3 Nächte habe man an Bord vergeblich auf ihre Rückkehr ge-

wartet. Gleichzeitig flehte der nun das Fahrzeug befehligende Obersteuermann die 4 Brüder inständig an, als Gehilfen auf dem Schiff einzutreten, da er mit dem Rest der Mannschaft allein es unmöglich über den Ozean zurückführen könne. Mit blutendem Herzen fanden sich die Missionare in die bittere Notwendigkeit, ließen aber ihr Haus mit allem Proviant zurück, eine Zufluchtsstätte für Erhardt und seine Genossen, falls dieselben wider alles Erwarten mit dem Leben davongekommen sein sollten. Im nächsten Jahr besuchte dasselbe Schiff wieder die Küste Labradors. Man stieß aber nur auf einige Leichname der Erschlagenen und bestattete dieselben; man fand auch nur Asche und Ruinen, die einzigen Überbleibsel jenes Hauses.

Auf zwei Umstände muß die Ermordung Erhardts und seiner Begleiter zurückgeführt werden. Einmal waren die Eskimo zu allem Bösen fähige Heiden, ja als besonders diebisch, räuberisch, gewaltthätig und rachsüchtig berüchtigte Heiden. Sodann aber hatte bereits eine weitgreifende moralische Vergiftung und Verschlechterung des Charakters der Eskimo durch die alljährliche Berührung mit Vertretern der namenchristlichen weißen Rasse stattgefunden. Diese Berührung erfolgte allerdings nicht in dem noch unbekannten Labrador selber, sondern an den Gestaden der St. Lorenz Bai und der Straße von Belle Isle wie an denen der Nordspitze Neufundlands, wohin sich Eskimo in großer Anzahl jeden Sommer mit ihren Tauschwaren begaben. Zwischen Weißen und Eskimo herrschte andauernd der Zustand eines unerklärten Krieges. Ein so unverdächtiger Zeuge wie der Gouverneur von Neufundland, Hugh Palliser, bestätigt das in einem St. Johns den 1. Juli 1764 datierten, amtlichen Schriftstücke, wenn er unter strengen Verboten und Androhung schwerer Strafen davon spricht, daß alle Versuche zu einem gedeihlichen Verkehr mit den Eskimo bisher unwirksam geblieben, „zum großen Teil in Folge der unklugen, verräterischen und grausamen Aufführung gewisser an der Küste aus- und eingehender Leute (Weißer), von denen verschiedene Eskimo betrogen, ausgeplündert und getötet worden wären.“ — Ebenso konnte der berufene Vertreter der Brüdergemeine es wagen, in einer aus Anlaß eines späteren (1765) Missionsversuches verfaßten Eingabe an die höchsten britischen Regierungsbehörden zu London ungestraft davon zu sprechen, „die Eskimo seien nicht nur eine wilde, sondern eine durch üble Begegnis der Europäer so gereizte Nation, daß Morden sowohl wie Rauben und Stehlen ihre alltägliche Gewohnheit geworden“, und den Seefahrern müßte es verboten werden, „außer im Fall der Notwehr die Eingebornen zu erschrecken oder zu bedrohen, an ihrer Küste zu landen und ihnen mit Gewalt etwas wegzunehmen oder mit ihren Weibern etwas zu thun zu haben, was diesen armen Kreaturen oft das Leben koste.“

Einen so verzweifelt bösen Schaden heilen zu sollen, ist eine besonders schwere, aber der evangelischen Mission nicht selten beschiedene Aufgabe, Erhardt wie seine Genossen waren nicht die letzten, welche solchen verfahrenen Verhältnissen zum Opfer fielen. Leider diente sein Schicksal, das seiner Zeit viel Aufsehen machte, erklärlicher Weise auch dazu, den ohnehin üblen Ruf der Eskimo in Labrador noch zu verschlechtern und von einem weiteren Versuche, ihnen die Hilfe zu bringen, deren sie so dringend bedurften, scheinbar auf lange Zeiten hinaus abzuschrecken. In Herrnhut, wo die Trauer um Erhardt mit der Freude über die Wiederkehr der 4 Brüder rang, gab es jedoch einen Mann, auf den die schmerzliche Kunde einen ganz andern Eindruck machte, Jens Haven. Seines Zeichens ein Zimmermann und Tischler, der in Herrnhut auch längere Zeit auf einer Druckerei gearbeitet, nahm er zwar auch an der allgemeinen Betrübniß theil, wurde zugleich aber von tiefem Mitleid mit den Eskimo und dem starken Drang erfüllt, nach Labrador zu gehen, um dort das Evangelium zu verkündigen. Ja, die Überzeugung, daß dies des Heilandes Wille sei, wurde so mächtig in ihm, daß er sich mit einem gleichgesinnten Freunde dazu verband, sie wollten sich für den Missionsdienst in Labrador melden, sobald sich eine Möglichkeit zeige, dorthin zu gelangen; bis dahin aber wollten sie schweigen und die Ebnung der Wege den Händen Gottes überlassen.

Wer war nun dieser Jens Haven? Zu Buust, einem Dorfe in Jütland, den 23. Juni 1724 geboren als der Sohn eines dort ansässigen Bauern, hatte er in der Schule sich als ein befähigter Knabe erwiesen, der sich spielend gute Kenntnisse in Religion wie in den übrigen Unterrichtsgegenständen aneignete. Eine gewisse Selbstgefälligkeit darüber ließ er während des vom Pastor Langgaard, dem Ortsgeistlichen, erteilten Konfirmationsunterrichtes so deutlich zu Tage treten, daß dieser ihm einmal unmutig zurief: „Im Kopfe hast du genug; das ist aber auch alles, was du hast!“ — eine Äußerung, die dem körperlich kleinen Jens tief zu Herzen ging und in Verbindung mit dem erstmaligen Genuß des heiligen Abendmahls den aufrichtigen Entschluß in ihm wirkte, sich dem lieben Gott ganz als Eigentum hinzugeben. Bald erkaltete jedoch der warme Hauch empfangener Eindrücke und gesaßter Vorsätze, der Jüngling lebte, ohne übrigens aus den Gleisen eines äußerlich ehrbaren Wandels zu weichen, lange Zeit sorglos in den Tag hinein. Ja, als durch die evangelisch lebendige Predigt Pastor Langgaards eine Erweckung im Dorf und in der Umgegend entstand, steigerte sich der Gegensatz gegen diese Bewegung in der Seele von Jens so sehr, daß er die Erweckten als Heuchler schmähte, ja sich zu der Äußerung hinreißen ließ, er werde den Pastor bei der ersten besten Gelegenheit erschießen. Da wurde er eines Tages bei der Heimkehr vom Felde durch ein Gewitter überrascht, ein Wetterstrahl fuhr dicht vor ihm in den Boden, er selbst stürzte zur Erde. Eine so kräftige Sprache wirkte. Wieder zur Besinnung gekommen,

bat der Jüngling den lieben Gott inbrünstig, derselbe möge ihm noch so viel Zeit lassen, daß er sich gründlich bekehren könne; denn er sähe ein, daß seine bisherige, selbstgemachte Frömmigkeit nichts taue, sondern daß er ein verlorener und verdammungswürdiger Sünder wäre, wenn Gott sich nicht über ihn erbarme. Außerlich unverletzt erhob er sich. Von da an betete und weinte er viel, bis es ihm zur inneren Gewißheit wurde, daß er nicht verloren gehen werde, wenn er sich nur an seinen Erlöser Jesus Christus halten und an dessen Verdienst glauben wolle. Nun ein eifriger Besucher von Pastor Langgaards Predigten und auch persönlich mit ihm verkehrend, schloß er sich dem Kreise der Erweckten an, die mit der Brüdergemeinde in Verbindung gestanden zu haben schienen und auch Jens mit ihr bekannt machten. In seinem inneren Leben reich gesegnet und gefördert „ward ihm nun die ganze Welt feil.“ Doch begab er sich zunächst auf längere Zeit nach Kopenhagen, um sich in seinem Handwerk zu vervollkommen und von der Kunst zum Gesellen erklären zu lassen. Gleichzeitig gehörte er dem Kreise der auch hier sich findenden, mit der Brüdergemeinde Verbundenen an. Im Jahre 1748 schnürte er jedoch sein Bündel und machte sich mit mehreren Gleichgesinnten nach Herrnhut auf den Weg.

Hier angekommen, trat Haven bald der Brüdergemeinde ganz bei. Sie gewann an ihm einen zwar nicht mit einer umfassenden Bildung ausgestatteten, aber klugen, klaren, charakterfesten Mann voll Entschlossenheit und zäher Ausdauer, der bescheiden in seinen Ansprüchen, demüthig und seiner Grenzen stets sich wohl bewußt nach seinem eigenen wie anderer Zeugnis wohl etwas Schroffes und Hartes, eine rauhe Schale, aber dabei ein gutes Maß von Lauterkeit und Biederkeit, ja seinem innersten Kerne nach ein zartes, weiches Gemüth besaß. Vor allem aber beseelte ihn eine innige Liebe zu seinem Heiland, zu dessen Dienst er sich mit Leib und Leben für bedingungslos verpflichtet ansah, weil der Heiland für seine Erlösung Leib und Leben dargegeben hatte.

Doch er schien einer Täuschung erlegen zu sein, wenn er an eine baldige Sendung nach Labrador glaubte. Denn einmal mußte er bis zum Jahre 1758 überhaupt auf eine Berufung warten und dann erhielt er sie nach — Grönland. Er nahm sie gleichwohl freudig an. Als er sich indes von Zinzendorf verabschiedete und von diesem gefragt wurde, wie lang er schon den Trieb gefühlt, nach Grönland zu gehen, antwortete Haven: „Ich habe nie einen Trieb nach Grönland gehabt, aber nach Labrador habe ich mich nun bald 6 Jahre gesehnt. Doch gehe ich auch gern nach Grönland, weil der Heiland es so für gut findet.“ Dieser Bescheid machte Zinzendorf einigermaßen betreten und er ließ die Berufung Havens einer abermaligen Entscheidung durch das Los (von der damals in der Brüdergemeinde alle Berufungen und noch viele andere Dinge abhängig gemacht wurden) unterwerfen, erhielt aber wieder eine bejahende Antwort. Da sagte er zu Haven: „Nun, so gehe mein Kind und lerne grönländisch! Der Heiland wird danach schon alles ordnen!“ Und in der That war für Haven und die Mission der Weg nach Grönland,

wie die Folge zeigte, nicht ein Abweg, ja nicht einmal ein Umweg, sondern der rechte, gerade Weg nach Labrador.

Mit dem auf Besuch in der Heimat gewesenen Begründer unserer grönländischen Mission, Matthäus Stach, und mit seinem ebenfalls berufenen, leiblichen Bruder Peter Haven, der auch der Brüdergemeine beigetreten, reiste Jens Haven nun nach seinem neuen Bestimmungsort. Am 27. Juni 1758 trafen sie in Neu-Herrnhut ein, der ersten und damals einzigen Missionsstation. Doch schon am 19. Juli fuhren die drei mit vier grönländischen Familien weiter südwärts an der Küste entlang und gründeten die zweite Missionsstation Lichtenfels, 18 Meilen südlich von Neu-Herrnhut. Hierbei begann Jens Haven seinen Ruf als Missionsstationen-Gründer zu schaffen, er hat im ganzen nicht weniger als ihrer vier angelegt. Ohne uns auf die Art seiner Arbeit und deren Erfolg einzulassen, erwähnen wir nur, daß er 1759 nach Neu-Herrnhut versetzt wurde und sich dort so glücklich als Missionar der Grönländer fühlte, daß er seine ganze weitere Lebenszeit unter ihnen verbringen zu können hoffte. Da vernahm er nachts im Schlaf eine ihm sehr unbequeme Stimme: „Hier ist nicht der Ort Deiner Bestimmung. Du sollst meinen Namen einem Volke verkündigen, das noch nichts von mir gehört hat!“ Erwacht dachte er darüber nach, fand, daß diese Anrede „ein wunderlich Ding“ sei, und schlief wieder ein. Die Stimme ließ sich zum zweitenmal hören. Wieder erwacht beschäftigte er sich eingehender mit dem vernommenen Ruf, kam aber, von seiner Liebe zu den Grönländern geleitet, zu dem Ergebnis, das Ganze sei nur ein bedeutungsloser Traum. Abermals eingeschlummert erklang jedoch die Stimme zum drittenmal und zwar diesmal mit dem Zusatz „in Labrador“, ja so deutlich und überzeugend, daß Haven dessen gewiß war, er habe einen Ruf von Gott erhalten und bitterlich weinend ausrief: „Ach Herr, ich taue nicht dazu! Doch soll es sein, so mußt Du mich mit Deinen Augen leiten und selber Weg und Bahn machen.“ Gott das Weitere überlassend, schwieg er über diese Erfahrung, erhielt aber ungesucht die Aufforderung, den damaligen Geschichtsschreiber der Brüdergemeine, David Cranz, der 1 Jahr in Grönland gewilt, nur um Land und Leute wie die Mission kennen zu lernen und sie mit der Feder schildern zu können, auf der Rückreise in die Heimat zu begleiten. Im Januar 1763 trafen beide in Herrnhut ein.

Damit war Havens grönländischer Missionsdienst zu Ende. Derselbe hatte ihm nicht bloß praktische Missionserfahrung eingetragen, sondern vor

allem Kenntniß der Sitten, Lebensweise und Sprache der Eskimo. Wamentlich Havens Reisetagebuch im einzelnen erkennen läßt, bildete seine Beherrschung der Eskimosprache die Schlagrute, die allein ihm später die Herzen der gegen alle Weißen äußerst erbitterten Bewohner Labradors aufthat.

2. Geduldsschulen.

Das Jahr 1763 verbrachte Haven ruhig in Herrnhut, von seiner Hände Arbeit lebend. Im Januar 1764 aufgefordert nach Grönland zurückzukehren, bat er um eine Losentscheidung; er wünschte eine bejahende, er mußte aber, daß sie verneinend ausfallen werde. Letzteres geschah in der That. Als Joh. v. Watterville, Zinzendorfs Schwiegersohn, ihm das mittheilte, ihn trösten wollte und zugleich Haven fragte, ob er sich wohl einen Grund dieses Ausganges denken könne, bekannte der Gefragte unter Thränen, daß er den göttlichen Auftrag empfangen zu haben glaube, eine Mission in Labrador zu beginnen. In einem Schreiben an die kirchliche Oberbehörde legte er dann auch seine Gedanken dar. Eine neue Losentscheidung billigte den Plan, man redete Haven nur seine ursprüngliche Absicht aus, 3 Jahre als Zimmermann und Matrose in den Dienst der Hudsonsbai-Gesellschaft zu treten, um so nach Labrador zu gelangen, sondern riet ihm über Neufundland zu gehen, und am 2. Februar 1764 machte er sich auf den Weg, zu Fuße durch Deutschland und Holland wandernd und dann nach England übergehend, wo ihm freilich seine damalige Unkenntnis des Englischen Not machte.

Durch Brüder in London bei dem zur Zeit dort weilenden Gouverneur und Oberkommandanten von Neufundland Hugh Pallisser eingeführt, fand er ganz ungesucht gleich bei seinem ersten Besuch eine merkwürdige Gelegenheit, seine Kenntniß der Eskimosprache zu bethätigen und erhielt von jenem einen Empfehlungsbrief an den Kommandanten von St. Johns (Hauptstadt von Neufundland), wie die Zusicherung, daß ihm bei einer Reise nach Labrador jeglicher mögliche Vorschub geleistet werden solle. Das Anerbieten eines Freiplazes auf des Gouverneurs eigenem Schiff lehnte Haven indes ab, um nicht in Verpflichtungen zu geraten, deren Tragweite er nicht absehen konnte. Mit einem Kreditbrief von 400 Mark versehen, langte er auf einem andern Fahrzeug Anfang Juni in St. Johns an. Auf die Unterkunft und freie Verpflegung verzichtend, die ihm der Empfehlungsbrief an den Kommandanten zusicherte, arbeitete er als Zimmermann bei einem Kaufmann Gaden bis zu Pallissers Ankunft. Man machte ihm günstige Anerbietungen für sein Verbleiben in der

Stadt, man erklärte seinen Plan, zu den Eskimo in Labrador gehen zu wollen, für geradezu wahnwitzig. Denn von der Mordgier der Eskimo hegte man die übertriebensten Vorstellungen und war, ein Reflex des bösen Gewissens, von einer an Hasensüßigkeit grenzenden Furcht vor ihnen erfüllt. Über Labrador wußte man nichts und stellte sich vor, das ganze Land wäre von dem kostbarsten Pelzwerk wie bedeckt. Dazu kam eine alle Verhältnisse durchdringende politische Spannung in Neufundland selber, ein Restbestand von dem erst das Jahr zuvor zwischen Frankreich und England abgeschlossenen Pariser Frieden, der letzterer Macht den Besitz des hauptsächlich von Franzosen kolonisierten und bewohnten Canada und Neufundland endgiltig zusicherte — unerquickliche Verhältnisse, zwischen denen aber Haven, unbeirrt sein Ziel im Auge, nach bestem Vermögen hindurchlavierte.

Der endlich angelangte Passirer, der sich sehr entgegenkommend und wohlwollend gegen Haven bezeugte, stellte ihm eine Art von Schutz- und Empfehlungsbrief aus, in welchem er ihn als Missionar wie als Vermittler friedlicher und freundlicher Beziehung zwischen Eskimo und Weißen bezeichnete. Dies Schreiben wurde vervielfältigt und in allen Häfen Neufundlands angeschlagen; außerdem bekam Haven einige Exemplare davon mit, als er sich auf die Reise nach Norden begab. Die Widrigkeiten und Täuschungen seitens gewissenloser Kapitäne, die er auf dieser Reise erdulden mußte, übergehen wir und erwähnen bloß, daß am 4. September, wie er sagt, die erwünschte Stunde schlug, da er mit dem ersten Eskimo in Berührung kam. Es geschah dies nicht in Labrador selbst, dessen Küste er kurz in Chateau Bay am Ausgang der Straße von Belle Isle berührt, sondern im Hafen von Quirpon, einer kleinen Insel dicht bei der östlichen Nordspitze von Neufundland; keiner der Schiffer und Fischer wagte sich tiefer nach Labrador. Havens Freude, daß er sich mit diesem sprachlich verständigen konnte, war unbeschreiblich groß. Dabei muß freilich bemerkt werden, daß zwischen dem in Grönland und dem in Labrador gesprochenen Eskimo eine nicht unbedeutende Dialektverschiedenheit herrscht, die schon Cranz mit dem Unterschied von Platt- und Hochdeutsch vergleicht. Immerhin aber kam Haven mit jenem Eskimo sprachlich ganz gut zurecht und bewog ihn, noch 4 seiner Landsleute herbeizuholen. Inzwischen legte er seine grönländische Fellkleidung an und hatte nun mit den 5 Männern, die erklärten: „Das ist kein Europäer, sondern einer von unsern Landsleuten!“ eine lange Unterredung. Sich dem Schutz Gottes befehlend, kam er sogar der Aufforderung der-

selben nach, sie und ihre übrigen Landsleute auf einer 1 Stunde entfernten Insel zu besuchen, wie schwer es auch hielt, bei der vor den Eskimo herrschenden Furcht Kuderer dahin zu bekommen. Endlich unternahm der Steuermann Mugford, der spätere Kapitän des Missionschiffes, das einige Zeit darauf angeschafft wurde, und 1 Matrose das Wagestück, natürlich bis an die Zähne bewaffnet. Sie setzten Haven ans Land, stießen aber gleich wieder ab und warteten in Flintenschußweite vom Ufer den Ausgang ab. Dem landenden Haven riefen die Eskimo gleich entgegen: „Unser Freund ist gekommen!“ Zuerst umringten sie ihn so dicht, daß er sich nicht rühren konnte, befühlten ihn von Kopf bis zu den Füßen und untersuchten seine Taschen. Dann gehorchten sie aber, als er sie aufforderte, sich gruppenweise nach Familien aufzustellen, und jedem Mann einen Fischhaken und jeder Frau eine Nähnael versprach. Er unterrichtete sie nun von dem Zweck seines Kommens, wie er sie mit Gott bekannt machen, nächstes Jahr mit seinen Brüdern wiederkommen und unter ihnen ein Haus bauen wolle, um ihnen alle Tage gute Worte zu sagen u. s. w. Schließlich nahm er Pallissers Empfehlungsbrief vor und übersezte ihn. Denselben anzurühren wagten sie aber nicht; es müsse etwas Lebendiges sein, weil Haven daraus reden könne. Schwer hielt es, sie zu dem Versprechen zu bringen, daß sie nicht mehr stehlen wollten. Zwei Stunden verweilte Haven unter ihnen. Gegen Abend besuchte er sie ein zweites Mal. Sie siedelten darauf nach einer Insel über, die näher an Havens Schiff lag. Ein durchweg freundlicher Verkehr zwischen dem Missionar und den Eskimo entspann sich nun und währte 14 Tage. Er erzählte ihnen viel vom Heiland, sein eigenes Herz war voll Lob und Dank, während die englischen und französischen Schiffer ihn wie ein höheres Wesen anstauten. Er hatte, soweit menschliche Erklärungsgründe in Betracht kommen, durch seine Kenntnis der Eskimosprache wie durch Freundlichkeit und Unerbrochenheit das erreicht, was sie mit ihrer kulturtrunkenen Proßerei, ihrer Rohheit und Ungerechtigkeit und allen ihren Mordwaffen niemals zu leisten imstande waren.

Über den Hafen von Crémallère (fälschlich Gramilien), 20 englische Meilen südlich von Quirpon an der Ostküste Neufundlands, seinen Weg nehmend, langte er nach mancherlei Beschwerden in St. Johns bei seinem Herrn Gaden wieder an. In dieser Stadt war gerade kurz zuvor die fälschliche Kunde von Havens Ermordung eingetroffen. Daß er unermordet davon gekommen, daß er sogar friedlich mit den Eskimo verkehrt, machte ihn nun mit einem Male zum berühmten Mann. Ihm war das lästig,

er ging darum nur abends aus, weil er am Tage sofort von Neugierigen umringt war. Pallisser überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen und beriet auch mit ihm, wie man weiter in Labrador vorgehen solle. Am Schlusse der Übersetzung seines Reisetagebuches, die er mit Hilfe eines englisch-könnenden Deutschen zu Stande brachte und dem Gouverneur übergab, erklärte aber der bei aller Einfalt doch besonnene Missionar, daß er Labradors wegen sich erst mit seinen Vorgesetzten in Deutschland ins Benehmen setzen müsse, da er allein nichts ausrichten könne, sondern mehrerer Brüder bedürfe, die ebenso wie die nötigen Geldmittel von Deutschland aus gesandt werden müßten, und da jene allein die Bedingungen aufzustellen hätten, an deren Erfüllung seitens der englischen Regierung man den Beginn einer Missionsthätigkeit knüpfen würde.

Diesmal das Anerbieten Pallissers annehmend, fuhr Haven mit der Kriegsfregatte „Lark“ nach Europa zurück, wurde an Bord außerordentlich gut behandelt und hatte oftmals Gelegenheit, gegenüber Offizieren und Mannschaft ein Zeugnis vom Heiland abzulegen. Am 5. November 1764 in London eintreffend, beendete er seine erste Untersuchungsreise.

Ihren Ergebnissen wird man freilich nicht gerecht, wenn man sie einseitig nach dem Maßstab der heutigen Wissenschaft und Missionskunde beurteilt, statt gesund geschichtlich zu verfahren und sie nach dem Niveau ihrer Zeit zu werten. Während bis dahin Gelehrte, Admirale und Gouverneure die Bewohner Labradors in den einen gemeinsamen großen Topf „Indianer“ geworfen und sie thatsächlich immer als „Indianer“ schlecht hin oder als „Eskimo-Indianer“ bezeichnet hatten, bereicherte Haven, mag sein unabsichtlich, die Völkerkunde durch die Thatsache, daß die Bewohner Grönlands und Labradors dem einen gemeinsamen Stamm der Eskimo angehörten und von den Indianern unterschieden wären. Wenn sodann auch der Brüdergemeine die Allgemeingiltigkeit des göttlichen Missionsbefehls und damit zugleich seine Ausführbarkeit dogmatisch feststand und thatsächlich erprobt war, so diente doch jeder neue praktische Versuch, ihm Folge zu leisten, ihren Mitgliedern zur Glaubensstärkung und andern gegenüber als eine Apologie der That. Hier lag aber mindestens der erste entscheidende Schritt zu einem neuen Versuch vor, ein Schritt, der wenigstens ausreichte, um die Scharte schmerzlicher Erinnerungen an Erhardts Niederlage auszuweichen, wenn sich Haven auch ganz klar darüber war, daß nur eine lang fortgesetzte Erziehungsarbeit den Eskimo aus ihrem derzeitigen Zustand heraus helfen könnte. Und wenn man heutzutage an der großen Zahl der dem eigentlichen Versuch vorangehenden Schritte Anstoß nehmen möchte, so bedenke man, daß es in jenem Jahrhundert der ersten Gehversuche evangelischer Mission eigentlich nur zwei Extreme gab, entweder, wenn der Ausdruck gestattet wird, Glaubensabenteuer wie z. B. das Erhardts, oder langsam reisende Unternehmungen, deren schleichende Entwicklung, von Spezial- und Lokal-Ursachen abgesehen, aus der Mangelhaftigkeit der damaligen Weltkenntnis und des damaligen Weltverkehrs herfloß. Zeit hatten ja unsere Vorfahren und geduldig zu warten verstanden sie auch besser als wir.

Von den Brüdern in London mit Freuden wieder aufgenommen, sandte Haven Reisetagebuch und Bericht nach Deutschland zu weiterer Beschlußfassung. Inzwischen langte auch die Übersetzung des Tagebuches und ein dem Unternehmen sehr günstiges Schreiben von Pallisser bei dem Board of Trade and Plantations an, einem der Regierung beigeordneten Handels- und Verkehrskollegium, dessen Gutachten und Beschlüsse aber, um die Kraft von Verordnungen zu erhalten, erst von dem secret council, dem Geheimen Rat, d. h. dem Ministerium unter wenigstens nominellem Vorstz des Königs gebilligt und bestätigt werden mußten. Dieses Handelskollegium zeigte sich in der ganzen Folgezeit der Missionsunternehmung günstig, und sein Vorsitzender Lord Hillsborough, der zugleich Minister war, wie sein Sekretär Pomnal bewährten sich die folgenden Jahre hindurch als der Mission wohlwollend gesinnte Ehrenmänner. Haven widerfuhr die hohe Ehre, vor dieses Kollegium geladen zu werden. Er erschien und gab nähere Aufschlüsse, mußte aber als dazu nicht befugt alle Vorschläge zu weiteren Abmachungen ablehnen unter Hinweis auf eine bald zu erwartende Eingabe der Unitätsdirektion. Auch wies er das Anbieten einer Geldunterstützung zu seinem persönlichen Unterhalt mit Dank zurück. Im Bedarfsfall bekomme er von seinen Brüdern das Nötige; fürs gewöhnliche arbeite er aber auf seiner Profession und brauche nichts. Ebenso bat er, ihn nicht als „minister“ zu bezeichnen und mit „reverend“ anzureden; „Jens Haven“ genüge, er sei nur ein Zimmermann. Das ganze Kollegium lächelte, und der Lord äußerte, solche Erklärungen, daß einer weder nach Geld noch nach Ehre trachte, kämen selten vor.

Bald erfolgte die Willensäußerung der Unitäts-Direktion. Sie wünschte, daß Haven im Frühjahr 1765 wieder nach Labrador gehen, diesmal aber wo möglich in das Land selber eindringen und sich damit bekannt machen möchte. Die Brüder Drachart, ein ehemals dänischer Missionar in Grönland, der in den Dienst der Brüdergemeine übertreten, J. Hill, ein Engländer, und Schlözer, ein des Kartenzeichnens kundiger Deutscher, sollten ihn begleiten und mit ihm für Anlegung von Missionsstationen geeignete Plätze aussuchen, für deren Wahl in der Instruktion genau angegebene Gesichtspunkte eingehalten werden sollten. Die Unitäts-Direktion stellte ferner eine Reihe von Forderungen auf, die in einer Eingabe an das Handelskollegium und den Geheimen Rat zu Gunsten der Mission geltend gemacht werden sollten. Sie verraten deutlich, daß man seit Beginn der Brüdermission im Jahr 1732 Erfahrungen gemacht und Lehren gesammelt hatte. Erwähnt sei davon nur,

daß man nicht irgendwelche Geldunterstützung seitens der Regierung verlangen, ja eine freiwillig angebotene ablehnen wollte; daß man auf Havens Bericht hin bei der Ausdehnung der Küste gleich die Anlegung von 4 Missionsstationen ins Auge faßte und für jede einen grant oder charter (bedingungsweise Schenkung) von je 100000 Acker Landes begehrte, nicht um der Mission irgendwelche Einnahmen zu verschaffen (Klima und Felsenboden gestatten in Labrador nicht irgendwelchen Anbau), sondern um auf Grunde der Erfahrungen der Indianermision in Nordamerika und der Beobachtungen Havens, die Eskimo mit ihrer Fischerei und Jagd gegen jegliche Übervorteilung durch Weiße sichern zu können. Das Handelskollegium machte in gutem Glauben hoffnungsvolle Aussichten auf die Erfüllung dieser Forderungen. Der wieder auf Besuch angelangte Pallisser that das gleiche, versprach jeglichen Vorschub und stand auch ausdrücklich von dem Vorschlag ab, den er anfänglich gemacht, daß die 4 Brüder sich teilen und nur 2 nach Labrador gehen, die beiden andern aber in Neufundland bleiben sollten, worauf einzugehen sie bestimmt sich weigerten. Die Entscheidung des Geheimen Rates stand freilich noch aus. Doch alles übrige schien geordnet und geebnet, außerdem war das Frühjahr da.

So wurde von den 4 Brüdern am 7. Mai 1765 die zweite Unteruchungsreise angetreten und zwar an Bord der gleichen „Lark“, die Haven den Herbst zuvor zur Rückreise benutzte. Die Behandlung der Brüder war eine freundliche, rücksichtsvolle, die Fahrt eine günstige, am 2. Juni lief das Schiff in den Haven Groc ein, ein Stück südlich von der Nordspitze Neufundlands an dessen Ostküste. Hier mußten sie bis zum 17. Juli warten und dann an Bord des Kriegsschiffes „Niger“ übersiedeln. Bald nach der Abfahrt von Groc eröffnete der neue Kapitän ihnen unter Berufung auf eine Ordre Pallissers, daß sie sich entweder trennen und nur 2 von ihnen nach Labrador entsenden oder alle zusammen den Sommer über bis zur Rückreise in Chateaubay bleiben mußten. Die Brüder wurden durch diesen Wortbruch tief verletzt, aber all ihr Einspruch war vergeblich, sie hatten sich in das Unvermeidliche zu fügen. Dem Gouverneur lag trotz gegenteiliger Äußerungen offenbar an der Mission sehr wenig, sehr viel dagegen an einer gesunden Entwicklung des Handels mit den Eskimo in Chateaubay. Für diesen Zweck schien einer von den beiden der Eskimosprache kundigen Missionare, Haven oder Drachart, unentbehrlich. Der 13 Jahr ältere, schon in seiner Kraft geschwächte Drachart mußte der Zurückbleibende sein und, da er gar nicht englisch konnte, J. Hill als Dolmetscher zur Seite haben. So gingen Haven

und Schölzer, nachdem man Chateaubay erreicht, an Bord eines Kriegsschuners nach Norden ab.

Vom 25. Juli bis 3. September abwesend, drangen sie nur bis zum 56. Breitengrade an der Küste Labradors vor und richteten wenig aus. Nur ein gebrechliches, zu Rekognoszierungsfahrten zwischen den zahlreichen Inseln schlecht geeignetes Boot stand an Bord zur Verfügung. Offiziere und Mannschaft, von einer Panik vor den Eskimo beherrscht, machten die Fahrt nur äußerst widerwillig und ließen es die beiden Missionare entgelten, daß sie um ihretwillen gemacht werde. Ein Obersteuermann war geradezu zum spionierenden Beobachter der Brüder ernannt und suchte sie auf Tritt und Schritt zu ärgern. Einen Eskimo bekamen sie überhaupt nicht zu Gesicht. Doch zeichneten sie einige ganz wertvolle Karten, wobei auch Haven redlich mithalf, da Schölzer viel krank war; daneben bekamen sie von der Bodenbeschaffenheit und dem Klima des Landes allgemeine Eindrücke.

Drachart knüpfte inzwischen in Chateaubay Verbindung mit einigen hundert Eskimo an und kam in freundliche Beziehungen zu ihnen, verkündigte ihnen auch das Evangelium. Groß war die Freude der Eingebornen, als der „kleine Jense“, wie sie Haven nannten, nach Chateaubay zurückkehrte und nun auch mit ihnen umging. Eine Nacht mußten Drachart und Haven auch einmal an Land unter den Eskimo zubringen, kamen jedoch unermordet und unverletzt davon. Dagegen war die Behandlung der 4 Brüder durch den Kapitän des „Niger“ eine durchaus unwürdige, von tiefem Mißtrauen geleitete, allen Versprechungen und dem Empfehlungsbrief des Handelskollegiums zuwiderlaufende. Er kommandierte sie wie Untergebene, wollte sie nur als Dolmetscher gelten lassen und verlangte sogar ihre Karten und Aufzeichnungen. Haven, der überhaupt manchen Strauß mit ihm auszusechten hatte, verweigerte sie ihm aber bestimmt, obwohl jener Gewalt anzuwenden drohte. Dieses Lebens gründlich überdrüssig und bitter enttäuscht, langten die 4 Brüder am 30. November 1765 wieder in London an.

Von diesem Zeitpunkt an bis zum 3. Mai 1769 herrschte nun in der Labrador-Angelegenheit ein völliger Stillstand.

Die Unitäts-Direktion behielt die Sache zwar unausgesezt im Auge, und wenn dieselbe einmal in Vergessenheit zu geraten drohte, so regte sich gleich der unermüdlche Haven bald mündlich bald schriftlich. Aber was sollte man machen, da man einerseits mit gutem Grunde an dem Satz festhielt *no grant, no brethren!* (wenn keinen gesicherten Landbesitz als Basis für die Mission, dann keine Brüder als Missionare) und da andererseits auf die gemachte Eingabe und eine neue aus dem Geheimen Rat kein Entscheid einging?! Und warum erfolgte ein solcher nicht? So weit die Akten, Briefe und ein Aufsatß Havens ein Urteil gestatten, lag das einmal an der Forderung eines *grant* von im ganzen 400 000 Acker. Unbekannt mit Bodenbeschaffenheit und Klima in Labrador und den nur auf das Wohl der Eskimo zielenden Wünschen der Brüder mißtrauend, glaubte

man im Ministerium, tausende von Brüdern würden nach Labrador kommen und da ein „neues jesuitisches Reich wie in Südamerika“ gründen. Selbst der Umstand, daß Haven und Drachart Dänen von Geburt waren, wurde verdächtig befunden, da Dänemark, schon im Besitz von Grönland, vor langen Zeiten einmal Ansprüche auf Labrador erhoben haben sollte. Dazu kam dann häufiger Personenwechsel im Ministerium, eine nach dem Pariser Frieden neu erwachte Regsamkeit der kolonialen Politik Englands, die eine Fülle von neuen Projekten zeitigte, endlich persönliche Intriguen. So schied z. B. Lord Hillsborough für längere Zeit aus dem Ministerium, trat aber dann wieder ein; Pallisser ward von einem Nebenbuhler zur Seite gedrängt, der aber völlig Fiasco und Pallisser wieder Platz machte, bis dieser verabschiedet durch Byron ersetzt wurde. In dieser Zeit mißglückten auch einige private Handelsunternehmungen nach Labrador kläglich, die man unter der ausdrücklichen Behauptung unternommen, man werde schon ohne die moravian brethren zu Zweck und Ziel kommen. Endlich gab die durch Gewaltthätigkeiten gegen Eskimo hervorgerufene Ermordung von 3 Weißen und darauf von 20 Eskimo wie die Gefangenahme mehrerer der letzteren der Pallisser gegenüber geäußerten Überzeugung Havens recht, daß man nur mit Hilfe der Mission die Eskimo zur Ruhe bringen werde, während der Gouverneur Civilisation und Humanität für ausreichend erklärte.

Was Havens persönliche Schicksale während dieser fast 4 Jahre betrifft, so lehnte er ebenso bestimmt die verlockenden Anerbietungen Pallissers ab, als Dolmetscher der Regierung in Neufundland zu wirken, wie die bessergemeinten Vorschläge seiner Brüder, irgend eine andere Anstellung im Dienst der Brüdergemeine anzunehmen. Er hielt im Glauben fest daran, sein Heiland habe ihn nach Labrador berufen und werde ihn schon noch dahin führen. Im übrigen weilte er theils in England, dessen Sprache er sich nun völlig aneignete, theils in Holland (Zeyst), theils in Deutschland, sein Brod sich meist durch seiner Hände Arbeit erwerbend. In England besuchte er öfters das gefangene Eskimoweib Mikal, das er von Neufundland her kannte; ebenso wurde ihm der gleichfalls gefangene, wilde Eskimojunge Karpil zu zeitweiliger Erziehung übergeben, den er mit viel Weisheit und gutem Erfolg beeinflusste, sich seiner zugleich als Lehrer in der Eskimosprache bedienend. Der Knabe wurde noch in England als der Erstling seines Volkes getauft und entschlief auch dort an den Blattern.

Haven war es schließlich, welcher, die Unit. Direktion zu neuem Vorgehen in der Labradorangelegenheit drängend, von Spangenberg 1768 aufgefordert wurde, durch einleitende Schritte die Sache wieder in Fluß zu bringen. Da wandte sich der Missionar an den ehrenwerten, freundlichen Herrn Pownal, den Sekretär des Handelskollegiums. Dieser kam ihm mit der größten Offenheit entgegen, versicherte ihn des Beistandes des wieder ans Ruder gelangten Lord Hillsborough und bezeichnete den Moment zur Wiederholung des Gesuches als einen gerade nach Erledigung verschiedener andrer Dinge besonders günstigen. Unter Bezugnahme auf die früheren wurde eine erneute Eingabe eingereicht, in welcher man nur auf einen grant von 100000 Aker antrug. Die Erledigung zog sich immerhin

noch Monate hin. Endlich am 3. Mai 1769 gewährte der Geheime Rat unter persönlichem Vorsitz des Königs das Gesuch. Die 100000 Acker Land, ihrer Auswahl überlassen, der Schutz des Gouverneurs von Neufundland und — 50 Musketen aus dem königlichen Zeughaus mit dazu gehöriger Munition wurden den Brüdern zugesichert. Ein kirchliches Siegel durch Gutheißung des Beginnes der Labradormission drückte die im gleichen Jahr zu Marienborn zusammentretende Synode der Brüdergemeine der königlichen Bewilligung auf. Haven war auch anwesend, „genoß viel Segen für sein Herz, lernte sich auch in vielen Stücken besser kennen, sonderlich in Anschauung seiner rauhen und harten Art sich auszudrücken, und bat den Heiland von Herzen um Vergebung und daß er sein Herz in dem Teil ändern wolle.“

3. Am Ziel.

Die dritte Untersuchungsreise wurde am 5. Mai 1770 angetreten und zwar von Haven, dem fast 60jährigen Drachart und A. Jensen, wozu sich noch einige Brüder schlossen, zum Teil als Matrosen, so daß sich die Zahl aller an Bord Befindlichen auf 18 belief. Der früher erwähnte Mugford war Kapitän. Ein Fortschritt war es, daß man direkt nach Labrador segelte, ein zweiter von grundsätzlicher Bedeutung, daß man auf einem Schiffe fuhr, welches Mitgliedern der Brüdergemeine in England als Reebdern gehörte, die für eigene Rechnung die Reise zu Handelszwecken nutzbar zu machen suchten, — der erste Anfang jener Gesellschaft, die bis auf diese Zeit die Labradormission der Brüdergemeine fast ganz unterhält. Damit war ein lang gehegter Wunsch Havens erfüllt. In Labrador angelangt, befuhr und erforschte man die Küste in verschiedener Richtung, suchte einen passenden Platz für die erste Station aus und kaufte von den Eskimo den Grund und Boden, auf dem Nain im folgenden Jahr angelegt wurde. Die Eingebornen, namentlich die Bekannten von 1764 und 1765, bezeugten ihre große Freude über das Kommen der Brüder und betrugen sich im allgemeinen erträglich, von ihrem fürchterlichen Gebrüll abgesehen. Nur an einem Platz mußte man die bedenklich Zubringlichen durch die Wirkung einiger gegen Felswände abgefeuerter Kanonenkugeln in Respekt setzen. Drachart verkündigte mit dem Feuer eines Jünglings das Evangelium, von Haven darin unterstützt. Den Rückweg über Neufundland nehmend, wo sie 4 Wochen (bis zum 21. Oktober) des Handels wegen verweilten, erreichten sie London glücklich und wohl den 16. November. Den Winter wandte Haven an, um ein Haus für Labrador zurecht zu

zimmern. Am 11. April wurde er mit einer Schwester aus Fulnec, Mary Butterworth, in der Kirche von Chelsea getraut.

Der eigentliche Beginn der Mission erfolgte im Jahre 1771. Haven, Brasen und Joh. Schneider mit ihren Frauen, der verwitwete Drachart und noch sieben ledige Brüder traten den 8. Mai die Reise an. Brasen, ein Chirurg aus Kopenhagen, der sich einen Winter in Grönland bei den Brüdermissionaren aufgehalten, war zum Leiter und Vorsteher der Unternehmung ernannt. Notgedrungen nahm man seinen Weg über Neufundland, um dort Balken und Bretter zu kaufen. In St. Johns waren sie aber ausgegangen bis auf einen kleinen Vorrat im Regierungsmagazin, den Haven dank seiner Verbindungen flüssig zu machen wußte. Am 9. August langten sie am Ziel an, d. h. in jener Bucht, die Nunennecat oder Unity harbour genannt wird und zu deren Fluten Nain, die Mutterstation, sich niederbeugt. Aller Anfang schwer! Man begann mit Auf- führung einer Umzäunung von starken Palissaden, hinter denen man geladene Musketen vorsichtig aufstellte, dann erst schritt man zum Hausbau. Unnötige Befürchtungen! Niemals brauchten die Brüder sich der Waffen zu bedienen, da die Eskimo dabei beharrten, in ihnen ihre Freunde zu sehen. Auch die äußere Vermenschlichung der Leute machte solche Fortschritte, daß der 1773 erscheinende Befehlshaber eines Schuners der Kriegsflotte nicht genug über das fröhliche Wesen der Eskimo, über den harmlos herzlichen Verkehr der Brüder mit ihnen und die ganze vorgegangene Veränderung staunen konnte, die nur durch ein Wunder Gottes zu erklären wäre. Doch un- beschadet alles dessen war der Erfolg der eigentlichen geistlichen Arbeit ein langsamer und das Erdreich in den Herzen ein steiniges. Tief gewurzelt saß der von den Angekots (Zauberdoctoren) gepflegte heidnische Aberglaube; fleischliche Ausschweifungen, Weiberraub, Mordthaten und Blutrache waren ebenso schwer auszurotten. Dazu kam, daß die Eskimo im Sommer zwar sehr zahlreich in Nain weilten, während des Winters aber zerstreut und weit entfernt davon wohnten, ein Verhältnis, das sich in der Folgezeit gerade umgekehrt gestaltet hat. So war eine stetige Beeinflussung unmöglich, wenn die Brüder auch durch gefährliche Winterreisen diesen Mangel zu mildern suchten. Die erste Taufe wurde den 19. Februar 1776 an dem früheren Angekot Kinminguse vollzogen gleichzeitig mit der Einweihung des Kirchleins in Nain.

War Haven bei der Erbauung desselben wie der übrigen Stations- gebäude der erste Mann mit Rat und That, so nahm er die gleiche Stellung ein bei der Gründung von Oskaf (1776) und von Hoffen-

thal (1782), erstere Station nördlich, letztere südlich von Nain gelegen. Man würde aber irren, wenn man sich ihn als in äußern Arbeiten ausgehend vorstellen wollte. Nein, er hat an den Evangelisationsreisen wie an der Verkündigung der guten Botschaft auf den verschiedenen Stationen mit Treue, Eifer und Segen teilgenommen.

In Olat wohnte er 3, in Hoffenthal 2 Jahre, dazwischen wieder in Nain; die Zeit vom Herbst 1777 bis Frühjahr 78 verbrachte er mit seiner Familie in Europa.

Zu besonderer Erquickung diente ihm und seinen Amtsbrüdern der erste Visitationsbesuch, den ihnen das Mitglied der Direktion P. E. Layritz 1773 abstattete. Eine erschütternde Erfahrung machte er im September 1774, als er mit 3 Brüdern auf einer Untersuchungsfahrt Schiffbruch litt und 2 von ihnen, darunter der Vorsteher Brasen, ihren Tod in den Wellen fanden, während die Überlebenden, durch Kälte und Hunger aufs äußerste mitgenommen, sich erst nach 3 Tagen retten konnten.

Da die Kräfte des 60jährigen wie die seiner Frau erschöpft waren, sagte er 1784 dem Völkchen Lebewohl, das ihm soviel zu danken hat und das nun ein vollständig christianisiertes ist. In Herrnhut setzte er sich zur Ruhe und arbeitete wieder, soweit es die wachsende Schwäche seiner Augen zuließ, auf seiner Profession. Von einem Nervenschlag 1786 erholte er sich so, daß der stets Dienstbereite eine Gesellschaft von Schwestern, die nach Sarepta (Süd-Rußland) reiste, bis Petersburg geleitete. Die letzten 6 Jahre seines Lebens verbrachte er in vollständiger Blindheit, eine Folge der vielen ausgestandenen Mühseligkeiten. Er trug diese Prüfung mit großer Geduld und gereichte allen, die ihn besuchten, zu großer Erbauung. Labrador blieb der Gegenstand seiner eifrigsten Fürbitte. Am 16. April 1796 ist er entschlafen. Man fand von ihm in früherer Zeit verfaßte Aufzeichnungen über seinen Lebensgang und dabei einen Zettel mit der Anweisung, (der wir auch nachkommen), daß man das Datum seines Todes und die Worte hinzufügen möchte: „Den und den ist Jens Haven als ein armer, in seinen Augen verdammungswürdiger Sünder im Vertrauen auf Jesu Gnade entschlafen.“

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions = Zeitschrift.

N^o 2.

März

1901.

Friedrich Martin in Dänisch-Westindien.

Von H. G. Schneider, Missionssekretär.

1. Einleitung.

Wie in dem Becken eines klaren Bergsees war in der Gemeinde zu Herrnhut geheiligter Thatendrang bis zum Überfließen angesammelt. Richtung und Ziel wurden den befruchtenden Wässern gewiesen in Folge eines Besuches, den Graf Zinzendorf im Vor Sommer 1731 dem dänischen Hofe abstattete und an den sich der Besuch des Kammermohrs Anton, bedientet bei Graf Laurvig, in Herrnhut schloß. Von der Insel St. Thomas, seinem Geburtsort, von seinen Geschwistern Abraham und Anna, von dem leiblichen und geistlichen Elend seiner Landsleute erzählte der Neger. So wurde Dänisch-Westindien, d. h. die Inseln St. Thomas, St. Jan und St. Croix (letzteres erst 1733 durch Kauf dänisches Besitztum) die Geburtsstätte der Brüdermission und ihr Geburtstag der 21. August 1732. Denn an jenem Tage traten die ersten Sendboten, Leonhard Dober und David Nitschmann, die Hinausreise an, letzterer gleich mit der Bestimmung, nach einigen Monaten zur Berichterstattung zurückzukehren. Am 13. Dezbr. 1732 langten die beiden in Tappus an, damals einer dürftigen Niederlassung, jetzt einer blühenden Stadt, St. Thomas genannt, wie die ganze Insel. Am 17. April 1733 kehrte Nitschmann in die Heimat zurück und ließ Dober allein.

Zeitweilig Mangel leidend, auch am Klimafieber hart darniederliegend, erwarben sie sich ihren Unterhalt durch Arbeit. Die Weißen hatten nur Hohn und Verachtung für sie, ausgenommen die Herren Beverhout, Lorenzen und vor allem Carstens, ein angesehener Pflanzeur und zugleich einer der Direktoren der dänisch-westindischen Handelskompagnie; sie bewiesen sich freundlich und wohlwollend gegen die Sendboten. Was den eigentlichen Zweck der letzteren betrifft, so legten sie treulich Zeugnis ab von dem Heil in Christo, fanden auch bei des Kammermohrs Anton Geschwistern und allmählich selbst bei dem Mann der Anna wie bei einigen andern Negern eine gewisse Empfänglichkeit, aber zu einer vollen Entscheidung für Christus kam es bei den erwähnten noch nicht. Das begriff indes eine größere Anzahl von Negern, daß die Missionare im Unterschied von allen anderen Weißen ihre Freunde seien; sie bewiesen ihnen Anhänglichkeit und Vertrauen. So war auch Dobers Arbeit ganz gewiß keine vergebliche, aber doch nur eine vorbereitende.

Dober erhielt nämlich bereits am 11. Juni 1734 wieder seinen Abruf, da er zum Oberältesten in Herrnhut erwählt worden war, und verließ am 12. Aug. die Insel, begleitet von einem 7jährigen netten Negerknaben, Carmel Ohly, den er gekauft hatte. Von diesem Tage an bis zum 23. März 1736 ruhte die kaum begonnene Missionsarbeit in St. Thomas vollständig.

Damit hatte es eine eigenthümliche Bewandniß. Der Kammerherr von Pless in Kopenhagen, ein christlicher Mann, hatte, ohne sie zu sehen, 6 Parzellen Landes auf der kürzlich erworbenen Insel St. Croix gekauft, auf denen er Plantagen anlegen wollte. Er machte nun den Vorschlag, die Brüder sollten den Bau dieser Plantagen leiten, bei voller Religionsfreiheit ein Gemeinlein dort sammeln und die Missionsarbeit auf allen drei Inseln in größerem Maßstabe betreiben; er verpflichtete sich, die Reisekosten zu tragen. Zinzendorf brachte diesem Plan die größten Bedenken, die Herrnhuter Gemeinde hingegen die größte Begeisterung entgegen. Der Graf drang nicht durch, und 18 Personen, 14 Brüder und 4 Schwestern, mit Ausnahme von 2 alle Mähren, reisten nach St. Thomas. Sie waren die Überbringer von Dober's Abberufung und ein paar von ihnen sollten dessen Missionsarbeit übernehmen. Da indes 2 aus ihrer Mitte bald nach der Ankunft in St. Thomas entschließen und sie sich verpflichtet hatten, je 2 Mann als Aufseher für die 6 Plantagen zu stellen, so mußte Dober's Werk brach liegen bleiben, sie aber begaben sich allesamt nach St. Croix. Im Dezember 1736 fand indes die ganze Unternehmung ihr Ende, eine erschütternde Leidensgeschichte von Anfang an bis zum Schluß; denn 18 von den 29 waren dem ungesunden Klima und der Überanstrengung erlegen, 2 Schwestern sind auf der Rückreise verschollen, nur 7 sahen Herrnhut wieder, aber mit zerrütteter Gesundheit. Bloß 2 Brüder blieben in Westindien zurück, der eine von ihnen, Matthäus Freundlich, um der Gehilfe des Mannes zu werden, den Zinzendorf den „treuen Zeugen“ nannte und dessen Andenken noch heute im Munde der Negerbevölkerung jener Inseln fortlebt. Die Brüdermission hatte gleich zum Beginn ihrer Geschichte die Lehre erhalten, daß die Verbindung des Missionsberufes mit anderen ihm nicht unter, sondern nebengeordneten irdischen Zwecken ins Verderben führt.

Die völlige Unbekanntschaft mit dem tropischen Klima und den Regeln einer ihm entsprechenden Lebensweise, der Mangel an passender Nahrung, Wohnung, Arznei und Pflege für die Erkrankten, die große Gewissenhaftigkeit, mit der sie ein größeres Arbeitsmaß auf sich nahmen als das, wozu sie kontraktlich verpflichtet waren, wirkten zusammen, um jenen traurigen Ausgang herbeizuführen. Daß (mit Ausnahme eines Einzigen, des Timotheus Fiedler) nicht irdische Gesichtspunkte, sondern der Wunsch, der Mission zu dienen, sie über den Ozean geführt, bekräftigten die Sterbenden durch ihr seliges Ende im Glauben und die Überlebenden durch die Ergebung und Treue, mit der sie ihr Joch weitertrugen. An die mit ihnen arbeitenden Neger richteten sie, wenn immer Gelegenheit sich bot, die Botschaft des Evangeliums aus. Und ob die Frucht auch vielfach noch ausblieb, oder sich verbarg, so wurden doch einige tiefer angefaßt und jedenfalls ein Neger, Mingo mit Namen, der später den Missionaren auf St. Thomas als Mitarbeiter wertvolle Dienste leistete, durch diese Brüder zu Christo geführt. Den ersten der damals in St. Croix Entschlafenen sang Zinzendorf die Worte nach:

Es wurden zehn dahingefät,
 Als wären sie verloren —
 Auf ihren Beeten aber steht:
 „Das ist die Saat der Mohren.“

2. Der angehende Missionar.

Am 23. März 1736 stieg in St. Thomas der Mann an Land, welcher Dobers Arbeit wieder aufnahm und uns auf diesen Seiten beschäftigen soll, Friedrich Martin.

Zu Pommerschwitz in dem damals noch österreichischen Oberschlesien, nahe der mährischen Grenze, 1703 oder 1704 geboren als Sohn eines Bauern, war er in seiner Jugend, wie er selbst äußert, „ein sehr böser Knabe und von den allerschlimmsten“. Durch ein geistliches Lied tiefer berührt, verschaffte er, der Katholik, sich eine Bibel und lernte an wie in ihr lesen. Da er sich nun von seinen bisherigen Genossen zurückzog, hatte er unter dem Spott und Haß derselben viel zu leiden. Doch der Jüngling ließ sich dadurch nicht beirren, sondern wanderte einsam und unverstanden als ein nach Gerechtigkeit Hungerner und Dürstender seine Straße. Die gelegentlich besuchten Predigten des Abtes Steinmez in der Gnadenkirche zu Teschen, das freilich 12 Meilen von seinem Wohnorte entfernt lag, dienten ihm zum Trost und zur Förderung. Steinmez sagte ihm aber auch voraus, es werde, wenn er treu und fest bleibe, noch dazu kommen, daß er fliehen müsse, wie er ginge und stände.

Zur vollen Gewißheit seines Heils in Christo kam Martin dann um das Jahr 1730 herum durch den Umgang mit einem gewissen Br. Kremsler von Herrnhut, der überall in dem katholischen Schlesien die Erweckten besuchte. Nun litt es den jungen Mann nicht länger, er mußte Zeugnis ablegen von dem, was er selbst erfahren. Er fand Eingang bei andern, eine Bewegung entstand, die Aufsehen machte und ihrem Urheber Spott und Hohn, ja Verfolgung eintrug. Eingekerkert und wieder freigelassen, ward er am 1. März 1734 vom Ortspfarrer feierlich aus der Kirche ausgestoßen und wieder gefänglich eingezogen. Ein höherer Geistlicher aus Wien erschien, um die Ketzerei auszurotten. Martin durfte in sein Haus zurückkehren, das aber mit Wachen umstellt ward. Da glaubte er den Augenblick gekommen, den Steinmez vorausverkündigt, er entfloß, wie er ging und stand, und langte unter Gottes Schutz glücklich in Herrnhut an. Dort nahm er an den Segnungen teil, die gerade damals besonders reichlich auf jene Gemeinde herabfloßen und gewann bei kurzer Zeit in so hohem Maße das allgemeine Vertrauen, daß man auf die Meldung, zu der es ihn innerlich trieb, die Arbeit in St. Thomas wieder aufzunehmen, ohne Bedenken einging. Unter nicht zu verkennender göttlicher Leitung hatte Martin bisher gelernt, allein zustehen, ja Treue und Standhaftigkeit zu beweisen unter Druck und Verfolgung. Auch im Handeln (nicht bloß im Leiden) zeigte er Mut und Festigkeit, Entschiedenheit und Kraft. Dabei hatte er etwas Nüchternes und Besonnenes. Eine glückliche Verbindung von unbeflecklichem Ernst und freundlicher Liebe war ihm eigen. Demütig, selbstvergeben, ja zur Ehre seines Heilandes alles zu thun und alles zu dulden bereit, mochte er zu einem Missionar wohl taugen.

Im August 1735 brach Martin zu Fuß nach Holland auf, begleitet von einem andern Herrnhuter Bruder namens Bönicke, der sie beide durch

das Verdienst seines Schneider-Handwerks ernähren sollte; Gehälter für Missionare hatte man damals noch nicht erfunden. Eine Freude, ein Angeld auf die Zukunft war es, daß Martin auf der Reise in Ebersdorf (Neuß-Schleiz) der Taufe jenes Negerknaben Carmel Ohly beiwohnen, ja sein Pate werden durfte. In Holland länger aufgehalten, warf er sich auf die Erlernung der Landessprache und trieb ihr Studium auch während der Seereise, da in St. Thomas, gemäß der Nationalität der Mehrzahl unter den weißen Ansiedlern, das Holländische damals die Sprache der Gebildeten war, während die Neger das heute ganz ausgestorbene Kreolisch redeten, einen Sprachenbrei, der hauptsächlich aus verkehrtem Holländisch bestand, dem einzelne afrikanische, französische und englische Worte als Zuthat beigemischt waren.

Am Ziel angelangt, fand Martin gleich den kleinen Kreis, der sich um Dober gebildet und der sich nun an seinen Nachfolger anschloß, ja im Handumdrehen und geradezu spielend gewann „Baas Martinus“, wie man von Anfang an ihn nannte, das Vertrauen einer stets wachsenden Zahl von Negern. Selbst solche nicht berechnete und uns selbstverständliche Kleinigkeiten wie die Gewohnheit, jedem Schwarzen, mit dem er zusammentraf, die Hand zu reichen, spielten dabei eine Rolle. Er hatte es eben fast ausschließlich mit armen verachteten Sklaven zu thun, denen eine solche, mag sein, unbedeutende Bezeigung von Freundlichkeit seitens Weißer niemals widerfuhr. Gleich am zweiten Tage nach seiner Ankunft traf Martin mit einem jungen Neger namens Immanuel zusammen, der sich immer inniger an ihn anschloß und später nicht bloß zu den ersten Täuflingen gehörte, sondern ein eifriger und treuer Gehilfe des Missionars wurde. Obwohl er nur holländisch sprach, verstanden ihn die Neger doch recht gut. Er verkündigte ihnen aber nicht bloß das Wort Gottes, sondern hielt ihnen Bibelfunden und begann auch mit einem bescheidenen Schulunterricht, indem er verschiedene in einer holländischen Bibel lesen lehrte und einige sogar im Schreiben unterwies. Viel Sprachtalent muß er selbst aber nicht besessen haben; denn wenn er natürlich auch das Kreolische allmählich erlernte, so hat er es doch nie fehlerfrei gesprochen, während Spangenberg und Zinzendorf sich dieses Idiom in ein paar Tagen aneigneten.

Sehr bald begann Martin aber auch entferntere Plantagen aufzusuchen und auf der Insel umherzuwandern. Nach den glühenden Strahlen der Tropensonne und deren Einwirkung auf seine ohnehin nicht starke Gesundheit fragte er dabei nicht. Sein Pflichtgefühl, der unbezwingliche Drang der Liebe zu den armen verfinsterten Seelen trieben ihn unaufhaltsam vor-

wärts. Er kannte keine Rast noch Ruhe. Wir müssen uns daran gewöhnen, von Anfang an einen körperlich kranken Mann in ihm zu sehen, der eine leibliche Niederlage nach der andern erleidet, oft ein Kind des gewissen Todes zu sein scheint, aber sobald nur wieder ein kleines Fünkchen zurückkehrender Kraft sich in dem abgemergelten Körper zeigt, sogleich aufs neue seinem Beruf nachgeht.

Im April dieses Jahres (1736) machte Martin einen kurzen Besuch bei dem Rest der Kolonisten auf St. Croix und lernte bei der Gelegenheit auch den kleinen Kreis von Negern kennen, die durch das Zeugnis jener erweckt worden waren. St. Croix besuchte er seitdem öfters. Er selbst aber wurde im September durch einen amtlichen Besuch hoch erfreut und mächtig gestärkt, den Spangenberg, der Gehilfe Zinzendorfs und später sein Elisa für die Brüdergemeine, in St. Thomas abstattete. Nüchtern und umsichtig prüfte dieser das auf der Insel begonnene Gotteswerk und konnte sich zu seinem freudigen Erstaunen davon überzeugen, daß der Herr schon Großes an den armen Sklaven gethan. Man zählte ihrer bereits 200, die nach einer näheren Erkenntnis Gottes verlangten und Martin zu ihrem Wegweiser erkoren hatten; getauft war aber noch keiner von ihnen. Einmal besaß Martin nicht die kirchliche Befugnis hierzu, sodann aber stellte er (und Spangenberg mit ihm) damals noch übertrieben hohe Anforderungen an Täuflinge, die weiter reichten, als der Maßstab der Schrift und vollends auf die mißlichen, durch die Sklaverei bedingten Verhältnisse gar keine Rücksicht nahmen — immerhin ein Irrthum, weniger verhängnisvoll als der entgegengesetzte. Nur 3 Neger, unter ihnen jener Immanuel, wurden von Spangenberg und Martin der Taufe würdig befunden; des Kammermohrs Anton Geschwister, Anna und Abraham, waren zu ihrer tiefen Beschämung nicht darunter. Jener Herr Carstens, der aus einem Gönner der Missionare durch Spangenbergs Zeugnis ein entschiedener Bekenner Jesu Christi geworden, gab seine Plantage Muskitabay zum Ort der Taufhandlung her; man hatte guten Grund, alles Aufsehen zu vermeiden. Nach eingeholter Erlaubnis des Gouverneurs vollzog Spangenberg den 30. September 1736 die erste Heidentaufe der Brüdermission an jenen drei. Spangenberg predigte selber auch öffentlich im Freien den Negern, und zwar auf kreolisch. Thatsächlich, aber auch in grundsätzlicher Verallgemeinerung, stellte er die einzig gesunde Regel auf, daß Heiden das Evangelium in ihrer Muttersprache verkündigt werden müsse, eine Lehre von großem Wert für die ganze weitere Entwicklung der Brüdermission.

Unter den Personen, in denen Christus schon einigermaßen Gestalt gewonnen hatte und die Spangenberg persönlich kennen lernte, sei mit Rücksicht auf das Folgende wenigstens eine erwähnt, die Mulattin Rebecca. Eine ungewöhnlich gebildete Freigelassene, war sie schon vor Ankunft der Brüder in St. Thomas durch das Lesen der heiligen Schrift und verschiedener Heiligenlegenden in die Lehren des Christentums eingeführt, von einem katholischen Priester getauft und dazu getrieben worden, anderen Negerinnen von ihrer Erkenntnis mitzuteilen. An Martin sich anschließend, drang sie allmählich zum vollen Licht des Evangeliums durch, und er gewann sehr bald den Eindruck, daß sie für die Arbeit an ihrem Geschlecht besonders begabt sei. Spangenberg freute sich über ihre Gesinnung und beruhigte sie über mancherlei Bedenken bezüglich ihrer katholischen Taufe, z. B. über den von ihr beklagten Mangel an Paten durch Hinweis auf den Kämmerer aus Mohrenland, der auch keine gehabt.

Beinahe der Ruhr erlegen, aber durch die Gebete der Brüder und der Neger dem Leben wiedergegeben, verließ der Visitator am 16. Okt. die Insel mit dem Eindruck, daß daselbst „eine große Thür aufgethan sei.“ Martin betrieb getrost das Werk des Herrn weiter, vom Jahres-schluß an nach Aufhebung jener Kolonie auf St. Croix durch Matthias Freundlich unterstützt.

3. Unter Dach und Fach.

Die Zeit von Anfang des Jahres 1737 bis in die ersten Monate des Jahres 1739 gestaltete sich zu einer an eingreifenden Ereignissen ungewöhnlich reichen. Sie dienten einerseits dazu, die junge Pflanzung in ihrem Wachstum zu stärken, andererseits drohten sie, wie der folgende Abschnitt zeigen wird, den Fortbestand derselben völlig in Frage zu stellen.

Die Empfänglichkeit der Neger und ihr Verlangen nach Gottes Wort war groß. Das harte Joch der Sklaverei schien viele unter ihnen zu solchen Mühseligen und Beladenen gemacht zu haben, für die es allein beim Heiland Erquickung gab. Ihre redselig mitteilende Natur und die wirkliche Freude über das, was sie an Brot des Lebens aus Martins Hand empfangen, veranlaßte sie, von dem Empfangenen an diejenigen ihrer Landsleute auszuspenden, die bisher leer ausgegangen. So breitete sich der Lichtschein des Evangeliums immer weiter auf der Insel aus. Die abendlichen Zusammenkünfte, die Martin täglich nach Schluß der Arbeit auf den Plantagen abhielt, waren überfüllt und überlaufen. Er begann dieselben mit einem Unterricht im Lesen und Schreiben; daran schloß sich ein Lehrvortrag über ein Bibelwort. Geistliche Gefänge unterbrachen denselben, Fragen der Neger belebten die Zusammenkünfte und gaben Anlaß zu weiteren Erörterungen, Belehrungen und Ermahnungen. Mitternacht war meist vorüber, ehe man auseinander ging. Nur dafür sorgte Martin,

daß die von entfernten Plantagen herbeigeeilten früher aufbrachen, damit sie genügenden Schlaf fänden, um am folgenden Tage wieder frisch zur Arbeit zu sein. So reiste das Feld zur Ernte immer mehr. Und nun empfing auch Martin die volle kirchliche Ausrüstung zum Schnitterdienst.

Bei seiner Aussendung noch ohne jegliche Missionserfahrung, hatte man an die Möglichkeit so rascher Erfolge nicht gedacht und ihm nicht die kirchliche Weihe erteilt, deren er bedurfte, um die Sacramente verwalten zu können. Diesem Mangel ward nun dadurch abgeholfen, daß Martin eine vom Bischof Nitschmann d. d. London, 25. Januar 1737 ausgefertigte geist- und krafterfüllte schriftliche Ordinationsurkunde erhielt.¹⁾ Um allen Formen zu genügen, wurde sowohl der König von Dänemark, der den Brüdern vor Beginn ihrer Missionsarbeit für seine überseeischen Kolonien volle Religionsfreiheit zugesichert hatte, wie der Gouverneur in St. Thomas von der Ordination Martins in Kenntnis gesetzt, die auch als die erste eines Laien-Missionars von grundsätzlicher Bedeutung ist.

Nach wie vor nur zögernd bediente der Missionar sich der neuerlangten Befugnis. Doch belief sich die Zahl der Getauften im Septbr. 1738 auf 30 Personen. Allmählich gewährte er ihnen nach vorausgegangenem vorbereitendem Unterricht und einer Art von Konfirmation auch Zutritt zum heiligen Abendmahl. Ja, er begann nun, die gewonnenen Christen aus ihrer Vereinzelung herauszuführen und zu einer geordneten christlichen Gemeinschaft zu verbinden. Dabei bewies er praktischen Blick und organisatorisches Geschick, obwohl die durch die Sklaverei bedingten Verhältnisse ihm die empfindlichsten Hemmnisse in den Weg stellten. Er ernannte die ersten 5 „Nationalgehilfen“, 4 Männer und 1 Frau, welche die schon erweckten Neger und Negerinnen in kleine Gruppen teilten, deren jede sich wöchentlich einmal um ihren Leiter sammelte, sich mit ihm über die Bedürfnisse ihres christlichen Lebens besprach und sich in gemeinsamem Gebet mit ihm vereinigte. Jene Frau und Rebecka hatten sich in ähnlicher Weise der Negerinnen anzunehmen. Auch Freundlich sprang ein, während Martin selbst alle Getauften, in 2 Gruppen geteilt, wöchentlich einmal allein bei sich sah. Außerdem wurden auf allen Plantagen mit einer größeren Anzahl erweckter Neger unter ihnen tauglich erscheinende als

¹⁾ Über die grundsätzliche Berechtigung einer solchen können wir uns hier nicht in Erörterungen einlassen. Jedenfalls ist dieser Weg der schriftlichen Ordination von der Brüdergemeine zwar stets als ein Nothelf angesehen, aber doch ohne prinzipielle Bedenken oft auf dem Boden ihrer Heidenmission bis in die neueste Zeit hinein betreten worden.

Aufseher und Ermahner angestellt, die darüber zu halten hatten, daß ihre christlich gesinnten Genossen ihre Arbeit mit Treue verrichteten, dem Bomba (Sklavenaufseher) pünktlichen Gehorsam leisteten, brüderlich unter einander verkehrten und sich überhaupt so betrug, wie es Jüngern Jesu ziemte. Durch diese Aufseher und Ermahner erhielten Martin und Freundlich auch die nötige Auskunft über ihre bisherigen Pflegebefohlenen wie über solche, die ebenfalls der neuen Lehre näher zu treten wünschten. Weiter griff er mit unverzagter Hand ein heißes Gebiet an: die ehelichen Verhältnisse der Neger. Den Begriff Ehe kannten ja diese heidnischen Naturkinder an sich nicht, und die Sklaverei war in der That nicht dazu angethan, ihnen das Fehlende zu verschaffen. Hatten doch erst im März 1738 zwei brave getaufte Nationalhelfer ihre Frauen für immer verlassen, und sich nach St. Jan als Äquivalent für eine Schuldforderung verladen lassen müssen. Martin that wenigstens, was er konnte. Er machte seinen Negern auf Grund der Schrift klar, was eine christliche Ehe sein solle, und verordnete, daß künftig alle, die der christlichen Gemeinde sich angeschlossen, unter Gesang und Gebet zum Eingehen ihrer Ehe eingesegnet werden sollten. Endlich führte er eine Art von Kirchenzucht ein. Dessen bedurfte es in der That bei dem geringen Stande christlicher Erkenntnis, der anfänglich vorhanden war, und bei dem leichtlebigen und dabei wieder so leidenschaftlichen Charakter der Neger. Wer sich widerseßlich gegen seine Herrschaft auführte, wurde von dem Besuche der Gottesdienste und Zusammenkünfte so lange ausgeschlossen, bis er bereute und Besserung gelobte. Diese Strafe wurde im allgemeinen so bitter empfunden, daß sie empfindlicher wirkte als die Peitsche des Bomba. Wer in grobe Sünden zurückfiel, hatte vollständigen Ausschluß aus der Gemeinschaft zu gewärtigen. Die Ankündigung davon geschah öffentlich und unter Meinungsäußerung der Mitglieder. Auch bei Vorschlägen zu neuen Einrichtungen im Interesse der Gesamtheit ließ Martin die Neger zu Worte kommen und ihre Ansicht äußern. Er hatte es nicht auf Erziehung einer Herde willenloser Schafe abgesehen, sondern wollte allgemach selbständige christliche Charaktere heranbilden helfen.

Zum Besten des Gedeihens der jungen hoffnungsvollen Pflanzung traf Martin dann noch zwei besondere Maßregeln. Er und Freundlich waren unbeweibt, das Vorbild einer christlichen Ehe konnten sie ihren Negern also nicht vorleben; sie hatten im Blick auf den Verkehr mit Negern auch die bösen Lasterzungen zu fürchten, von denen bald mehr die Rede sein wird. Martin machte also Freundlich den Vorschlag, er solle die vortreffliche Rebecca zum Weibe nehmen. Freundlich war willig

dazu, und nachdem man zuvor die Zustimmung der heimathlichen Gemeinde in Herrnhut eingeholt, wurde Rebecka der Antrag gemacht. Sie zögerte in ihrer Demut erst länger, nahm dann aber an. Martin traute das Paar am 4. Mai 1738, ein Band mehr, das die weißen Sendboten mit ihrer farbigen Gemeinde verknüpfte. Die Ehe war eine ungetrübt glückliche bis zu Freundlich's im Sommer 1742 erfolgtem Ende. Rebecka erwies sich als Gattin und Hausmutter wie als Mitarbeiterin unter ihren Landsleuten treu und brauchbar. Doch ist diese Verbindung aus naheliegenden Gründen eine in der Geschichte der Brüdermission fast vereinzelte Erscheinung geblieben.

Von nicht minder großer Bedeutung war der Schritt, den Martin in Hoffnung darauf that, daß seine Brüder in der Heimat für ihn eintreten würden, als er, ohne selbst zunächst als Käufer zu erscheinen, durch Herrn Carstens 1 Stunde von der Niederlassung Lappus eine zum Verkauf ausgebotene Plantage von 3000' Länge und 600' Breite für ungefähr 2800 Mt. zu Gunsten der Mission erstand. Man übernahm damit zugleich 9 Sklaven. Die Mietswohnung in Lappus genügte längst nicht mehr. Ihr Besitzer, Herr Beverhout, konnte den erbitterten Weißen gegenüber sie auch kaum länger seinen Mietern lassen. In Lappus wohnte eine große Zahl der feindlichen Weißen, denen man nun entging. Vor allem aber war man damit in den Besitz einer rechtlich unanfechtbaren, äußeren Basis gelangt. Die „Brüderplantage“, oder „Der Brüder Tutu“¹⁾ auch „Der Posaunenberg“ und „Deßnattel“ wurde das neue Missionseigentum genannt. Es lag mitten im Kreise von zahlreichen anderen Plantagen, deren Neger größtenteils sich an das christliche Gemeinlein angeschlossen hatten. Die Freude der Schwarzen über diesen Erwerb, dessen Bedeutung sie sehr wohl verstanden, war unbeschreiblich.

4. Durch viel Trübsal.

Dieser ganze fröhliche Aufschwung der Berufsarbeit Martins geht indes Hand in Hand mit einer Reihe von schweren Prüfungen, die manchen andern völlig entmutigt haben würden.

Da gerät sein Gehilfe Bönike in eine wunderliche, wie es scheint krankhafte Gemüthsverfassung, trennt sich, lange in Geduld getragen, schließlich ganz von Martin und beginnt auf eigene Hand an anderer Stelle Mission zu treiben. Am 3. September 1737 wieder einmal auf Besuch bei Martin und Freundlich, überhäuft er sie mit bitteren Vorwürfen und geht endlich mit den Worten: „Der Herr sei Richter zwischen mir und euch!“ Gleich darauf ein dröhnender Donnerschlag und die Meldung, Bönike liege getroffen am Boden! Martin will hin und findet nur die Leiche des Genossen. — Da liegen Freundlich und Martin hart am Fieber darnieder, letzterer so hart, daß sein Gedächtnis zeitweilig ganz versagt. Aber auch die kürzlich

¹⁾ Tutu die bekannte Seemuschel, auf der man einen als Signal benutzten, weithin hörbaren Ton blasen kann.

von Herrnhut nachgesandten, lieben, neuen Mitarbeiter, Br. Schöneweck und Frau, erkrankten. Erst stirbt sie, 3 Tage darauf er. Dergleichen erschüttert.

Schlimmeres jedoch führte die Feindschaft gegen das Missionswerk herauf, welche die weiße namenchristliche Bevölkerung der Insel von Anfang an gehegt und welche sich mit den zunehmenden Erfolgen Martins zu einem geradezu fanatischen Haß gesteigert hatte.

Ihre Ursachen? Sie wurzeln einmal überhaupt in dem Widerwillen, welche völlig ungläubige oder mit äußerlicher Kirchlichkeit sich begnügende Namenschristen gegen eine bewußte, entschiedene und herzenswarmer Jüngerschaft in der Nachfolge Christi instinktiv empfinden. Solcher Widerwille erfuhr in diesem Falle zudem noch eine besondere Verschärfung dadurch, daß das Privatleben vieler dieser Weißen sehr handgreifliche sittliche Mängel aufwies, Mängel, welche die verachteten, aber von der Kraft des Evangeliums ergriffenen Negerklaven für ihre Person als Sünde zu erkennen und abzulegen gelernt hatten. Daß die schwarze Ware besser, vollkommener sein wollte und wirklich war als ihre weißen Herren, daß die jungen Negerinnen es sich nicht mehr als eine Gunst schätzten, ihren Gebietern zur Verfügung zu stehen, sondern sich lieber zu Schanden peitschen und mit geschmolzenem Siegelack beträufeln ließen, als in das Böse zu willigen, ja noch bekennen konnten: „Bekamen wir früher Schläge für Böses, das wir gethan, warum sollten wir jetzt nicht Schläge erdulden für das Böse, das wir unterlassen, und für das Gute, das wir thun!“ — dieser sittliche Heroismus erboste schon einen Teil der Plantagenbesitzer.

Die hauptsächlichsten Ursachen des Grolles gegen die Mission entstammten jedoch dem verdummenden und entsittlichenden Einfluß, den die Sklaverei nicht bloß auf die Sklaven, sondern gerade auch auf die Sklavenhalter ausübte. Letztere hatten den unwissenden Schwarzen und sich selber folgende Theorie eingeredet: Der Neger ist vom Teufel geschaffen. Darum ist er zum Sklaven bestimmt und von den geistigen Gütern der Weißen, von Gesittung und Christentum, ausgeschlossen. Wenn man ihn in strammer, harter Zucht und möglichst großer Unwissenheit, in dem Zustand etwas höherer Tierheit erhält, so befindet er selbst und sein weißer Herr sich am besten. Gegen dieses nichtsnutzige Dogma traten nun allerdings Martin und seine Brüder thatsächlich mit ihrer ganzen Wirksamkeit in den schärfsten Widerspruch. Freilich, gegen die Sklaverei selber und als Einrichtung haben sie niemals ihre Stimme erhoben. Einmal waren sie Kinder ihrer Zeit und derselben keineswegs um ein halbes oder ganzes Jahrhundert voraus. Ohne Arg hatten sie mit ihrer Plantage auf dem Posaunenberg jene neun Sklaven übernommen, die sie natürlich menschlich, christlich, väterlich behandelten, aber keineswegs in verfrühtem Emanzipationseifer mit der Freiheit zu beschenken gedachten. Und als die dänische Prinzessin Sofie Hedwig den von St. Thomas wiederkehrenden Ritschmann fragte, ob man nicht alle sich bekehrenden Neger in Freiheit setzen sollte, erwiderte er, das würde die ohnehin einem äußerlichen Scheinwesen zugeneigten Neger nur zur Heuchelei verführen, berief sich auf 1. Cor. 7, 21. 22 u. 24 und meinte, auch die Herren würden gewonnen werden, wenn sie sähen, daß ihre bekehrten Sklaven gerade ihre besten Knechte wären. — Weiter aber würden die Brüder, auch wenn sie grundsätzliche Gegner der Sklaverei gewesen wären (und solche hat es in späteren Jahrzehnten natürlich in ihren Reihen immer zahlreichere gegeben), doch nie mit einer solchen Überzeugung hervorgetreten sein und aus ihr praktische Konsequenzen

gezogen haben, ganz einfach darum nicht, weil sie sich nicht zu sozialen Reformern und zu Verfechtern gekränkter Menschenrechte berufen glaubten.

Dagegen hielten die Brüder unerschütterlich an der Überzeugung fest, daß auch die Neger von Gott und nach seinem Bilde erschaffen, des höchsten aller Menschenrechte, der Erlösung durch Christus, theilhaftig wären; daß es göttlicher Befehl und Pflicht christlicher Nächstenliebe wäre, jene mit diesem Heil in Christo bekannt zu machen und sie in dasselbe einzuführen, ihnen daneben aber auch als Miterlösten mit Freundlichkeit und Liebe zu begegnen und ihre geistigen Fähigkeiten nach Maßgabe der Verhältnisse ausbilden zu helfen; daß endlich die Neger, wenn sie das Evangelium im Glauben annähmen, nicht bloß der ewigen Seligkeit theilhaftig, sondern auch mit all den christlichen Tugenden geschmückt werden würden, deren sie im diesseitigen Leben auch in ihrer Stellung als Sklaven bedürften, um dem Namen Christi Ehre zu machen. Gerade auch dies letztere haben die Brüder ihren Schülern gegenüber beständig betont und 1. Petri 2, 18 kräftig getrieben. Das begriffen später die Pflanzler so gut, daß die Brüder alle Gesuche, auf den Plantagen jener mit ihrer geistlichen Arbeit eingzugreifen, oft nicht zu befriedigen vermochten. Auf St. Thomas war man aber noch nicht so erleuchtet, sondern witterte in der Verkündigung der Brüder und in der Art ihres Verkehrs mit den Schwarzen, wie in der Anhänglichkeit dieser an sie die Ansätze zu einer sozialen Revolution.

Und nun zu den Äußerungen jener Erbitterung! Eine ganze Kette solcher, deren Opfer in allererster Linie die erweckten Neger, aber auch ein Carstens, ein Spangenberg, und nicht am wenigsten Martin selber wurden, die aber mehr den Charakter der Vereinzelung, der momentanen Aufwallung oder der Planlosigkeit trugen — übergehen wir aus Mangel an Raum. Mit der kühl berechneten Absicht jedoch, die Missionare zu vertreiben und der Mission für immer ein Ende zu bereiten, trat Dominé Borm, der von der kirchlichen Oberbehörde in Amsterdam zur Pastorisierung der Holländer eingesetzte reformierte Prediger auf, indem er eine vom 27. August 1738 datirte und von seinem gesamten Kirchenrat unterzeichnete Klageschrift beim Gouverneur einreichte. In dieser ward die Rechtmäßigkeit der Ordination Martins angegriffen, weil sie der Bestätigung durch den König ermangle, und darum alle kirchlichen Handlungen Martins, die Tausen der Neger und vor allem die Trauung Freundschaft für ungültig erklärt. Der Gouverneur, der bisher nichts gegen die Ordination zu erinnern gehabt, aber nun eingeschüchtert war, übersandte die Eingabe an den Missionar. Dieser sandte sie zurück mit der Erwiderung, er werde der Obrigkeit auf direkte Fragen stets Bescheid geben, aber zu Herrn Borm stehe er in gar keiner Beziehung und habe darum nichts auf dessen Eingabe zu äußern. Als der Gouverneur daraufhin erst einen vergeblichen Wink und dann einen direkten Befehl erließ, Martin solle sich aller kirchlichen Handlungen enthalten, bis seine Ordination vom König bestätigt sei, berief sich der Missionar auf den deutlichen Wortlaut der königlichen Konzeßion und erklärte, er dürfe seine Arbeit unter den ihm von Gott anvertrauten Negern nicht einstellen, es sei denn, man wehre ihm mit Gewalt. Während nun der hohe Beamte durch einen Besuch auf St. Croix sich für längere Zeit den Unbequemlichkeiten dieses Handels entzog, machte Martin sich auf das Äußerste gefaßt, ernannte zu den vorhandenen 5 noch 2 Nationalgehilfen wie ? Aufseher, damit die Herde nicht verwaist sei, taufte am 23. Sept. wieder 10 Neger und belebte den Mut seiner verzagten Getreuen.

Da drängte sich scheinbar ganz zusammenhangslos in die weitere Entwicklung jener Angelegenheit eine Episode ein, welche den Begnern, wie sie schon triumphierten, einen verblüffend raschen Sieg verschaffte. Oberwählter Timotheus Fiedler, der einzige jener Missionskolonisten, welcher dem idealen Zweck seiner Genossen untreu geworden war, wurde beschuldigt, sich am Besitz des Kammerherrn von Pleß vergriffen zu haben. Während der Untersuchung, aus der er übrigens glänzend gerechtfertigt hervorging, wurde auch Martins und Freundlichs Zeugnis verlangt, und zwar unter eidlicher Bekräftigung. Beide, auf ihre wohl etwas unklare Privatüberzeugung, aber nicht auf irgend eine ethische Lehrbestimmung der Brüdergemeine gestützt, erklärten sich zu jeder wahrheitsgemäßen Aussage bereit, baten jedoch unter Berufung auf Matth. 5, 34 und Jac. 5, 12 um Erlassung eines Eides. Da wurden sie wegen Eidesverweigerung zu einer Geldbuße verurteilt und, weil zahlungsunfähig, am 25. Oktober auf das Fort von Lappus in gefängliches Gewahrsam abgeführt. Das geschah nach dem mag sein strengen, aber einmal vorhandenen Buchstaben des Gesetzes; eine Geseßwidrigkeit war es dagegen, daß die unschuldige, an der Angelegenheit ganz unbeteiligte Rebecka mit ins Gefängnis wandern mußte. Die Ergebung und Freude, mit der die Gefangenen ihr Los trugen, machten auf manchen Weißen, vor allem aber auf die Neger einen tiefen Eindruck. Durch Soldaten immer wieder vertrieben, umlagerten sie mit solcher Beharrlichkeit die Fenster im Fort, hinter deren Gittern ihre Lehrer saßen, daß man sie endlich gewähren ließ. Das Beispiel der Gefangenen, aber auch ihre Gefänge, Gebete und Ansprachen, durch das Gitter hindurchdringend, bewirkten, daß die Zahl der erweckten Neger von Tag zu Tage zunahm. Carstens erquickte die Leidenden außerdem und erwirkte ihnen eine gewisse Freiheit der Bewegung innerhalb des Forts.

Die Feinde indes, Dominé Born an ihrer Spitze, wollten die Mission vollständig vernichten und durchaus ein gerichtliches Erkenntnis auf jene oben angeführte Klageschrift erzwingen. Das war logischer und juristischer Unsinn. Denn der Gouverneur hatte nicht bloß über das Vorgefallene nach Kopenhagen berichtet, sondern die königliche Entscheidung bezüglich der Ordination Martins angerufen. Ehe diese eintraf, konnte also ein Gerichtshof überhaupt nichts befinden und außerdem nicht feststellen, ob Martin mit seiner Auffassung der königlichen Konzession recht hatte oder nicht. Das stand allein dem König zu, der die Konzession erlassen. Trotzdem ließ der schwache, eingeschüchterte Gouverneur die Einleitung eines gerichtlichen Verfahrens zu. Für den 24. November erhielten Freundlich und Rebecka eine Vorladung, weil sie in ungesetzmäßiger Ehe mit einander lebten, und Martin, weil er die vermeinte Ehe ungesetzlich eingegnet. Ihre Verteidigung wurde nicht gelten gelassen, bei der alles beherrschenden bösen Absicht kein Wunder. Kaum ins Gefängnis zurückgebracht, erkrankte Martin auf den Tod, eine Folge der Haft. Der treue Carstens verbürgte sich für ihn und erwirkte sich die Erlaubnis, ihn in sein Haus zu nehmen und dort zu pflegen. So erschienen Freundlich und Rebecka am 22. Dezbr. allein vor dem Gerichtshof, um ihr Urteil zu empfangen. Nach einem dänischen Gesetz, das Zusammenleben als Ehegatten von nicht durch Priesterhand Getrauten betreffend, wurde Freundlich zur Zahlung von 100 Thalern binnen 24 Stunden und zu lebenslänglicher Anschmiedung an die Karre in Bremerholm bei Kopenhagen, Rebecka, die Freigelassene, aber zur Exkommunikation und zum Verkauf in die Sklaverei verurteilt, der Erlös sollte dem Hospital zu Gute kommen. Ein haarsträubendes Erkenntnis,

nicht bloß wenn man auf die Basis und Substanz desselben, sondern auch auf die sieht, welche es gefällt oder ihm zujubelten! Dominé Vorm selbst lebte mit seiner farbigen Haushälterin ungetraut zusammen, fast alle Weiße in St. Thomas thaten das Gleiche oder noch schlimmeres. Das gehörte zum guten Ton. Die rechtskräftige, christlich geführte Ehe des Missionars dagegen mit der Farbigen galt ihnen als ein Schimpf, der Ehre des weißen Mannes angethan!

Durch den bisherigen glatten Verlauf dreister gemacht, beriefen nun die Gegner weiter eine Versammlung ein, der jegliche gesetzliche Basis fehlte. Sie bestand nämlich aus den Besitzern des Gerichtshofes, Dominé Vorm wie seinem Kirchenrat und vielen andern Weißen, Bürgern und Pflanzern. Am 22. Januar 1739 trat sie zusammen; es galt den Hauptschlag gegen Martin zu führen durch den Nachweis, daß er völlig ungeeignet und unfähig sei, eine geistlich kirchliche Thätigkeit auszuüben. Zu dem Zweck wurden hauptsächlich von Vorm 2 Neger und 5 Negerinnen, die Martin getauft hatte, den ganzen Tag über einem Verhör in Religion unterworfen. Sie gaben sichere, klare Antworten, die von guten Kenntnissen und einer gründlichen Bewanderung in der Heilslehre zeugten. Nur einzelnen, ihnen unverständlichen, weil zu abstrakten oder verfänglichen Fragen gegenüber versagten sie. Wo Vorm hinauswollte, verriet er durch solche Fragen wie die, ob Martin seinen Glauben für besser ausgegeben als den lutherischen oder reformierten, was der verhörte Neger verneinte; ob Martin gelehrt, daß die Neger nach der Auferstehung über die Blanken herrschen würden, worauf der Bescheid lautete: „Nach dem Tode sind wir bei Gott, und da werden wir alle gleich sein!“ Als das hohe Inquisitionstribunal sich immer mehr davon überzeugte, daß die Ergebnisse der Untersuchung nur zu einer glänzenden Rechtfertigung des Missionars dienten, ließ es 3 von diesem wegen sittlicher Fehltritte aus der Gemeinschaft ausgeschlossene Neger holen; aber auch ihr Zeugnis gereichte Martin nur zur Ehre. In der Verlegenheit beraumte man ein neues Verhör auf den 30. Januar 1739 an.

Indes zu weiterer gerichtlicher Verfolgung kam es nicht; denn am 29. Januar landete auf St. Thomas der Graf Zinzendorf mit den Brüdern Georg Weber und Löhans wie deren Frauen als neuen Mitarbeitern für Martin und Freundlich. Der Graf kam wirklich von Gott gesandt; die Kunde davon, was den Brüdern in St. Thomas widerfahren, war noch nicht bis in die Heimat gelangt. Von Carstens beherbergt, sandte er zum Gouverneur und bat sich die Gefangenen aus. Ein erschütterndes Wiedersehen! In den zu Skeletten Abgekehrten sah und ehrte der Graf mit Recht Leute, die mutig und treu um Christi willen Schmach und Verfolgung erduldet. Der Gouverneur erschien in eigener Person bei ihm, entschuldigte sein Verhalten durch den Druck der Weißen, sprach aber zugleich seine Freude darüber aus, daß er nun einen Anlaß habe, von einer Fortsetzung des gerichtlichen Verfahrens gegen die Brüder abzusehen. Den 7. Juni 1739 traf aus Kopenhagen ein Bescheid ein, der Martins Auffassung von der Bedeutung der königlichen KonzeSSION völlig

Recht gab und seine Ordination ausdrücklich bestätigte, dem Dominé Borm aber den Rat erteilte, sich künftig hübsch still zu verhalten, da in dem lutherischen Dänemark die reformierte Kirche wie die mährische (die Brüdergemeine) nur eben geduldet wurden.

Daß daraufhin alle Bedrückungen und Feindseligkeiten mit einem Schlage aufhören würden, stand nicht zu erwarten. Kleines Gepläntel wie einige empörende, pöbelhafte Scenen kamen im Gegenteil noch vor. Doch verzog sich allmählich das Ungewitter, die Behörden ermannten sich, den Brüdern den gesetzlichen Schutz angedeihen zu lassen, auf den jeder ruhige Staatsbürger Anspruch hatte. So war der Fortbestand, ja die äußerlich ungestörte Weiterentwicklung der Mission gesichert.

5. Letzte Spatenstiche.

Vom 29. Januar bis 19. Februar 1739 weilte Zinzendorf auf St. Thomas, ganz überwältigt von den Spuren göttlichen Lebens unter den etwa 700 Negeren, die Martins Gemeinde bildeten. Rastlos thätig besprach der Graf sich mit den Missionaren wie deren schwarzen Gehilfen und redete wiederholt zu den Negeren. Auf seinen Vorschlag hin sollte künftig außer auf dem Posaunenberg und in Tappus noch auf zwei Plantagen, die Carstens gehörten, mit der Arbeit vorgegangen werden. An Martin rügte er, daß derselbe zu sehr mit der Taufe zögere und gegen die Abweichungen unbefestigter Anfänger zu streng verfare. In Georg Israel, der nach einem Schiffbruch, in welchem sein Genosse, der Theolog Alwin Feder umkam, den 18. Februar 1740 in St. Thomas anlangte, erhielt Martin einen jüngeren Mitarbeiter, der ebenfalls allenthalben an seiner Arbeit auszusetzen fand. Dieser mit einem Herzen voll brennender Liebe zum Heiland ausgerüstete, treue, aber sehr gefühlige und weit beschränktere Mann warf Martins Kirchenzucht ebenfalls zu große Strenge und Gesetzhlichkeit vor. Der Erfolg schien ihm Recht zu geben. Dank seiner milderen Praxis und der Wärme seiner Predigtweise entstand eine außerordentliche Erweckung, während Martin vom 20. Mai bis 26. September 1740 die amerikanischen Brüdergemeinen besuchte. Am 9. Oktober konnten 38, am 21. Februar 1741 sogar 90 Personen getauft werden. Dann aber trat eine Art Rückschlag ein, ja im weiteren Verlauf der Jahre veranlaßte das unglückselige Mißverständnis eines Wortes von Zinzendorf einen Betrieb der Missionsarbeit, welcher nicht nach Martins Sinn war und als ungesund bezeichnet werden muß. Der Graf hatte nämlich im Blick auf gewisse Erscheinungen der Indianermision geäußert,

man solle es nicht auf eine möglichst große Zahl von Getauften, sondern für jetzt nur auf Erstlinge absehen. Die Verallgemeinerung und einseitige Anwendung dieser Parole auf St. Thomas bewirkte, daß Martins Mitarbeiter Abgeirrten nicht mehr nachgingen, Erkaltete nicht mehr aufsuchten, sondern nur einer kleineren Zahl von Getreuen alle Zeit und Kraft widmeten. Martin wehrte nach Vermögen, drang aber nicht durch. Dieser Umstand trug dazu bei, daß das letzte Jahrzehnt seines Lebens einen recht bewegten Eindruck macht.

Freilich nach Nord-Amerika reiste er (vom 24. Mai 1742 bis 23. Mai 1743), von Zinzendorf entbieten, und kehrte verheiratet von dort zurück; in Europa war er vom 27. September 1746 bis 6. August 1748, um ein Augenleiden kurieren zu lassen, sich überhaupt einmal gründlich zu erholen, sein Töchterchen zur weiteren Erziehung einer Anstalt zu übergeben und — auf dem Synodus in Herrenhaag grundsätzliche Bestimmungen für den Missionsbetrieb zu erlangen. Aber auch abgesehen von diesen Reisen sehen wir ihn beständig zwischen den Inseln St. Thomas, St. Croix und St. Jan hin und herfahren, um immer nach kürzerem oder längerem Aufenthalt auf einer dieser Inseln die nächste wieder aufzusuchen. St. Thomas würde er vielleicht ganz gemieden haben, weil ihn der Gang der dortigen Arbeit nicht befriedigte; indes er mußte immer wieder kommen und einspringen, denn erschütternd viele Brüder und Schwestern sanken dort fort und fort in ein frühzeitiges Grab.

Eine höhere Hand mußte aber auch diese Gegensätze in der Art des Missionsbetriebes nutzbar zu machen. Nach einem zweiten, insolge von Krankheit und vielen Todesfällen mißglückten Missionsversuch auf St. Croix war es Martin beschieden, auch auf dieser Insel festen Fuß zu fassen, für die Mission eine Plantage zu erstehen und am 12. Juli 1744 die vier ersten Neger zu taufen. Und wieder war es Martin, der am 14. Februar 1745 auf St. Jan zwei Erstlinge taufen und der Mission eine Plantage erwerben konnte. Auf beiden Inseln hat sich weiterhin daraus ein gesegnetes Werk des Herrn entwickelt.

Eine besonders freudige Genugthuung sollte Martin außerdem noch erleben. An amtlichen Besuchen auf den neuentstandenen Missionen ließ man es damals wahrlich nicht fehlen, trotz hundert nun abgethanen Hindernissen, die das Reisen in jener Zeit erschwerten. Hatte außer den bereits erwähnten noch der David Nitschmanns im Sommer 1742 und Christian Rauchs im Sommer 1745 stattgefunden, so erschien nun vom 26. April bis 9. Juni 1749 Johann v. Watteville, Zinzendorfs Schwiegersohn,

um die auf der Herrenhaager Synode angesponnenen Fäden weiter zu führen. Wohl tadelte er Martins zu große Ängstlichkeit im Tausen, gab aber seiner Arbeit sonst ein gutes Zeugnis. Dagegen las er Martins Mitarbeitern, wenn auch in brüderlichem Ton, ein kräftiges Kapitel. Denn während jener bei völlig richtiger Beurteilung der Charakterchwächen der Neger ihnen doch unermüdlich mit hoffender Liebe nachgegangen war, hatten diese sich über dem vergeblichen Bemühen, einzelne Heiligenbilder zu schnitzen, in einem lähmenden Pessimismus festgefahren. Nun kam Licht und Gericht hierüber. Der Visitator brachte außerdem in fünftägiger Arbeit das Kirchenbuch ins Schick, führte die aus Rücksicht auf die Verhältnisse der Sklaverei kaum erteilte Kindertaufe ein, erklärte vor der Taufe vorhandene Verhältnisse der Vielweiberei für nicht absolutes Taufhindernis, nur das Eingehen solcher Verhältnisse nach der Taufe sei absolut zu verbieten, gestattete die anderweitige Wiederverheiratung durch Verkauf getrennter Gatten nach längerer Wartezeit, machte die Pflege Abgeirrter zur heiligen Pflicht u. s. w. — kurz er stellte Grundsätze auf und traf Einzelbestimmungen, die nicht nur fast alle in Martins Sinn und Geist waren, sondern die das Missionswerk in einen wirklich gesunden und erfreulichen Gang brachten.

Friedrich Martin selbst entschlief den 1. Februar 1750 auf St. Croix, schon längere Zeit zum Erlöschen schwach. Bei seinem Ende zählte man 425 getaufte Neger auf den drei Inseln, 237 Erwachsene und 4 Kinder hatten aus seiner Hand das Sakrament empfangen. Als des Gründers der Mission in Dänisch-Westindien, ja in Westindien überhaupt, wo gegenwärtig 39700 Farbige in Pflege der Brüdermission stehen, wird sein Gedächtnis im Segen bleiben. —



Beiblatt

zur Allgemeinen Missions = Zeitschrift.

N^o 3.

Mai

1901.

Theophilus Salomo Schumann in Guayana.

Von H. G. Schneider, Missionssekretär.

I. Vorarbeit draußen.

Ende des Jahres 1899 belief sich die Zahl der Getauften, welche in Suriname oder Holländisch Guayana der Pflege der Brüdermission anvertraut sind, auf 29381 Seelen. Es ist ihr ausgedehntestes Arbeitsfeld.¹⁾ Dies Ergebnis wurde durch eine Entwicklung angebahnt, die sich auf wunderbar verschlungenen Wegen vollzogen hat und durch die Thatsache kurz, aber schlagend beleuchtet wird, daß jene eben erwähnten Getauften fast ausschließlich Negerabkömmlinge sind, während die in Suriname zuerst begonnene Mission eine Indianermision war. Letztere wurde nach 70 jährigem Bestehen vernichtet. Einen kleinen Auschnitt aus ihrer Geschichte bieten die folgenden Seiten.

Gestörte Versuche, zuerst in dann bei Paramaribo, der Hauptstadt Surinames, zu Missionszwecken festen Fuß zu fassen, spielen in den Jahren von 1735—1745 und führten erst nach ihrer Wiederaufnahme 1754 zu besseren Ergebnissen. Dadurch veranlaßt, begaben sich bereits 1738 die Brüder Dehne und Güttner (letzterer entschlief schon 1742 in Suriname),

¹⁾ In „Scobel, Geographisches Handbuch zu Andrees Handatlas“, 1894 bei Velhagen & Klasing erschienen, steht freilich S. 432: „Für die Bekehrung der Buschnegern und Indianer“ sind die Herrnhuter in rühmlichster Weise thätig gewesen, leider ohne Erfolg — wieder ein Beispiel dafür, aus wie unzulänglichen Quellen häufig auch wohlwollende Männer der Wissenschaft schöpfen, wenn es sich um die Heidenmission handelt. Denn einmal ist jenes Urteil insofern unzutreffend, als die Brüdergemeine in Suriname unter Indianern seit 100 Jahren überhaupt nicht, unter den Buschnegern dagegen durchaus nicht ohne Erfolg arbeitet. Sodann erweckt jenes Urteil aber eine völlig falsche Vorstellung. Es bildet nämlich die einzige Notiz über Mission in dem ganzen, von Suriname handelnden Abschnitt; es verschweigt ganz die seit 125 Jahren betriebene Arbeit unter den Plantagennegern und deren Abkömmlingen, eine Arbeit, auf welche die Hauptkraft verwandt und die von reichem Segen gekrönt wurde, was auch jene oben angegebene Zahl andeutet. Wer also nur aus jenem Werk Belehrung über die Surinamer Mission schöpft, kommt zu einer den thatsächlichen Verhältnissen schnurstracks zuwiderlaufenden Auffassung.

beide Deutsche, in das damals auch holländische Verbice, lebten erst gegen 2 Jahre auf verschiedenen Plantagen am Verbice-Fluß von ihrer Hände Arbeit, erhielten aber dann durch die Freundlichkeit des ihnen wohlgesinnten Gouverneurs Löhner an der Waronje (auch Wironje), einem linken Nebenfluß jenes, ein Stück Land, auf dem sie die erste Missionsstation Pilgerhut anlegten. Sie wählten diesen entlegenen Urwaldwinkel, um den Unbilden der „Blanken“ und dem ungünstigen Einfluß derselben auf ihre Pflegebefohlenen entrückt zu sein. Letztere bestanden ausschließlich aus Indianern, die der überwiegenden Mehrzahl nach dem friedlich lebenswürdigen Stamm der Arawacken, zum Teil aber auch dem der fröhlichen Warauen angehörten, während sie mit den kriegerisch wilden Karaißen (auch Karyben) zunächst nur ausnahmsweise in Berührung kamen.

Die Missionsarbeit der Brüder litt unter mancherlei Übelständen. Nicht zu Dorfschaften vereinigt, sondern vereinzelt und zerstreut hausten die Indianer im Urwald. Sie wechselten auch häufig ihre von Pilgerhut Stunden-, ja Tagereisen weit entfernten Wohnsitze teils infolge des ihnen eigentümlichen Wandertriebes, teils weil sie von einem urbar gemachten Stück Land nur eine Jahresernte (Kassaba) erzielten und dann einen neuen Fleck Urwald in Feld verwandeln mußten. Die Missionare ihrerseits waren genötigt, sehr viel Zeit und Kraft auf die Beschaffung ihres Unterhaltes zu verwenden, obwohl sie bis zur Dürftigkeit einfach lebten; denn aus Mangel an Mitteln wie an Verkehrsgelegenheiten erhielten sie gar keine Zufuhr aus der Heimat. Weiter stößt man auf diesem Arbeitsgebiet wie auf den meisten übrigen der Brüdermission während der ersten 2, 3 Jahrzehnte nach ihrem Beginn auf zwei Hand in Hand gehende, sehr befremdliche Thatsachen, über deren Unzuträglichkeit erst die Erfahrung belehren mußte. Man bedachte einerseits die einzelnen Missionsposten mit einer Überfülle von Arbeitskräften durch immer neue Nachschübe aus der Heimat, bezw. aus Bethlehem in Nordamerika. Man lichtete aber andererseits die Reihen der zahlreichen Arbeiter immer wieder durch zeitweilige Rückberufungen, teils um sie anderweitig zu verwenden, teils um sie zu längeren Besuchen in der Heimat zu veranlassen. Gesundheitsrücksichten spielten dabei gar keine, die Anschaulichkeit und Vollständigkeit mündlicher Berichterstattung nur eine ganz untergeordnete Rolle. Man glaubte vielmehr, das geistliche Leben der Missionsarbeiter müsse durch häufige Berührung mit dem geistlichen Leben der aussendenden Gemeinen immer wieder gestärkt werden, ja man dürfe jenen ihren Anteil an den Segnungen, nicht vorenthalten, die Gott über diese heimatlichen Gemeinen ausgoß — eine in ihrer tatsächlichen Zuspitzung wohl schon theoretisch ansehbare und jedenfalls in ihrer praktischen Wirkung verhängnisvolle Anschauung, wie folgende Zahlenangaben beweisen. Der Wechsel an Arbeitspersonal in Pilgerhut während des ersten Jahrzehntes seit Gründung der Station (ja genau genommen nur während 8 Jahre) weist eine Einnahme von 6 verheirateten Missionaren mit ihren Frauen und 9 ledigen wie eine Ausgabe von 1 verheirateten (mit Frau) und 7 ledigen Missionaren auf, die beiden Gründer in beiden Conto wie Schumann und seine Begleitung im Einnahme-Conto miteinberechnet. Außerdem fand noch der 12tägige, amtliche Besuch

eines Bruders statt. Von Stetigkeit in der Arbeit, von einem Einwurzeln in die Verhältnisse war da für die meisten dieser Sendboten nicht die Rede. Und doch hätte es dessen um so dringender bedurft, als die Erlernung der Arawakensprache den guten Brüdern schier unüberwindliche Schwierigkeiten bereitete. An demüthiger Selbstverleugnung, an Eifer und Treue, an Liebe zum Heiland und zu den heidnischen Brüdern, an Inbrunst und Ausdauer im Gebet nahmen sie es, soweit ein Urtheil darüber möglich, mit ihren Amtsbrüdern auf anderen Missionsgebieten durchaus auf. Sie ermangelten jedoch der erforderlichen sprachlich wissenschaftlichen Bildung, um den bisher ungezähmten Wildling des Arawakischen einzufangen, zu händigen und zu beherrschen. Aus der andauernden Mangelhaftigkeit ihrer Sprachkenntnisse erwuchs der Arbeit der Brüder das schwerste Hemmnis.

Und doch erwies sich diese Arbeit nicht als vergeblich.

Daß diese leutselig freundlichen Männer anders waren als die übrigen Weißen, welche den Rothhäuten mit nicht einmal verhüllter Geringschätzung begegneten, hatten die Indianer bald begriffen. Sie eigneten sich sogar einzelne deutsche Worte an, um sich mit den Fremdlingen verständigen zu können. Letztere nahmen 1741 einen etwa 7jährigen Knaben namens Gantje, den Sohn eines Weißen und einer Arawadin, zu sich, der ihnen angeboten worden. Er blieb beinaß 7 Jahre bei den Brüdern in Pilgerhut, reiste dann mit einem von ihnen 1748 nach Bethlehem in Pennsylvanien, wo er getauft und konfirmiert wurde, und entschlief 1751 in Hennesdorf bei Herrnhut als Bögling einer damals dort bestehenden höheren Lehranstalt, in der man ihn zu weiterer Ausbildung untergebracht. Dieser Knabe, seit seiner Taufe Johannes Renatus genannt, spielt in der Anfangsgeschichte dieser Mission eine ganz eigenartige Rolle. Er lernte zunächst bei den Brüdern so viel deutsch, daß er ihnen etwas arawakisch hebringen konnte. So sammelten sie nach und nach 500 Wörter der fremden Sprache. Mit Hilfe wieder des Knaben verwerteten sie dann diesen Schatz zur Abfassung einer Übersetzung der Leidensgeschichte des Heilandes. Es war ein Machwerk, das, wie man später feststellte, von zum Theil verhängnisvollen Sprachfehlern wimmelte. Damit ausgerüstet unternahmen nun immer wieder einzelne Missionare sehr anstrengende und entbehrungsreiche Wanderungen bis an 50 Meilen im Umkreis von Pilgerhut und lasen den Indianern, auf die sie stießen, diese Übersetzung vor, sie mündlich erläuternd, so gut oder schlecht das eben ging. Trotz der formalen Mangelhaftigkeit des Zeugnisses bestätigte indes, wie Quandt sagt, „auch hier die Erfahrung, daß nichts so kräftig auf die Herzen auch der wildesten Menschen wirkt als die simple Erzählung der Lebens- und der Leidensgeschichte Jesu“. Immer wieder wollten die Indianer das Vernommene hören. Sie begannen in Pilgerhut zu besuchen, baten dann, erst Tage, nachher Wochen verweilen zu dürfen, ja einige Familien siedelten sich ganz dort an, das schon eine viel besagende That der von Natur so unsteten Wandervögel. Der Knabe Gantje dolmetschte die Worte der Brüder, so gut er konnte; er redete, selber tief ergriffen, auf arawakisch auch Worte, die der Geist Gottes ihm eingab. Am 31. Mai 1748 konnte als Erstling eine liebe alte Frau und im Verlauf der folgenden 3 Monate noch 40 Personen getauft werden, alle in Wahrheit Leute, die durch Wort und Wandel unwiderleglich bezeugten, daß das Alte vergangen, daß in ihnen alles neu geworden war. Und doch sehnten sich die Brüder brennend nach einer Hilfe; denn

der Sprachenbann lag nach wie vor auf ihnen und Gantje war doch nur ein Knabe, dessen Verständniß des Deutschen seine knapp bemessenen Grenzen hatte.

Den 28. Oktober 1748 wurde ihr Verlangen gestillt durch die Ankunft Theophil Salomo Schumanns, der mit seiner Frau, noch einem Missionarspaar und 2 unverheirateten Brüdern in Pilgerhut eintraf. Die Ankömmlinge fanden etwa 60 Arawacken auf der Station wohnhaft vor; bis Ende des Jahres hatten noch weitere Tausen statt, die Zahl der Angesiedelten stieg auf 80, und am 1. Januar 1749 bat die erste Familie vom Stamm der Warauen um Aufnahme.

II. Vorschule daheim.

Wer war und woher kam Theophilus Schumann?

In dem Fach ihres Büchergestells, das die Lebensäußerungen des Pietismus birgt, pflegen Kirchenhistoriker auch die Veröffentlichungen der kleinen Brüdergemeinde einzuquartieren. Wer wagte zu sagen, mit Unrecht!? Und doch wird über der Verwandtschaft beider Erscheinungen so oft ihre Verschiedenheit vergessen. Letztere zu beleuchten, soweit der knappe Rahmen dieser Skizze gestattet, ist die Lebensführung und Persönlichkeit Schumanns besonders geeignet. In Grabow bei Burg (Prov. Sachsen) den 1. Juli 1719 als Sohn des dortigen Pfarrers geboren, liebte schon das fromme Kind die Einsamkeit und ging so tiefsinnig und gedrückt umher, daß seine Mutter über diesen Mangel an jugendfrischem Wesen ganz bekümmert wurde. Der Vater jedoch, der ein ausgeprägter Jünger des Pietismus gewesen zu sein scheint, sah in dieser nicht ohne seinen Einfluß sich entwickelnden Richtung des Knaben den Beweis dafür, daß „der liebe Gott ihn einst zu etwas Großem brauchen würde“. Im Jahre 1732 wurde er nach Brandenburg in die Saldrische Schule verpflanzt. Ein Sohn des seiner Zeit sehr angesehenen Rektors Bockerodt war an dieser Schule Konrektor und übte eine nachhaltige, tiefgehende Einwirkung auf Schumann aus. Er war ein entschieden frommer Mann, aber voll Geselligkeit, der theils im Meiden, theils in der Beobachtung einer Menge untergeordneter harmloser äußerlichkeiten das Wesen der Gottseligkeit sah. Auf wohlmeinende, aber doch etwas ungesund treiberische Weise drang er in seine Schüler, daß sie sich schon in jungen Jahren von ganzem Herzen zum Herrn bekehren möchten. Das trieb er nicht bloß in den Erbauungsstunden, sondern auch im Schulunterricht, ja bei jeder Gelegenheit, wo er mit seinen Zöglingen in Berührung kam. Für unbefangene Jugendfröhlichkeit, für heilige Freude am Herrn blieb da so gut

wie kein Raum. Durch ihn vernahm Schumann, wie es scheint, zum ersten mal auch etwas von Herrnhut, das der Konrektor in der Geographiestunde als eine Stadt Gottes pries, in der Speners *pia desideria* sich zu verwirklichen begonnen.

Merkwürdigerweise haben außer Schumann noch 7 seiner damaligen Schulkameraden später auf verschiedenen Pfaden ihre kirchliche Heimat in der Brüdergemeinde gefunden. Es währte nicht lang, so war der gewissenzarte, ernste und fromme Schumann durch die Beeinflussung des Konrektors derart erschüttert, daß er außer seinen Schularbeiten alles, Spiele und unversängliche Nebenbeschäftigungen, beiseite warf, um Tag und Nacht mit Bibellesen, Weinen und Beten zuzubringen — ein treugemeinter, aber selbstquälerischer Weg, auf dem er es durch eigenes Rennen und Laufen erst zu einer Zerknirschung über seine Sünden bringen wollte, um dann die Stunde seiner Bekehrung schlagen zu hören. Nach Verlauf eines halben Jahres verfiel der körperlich und seelisch hart mitgenommene Jüngling in eine Krankheit, die ihn bis an den Rand des Grabes brachte. In seinen Fieberreden beschäftigte er sich nur mit christlichen Fragen. Wieder zu sich gekommen, ließ er den Konrektor und viele seiner Mitschüler sich um sein Lager versammeln und bezeugte ihnen, er habe zwar angefangen sich zu bekehren, sei aber damit noch nicht zum Ziel gekommen, sondern es müsse noch ganz anders mit ihm werden, falls er wiederaufkommen sollte. Auch erzählte er, das ganze Register seiner Sünden sei ihm vorgehalten worden; aber als die namenlose Angst, in die er darüber geraten, ihren höchsten Gipfel erreicht, habe er plötzlich den Heiland erblickt, der alle seine Sünden mit seinem eigenen Blut durchstrichen. Trotz dieser Bekenntnisse und Gesinnung ließ man aber die inständigen Bitten des konfirmierten Jünglings, ihm das heilige Abendmahl zu reichen, unberücksichtigt, da man ihn in seiner Krankheit für unfähig ansah, sich auf den Empfang desselben so vorzubereiten, wie es die Methode vorschrieb. Wiedergenesen schleppte er sich auf dem mühseligen geistlichen Wege weiter, an dessen fernem Ende er erst dem trostreichen Heiland selber nahen zu dürfen glaubte.

Gut vorbereitet bezog er 1738 die Universität Halle, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Er besaß einen hellen, klaren Kopf und gute Kenntnisse, namentlich auf sprachlichem Gebiet; er hatte gelernt mit Sorgfalt und Genauigkeit zu arbeiten. Seinen theologischen Studien lag er mit großem Fleiße ob. Nachrichten über eine tiefere Wirkung derselben liegen nicht vor. Nur auf seinem Sterbebett äußerte Schumann etwas mißverständlich, er wäre „in das abscheuliche Studieren (!) hineingekommen, hätte davon ein trockenes Herz bekommen und nur eine äußerliche gesetzhliche Frömmigkeit beibehalten, bis er mit den Brüdern bekannt geworden wäre“. Ob schon während oder erst nach Beendigung des Studiums trat er als Lehrer in das Pädagogium zu Halle ein und wurde als solcher wegen seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit, Lehrgabe und treuem Eifer sehr geschätzt von Amtsbrüdern sowohl wie von den Zöglingen. Das

Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit für das Wohl anderer steigerte indes seine innere Friedlosigkeit und seine Kämpfe nach einiger Zeit in dem Maße, daß er den Verstand zu verlieren fürchtete, zum Unterrichten untauglich wurde und seine Entlassung erhielt. Das geschah 1741. Er begab sich zu seiner inzwischen verwitweten Mutter. Hier besserte sich sein Zustand keineswegs. Er mochte weder essen noch trinken; er klagte sich an, daß er die Gnade Gottes dreimal verscherzt habe und sie nun nicht wiedererlangen könne (Hiob 33, 29); andern habe er den Weg des Heils gewiesen, aber selber ihn nicht gewußt. Tag und Nacht lag er auf den Knien. Da wurde er mit Abt Steinmehz bekannt, der ihm freundlich zusprach und den völlig Entmutigten mit Mühe als Lehrer für Kloster Bergen gewann. Dort fand Schumann unter seinen Amtsbrüdern ernste Männer, die von dem gleichen Verlangen nach Heilsgewißheit erfüllt waren, z. B. Cammerhof und Zurmühlen. In dem Institut wehte auch ein wärmerer, evangelischer Hauch; man suchte die Gottseligkeit nicht in der Beobachtung so vieler untergeordneter und nebensächlicher Außerlichkeiten, man wies Bekümmerte unmittelbar zu Christus hin. Schumann begann wieder leise zu hoffen, auch als Lehrer und Erzieher stellte er wieder seinen Mann. Immerhin aber konnte er sich von den Fesseln selbstquälerischer Ängstlichkeit noch nicht frei machen, er hatte sie zu lange getragen. Nach einiger Zeit besuchte er die Brüdergemeinen in der Wetterau. Hier wurde er, wie er war, zum Heiland selber hingewiesen, hier wurde die heilige Freude darüber, daß man einen Heiland besitze, und daß dessen Verdienst all unsere Sünden und Mängel gebüßt und weggenommen habe, in den Vordergrund gestellt. Eine völlig neue und so erquicklich klingende Botschaft für eine abgearbeitete und müde gequälte Seele! Schon jetzt stieg in Schumann der Gedanke auf, sich der Brüdergemeine anzuschließen. Doch er wollte Gottes und nicht eigene Wege gehen. So lehrte er zunächst nach Kloster Bergen zurück, um in Ruhe zu prüfen. Indes eines Tages kam er nach inbrünstigem Gebet an einsamer Stelle des Elbusers zu voller Klarheit der Entscheidung und begab sich sogleich zu Steinmehz, der seiner Kündigung freilich den größten Widerstand entgegensetzte, aber ihn doch schließlich ziehen ließ. Für den Abt und das Kloster war der Verlust dieses Lehrers insofern auch im Augenblick ein schwerer Schlag, als die beiden obengenannten Amtsbrüder gleichzeitig denselben Schritt thaten. Den 10. Mai 1743 trafen die 3 Gesinnungsgenossen im Herrenhaag ein und wurden ihrem Wunsche gemäß 14 Tage später in die Brüdergemeine aufgenommen.

Anlässlich des ersten Abendmahles, an dem Schumann in Marienborn teilnahm, findet sich in alten Aufzeichnungen folgende wohl auf seine Äußerungen zurückzuführende Notiz: „Da sehte und stülte sich seine müde Seele, ließ sich über alles vorige, auch über die aus guter Meinung gelaufenen Irrwege entschuldigen und trösten und durch Jesu Leib und Blut in aller Not, Schwachheit und Krankheit, dergleichen er sich an Leib und Seele durch seinen langwierigen schweren Gang gezogen, heilen und stärken. Und so entwöhnte er sich immer mehr von dem ziemlich zur anderen Natur gemordenen geseglichen Wesen, wurde freier und lichter und der Seligkeit der armen Sünder aus Jesu Wunden, in Gemeinschaft mit andern sowohl als im Umgange mit dem Heiland allein, immer froher.“

Um aber nicht partiell nur die Einseitigkeiten des Pietismus bloßzulegen, muß doch in diesem Zusammenhang ebenfalls erwähnt werden, daß auch Schumann nicht unberührt blieb von den Verirrungen im Ausdruck und Inhalt der christlichen Lehre, denen die Brüdergemeine damals in der von ihr so genannten Sichtszeit anheimfiel. So finden sich z. B. an ein paar Stellen eines längeren Missionsberichtes, den Schumann später in Pilgerhut abfaßte, in Bezug auf Religiöses einzelne Ausdrücke, die weder geschmackvoll, noch würdig und noch weniger biblisch sind. Auch schließt er emphatisch diesen Bericht wie noch ein anderes Schriftstück mit den Worten: „Gloria pleurae!“ (Preis der Seitenwunde!) Gleichzeitig muß freilich festgestellt werden, daß diese Spreu das kerngesunde, keimkräftige Korn nicht versehrte, welches Schumann in dem bedingungslosen und ausschließlichen Vertrauen auf die Gnade Gottes in Christo gefunden hatte und welches, in dem Boden seines Herzens Wurzel schlagend, gesegnete Früchte der Gegenliebe zu dem Gekreuzigten trug.

Von 1743—1745 fand er Verwendung als Lehrer in dem zuerst zu Lindheim, dann zu Marienborn befindlichen theologischen Seminar. Pünktlichkeit, Ernst und Treue wie eine unerschüttliche Festigkeit, mit der er bei dem für recht Erkannten beharrte, zeichneten ihn aus; er wirkte mit schönem Erfolg. Als seines früheren Amtsbruders Cammerhof Gehilfe und später Erbsakmann wurde er Ende 1745 in eine Art Vertrauensstellung als Sekretär Zinzendorfs berufen und mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt. Lange bekleidete er diesen Posten indes nicht, sondern erhielt bald eine Berufung in den Missionsdienst nach Verbice, die er mit großer Freudigkeit annahm. Im Februar 1747 mit Anna Maria Sonntag verheiratet, im Juni ordiniert, trat er im Herbst die Reise nach Holland an, mußte aber dort mit seinen Begleitern bis in den Juli 1748 warten, ehe ein Schiff nach dem Ort seiner Bestimmung abging, an dem wir ihn oben bereits anlangen sahen.

III. Der neue Arbeiter.

Es war, als ob mit Schumanns Ankunft neues Leben und ein neuer Geist in dem Werke sich rühre. Alles, was er that, da gab der Herr Glück zu. Mit der ihm eignen Entschiedenheit und Beharrlichkeit warf er sich vor allem auf das, was ihm selbst zunächst, was aber auch der

Mission in erster Linie not that, auf Erlernung der Arawakensprache. Sie ist nicht leicht zu bewältigen. Auch nachdem die nötigen Hilfsmittel, eben durch Schumann, beschafft worden waren, haben später mehrere als Missionare ausgesandte Brüder, wie Quandt berichtet, unverrichteter Sache heimkehren müssen, da sie sich dieselbe nicht aneignen konnten. Durch die Umstände gedrängt, hat Schumann schon am 2. März 1749, reichlich 4 Monate nach seiner Ankunft, die erste geistliche Ansprache auf arawakisch gehalten zu großer Freude der Indianer, was bisher noch nie geschehen war. Er hat weiter im Laufe der Jahre ein Wörterbuch und eine Sprachlehre verfaßt, Teile der heiligen Schrift übersetzt, ebenso eine hübsche Anzahl geistlicher Lieder. Der Theologe Quandt, von 1769—1780 Missionar in Suriname, hat dann Schumanns Übertragungsarbeiten weitergeführt und vervollständigt. Wir verweilen bei dieser Arbeit auch darum etwas eingehender, weil die Brüdergemeinde durch die Lage der Verhältnisse auf diesem Gebiet, irren wir nicht, zum erstenmal in der Deutlichkeit den Wink empfing, daß die Missionsarbeit neben tapfern, treuen Mähren unter Umständen auch wissenschaftlich gebildete Männer erfordere, daß, kurz gesagt, jedenfalls den Laien auch Theologen ergänzend zur Seite treten mußten.

Weshalb sie diese Lehre nicht schon auf früher in Angriff genommenen Arbeitsfeldern bekam, wie Grönland, Westindien, Nordamerika, bleibe als zu weit führend hier unerörtert. Kennzeichnend für Schumanns Denkweise ist es übrigens, daß er eine Veröffentlichung seiner sprachlichen Arbeiten durch den Druck durchaus nicht zugab, „damit sich nicht Jemand jener bedienen könne, um die Sprache zu lernen, der sie nicht zum Nutzen der Indianer redete“. Er hatte dabei die im Lande wohnenden Weißen im Auge, deren Einfluß auf die Indianer allerdings vielfach ein schädlicher war. So schlummern die Früchte seines Fleißes und des von Quandt mit einer Ausnahme als unbenuzte Handschriften im Herrnhuter Archiv.¹⁾

¹⁾ Mit jener einen Ausnahme hat es folgende Bewandnis. Ein deutscher Privatgelehrter entlieh Schumanns Wörterbuch und Sprachlehre (ein Fragment) dem Herrnhuter Archiv, kopierte beides und borgte arglos seine Abschrift wieder einem französischen Gelehrten. Zu jenes und des Archivars höchster Verwunderung erschien dann im Jahre 1882 bei Maisonneuve & Comp., Paris im 8. Band der „Bibliothèque Linguistique Américaine“ Schumanns Arbeit, arawakisch und deutsch, wortgetreu aber gelegentlich (im Deutschen) fehlerhaft abgedruckt. Von dem gut ausgestatteten, 288 Seiten umfassenden Werk füllen Schumanns Arbeiten die Seiten 69—240. Aber der Name des Verfassers ist nicht einmal richtig wiedergegeben, sondern in „Théodore Schulz“ verwandelt. Was wunder, daß die Brüdergemeinde als „la congrégation des frères Herrnhutes de Zittau“ oder an anderer Stelle bloß als „la congrégation de Zittau“ bezeichnet wird! Weitere Betrachtungen über diese Thatfache sind überflüssig.

Nachdem Schumann auf dem Wege des Sprachstudiums den Schlüssel zum Herzen der Indianer gefunden und nun auch seinen Mitarbeitern die Sprache zu lehren vermochte, entfaltete sich für die nächsten 7 Jahre ein wirklich liebliches und blühendes Missionsleben. Die äußerst anstrengenden und bei dem feuchtheißen Klima wie den vielen Morästen, Bächen und Flüssen beinahe lebensgefährlichen Reisen wurden fortgesetzt; auch Schumann beteiligte sich daran. Aber dafür, daß diese Fahrten allmählich seltner wurden, sorgten die Indianer selber. Pilgerhut wurde nämlich ein immer kräftigerer Magnet für sie. Sie kamen auf Tage, auf Wochen, verschwanden dann für Monate, kehrten aber immer wieder zurück. Ja ihr Wandertrieb trat ungewollt in den Dienst des Evangeliums. Was sie auch während eines nur kurzen Besuches auf der Missionsstation von dem gekreuzigten Heiland vernommen, erzählten sie ihren Landsleuten und veranlaßten dieselben, ebenfalls nach Pilgerhut zu gehen und dort „Worte zu hören“. Schumann besaß auch eine prächtige Art, mit den Leuten umzugehen und ihnen das Evangelium auf eine ihnen leicht faßliche Weise zu verkünden. Das kann man z. B. aus einer solchen gesprächsweise erteilten erstmaligen Verkündigung an einen Heiden ersehen, die noch aufbehalten, aber für den beschränkten Raum zu lang ist. Außer den Worten muß aber von dem Missionar noch ein kräftiger, unsichtbarer Strom ausgegangen sein, der z. B. diesen Indianer so ergriff, daß er während der Unterredung in Thränen ausbrach. So erschienen auch Vertreter anderer Stämme als der obengenannten auf der Station, ja nach verhältnismäßig kurzer Zeit kam es dahin, daß alle Indianer bis an die Essequibo und Orinoko und wieder in südöstlicher Richtung bis an die Hauptströme Surinames Kunde von den weißen Männern, ihrem Wohnort und dem Zweck ihres Kommens besaßen. Es verging keine Woche in Pilgerhut, ohne daß nicht Besucher vorsprachen; im Mai 1750 kamen während einer solchen über 100.

Ein Bruchteil aus dieser ziemlich großen Zahl von Zugvögeln hat aber, sich dauernd in Pilgerhut niederlassen zu dürfen, was ihm gewährt wurde.

Doch hatte das seine zwei Seiten. Der Boden auf dem Stationsgebiet und in dessen Umgebung war auch für die dortige Feldwirtschaft nicht besonders günstig. Schumann und seine Mitarbeiter erwarben dort durch ihrer Hände Arbeit nicht bloß ihren eigenen Unterhalt und das Nötige zu Kleidung, sondern suchten auch z. B. durch den Erlös aus Baumwollenbau zu den Reise- und Gesamtkosten der Mission beizutragen. Die noch heute „im Busch“ dort zu Lande übliche Felderbewirtschaftung haben wir schon erwähnt. Da konnte das Gefilde von Pilgerhut nur mit Mühe

3—400 Menschen ernähren und Einschränkung, ja Mangel waren dort nicht unbekannte Gäste. Darum nahmen die Missionare auf mehrere Niederlassungen Bedacht, die in gemessener Entfernung von der Station, aber doch an zu Wasser leicht erreichbaren Plätzen errichtet wurden, für häufige Besuche günstig gelegen; so entstand z. B. ein Dörfchen an der Wicky, einem rechten Nebenfluß der Verbice, der oberhalb der Waronje sich in jene ergießt. Immerhin aber wurde ein hübsches Häuflein in Pilgerhut selber ansässig. Aus diesem war es eine ansehnliche Anzahl, die unter der täglichen Bedienung mit Gottes Wort und getragen von den Segnungen christlicher Gemeinschaft zu edlen Pflanzen der Gerechtigkeit heranwuchs und den Glauben an den Gekreuzigten auch durch mannigfache Früchte der Heiligung bewährte. Wie freudig legten sie mit Hand an, wenn das mehr als einfache Gottesdienstlokal einmal wieder verlängert wurde, was öfters geschehen mußte, da es sonst die sich mehrenden Besucher nicht gefaßt hätte! Mit wie berebten und warmen Lippen priesen nicht bloß diese indianischen Männer, sondern auch Frauen den fremden Besuchern die Gnade Gottes an! Sie unterstützten dadurch die Missionare in wirklich dankenswertester Weise. Einzelne Männer konnten zu „Helfern“ ernannt, die tüchtigsten unter ihnen sogar schon auf einzelne Missionsfahrten ausgesandt werden, wozu sie körperlich schon viel besser ausgerüstet waren als ihre des Klimas ungewohnten Lehrer. Nicht den geringsten Einfluß übten einzelne dieser indianischen Männer und Frauen aber durch ihr verkörpertes, triumphierend freudiges Sterben aus und zwar darum, weil ihre heidnischen Landsleute vor dem Tode und vor allem, was damit zusammenhing, ein besonders stark entwickeltes Grauen empfanden. Ein Ende wie das der alten Witwe Dorothea moß eine ganze Reihe von Predigten auf.

Einige Zahlenangaben mögen das bisher Berichtete noch näher beleuchten. Ende des Jahres 1752 waren in Pilgerhut 266 Indianer getauft, 71 zum Abendmahl zugelassen, 14 entschlafen. Die Zahl der festen Anwohner belief sich auf 300, die der für Tage, Wochen, ja selbst Monate zum Besuch erscheinenden auf 7—800, die der von den Brüdern gelegentlich Besuchten auf 15—1600. Angaben aus dem Jahre 1759 weisen mehr als 400 Getaufte, beinahe 200 Kommunikanten und etwas mehr als 120 Entschlafene auf; die ersteren wohnen aber bereits nicht alle mehr in Pilgerhut, sondern anderswo, worauf wir weiter unten zurückkommen.

Noch ein paar Worte über Schumanns Verhalten den Indianern gegenüber! Er fragte auch ihren äußeren Verhältnissen, ihrem Durchkommen nach und trug nach Vermögen auch hierin Sorge für sie. Ebenso nachdrücklich wachte er aber darüber, daß sie ihr äußeres Leben „dem Sinne Jesu gemäß“ führten. Er brach die Unsitte der indianischen Männer, die ihren Frauen, selbst Wöchnerinnen, ein ungehörliches Maß von Arbeit aufbürdeten, selber aber wie die Freiherren lebten. Er brach ihren Stolz, der namentlich Erdarbeiten für entwürdigend, für ein nur Negerklaven zumutendes Werk ansah. Das erreichte er namentlich dadurch, daß er selbst emsig in Feld und Garten schaffte. Es gelang ihm so, jene zu beschämen und wirklich zur Nachahmung zu bestimmen. Unerbittlich kämpfte er auch gegen ihre sonstigen heidnischen Unsitten. Ihre etwaigen Einwendungen pflegte er kurz mit der Erklärung abzuschneiden, so und so stünde es in dem Buch ihres Schöpfers geschrieben, also . . .

Fand er kein Gehör, so zauberte er nicht, den Widerspenstigen für Zeit aus der Gemeinde auszuschließen. Mancher ungebundene Sohn der Savannah fand dies Joch zu hart und ging lieber; aber merkwürdig, keiner nahm einen Groll mit hinweg, keiner wurde ein Lästler, der Mann hatte ihnen zu viel Achtung eingeflößt. Mit welcher dankbarer Verehrung aber die gehorsamen Kinder seines himmlischen Meisters an Schumann hingen, das ward auf rührende Weise bei Gelegenheit seines Todes offenbar.

Da trat auch noch ein anderes zu Tage, die große Liebe und Verehrung seiner Mitarbeiter, die in ihm ihre Stütze und nicht bloß ihr amtliches, sondern auch ihr geistiges Haupt gesehen. Gewiß nicht mit Unrecht tadelten sie gelegentlich an ihm, daß er überhaupt zu wenig Geduld, auch mit ihnen, habe. Der weitblickende, überlegene und entschiedene Mann mochte sich schwer in schwächere, schwankendere, kurzichtigere Naturen hineinversetzen können. Er gewann sie aber immer wieder durch seine große Demut und Bescheidenheit, durch seinen Gerechtigkeitsinn, durch seine Dienstfertigkeit und väterliche Fürsorge. Er duldete nicht, daß die nur zur Verrichtung äußerer Arbeit Angestellten auf irgend eine Weise verkürzt wurden. Alle dienten ja dem gleichen Herren, jeder eben mit seiner Gabe. Gerade dieser nahm er sich besonders liebevoll an, ging ihnen mit Rat und That zur Seite, ja führte den mit der Feder nicht gewandten ihren privaten Briefwechsel. Den schwersten Teil der gemeinsamen Arbeit nahm er stets auf sich. Insonderheit aber war es seine alles beherrschende und durchdringende Liebe zu dem „Martermann“, dem er alles schuldig zu sein und von dem er als armer Sünder nur Gnade, aber diese auch ganz gewiß gewärtigen zu dürfen bekannte, wodurch er seinen Mitarbeitern voranleuchtete und sich mit ihnen zugleich innig verbunden fühlte.

Irrten würde man aber in der Annahme, daß Schumann und seine Mitarbeiter, unter denen Br. Gräbenstein besonders hervorragte, zwar im Schweiß ihres Angesichtes, aber sonst fröhlich und ungestört ihre Arbeit hätten verrichten können. Nein, es waren wie in St. Thomas wieder namen christliche Weiße, welche der Missionsthätigkeit die schwersten Hindernisse in den Weg legten, ja wiederholt Versuche machten, sie vollständig zu vernichten. Ein reformierter Dominé spielte hier wie dort, im Bunde mit verschiedenen Pflanzern, die traurige Rolle des Widersachers. Wohl hatten die Brüder, ehe sie ans Werk gingen, in Holland durch Unterhandlungen mit den Direktoren der „Westindischen Kompagnie“, die unter holländischer Oberhoheit die eigentliche Herrschaft in Berbice und Suriname ausübten, sich eine nach allen Seiten hin ihre kirchliche Freiheit und missionarische Arbeit sichernde Konzession verschafft. Indes wer kümmerte sich darum in dem fernen Berbice!

Es kam alles auf die Gouverneure an. Berbice hatte seine eigenen, aber sie wechselten sehr oft, schon in Folge des ungesunden Klimas. Einige von ihnen besaßen Verständnis, ja Wohlwollen für das Werk der Brüder, die Mehrzahl aber nicht. Einer, der eine besonders feindselige Gesinnung hegte, namens Boulée trat sein Amt im September 1750 an, verstarb indes schon im November. Im September des

folgenden Jahres besuchte der Nachfolger mit den einflußreichsten Persönlichkeiten der Kolonie in Pilgerhut und besah alles; ein gut Theil der ihm beigebrachten Vorurtheile verflüchtigte sich darauf hin für eine Zeit lang. Dann wehte einmal wieder ungünstiger Wind.

Hersaß diese Feindseligkeit aus denselben Quellen wie bei den Weißen in St. Thomas, aus Widerwillen gegen das Christentum überhaupt und gegen die mittelbaren Vorwürfe über ihr zügelloses Leben, welche die weißen Ansiedler und Plantagenbesitzer aus dem ernstesten Wandel der Missionare und ihrer Befehrten herausliefen. Vorgeschiekt wurde das lächerliche Gespenst der Befürchtung, die Ansammlung von Indianern in Pilgerhut könne zur Bedrohung des Besitzstandes und Lebens der Weißen, zu einer Verschwörung gegen sie führen. Und dabei thaten die Verbreiter solcher Hirngespinnste für ihre eigene Person alles, um durch Härte und Grausamkeit ihre Negerflaven dahin zu bringen, daß dieselben das verwirklichten, was man völlig ungerechtfertigter Weise von harmlosen Indianern befürchten zu müssen sich stellte. Die praktische Handhabe, mit der man als Waffe zu wiederholten Malen gegen die Missionare einsetzte, bestand hauptsächlich in der Forderung der Ablegung eines besonderen Treueides und der Teilnahme an den Waffenübungen, zu welchen die Weißen von Zeit zu Zeit zusammentraten, um für den Fall der Gefahr geübt und organisiert zu sein. Ein Theil der Missionare, vorwiegend wohl solche mährischer Abkunft, konnten diese Forderungen aus Gewissensbedenken nicht erfüllen. Einer der Direktoren der Westindischen Kompagnie in Amsterdam, wohin man dies gemeldet, erklärte nun zwar, man solle die wunderlichen Käuze unter der Geduld gewähren lassen. Indes diejenigen Gouverneure, welche von der Pflanzergesellschaft gegen die Mission aufgehetzt wurden, bedienten sich dieser Forderung als Handhabe und verwiesen die Missionare, welche ihr nicht nachkamen, des Landes, wie bescheiden und demüthig die betreffenden auch um Nachsicht in diesem Punkte baten. So mußte z. B. der redliche Dehne, der 1747 nach Deutschland gereist war, 1751 kaum angelangt mit dem nächsten Schiff wieder zurückkehren; er tauchte aber bald nachher in Suriname auf. Ebenso erging es Beutel und Frau und 1752 den verheirateten Raske und Schirmer wie dem ledigen Friedrich, während die übrigen Missionare den Eid leisteten und sich zu den Waffenübungen herbeiließen, wie ausdrücklich bemerkt wird. Eine andere öfters erhobene Forderung brachte die Missionare ebenfalls jedesmal in Verlegenheit. Das Gouvernement wollte die Indianer steuerpflichtig machen und verlangte, daß sie zu bestimmten Zeiten eine vorgeschriebene Anzahl Fische abliefern, ja an der Mündung des Verbice-Flusses sich zum Fischfang für die Regierung einfinden sollten. Von den Missionaren erwartete man aber, daß sie die Indianer dazu anhielten, was jene doch höchstens nur bei den in Pilgerhut ansässigen durchsetzen konnten.

Alle diese und noch eine Anzahl andrer hier zu weitführender Reibungspunkte hatte nun Schumann als Leiter der Mission zu glätten oder zu beseitigen, was theils schriftlich, theils mündlich in Fort Nassau geschah, dem Sitz des Gouverneurs, der etwa halbwegs zwischen der Wironjemündung und dem Ausfluß der Verbice ins Meer lag. Schumanns Hauptwaffe war das Gebet im Kämmerlein. Daneben aber bediente er sich mit großer

Umsicht und Vorsicht der Kenntniß der allerdings noch sehr lückenhaften Landesgesetzgebung, die er sich bald nach seiner Ankunft durch ein gründliches Studium erworben. Bei aller Klugheit vergab er, wie seine Zeitgenossen rühmen, der Wahrheit und der Sache des Herrn niemals etwas, sondern trat gegebenenfalls auch mit Unerblichkeit und Festigkeit auf.

Ein kleiner Zug zur Beleuchtung! Von einem Gouverneur ersucht, die Predigt in Fort Nassau zu halten, stellte Schumann sich pünktlich ein, fand aber ein so ausschweifendes Mahl und Trinkgelage für die Zuhörer vorbereitet, welches sich unmittelbar an die Predigt schließen sollte, daß er augenblicklich wieder umkehrte, ohne gepredigt zu haben, und sich zu dem Zweck nie wieder einfand. Er wollte die Botschaft von seinem Heiland nicht in einer Woge der Unmäßigkeit ertränkt sehen und mochte an Matth. 7, 6 denken.

Übrigens gewannen Schumann und seine Brüder durch ihre Haltung, ihren Wandel und die Früchte ihrer Missionsarbeit allmählich gar manchem ihrer früheren Widerjacher ein solches Maß von Achtung ab, daß die Angriffe und Bedrückungen nachließen.

Die Verhältnisse in Verbice, die Unergiebigkeit des Bodens, auf dem Pilgerhut errichtet war, endlich das Bedürfnis, verschiedene Centren der Evangeliumsverkündigung zu haben, um damit möglichst vielen Indianern nahe zu kommen, veranlaßten Schumann, auf Ausbreitung des Werkes Bedacht zu nehmen.

Schon im Jahre 1749 hatte Gräbenstein einen Besuch bei den Indianern an der Corentyne gemacht, einem Flusse, der östlich von der Verbice liegt und heutzutage die Grenze zwischen holländisch und britisch Guayana ausmacht. Diese Reisen bildeten den Anfang zu den Fortschritten in östlicher Richtung nach Suriname hinein. Im Jahre 1754 ließ auf Schumanns Betrieb Dehne mit einem andern Bruder in Paramaribo sich nieder, beide zunächst auf ihrem Handwerk arbeitend, in Hoffnung auf die Erweiterung des Werkes. Das Jahr darauf machte Schumann mit dem zur Visitation gekommenen Nathanael Seidel eine sehr anstrengende Reise die Corentyne und ebenso die weiter östlich fließende Saramacka stromauf- und wieder stromabwärts, um passende Stellen für 2 Niederlassungen auszufuchen und dann weiter nach Paramaribo zu gehen. Dort fanden erfolgreiche Unterhandlungen mit dem durch Lößner günstig beeinflussten Gouverneur statt, der selber die Arbeit der Brüder herbeiwünschte. Das Direktorium der Westindischen Kompagnie in Amsterdam bestätigte die Abmachungen und so kam es 1757 zur Gründung der Station Saron an der Saramacka und 1759 zu der von Ephrem an der Coren-

tyne.¹⁾ Wo die letztgenannte Niederlassung entstand, weilte ganz allein Dehne schon seit 1757 unter vielen Entbehrungen und Gefahren, aber in seinem Heiland getrost und fröhlich. Die Lage von Ephrem erwies sich aber bald als ungünstig; so wurde 1765 diese Niederlassung 4 Stunden stromaufwärts verlegt und nun Hoop genannt.

Schumann selbst hatte bei diesen Neugründungen nicht mit Hand angelegt, aber den Plan dazu in einem noch vorhandenen Gutachten entwickelt, dessen Gedanken Joh. von Wateville als „originale und solide Ideen“ rühmt.

IV. Des Arbeiters und der Arbeit Ende.

Am 10. September 1758 trat Schumann mit seinen 2 kleinen Töchtern, die er zur weiteren Erziehung in die Heimat bringen wollte, und dem Missionar Christoph Schmidt eine Reise nach Europa an. Die letzten Zeiten vorher waren schwer gewesen in mannigfacher Beziehung. Mißwachs hatte geherrscht, die zügellosen Soldaten des Gouvernements wollten von den Indianern in Pilgerhut Raffade kaufen. Da diese indes selber kaum genug hatten, lehnten sie das Geschäft ab, worauf die Soldaten mit Gewalt nahmen, was sie vorfanden, und außerdem die noch nicht gereifte kommende Ernte mutwillig zerstörten. Geduldig litten das die Indianer. Als die böse Horde diese Gewaltthat jedoch noch zweimal wiederholte, trat Hungersnot in Pilgerhut ein, und Schumann mußte blutenden Herzens einem Teil des Gemeinleins raten, sich zu zerstreuen und anderswo Nahrung zu suchen. Er selbst führte einige Gruppen den neugegründeten Stationen zu. Nur ein Bruchteil der Gemeinde blieb. Auch persönlich traf Schumann schweres Leid; den 20. August 1757 entschlief seine Frau, während er auf einer Fahrt nach Suriname abwesend war. Unter diesen Umständen reiste er ab,²⁾ um erst Frühjahr 1760 wieder in Pilgerhut einzutreffen.

¹⁾ Auf Karte 8 des „*Missionsatlases der Brüdergemeine*“ (1895 erschienen) ist Pilgerhut an der Wironje angegeben, ebenso Ephrem und Hoop an der Corentyne, letztere beide aber irrthümlicherweise auf dem linken statt auf dem rechten Ufer des Flusses. Richtig eingetragen findet man sie auf Karte 10, wo auch Saron an der Saramacka zu finden, oder genauer, zu suchen ist; denn die Namen dieser 3 nicht mehr vorhandenen Stationen hat man in sehr schwachem Druck wiedergegeben. Saron lag nahe bei dem heutigen Maripaston, etwas nördlich davon.

²⁾ Seinen Sohn Christian Ludwig hatte er schon einige Jahre zuvor zur Erziehung nach Deutschland geschickt. Erwachsen ist derselbe in die Fußtapfen seines Vaters getreten und hat von 1776—83 in Suriname als Indianermissionar gedient, sich hauptsächlich dem Stamm der Karaiben und ihrer Sprache widmend. Von 1785—94 diente er der ostindischen Mission der Brüdergemeine in Trankebar, wo er im letztgenannten Jahr entschlief.

Während seines Aufenthaltes in Europa besuchte er, überall Bericht erstattend, nicht bloß verschiedene deutsche Brüdergemeinen, sondern auch Abt Steinmetz in Klosterbergen, seine zahlreichen Verwandten und einen großen Theil seiner Bekannten und Freunde aus den Zeiten, ehe er der Brüdergemeinde beigetreten. Sie alle waren höchlich verwundert, in ihm, den sie nur als einen an Körper und Geist gebrochenen Mann, als einen grüblerischen Kopfhänger kannten, nun einen fröhlichen Selben zu erblicken, der von der am eigenen Herzen und an den Herzen der Seiden erfahrenen Gnade in Christo mit beredten Lippen Zeugniß ablegte und keinen höheren Wunsch kannte, als wieder zu seinen geliebten Indianern zurückkehren zu dürfen. Am 31. Oktober 1759 wurde er mit seiner zweiten Frau Anna Cathar. Leber in Beyst getraut, nachdem er seiner jüngsten Schwester Agnes Sofia die Wege zum Anschluß an die Brüdergemeinde geebnet. Als die letztere bei einem vorläufigen Besuch in Herrnhut ahnungslos dem ersten Sonntagabendgottesdienst beistand, wurde der Gemeinde gerade mitgeteilt, daß ihr Bruder, der „Apostel der Arawacken“, wie man ihn damals nannte, am 6. Oktober 1760 in Pilgerhut entschlafen wäre, noch nicht 42 Jahr alt.

Bei seiner Rückkunft hatte er ganz Verbice in einem sehr traurigen Zustand wiedergefunden. Fast die Hälfte der Weißen, auch der kürzlich eingetretene, der Mission sehr freundlich gesinnte Gouverneur Ryswyk und ungezählte Eingeborene waren von einer (nicht näher bezeichneten) sehr ansteckenden Seuche dahingerafft worden. Auch in den schon sehr gelichteten Reihen der Indianer von Pilgerhut hatte der Tod furchtbar ausgeräumt. Die überlebenden aber und seine Amtsbrüder empfingen Schumann mit begeisterter Liebe und neu belebten Hoffnungen, er war die 1½ Jahre aufs schmerzlichste vermißt worden. Künftig ging er wieder ans Werk, obwohl es ihm bei einem Fieberanfall in Suriname, über welches er seinen Reiseweg genommen, zur inneren Gewißheit geworden, daß seine Tage gezählt wären, was er aber zunächst verschwie; denn er hatte den Herrn gebeten, ihm noch soviel Zeit zu gönnen, bis er die Angelegenheiten der Mission geordnet. Man merkte bald, daß seine sichere Hand wieder das Steuer führte. Am 6. September erhielt er Kunde vom Tode Zinzendorfs, der ihn, seinen früheren Sekretär, besonders tief ergriff. Wie gewohnt, täglich einige Stunden fleißig in der Kassabapflanzung der Mission zu arbeiten, zog er sich am 29. September sehr erhöht eine Erkältung und ein heftiges Fieber zu. Gleichwohl ordnete er mit Hilfe seiner Frau noch alle privaten Angelegenheiten, traf Bestimmungen über sein Begräbniß und gab seinen Brüdern Anweisungen, die Missionsarbeit betreffend. Daneben floß sein Mund über von erbaulichen Äußerungen, die von dem Grunde seines Glaubens und seiner Sterbefreudigkeit Zeugniß gaben. Nach 8 Tagen entschlief er, Gottes unerforschlichem Rathschluß gemäß, menschlich zu reden der einzige, der allenfalls den kommenden Stürmen gewachsen gewesen wäre.

Und diese Stürme begannen 1763 in Gestalt eines furchtbaren Aufstandes der Negerklaven in Berbice, der auch zur Zerstörung von Pilgerhut führte. Die Station Saron in Suriname war schon 1761 von Buschnegern überfallen und niedergebrannt worden, wobei einige Indianer theils gefangen, theils erschlagen und 2 Missionare verwundet wurden. Wieder erneuert mußte sie doch 1779 aufgegeben werden, weil die Indianer außerhalb des Reichthums der Station ziemlich schutzlos den Bedrückungen der Buschneger preisgegeben waren und darum entflohen. So bestand nur noch Hoop an der Corentyne, das noch die Zeit einer gewissen Blüte erlebte. Doch bald verkümmerte dieselbe, ja 1808 wurden die Missionsgebäude von fremder Hand in Asche gelegt, was zum Aufgeben auch dieser Station die Veranlassung gab. Ein letzter Versuch von 1812–16 wieder an der Corentyne mißlang ebenfalls.

Verlangt man mit Uebergehung aller untergeordneten Gründe einen kurzen Bescheid auf die Frage: was verursachte diesen Untergang?, so lautet er: Die Negerklaverei und ihre mittelbaren Wirkungen. In der „Kolonie“ Suriname, d. h. in dem Gebiet an der Küste und am Unterlauf der Flüsse, wo die holländische Kolonialmacht wirklich Hoheitsrechte ausübte, waren die von Afrika eingeführten Negerklaven mit solcher Härte behandelt worden, daß sie sich durch die Flucht in das unzugängliche Innere des Landes retteten. Um davon abzuschrecken, hegte die Regierung die Ureinwohner des Landes, die Indianer, auf die Spur der Flüchtlinge und zahlte ihnen 50 Gulden für die Ablieferung jedes lebendigen Entlaufenen, 25 Gulden für die rechte Hand eines solchen. Daher die Abneigung, ja die Feindschaft zwischen den Vertretern der beiden Rassen, die abgeschwächt noch heute besteht. Als die Zahl der Flüchtlinge sich gleichwohl so vermehrte, daß sie im Innern des Landes eigne freie, kleine Gemeinwesen bilden, Plantagen überfallen und die „Kolonie“ an den Rand des Unterganges bringen konnten, mußte die Kolonialregierung ihre Unabhängigkeit anerkennen und ihnen einen jährlichen Tribut gewähren, der unter anderm in Gewehren und Schießbedarf bestand. Auf diese Weise besser bewaffnet, außerdem größer an Zahl und besser organisiert, drängten die Buschneger die Indianer in den äußersten Süden des Landes, in das unzugängliche Tumukhumak-Gebirge zurück. Nur einzelne wenige Indianer schleichen noch heute scheu im Buschland umher oder tauchen, bis zur Ängstlichkeit bescheiden, in der „Kolonie“ auf; sie wissen alle aber, daß sie einst die Schoßkinder der Mission gewesen.

Und diese Mission selber? Sie wird ihre Rechnung schon in der Ewigkeit noch finden, wenn sie auch auf diesem Gebiet wie auf andern die Verdrängung der armen Indianer durch eine stärkere Rasse nicht aufhalten konnte. Sodann würde die Mission schwerlich zu den Negern Zutritt gewonnen haben, wenn sie nicht schon vorher als Indianermision im Lande Fuß gefaßt und sich bewährt hätte. So aber wurde bereits 40 Jahre vor dem Untergang Hoops auf Verlangen des Gouverneurs Cromelin 1765 die Arbeit unter den Buschnegern begonnen, 1776 die erste Negertaufe in der Hauptstadt Paramaribo gewagt und 1785 auf einem von der Regierung zugewiesenen Stück Land an der Commeyne der Anfang mit der Thätigkeit unter den Plantagennegern gemacht.

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

N^o 4.

Juli

1901.

Die ersten Streiter der Brüdermission.¹⁾

Von H. G. Schneider, Missionssekretär.

Ihr werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde! So spricht der Auferstandne unmittelbar vor seiner Himmelfahrt zunächst zu seinen Jüngern. Die Botschaft von ihm wie ein gewaltiger Fels in die Völkerfluten hineingeworfen und immer weitere Parallelringe hervorrufend, die sich bis an die äußersten Gestade des Erdballs fortsetzen; denn diese Botschaft von ihm ist eine universale, für die gesamte Menschheit bestimmte! Deshalb aber (und die Worte: „bis an das Ende der Erde“ deuten das mittelbar auch schon an) handelt es sich um die Lösung einer Aufgabe, die sich weit über die Wirksamkeit und Lebensdauer der Apostel hinaus erstreckt, an der heute von vielen mit beredten Lippen und gefalteten Händen noch gearbeitet, ja deren endgiltige Erfüllung von dem Könige des Reiches in dem Dunkel seiner Weisheit noch verborgen gehalten wird. Soll ich jetzt, wie mein Auftrag lautet, von den ersten Streitern der Brüdermission reden, so machen sie ja nur ein kleines Häuflein in dem Heereszug der Boten aus. Das möchte ich mit Betonung vorausschicken und hinzufügen, daß ich nicht von dem sprechen werde, was sie für den Herrn, sondern was der Herr an ihnen und durch sie gethan.

Eins erfordert die heilige Aufgabe der Ausbreitung des Reiches Gottes vor allem andern von ihren Trägern: sie müssen Zeugen Jesu Christi sein. Wollt Ihr Posaunen der Gnade sein, räumt Euch der Gnade erst selber ein! Außer der Augen- und Ohrenzeugenschaft, auf welche die Apostel in einzigartiger Weise sich berufen konnten, welche aber selbst in ihnen nicht die eigentliche Entscheidung für den Herrn herbeigeführt hat, giebt es noch ein andres Zeugentum, das auf dem Echo des göttlichen Wortes und der Stimme des göttlichen Geistes im Herzen des

¹⁾ Vortrag, gehalten auf der zweiten, allgemeinen studentischen Missionskonferenz zu Halle am 20. April 1901.

Menschen beruht. Die daraus sich ergebende innere Erfahrung kann auch eine Zeugenschaft und zwar von solcher Festigkeit und Kraft hervorbringen, daß die *μάρτυρες* gegebenen Falls selbst Märtyrer zu werden sich nicht weigern.

In diesem Sinn sind auch jene ersten Missionare der Brüdermission Zeugen Jesu Christi gewesen. Es besteht noch heute der Brauch in der Brüdergemeinde, daß bei Begräbnissen ein sogenannter Lebenslauf der Entschlafenen mitgeteilt wird, eine kurze oder längere Skizze, die neben den wichtigsten äußeren Ereignissen die innere, geistlich religiöse Entwicklung der Betreffenden wiedergiebt und entweder von ihnen Nahestehenden oder sehr häufig von den Gestorbenen selber noch zu ihren Lebzeiten aufgesetzt ist. Keineswegs alle gleich an innerem Wert, enthalten ihrer viele doch eine reiche Fülle von Erfahrung und Erbauung. So weit sie noch vorhanden, bezeugen nun die Lebensläufe jener Missionare, daß es in dem Leben eines jeden eine kürzere oder längere Zeit gab, da die Frage nach ihrem Verhältnis zu dem lebendigen Gott sich mit unwiderstehlicher Gewalt zu dem *unum et solum necessarium* in ihnen zuspitzte. Nur ein Gewicht von Flaumfedern, nur einen Wert von Rechenpfennigen besaßen alle anderen Fragen und Interessen dieser einen gegenüber. Sie verschwanden völlig vor ihr, sie schrumpften in ein Nichts zusammen. Und was war das Ergebnis des Ringens mit dieser Frage? Verschieden an Temperament ward der eine mehr von einem stillen, zehrenden Leidtragen, ein anderer von einer wild wogenden, an Verzweiflung grenzenden Angst ergriffen. Alle indes langten bei der gleichen Thatsache an wie der Knecht im Gleichnis, daß sie nämlich zu der Einsicht kamen, dem himmlischen Herrn 10000 Pfund schuldig zu sein, aber nicht hätten zu bezahlen. Ja, dem himmlischen Herrn! Denn vor dem anspruchsvollen Forum der *justitia civilis* waren sie wohl ausnahmslos unbescholtene, ehrenwerte Leute. Doch darum handelt sich's bei dieser Frage ja ganz und gar nicht. Sie fühlten einen göttlichen Maßstab an sich angelegt und Augen wie Feuerflammen auf sich gerichtet. Das wirkte in ihnen eine Sündenerkenntnis, die an Klarheit und Schärfe nichts zu wünschen übrig ließ, die sie aber auch in ihren eignen Augen in Leute verwandelte, welche totunglücklich, ja für Zeit und Ewigkeit verloren und verdorben waren.

Nur einen einzigen rettenden Ausweg gab es, die Flucht zu dem am Kreuze erhöhten Heiland. Wieder waren es verschiedenartige Pfade, auf welchen die einzelnen Golgatha erreichten. Die einen führte

ein allmählich ausreifender Glaube dahin, andern erschien der Gekreuzigte im Traum, eine ganze Zahl erblickte ihn wachen Zustandes in einer, man kann es ihrer Beschreibung nach nicht anders ausdrücken, in einer Art von Vision, sie sahen ihn mit ihren Augen, sie vernahmen von seinen Lippen deutlich das Trostwort: „Sei getrost, mein Sohn (meine Tochter), dir sind deine Sünden vergeben!“ — Auf alle Fälle erlangten sie aber im Glauben an ihn Trost und Frieden, Heilung und Befeligung. Von da an stand der gekreuzigte und erhöhte Heiland als ihr größter Wohlthäter so allbeherrschend in dem Mittelpunkt ihrer Persönlichkeit, daß ihr ganzes Denken, Reden und Thun um ihn sich drehte und von ihm regiert wurde. Seine Liebe bis in den Tod war die Flamme, die ihre Herzen immer wieder entzündete, ja die sie davon überzeugte, daß sie für ihre ganze weitere Lebenszeit zu seinem Dienst, zur unbeschränkten Hingabe an ihn mit Leib und Seele bedingungslos verpflichtet wären.

Aus dieser Gesinnung ergab sich aber die Stellung des Einzelnen zur Ausbreitung des Reiches Gottes mit einer Selbstverständlichkeit, die keiner Vermittelung, keiner Belehrung, keines Ansporns, sondern nur einer Gelegenheit zur Bethätigung bedurfte. War die Übermittlung der Botschaft von dem Gekreuzigten an andre nicht die wertvollste Lebensäußerung der Gegenliebe, die man ihm so gern bewiesen hätte? Drängte es nicht einen jeden mit unwiderstehlicher Gewalt, das in dem Gekreuzigten gefundene, unschätzbare Glück andern anzupreisen, die dieses Glück noch nicht kannten? War der Heiland denn nicht für alle gestorben und mußten das darum nicht alle erfahren, die noch nicht davon gehört hatten? So war in dem noch unfertigen und kleinen Herrnhut schon 10 Jahre nach seiner Gründung der Zeugentrieb und der Zeugengeist vorhanden und harrete nur einer Aufgabe, eines Zieles, um mit unwiderstehlicher Gewalt hervorzubrechen. Es zogen 1 Jahr, nachdem die 2 ersten Sendboten 1732 aufgebrochen, 18 Personen, unter ihnen 4 Frauen, nach Santa Cruz in Westindien aus und 8 Monate darauf wiederum 11. Von diesen 29 haben nur 7 die Heimat wiedergesehen, 18 waren binnen zwei Jahren dem Klimafieber und einer aus Mangel an Missionserfahrung hergestroffenen, unglücklichen Verbindung von Kolonisation und Mission erlegen. Das Werk in St. Thomas aber, das bald gedieh, forderte gleichfalls Opfer auf Opfer und doch fehlte es nicht an solchen, die bereit waren in die entstandenen Lücken einzutreten; die ersten 50 Jahre der Arbeit dort haben die Brüdergemeinde über 160 Missionare

gekostet. Als Spangenberg im Jahre 1738 von der heidnischen Finsternis brieflich berichtete, in der er die Indianer Pennsylvaniens gefunden, meldeten sich in Herrnhut sogleich eine so große Anzahl von Boten, daß man eine Auswahl unter ihnen treffen mußte und doch noch 12 zur Verfügung behielt. So hat das Werk in den ersten 70 Jahren, obgleich es schon auf 12 Gebieten betrieben wurde, nie Mangel an Arbeitern gelitten; erst in neuerer Zeit bei immer weiter gehender Ausdehnung langten die Kräfte der Brüdergemeinde nicht mehr zu, und sie nahm mit Dank von außen kommende Mitarbeiter auf.

Im Blicke auf das folgende müssen wir aber noch kurz bei einem Faktor verweilen, der in dem religiösen Leben jener ersten Streiter auf kennzeichnende Weise eine besonders hervortretende Rolle spielte, wenn er eigentlich auch implicite schon im vorigen beschlossen ist. Ihr Heiland war für sie gestorben; ja. Aber er lebte wieder und lebte noch. Er hatte den Seinen verheißen: Siehe, ich bleibe bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Von seinen Lippen hatte es in mannigfachen Variationen getönt: Wie ich im Vater und der Vater in mir, so ihr in mir und ich in euch! Mag es heut zu Tage von manchem für Mystizismus erklärt werden, jene Männer nahmen diese Worte für volle, buchstäbliche Wahrheit und machten entschiedenen Ernst damit. Was Zinzendorf in einer Rede als ein Kennzeichen eines wirklichen Zeugen an giebt, daß ein solcher, wie er sagt, auch nicht eine Minute mit dem Heiland übel stehen, d. h. von ihm abirren oder sich entfernen dürfte, das war in dem inneren Leben jener Männer verwirklicht. Alles, was sie bewegte, religiöse Bedürfnisse, Bitte, Dank, Zweifel, Kleinglaube, aber auch was sie planten und thaten bis in die äußerlichsten Kleinigkeiten des tagtäglichen Lebens hinein, das brachten sie vor sein Angesicht, oft nur in einem kurzen Stoßleufzer. Aber sein Wille, seine Weisheit, sein Rat war ihnen unentbehrlich. Ihn anzurufen, mit und vor ihm zu leben und zwar so, daß zwischen dem Heiland und jedem einzelnen unter ihnen ein Verhältnis von Person zu Person bestand, war ihnen zu einer süßen Gewohnheit, zur andern Natur geworden. Und einer Täuschung erlagen sie dabei nicht. Nein, sie empfanden seine Gegenwart, seinen Frieden und sein Wohlgefallen; sie sahen aus unzähligen kleinen wie bedeutenden Tugungen, daß er zu ihnen stand, für sie sorgte und ihre Sache zu der seinigen machte, wie sie seine Sache zur ihrigen gemacht.

Daß wir's kurz zusammenfassen: Ihre innre Vorbereitung und Ausrüstung bestand darin, daß sie auf Grund einer klaren

Sündenerkenntnis zu einer fröhlich dankbaren Aneignung des Heils in Christo gekommen waren, und ihm nun voll warmer Gegenliebe Leib und Leben zu bedingungsloser Hingabe darbrachten, welche aufrechtzuerhalten und durchzuführen ein beständiger, persönlicher Gebetsumgang mit dem Heiland sie in Stand setzte. — Auf besondern Fundlein christlicher Erkenntnis und Erleuchtung beruhte das freilich nicht. Vielmehr handelte es sich um Erfahrungen und eine Gesinnung, welche wir bei ungezählten Kindern Gottes vorher wie nachher ebenfalls antreffen. Auch der Umstand, daß jene ersten Missionare anspruchslos und tüchtige, ganze und entschiedne Leute waren und daß die Erkenntnis des Gekreuzigten, die ihnen geschenkt worden, damals nicht gerade zahlreiche Leuchter in der Christenheit besaß, aber von ihnen gerade mit besondrer Kraft und Klarheit erfaßt war — das tritt doch zurück hinter die Thatsache, daß Gottes Stunde für eine Erweiterung der eben begonnenen evangelischen Heidenmission geschlagen hatte, und daß er sich nach seiner Weisheit zu dem Zweck in vieler Beziehung gerade recht unvollkommener und arbeitseliger Werkzeuge bedienen wollte.

In grellem Gegensatz nämlich zu jener gottgewirkten inneren Vorbereitung und Ausrüstung war die äußere, sozusagen technische oder sachmäßige die denkbar mangelhafteste. Im Namen einer blutarmen Gemeinde zogen jene Sendboten aus. Der Weltverkehr steckte damals noch völlig in den Kinderschuhen und infolge davon die Erdkunde, die Völkerkunde und die in tropischen Klimaten besonders wichtige Gesundheitspflege ebenfalls. Missionsgrundsätze, irgendwelche Missionsorganisation waren gar nicht und von Missionserfahrung nur so viel vorhanden, als die hollisch-dänische Mission bis dahin zu leisten imstande gewesen. Das ergab Zustände, die heutzutage kaum vorstellbar sind, Zustände, denen gegenüber das reinste Bestaunen edler Begeisterung und die zähste Ausdauer natürlicher Willenskraft kläglich zu Schanden werden mußten. Da konnte nur der Arm des Herrn und der nüchterne, feste Glaube an seinen Auftrag wie seine Verheißungen zu Zweck und Ziel führen.

Verweilen wir erst ein wenig bei den Reisen dieser Sendboten! Die zwei ersten besaßen 6 Thaler an gemeinsamen Ersparnissen und bekamen noch jeder 1 Dukat geschenkt. Damit begaben sie sich von Herrnhut nach Westindien auf den Weg. Die Strecke bis Kopenhagen legten sie, von den Überfahrten über den Belt abgesehen, zu Fuße zurück. Dort drang ihnen trotz ihres Sträubens ein christlicher Herr das Geld für die

Seereise auf. — Ein anderer, heute gefragt, ob er morgen auf die Mission zu gehen willig sei, erklärte sich sofort bereit, falls er nur ein paar neue Schuhe erhalte, da das, welches er besitze, bis zur Unheilbarkeit abgetragen sei. Das war während der ersten Jahrzehnte die allgemeine Praxis, daß man die Seehäfen, Kopenhagen, Amsterdam, Rotterdam zu Fuß aufsuchte. Unterwegs übernachtete man bald auf einer Streu, bald bei christlichen Freunden, bald im Freien. Einzelne verdingten sich, etwa in Frankfurt am Main, als Ruderknechte auf Rheinfahrzeugen und gelangten so unentgeltlich nach Holland. Die Kosten der Überfahrt über den Ocean bestritt man theils durch an Bord geleistete Arbeit, theils durch Beiträge, die von der armen Herrnhuter Gemeinde oder unterwegs von christlichen Freunden gespendet wurden. Gebettelt wurde niemals, sondern die vorhandenen Bedürfnisse nur dem Herrn in gläubigem Gebet vorgetragen. Ofters kam es vielmehr vor, daß dargebotene Gaben abgelehnt wurden, weil man sie von Personen nicht schien annehmen zu dürfen, die offenbar nicht an denselben Herrn glaubten. Was die Seereisen betrifft, so bildeten sich indes ungefähr am Ende des ersten Jahrzehntes nach Beginn der Missionen in Amsterdam, London und Kopenhagen kleine Gesellschaften von vermögenderen christlichen Freunden, welche die Kosten bestritten, während man auf einzelnen Missionsgebieten so viel zu verdienen suchte, um etwa nötig werdende Rückreisen decken zu können.

Menschliche Unzulänglichkeit ergänzt durch die treue Fürsorge Gottes — das mögen noch 2 beispielsweise herausgegriffene kleine Züge näher beleuchten! Im Juli 1740 landete Christ. Heinr. Rauch in Neu-York. Er war aus jenen Zwölfen, die auf Spangenberg's Brief hin für die Indianermision bestimmt waren, ausgewählt worden, um als Kundschafter zu dienen und die Verhältnisse erst kennen zu lernen. Ohne Empfehlung, ohne Adressen für Neu-York, ja völlig im Unklaren darüber, wo die Indianer, denen das Evangelium verkündigt werden sollte, wohnen und wie er zu ihnen gelangen mag, steht der Mann am Ufer. Doch er ist nicht mutlos, nein, sein Heiland wird ihm helfen. Da — er traut seinen Augen kaum — kommt Friedr. Martin dahergeschritten, der Missionar von St. Thomas in Westindien, welcher mit einem durch Spangenberg erweckten Schiffskapitän namens Garrison für ein paar Monate in besonderer Angelegenheit nach den Vereinigten Staaten gekommen und durch letzteren in christliche Kreise Neu-Yorks eingeführt ist. Von Rauchs ganzer Sendung weiß Martin kein Sterbenswort. Er ist nur zufällig an den Hafen gegangen und führt nun Rauch ebenfalls in jenen

Kreis. Dort wird nun zwar Rauch aus allen Kräften von seinem Unternehmen abgeraten, was ihn indes keinen Augenblick beirrt; zugleich erfährt er aber auch, daß (wiederum zufällig) gewisse Indianerhäuptlinge, die eben den von Spangenberg genannten Stämmen angehören, gerade in der Stadt sind, um mit der Regierung gewisse Unterhandlungen zu führen. Rauch sucht sie auf, erfährt alles Nötige, vereinbart mit ihnen, daß er ihr Lehrer werden könne, und zieht ab in die Wildnis, um dort ein gottgejegnetes Werk zu beginnen. — Erwähnen wir noch kurz den Theologen Quandt! Im Jahre 1768 nach Verbice (Südamerika) als Missionar berufen, prüft er sich ernstlich im Gebet, namentlich bange davor, daß er dem Herrn und seiner Sache zur Schmach gereichen könne. Da erhält er die tröstliche Versicherung, daß der, welcher ihn berufen, ihn auch behüten und treu erhalten werde. Nun hat er aber noch ein anderes Anliegen. Verschiedene in das mörderische Klima gesandte Brüder waren bald nach ihrer Ankunft gestorben, ehe sie etwas zur Bekehrung der Eingeborenen unternehmen konnten. Quandt bittet darum den Herrn, er möge ihn wenigstens 10 Jahre lang das Evangelium verkünden lassen. Auch darüber beruhigt nimmt er die Berufung an. Und in der That hat er fast 12 Jahre in Verbice gearbeitet und ist dann, durch die andauernde Kränklichkeit seiner Frau zur Rückkehr genötigt, selbst so frisch wiedergekommen, daß er noch lange in der Heimat der Brüdergemeinde dienen konnte und erst 1824 im Alter von 84 Jahren entschlief. — Nicht lange nachdem er jenen Ruf angenommen hatte, erschienen eines Tages plötzlich in Neudietendorf, wo Quandt damals als Lehrer angestellt war, 2 ebenfalls auf die Mission berufene Brüder zu Fuß von Herrnhut und wollten ihn mitnehmen. Nur 1 Tag glauben sie ihm zum Ausreißen seiner Zeltpflöcke bewilligen zu können, da der Auftrag ihres himmlischen Herrn keinen Aufschub vertrage. Damals noch unverheiratet, bringt er's wirklich fertig, an dem einen Tage seine Thätigkeit andern Händen zu übergeben, zu packen, Abschiedsbesuche zu machen. Doch überanstrengt er sich dabei, schleppt sich mit seinen Begleitern mühsam zu Fuß bis Cassel und versagt dort. Sie eilen weiter, weil er wohl nicht eigentlich krank, sondern nur sehr erschöpft ist. Ratlos steht er in einem Gäßchen vor einem bescheidenen Wirtshaus, seine Reisekasse ist sehr knapp, er seufzt zum Herrn. Da kommt ein Unteroffizier daher, freudig erkennt er ihn als einen christlichen Mann, mit dem er in Neudietendorf in Berührung getreten. Nach der Begrüßung sagt der Soldat, daß er nie durch diese Gasse gehe, weil das für ihn einen Umweg bedeute. Diesmal habe er aber, vom Exercierplatz

kommend, einen unerklärlichen Drang gefühlt, diesen Weg zu nehmen. Ja, als er gleichwohl eine andere Richtung eingeschlagen, sei dieser Drang stärker widergekehrt; nun wisse er, warum. Er nimmt den Reisenden erst mit in die Kaserne, wo dieser länger mit einigen christlich gesinnten Soldaten spricht, dann aber, von einer Ohnmacht befallen, 1 Stunde bewußtlos daliegt. Dem Wiederzuhausegekommenen verschafft der Unteroffizier darauf ein gutes Quartier bei einem christlichen Bäckermeister, der es sich schätzt, ihn herbergen zu dürfen u. s. w., u. s. w.

Was Wunder, daß sich vor den Blicken dieser Männer mit dem Kindesglauben die kleinen Mosaisksteinen des göttlichen Zufalls zu Bildern zusammensfügten, die ihnen die Liebe und Treue des guten Hirten veranschaulichten, daß sie vor ihn alles, großes und kleines, äußeres und inneres zu bringen wagten, ja daß sie mit dem Psalmisten kühnlich ausriefen: Mit meinem Heiland will ich über die Mauer springen!

Fragen wir weiter nach der äußeren Lage, in der sich diese ersten Sendboten der Brüdermission an Ort und Stelle auf den einzelnen Missionsfeldern befanden (wir berücksichtigen dabei nicht alle, aber die hauptsächlichsten Missionsfelder), so bedingt schon die klimatische Verschiedenheit dieser Gebiete eine Verschiedenheit der äußern Umstände. Übereinstimmung herrschte jedenfalls aber darin, daß die Boten kein Gehalt erhielten, sondern daß man im allgemeinen erwartete, sie würden sich durch ihrer Hände Arbeit ihren Unterhalt verdienen. War das auch ein unrichtiger Grundsatz, unter dem schließlich, was man keineswegs beabsichtigte, die Missionsarbeit selber litt, so hat er aus Mangel an Erfahrung doch Dezennien hindurch geherrscht, bis man zu besserer Erkenntnis kam. Zum Lobe der Sendboten muß aber gesagt werden, daß sie ihn für selbstverständlich ansahen und ohne Murren hinnahmen, eingedenk der Armut der heimathlichen Gemeinde, die übrigens that, was sie konnte. Durchführbar war der Grundsatz auch bloß, weil die weitaus überwiegende Mehrzahl der Sendboten nicht bloß aus praktischen Leuten, sondern aus Laien des Handwerkerstandes sich zusammensetzte; die wenigen Theologen haben indes tapfer mitgehakt und mitgegraben.

So finden wir in St. Thomas (Westindien) einen Leonhard Dober, da er keinen passenden Thon zu seinen Töpfen entdecken konnte, eine Zeit lang als Haushofmeister beim Gouverneur, wo er's aber seiner Meinung nach zu gut hatte und auch nicht genug Zeit fand, sich der armen schwarzen Sklaven zu widmen. Darum kündigte er seine Stelle,

verdiente seinen Unterhalt durch Nachtwächterdienste und lebte von Wasser und Brot. Sein Nachfolger Friedr. Martin hatte einen Genossen mitbekommen, der beider Bedürfnisse durch die Erträge seiner Nadelarbeit bestritt und weiterhin durch einen Schuhmacher ersetzt wurde. Später verschaffte etwas Plantagenbau den Brüdern ein genügendes Auskommen. In Surinames Hauptstadt Paramaribo wurde schon geraume Zeit, ehe man dort Missionsarbeit unter den Negerklaven beginnen durfte, von einigen Brüdern auf Hoffnung eine Schneiderei betrieben, die bald kleine Überschüsse lieferte und den ersten schüchternen Versuch der Gründung eigener überseeischer Erwerbsquellen zu Gunsten der Heidenmission darstellte. Die im gleichen Lande und in Berbice befindlichen Missionare der Indianermission verschafften sich ihren Unterhalt durch den Bau tropischer Gemüse und Früchte, hatten es oft aber sehr kärglich infolge von Mißwachs und Mildthätigkeit hungernden Indianern gegenüber. Georg Schmidt im Kapland versorgte sich auskömmlich durch Garten- und Feldbau, in dessen verständigen Betrieb er auch seine Hottentotten einführte. Die Brüder Rauch, Büttner, Mack, Pyrläus, Sensemann und Post, welche mit ihren Frauen ihre Dienste der rasch aufblühenden Indianermission in Pennsylvanien widmeten, mußten freilich auf jede eigene Bequemlichkeit verzichten und litten viel Ungemach. Sie lebten ganz und kleideten sich auch auf indianische Weise, sie weilten zeitenweise in Hütten, deren Fußboden das nackte Erdreich bildete. Ihren Unterhalt verdienten sie durch allerlei Arbeit für die Indianer, die aber nicht imstande waren, ihnen viel dafür zu geben. Sie brachten auch ihren Schülern eine bessere Art des Feldbaues, namentlich des Maisbaues bei. Am schwersten fiel es ihnen, daß sie unter ihren neuen Freunden sehr von Ungeziefer geplagt wurden. — Den härtesten Stand hatten indes unter dem uns in diesem Zusammenhang leitenden Gesichtspunkt unstreitig Matthäus Stach und seine Brüder in Grönland, wo überhaupt die Anfangsarbeit der ersten 5 Jahre aus den verschiedensten Gründen die schwersten Glaubensproben bedingte. Im Winter von 1735 auf 1736 und im darauffolgenden Frühjahr gerieten sie in die äußerste Not. Bei der Gemeinde in Herrnhut hatten sie nicht um Hilfe angehalten, man mußte auch nicht, wie und womit man ihnen beispringen könnte. Jagd und Fischfang fiel überhaupt ausnahmsweise kärglich aus und warf für die darin ungeübten Missionare vollends nichts ab. So darbten sie und kamen von Kräften. Mit Muscheln und Seegras mußten sie ihren Hunger stillen. Nur sehr selten konnten sie von den unwirschigen Eskimo ein Stück Seehundfleisch einhandeln,

daß, dem Europäer wegen seines Ehrangeschmackes an sich zuwider, in dem Fall ihnen unschätzbar wurde. Trotz alledem schreibt Matth. Stach aber am 28. April 1736, daß der Herr sie wie den Elias und Elisa durchgebracht habe, und fährt dann fort:

„Wir können aus Erfahrung bezeugen, daß derselbige Gott noch lebt und uns seine treue Pflege genießen läßt in dieser grönländischen Wüste, wo es scheint, als ob wir von allen Menschen, ja auch von unsern Brüdern verlassen wären; da wir doch zuversichtlich wissen, daß sie unser vor dem Herrn so wenig wie wir ihrer vergessen können.“

Im Mai erhielten sie dann unvermutet durch ein holländisches Schiff von einem Missionsfreund in Amsterdam ein hochwillkommenes Fäßchen mit Lebensmitteln zum Geschenk. Von da an kamen, wenigstens für ihren äußern Unterhalt, bessere Zeiten.

Wie dieser letzterwähnte Fall aber schon zeigt, so erfuhren jene Zeugen des Herrn trotz des Mangels an Organisation des Missionsbetriebes die Gnade ihres Gottes auf Tritt und Schritt. Aber sie erfuhren sie nicht anders als andere Kinder Gottes, ob Missionare oder nicht. Ein Tischlein deck' dich! wartete ihrer nicht jenseits des Oceans (und sie begehrten auch feins), sondern es ging aus einer Not in die andere. Indes in jeder stand der Herr bei ihnen, aus jeder führte er sie siegreich heraus. Zinzendorf hatte schon im Jahre 1738 in seiner Heidenboten-Instruktion es ausgesprochen:

„Vor allen Dingen muß einem Missionar der Hochmut fern bleiben, als thue er mit dem Missionsdienst etwas besonderes. Man verliere nie die höchst gesegnete und göttliche Regel aus den Augen daß man in Einfalt und Liebe auf 3000 Meilen Weges nicht mehr thut, als wenn ein Bote ein Stück Akten aus der Stadt ins Dorf trägt. Ein Zeichen solchen Hochmutes ist es auch, wenn man von Gott für die Arbeit, der man dient, besondere Veranstellungen fordert und, wenn man $\frac{1}{2}$ Jahr auf der See oder im Tegel oder vor Anker liegen muß, gleich eine geheime augenblickliche Konferenz mit den heiligen Engeln anfängt.“

Aber wenn denn keine außerordentlichen, so doch recht ordentliche und ansehnliche Gotteshilfen! Einem Friedrich Martin war nachts während einer Hungersnot Januar 1737 das letzte Stück Brot aus dem Hause gestohlen worden, und Geld gab es nicht mehr; denn er hatte über Vermögen den Notleidenden mitgeteilt und buchstäblich ein paar Neger vom Hungertode errettet. Nicht bloß er und sein Genosse, sondern 9 junge Knaben, die er zu sich genommen, mußten also den nächsten Vormittag hungern. Aber Gott erhörte das Rufen seines Knechtes. Mittags erscheint erst ein Neger mit einer großen Schüssel voll Fleisch zum Geschenk und dann erscheinen Kunden seines Genossen, des Schuhmachers, um ihre

Rechnungen zu bezahlen. Da endete alle Noth. — Ein Büttner hatte eben eine längere Wanderung nach einem entfernten Indianerdorf angetreten, da überfiel ihn ein Blutsturz. Ermattet und entmutigt stellte er dem Herrn vor, daß er doch keine Zeit habe, krank zu sein; er müsse heute noch an den Ort seiner Bestimmung gelangen und dort das Evangelium verkündigen, darum möge der Herr ihn stärken. Ihm geschah nach seinem Glauben. — Spangenberg hatte mit einer Anzahl Brüder und deren Frauen bei der Stadt Savanna in Georgien eine Niederlassung begonnen, als einer von ihnen, dessen äußere Dienste für alle unentbehrlich schienen, schwer erkrankte. Spangenberg kniete an seinem Lager nieder, hielt ein kräftig überzeugtes Gebet um die Wiedergenesung des Kranken, erhob sich und sagte dann: „Mein Bruder, ich denke, du stündest in Gottes Namen auf und glaubtest dich gesund!“ Der Angeredete gehorchte, stand auf und ging bald wieder an seine Arbeit.

Das ein paar Belege, die leicht verzehnfacht werden könnten und die es bekräftigen, daß unser Gott mit seiner Güte und Allmacht die Mängel menschlicher Einrichtungen und die Abwesenheit menschlicher Hilfe spielend wett zu machen vermag. Außerdem waren aber jene Missionare geübt darin, gottselig zu sein und sich genügen zu lassen, ja in „dem Allen“ weit zu überwinden um deswillen, der sie geliebt hatte. Das Wort des Psalmisten: Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und nach Erde! — war ihnen höchste Weisheit. Wenige werden das so deutlich illustrieren wie der redliche Dehne, der ganz allein beinahe 2 Jahre lang unweit der Mündung der Corentijne in Suriname eine elende Hütte bewohnte und den dort zahlreich vorbeikommenden Indianern vom Stamm der Arawacken die frohe Botschaft verkündigte. Ein Amtsbruder, der ihn vorübergehend besuchte, berichtete, Dehne habe ihn an einen Patriarchen, etwa an Abraham im Haine Mamre erinnert; noch nie habe er ihn so vergnügt gekannt, wie eben in seiner damaligen Lage. Und Dehne selber schrieb in die Heimat:

„Ich habe die meiste Zeit mit meinem liebsten Heiland allein hausgehalten und mit einem vergnügten und seligen Herzen gethan, was ich konnte. Ich habe Arbeit gethan, die ich nie im Leben gethan hatte, und es ist unter seinem Segen alles gut und ohne Schaden gegangen. Es will mir zuweilen etwas wehe thun, daß ich so lange allein sein muß; ich genieße aber auch in meiner Einsamkeit viel Gnade.“

Einem Manne wie ihm, konnte nichts das Konzept verrücken. Als einst 50 Indianer vom Stamm der wilden Caraißen, deren Sprache er nicht verstand, seine Hütte umringten, um ihn zu töten, alle bewaffnet, ging er freundlich zu ihnen heraus und erklärte erst ihrem Anführer auf

aramaisch, weshalb er die Reise über das Weltmeer unternommen. Als der Häuptling Dehne darauf fragte, ob er aber nicht gehört, daß die Indianer ihn töten wollten, erwiderte der Missionar: „Ja wohl, aber ich hab's nicht geglaubt. Du hast ja wohl unter deinen Indianern welche, die bei mir gewesen sind und die gut wissen, daß ich die Indianer lieb habe. Ich habe auch dich lieb. Wie wolltest du mich denn da totschlagen können!“ — Von solcher sancta simplicitas übermocht lächelte der Heide freundlich und sagte: „Das ist wirklich wahr!“ Nun nahmen auch die Gesichter der anderen einen freundlichen Ausdruck an und alle gingen zu ihren Kanus. Dehne begleitete den Häuptling bis ans Ufer, und übertraf sich noch selber; denn als er in dessen Boot einen hübschen Vorrat von der nahrhaften Kaffabimurzel sah, bat er sich etwas aus; er werde, wenn der Häuptling wiederkomme und Hunger haben sollte, ihm auch geben. Er erhielt das Gewünschte, ja auch noch Fische und von dem Getränk der Indianer. So schied man.

Worin aber jene Knechte des Herrn ihre höchste Freude fanden, das war doch ihre eigentliche Berufsarbeit als Verkündiger des Evangeliums. Denn welche Freude kann höher sein als die, den höchsten Schatz im Auftrag des Herrn denen anzubieten, die ihn noch nicht kennen! Wie viel menschliche Unzulänglichkeit freilich auch in dieser Beziehung! Das zwar, was namentlich bei Beginn einer neuen Mission zu allererst vom höchsten Werte ist, das persönliche Vertrauen der Eingeborenen, gewannen die Brüder durch Freundlichkeit, Gefälligkeit, Geduld und Teilnahme auf allen Gebieten sehr bald; nur in Grönland wurde ihre Güte und Langmut Jahr und Tag verachtet, ja gemißbraucht. Aber Neger, Indianer und Hottentotten fanden sogleich, daß zwischen diesen Weißen und denen, mit welchen sie bisher in Berührung gekommen, ein himmelweiter Unterschied bestände.

Indes nicht zu ihren eigenen guten Freunden, sondern zu Freunden ihres Heilandes wollten die Missionare die Heiden machen. Daran hinderte sie zunächst eine äußere Schranke, die Sprachenschranke. Und doch war ihnen sehr bald klar geworden, daß es unerläßliche Pflicht wäre, jedem Volke in seiner eigenen Muttersprache das Evangelium zu verkündigen. Das seitdem völlig vom Englischen verdrängte Kreolische in Westindien, ein verpfushtes Holländisch, zu lernen, war verhältnismäßig leicht. Daß Georg Schmidt im Kapland nur sehr langsam in das Hottentottische eindrang und sich theils eines Dolmetschers, theils des Holländischen bediente, schädete nicht viel, da die Hottentotten holländisch verstanden und

lernen mußten, um mit den damaligen Herren des Landes, Holländern, verkehren zu können. Schwieriger gestaltete sich aber die Lage schon in Grönland. Zwar ließ der Prediger und Missionar Hans Egede, der 12 Jahre vor den Brüdern dort ins Land gekommen, ihnen seine sprachlichen Arbeiten. Aber die guten Brüder, deren Fuß niemals die Schwelle des logischen Gebäudes einer Grammatik betreten, kamen sehr schwer damit zu Rande. Am schlimmsten aber war es mit den schwierigen Indianersprachen bestellt, für deren Erlernung keine Vorarbeiten vorhanden waren. Ich will hier nicht im einzelnen ausführen, wie man sich durchschlug und behalf. Befriedigendes wurde erst erreicht, als man zu der Erkenntnis durchdrang, den Laien müßten wissenschaftlich gebildete Männer, Theologen, ergänzend zur Seite treten und die originellen geistigen Riesen der Sprachen mit ihrem grammatischen Rüstzeug besiegen. Das geschah zum Glück recht bald. Aber bis dahin war die Verkündigung in formaler Beziehung eine recht mangelhafte.

Doch eins glied diese Dürftigkeit zum größten Teil wieder aus. Das war der Drang der Liebe, das heilige Pectus, die Wärme der inneren Überzeugung, mit der diese Männer stammelnd um die Seelen warben. Ja, sie waren wirklich Zeugen Jesu Christi; sie redeten, was sie glaubten, worauf sie für ihre eigene Person im Leben und im Tode ihr ganzes Vertrauen setzten. Oft waren sie selber von dem Inhalt der Wahrheit, die sie verkündigten, so ergriffen, daß ihnen die Thränen über die Wangen rannen. Es ging ein unsichtbarer geistiger Strom lodender und ladender Liebe von ihnen aus, dessen fortreißender Wirkung sich auch die hart gesottensten Heiden auf die Dauer nicht völlig entziehen konnten. Als Zinzendorf Ende Januar 1739 auf 3 Wochen in St. Thomas erscheint, ist er ganz überwältigt nicht bloß von dem Werke Gottes unter den Negeren, sondern gerade auch von dem Eindruck, den das Wirken der beiden schlichten Missionare auf ihn macht. Über den schon oben erwähnten Schuhmacher, den Gehilfen Friedrich Martins, äußert er in einem Brief an seine Gemahlin nicht ganz ungräflich: „Matthäus Freundlich, sonst ein Tölpel, jetzt ein Wunder der Gnade!“ Und im Blick auf beide zusammen schreibt er:

„O wie vermehrt sich die Ehrerbietung gegen meine mährischen Brüder, da ich die zwei nur an dem einigen Ort unter so vielen Heiden und ohne alle Hilfe und Rat außer Jesu Gnade gesehen habe! O wie unwürdig erkenne ich mich, ein Diener zu sein des Kirchleins, davon diese zwei teuren Zeugen nur gewöhnliche Glieder sind.“

Und was bildete den Inhalt, den Ausgangs- und Mittelpunkt der Heidenpredigt jener Missionare? Nun, nichts anders als das,

worin sie selbst Trost und Frieden gefunden und worin sie fort und fort lebten: Der Mensch gewordene, leidende, gekreuzigte und auferstandene Christus. Ja, Zeugen Jesu Christi waren sie. Wenn ja einmal einer von ihnen versuchte, auf einem anderen Wege die Heiden zu Gott zu führen, so gelang es ihm nicht. Das allein war der richtige Weg, mit Christus beginnen; die übrigen Lehren der christlichen Wahrheit und Weltanschauung kamen erst später, erst bei denen zu Recht und Geltung, die schon an Christum gläubig geworden waren. Was wunder auch! Ein Gottessohn, der Mensch geworden, war den Heiden so nahe, so dicht an die Seite gerückt, während ihre nebelhaften heidnischen Gottheiten in unnahbarer Weltenferne schwebten und sich nicht um sie kümmerten. Ein für sie lebender und sterbender Christus brachte ihnen beides zugleich, Erkenntnis ihrer Sünde als Schuld und auch Vergebung ihrer Schuld, ja er nötigte sie auch, ihn zu lieben, was keine heidnische Gottheit verlangte oder gestattete. Ein auferstandener und erhöhter Heiland benahm ihnen die Todesfurcht, in der sie durch den Geisteraberglauben und die eigennützige Herrschaft ihrer Zauberdoctoren und Medizinmänner geflüchtlich erhalten und bestärkt wurden. Diese Botschaft von dem gekreuzigten Christus hat zuerst den grönländischen Zauberer Kajarnack ergriffen und dann seine hartnäckigen Landsleute überwunden, hat die dem Trunk ergebenen indianischen Mordgesellen in sanfte Lämmer verwandelt, hat den in den Banden der Sklaverei und der Zügellosigkeit des Fleisches schmachenden Negern die wahre Freiheit gebracht. Auch der, welcher der Meinung ist, es komme nicht darauf an, was einer denke und glaube, sondern wie er wandle und handle, kommt, wenn er die Früchte jener Christuspredigt prüft, voll und ganz auf seine Rechnung. Denn an den durch jene Predigt Gewonnenen bewährte sich der Maßstab der Schrift durchaus: Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur. — Es giebt auch ein schönes, ein in seiner Weise besonders unbefangenes und darum wertvolles Zeugnis, das gerade dieser Missionspredigt die Palme zuerkennt. Eschoop war einer der ersten unter den Indianern Pennsylvaniens, welchen das Zeugnis Rauchs zu Herzen ging. Nach seiner eigenen Aussage früher „der größte Säufer, der willigste Sklave des Teufels unter den Wilden“ wurde er im April 1742 getauft und leistete nun, von den Fesseln des Lasters völlig befreit, seinen Landsleuten treffliche Dienste durch seine vorzügliche Redegabe, die er ganz der Verkündigung des Evangeliums zur Verfügung stellte. Dieser Mann, der übrigens ziemlich gut englisch verstand, äußerte einmal folgendes:

„Brüder! ich bin ein Heide gewesen und bin unter den Heiden alt worden, weiß also wohl, wie es mit den Heiden ist. Es kam einmal ein Prediger zu uns, der wollte uns lehren, und fing an uns zu beweisen, daß ein Gott sei. Da sagten wir: Ei! meinst du denn, daß wir das nicht wissen? Gehe nur wieder hin, wo du hergekommen bist. Ein andermal kam ein Prediger und wollte uns lehren. Ihr müßt nicht stehlen, sagte er, nicht saufen, nicht lügen. Wir antworteten ihm: Du Narr, denkst du denn, daß wir das nicht wissen? Verne das erst selbst und lehre die Leute, zu denen du gehörst, daß sie das nicht thun. Denn wer säuft, wer stiehlt, wer lügt mehr als deine eigenen Leute?! Und so schickten wir ihn fort. Nach einiger Zeit kam Christian Heinrich (nämlich Rauch) zu mir in meine Hütte und setzte sich zu mir. Der Inhalt seiner Rede an mich war ungefähr dieser: Ich komme zu dir im Namen des Herrn des Himmels und der Erde. Der läßt dich wissen, daß er dich gern selig machen und aus dem Elend reißen will, in dem du liegst. Er ist zu dem Ende Mensch worden, hat sein Leben für die Menschen gegeben und sein Blut für sie vergossen. So fuhr er fort und legte sich darauf in meiner Hütte auf ein Brett und schlief ein, denn er war müde von seiner Reise. Da dachte ich: ei, was ist das für ein Mann! Er liegt da und schläft so sanft. Ich könnte ihn ja gleich totschlagen und in den Wald werfen — wer würde danach fragen! Aber er ist ohne Sorgen. Seine Worte aber konnte ich nicht los werden. Sie fielen mir immer wieder ein, und wenn ich auch einschlief, so träumte ich von dem Blute, das Christus für uns vergossen hat. Da dachte ich, das ist etwas anderes, und verdolmetschte den andern Indianern die Worte, die Christian Heinrich noch ferner mit uns redete. So ist die Erweckung unter uns durch Gottes Gnade entstanden. Daher sage ich euch: Brüder, predigt den Heiden Christum und sein Blut und seinen Tod, wenn ihr unter ihnen wollt Segen schaffen!“

Daß die Brüder im übrigen Luthers kleinen Katechismus fleißig benutzten als Leitfaden, daß sie die Getauften möglichst bald zu geordneten kleinen Gemeinden zusammenschlossen, in denen auch Kirchenzucht geübt wurde, daß man allmählich an Übersetzung der heiligen Schrift, an Schaffung kirchlicher Gesänge und an Einrichtung von Schulen ging, ist selbstverständlich und sei nur eben erwähnt.

Selber als Gegenstände der Statistik geboren, fühlen wir Menschen der Neuzeit bei der Besprechung solcher Themata meist auch einen geheimen statistischen Kitzel. Er sei befriedigt! Bei Binzendorfs Tode 1760, also beinahe 30 Jahre nach Beginn der Arbeit, gab es auf 10 Gebieten 13 Missionsstationen mit 2500—3000 Getauften und 4—5000 Taufkandidaten. Am Schluß jenes Jahres wurde der 226 Missionar ausgesandt. Im Jahre 1800, also beinahe 70 Jahre nach ihrem Beginn standen auf 14 Gebieten mit 29 Stationen 24000 Getaufte und 8000 Taufkandidaten in der Pflege von 91 Missionaren. Freilich besagen diese Angaben nicht mehr als eine Hand voll Himmelschlüssel im Vergleich zu dem ganzen Reichthum und der unübersehbaren Mannigfaltigkeit einer

leuchtenden Sommerlandschaft. Aber dafür bürgten sie doch, daß der Winter unwiderrufflich vertrieben, daß der Sommer in unaufhaltsamem Kommen begriffen war.

Noch fehlen aber ein paar Züge in dem Bilde jener ersten Missionsstreiter. Zinzendorf spricht in der schon vorhin berührten Rede davon, daß der Herr diejenigen, welche er gerecht gemacht, auch herrlich machen, welchen er die Sünden vergeben, auch rein machen wolle: thue das gleich dem alten Menschen wehe, so sei das doch ein Zeichen der Güte und Treue des Herrn. Es könne also geschehen, daß man etliche hundert Meilen weit reise und die Zeugen in voller Mühe, Beschwerlichkeit und die Malzeichen des Herrn Jesu an sich tragend antreffe. Gleichwohl werde man dabei nicht verweilen, sondern sie nur tabeln, wenn sie es hie und da nicht recht gemacht hätten. Ja, wenn ein Bruder alles gut gemacht, aber eins vergessen habe, so mache man ihn herunter, und es werde an das, was er recht gemacht, in seinem ganzen Leben nicht mehr gedacht. Denn die Brüder wollten nicht reiner vor Menschen als vor dem Angesicht Jesu Christi erscheinen. Der größte Knecht, der sich aber der Gnadengaben überhöbe, sei ihnen nicht so lieb, wie das geringste Schülerchen, daß dem Heiland treu bleibe. — In diesem Zusammenhang giebt Zinzendorf sodann als ein weiteres Kennzeichen eines Zeugen Jesu Christi das an, daß ein solcher sich selber nicht eine Viertelstunde traue, daß er keinen ärgeren Feind zu haben glaube als sich selber, daß er sich selbst nicht die geringste Sache zu gute halte, ja allen Brüdern und Schwestern mehr zutraue als sich. Mit sich selber solle keiner Staat machen wollen. Die Leute, die sich nichts Böses zutrauen, sondern sich für gut hielten, wären des Teufels Hofnarren, mit denen er mache, was ihm beliebe. Wer dagegen nichts an sich selber liebe, als was des Heilandes ist, der werde nicht so leicht übertölpelt und betrogen.

Diese beherzigenswerten Äußerungen dürfen wir vielleicht kurz in die Anweisung zusammenfassen, daß die Brüder über der Arbeit an andern nicht die Arbeit an sich selber vergessen, der Heiligung nachjagen und vor allem einer den andern in Demut höher achten solle als sich selbst. Und in der That sehen wir, wie neben aller Freude im Herrn der Geist ernster Selbstzucht unter ihnen waltet. In sehr verwandtem Wortlaut schließen fast alle obwähnten Lebensläufe mit dem Bekenntnis der Schreiber, daß sie als arme, aber auf Christi Blut vertrauende Sünder aus der Zeit gingen. Von Sündenfreiheit ist da nicht die Rede. Die Fortschritte ihres inneren Lebens bestehen darin, daß sie auf der einen Seite wohl die

Sünde immer mehr ablegen, auf der anderen Seite jedoch immer heller und schärfer erkennen, wie viel immer noch von dem alten Sauerteig der vererbten Menschennatur ihnen anhaftet, was also noch vergeben und ausgemerzt werden muß.

Was sodann speziell das für die Gemeinsamkeit ihrer Arbeit unter den Heiden so wichtige Verhältnis von Bruder zu Bruder betrifft, so mögen wieder einige Thatfachen als Scheinwerfer die Stellung jener Sendboten beleuchten. In Georgien wird ein Bruder (Anton Seifert) von den Geschwistern zum Ältesten gewählt, und der Bischof David Nitschmann segnet ihn in Gegenwart Spangenberg's und John Wesley's, des Vaters des Methodismus, dazu ein. Vorher hielt er indes eine Ansprache an den Erwählten und sagte unter anderem, jener müsse sonderlich im Leiden immer der erste sein. So sei es in der ersten Kirche und bei ihren Vorfahren in Mähren gewesen, wo die Bischöfe immer die ersten Schlachtopfer geworden. „Willst du also gern und willig für den Herrn Jesum und die Gemeinde dein Leben lassen?“ Der Erwählte bejahte es, und Nitschmann erinnerte weiter daran, wie aller Verfall in der Kirche daher entstanden sei, daß die Bischöfe angefangen hätten, die Macht, die ihnen von der Gemeinde gegeben worden, zu mißbrauchen und auch im äußeren einen Vorzug zu präbendieren. „Willst du also, wenn es dir einfallen sollte, du wärest ja Ältester und also mehr als deine Brüder, diesen Gedanken verfluchen, für teuflisch halten und augenblicklich tören?“ Der Gefragte bejahte es wieder, Nitschmann hielt ein Gebet über ihn und segnete ihn unter Handauslegung ein. John Wesley aber äußerte nachher, er habe sich über 1700 Jahre zurückversetzt und den Fischer Petrus wie den Zeltnacher Paulus zu sehen geglaubt; einen so tiefen Eindruck hatte die ganze Handlung trotz ihrer Einfachheit auf ihn gemacht.

Ein schönes Beispiel brüderlichen Verhaltens, ein Beispiel von bleibendem Wert, wenn es hier auch nur kurz berührt werden kann, bildet die Stellungnahme Friedrich Martins und Gottlieb Israels zu einander. Ersterer ist der eigentliche Begründer der westindischen Mission, da Leonh. Dober zu bald abberufen wurde. Martins Herz brannte vor Liebe zu den Negern und er hat, menschlich zu reden, in seinem Eifer seine Kraft vor der Zeit verzehrt. Aber er war dabei ein besonnener, nüchterner, charakterfester Mann, der die Schwächen der Neger, ihr leicht entzündliches, aber unbeständiges und veränderliches Wesen, ihre Oberflächlichkeit, die sich so leicht mit dem äußeren Schein begnügt, sehr wohl kannte. Aus verständiger Liebe zu ihnen war er sehr, ja wohl allzu zurückhaltend mit der

Taufe und übte unter den eben erst dem Heidentum Entfliehenden eine sehr wohl angebrachte Kirchenzucht. Vier Jahre nach Beginn seiner Thätigkeit erhielt er in Gottlieb Israel einen Mitarbeiter, der ihm an Liebe zum Herrn und zu den Brüdern ganz gewiß nicht nachstand, aber dabei ein weit beschränkterer und ein sehr weicher, gefühliger Mann war. Israel stieß sich nicht bloß daran, daß Martin mit dem auf Besuch anwesenden Kapitän Garrison über Tische von alltäglichen und nicht bloß religiösen Dingen sprach (er nannte Garrison in einem Briefe sogar „unbekehrt“), nein, er griff auch Martins Missionsarbeit an und nannte sie gesetlich. Er selbst machte den Negern die Pforten weit auf, er wollte nur mit Liebe und Güte alles Bösen Herr werden. Es war ein Gegensatz der Charaktere und Grundsätze, der immer wiederkehren wird und auch den christlichen Kreisen der Gegenwart nicht fremd ist. Israel hat mit seiner Weise schöne Augenblickserfolge erzielt, die Erfahrung aber und die Prüfung der Verhältnisse durch einen besonnenen Visitator hat schließlich Martin recht gegeben. Was nun aber das Große, was ein Geschenk Gottes war, bestand in der That, daß die beiden, allerdings hauptsächlich Dank der Haltung des bedeutenderen Martin, gelernt haben an einem Joche zu ziehen, ohne daß wirkliche, offene und ernstliche Mißhelligkeiten zwischen ihnen entstanden.

Daß die Brüder aber auch Ernst zu machen verstanden, wenn erkannte und gestrafte Verschuldungen nicht abgestellt wurden, beweist das ergreifende Ende der Thätigkeit Matthäus Stachs in Grönland. Er hatte das Werk dort gegründet, 2 Stationen angelegt, außerordentliches geleistet und erduldet, zu Zingendorf geradezu in einem freundschaftlichen Verhältnis gestanden und allgemeine Achtung genossen. Aber in einem gewissen Dünkel, der mehr und mehr die Oberhand in ihm gewann, bedrückte er durch sein herrisches Wesen namentlich jüngere Missionare und leistete der Direktion auch nicht mehr den Gehorsam, den er ihr schuldig war. Ein Mitglied der letzteren reiste nach Grönland und untersuchte die Verhältnisse an Ort und Stelle aufs sorgfältigste; das Ergebnis lautete zu Stachs Ungunsten. Ihm ward freundlich und ernst zugeredet. Er wollte jedoch nichts einsehen und in nichts sich beugen. Daraufhin wurde der 60 jährige Mann nach 38jährigem erfolgreichem, ja, man muß sagen, lange Zeit hindurch reich gesegnetem Missionsdienst nicht bloß seines Amtes als Leiter der Mission, sondern als Missionar überhaupt entsetzt und vom Abendmahl ausgeschlossen. Auch den Grönländern wurde dies in einem Schreiben der Direktion, das übrigens auch all seinen Verdiensten in der brüder-

lichsten Weise gerecht wurde, mitgeteilt und begründet. Zwischen dem nach Deutschland Zurückgekehrten und der Direktion kam es dann zu eingehenden, rüchhaltlosen Auseinandersetzungen. Der alte Löwe, ein ächter Mähre, wollte nicht klein begeben, sondern wehrte sich aufs äußerste, obgleich auch schon längere Zeit die Last eines schweren, hier aber zu weit führenden häuslichen Leidens ihm bedrückte. Aber die Hand des Herrn lag schwer auf ihm, sein innerer Friede war dahin, er verbrachte Tage und Nächte in Thränen. Endlich fiel ihm die Binde von den Augen, er erkannte und bekannte seine Schuld. Da ward ihm dann alles vergeben. Und daß das alles nicht Spiegelfechtereie war, sondern auf wahrer Herzensänderung beruhte, bezeugten die letzten 18 Lebensjahre des Gefallenen und Wiedererstandenen. Er verbrachte sie in Bethabara, einer amerikanischen Brüdergemeinde, dort noch längere Zeit ein kleines Amt bekleidend und wegen seiner Milde, Freundlichkeit und Herzlichkeit d. h. aber wegen Eigenschaften geschätzt und geliebt, die ihm gerade in Grönland während der letzten Jahre völlig abhanden gekommen waren.

Es sind gelegentlich auch noch andere kleinere Trübungen ihres brüderlichen Verhältnisses unter jenen Missionaren vorgekommen, denn sie waren keine Heilige, sondern, wie sie selber bekennen, arme Sünder. Aber es wurde doch meist nach Zinzendorfs Anweisung in seiner Heidenboten-Instruktion gehandelt:

„Lasset nie Streitigkeiten älter werden als einen Tag! Wenn's was unter euch setzt, so laßt's den Heiland nicht entgelten, laßt's die Welt nicht wissen, sondern schließt euch zusammen, gleich als wenn's fürs Vaterland geht, und arbeitet in einem Geist!“

In jener Rede hat Zinzendorf endlich als drittes Kennzeichen eines Zeugen Jesu Christi noch das angegeben, daß ein solcher sich vor nichts in der Welt fürchte, vor keinem Element, Feuer, Wasser, Erde, auch vor keinem Menschen, keinem Tier, keinem Teufel noch Tod. Es sei ein horribler Schimpf für den lieben Gott, wenn man sich vor ihm weniger fürchte als vor anderem. Ein Kind Gottes brauche sich aber gar nicht vor ihm zu fürchten, weil es glaubt, daß ihm der Vater nichts Böses thun kann.

Den Nachweis zu führen, daß sie dieses Kennzeichen besäßen, ist jenen Streitern reichlich Gelegenheit geboten worden. Denn die Mission schien auf keine Weise in das Gefüge der damaligen Welt zu passen, und nach der Meinung der kirchlichen und staatlichen Behörden wie der bürgerlichen Gesellschaftsklassen kein Existenzrecht zu verdienen. Das zeigte sich schon hier

in der Heimat. Wirft man die Frage auf, weshalb Herrnhut und seine Tochtergemeinen sich nicht zu landeskirchlichen Gemeinden entwickelten, bezw. es blieben, sondern trotz Zinzendorfs zähestem Widerstand sich zu einer kleinen evangelischen Freikirche organisierten, so giebt es 2 Gründe dafür. Der eine nicht hierher gehörige bestand in dem dringenden Wunsch der Mähren, ihre alte böhmisch-mährische Kirche mit ihrer Kirchenzucht und sonstigen Sonder-Einrichtungen irgendwie wieder aufleben zu sehen. Der andre dagegen hängt aufs allerengste mit der Mission zusammen. Diese zu betreiben fühlte die Gemeinde den göttlichen Beruf in sich. Keine der bestehenden landeskirchlichen Behörden glaubte aber in der Lage zu sein, den Laienmissionaren der Gemeinde die zur Führung ihres Amtes erforderliche Ordination erteilen zu können. So wandte man sich an den Hofprediger Jablonsky in Berlin, den Enkel des Komenius, der zugleich Bischof der böhmisch-mährischen Gemeinden in Posen war. Er ordinierte erst David Nitschmann zum Bischof 1735, und 2 Jahre später Zinzendorf. Das waren entscheidende Schritte zur Bildung einer eignen Kirche, unternommen aber um der außerhalb Halle fast überall unverstandenen Mission willen.

Dem entsprach es nun ganz, daß die 2 ersten Sendboten vom Jahre 1732 auf ihrem Wege nach Kopenhagen und in Kopenhagen selber nur Bedenken, Widerstand, Spott und Hohn begegneten, ja wiederholt für Tollhüusler erklärt wurden. Bloß eine Frau, die Gräfin Stolberg, machte eine Ausnahme davon. Nicht anders erging es vielen ihrer Nachfolger. Weiter hatten nicht wenige von ihnen auf der Seereise seitens der Besatzung wie der Befehlshaber der Schiffe viel auszustehen, was sie aber dadurch vergalten, daß sie da und dort eine Seele, die ihnen geschenkt wurde, dem Herrn zuführten. Denn nichts erschütterte sie. Als ein Sturm das Schiff mit Untergang bedrohte, auf dem sich David Nitschmann mit einigen Brüdern und Schwestern, aber auch die beiden Brüder Wesley befanden, verzagte und verzweifelte alles an Bord; nur die Mähren blieben ruhig und getrost, so daß man, wie John Wesley schreibt, erkennen konnte, wer Gott diente und wer nicht.

Das alles wollte doch aber wenig besagen im Vergleich zu den Anfeindungen, denen sie sich auf den Missionsgebieten selber ausgesetzt sahen. Nur in Grönland haben die Missionare in befriedigendem, ja öfters freundschaftlichem Einvernehmen mit den dänischen Kaufleuten, Beamten und Predigern ihr Werk verrichten können. Sonst waren es überall nicht sowohl die Heiden, als die namenchristlichen Weißen, welche ihnen Verlegenheiten und Nöte bereiteten, sich mit den gemeinsten Lügen

und Verleumdungen, ja hin und wieder auch mit Mißhandlungen gegen sie vergingen und alles aufboten, um die begonnenen Missionen wieder zu vernichten. Trauriger Weise hatten im Kapland, in Verbice, auf St. Thomas und in Pennsylvanien wiederholt reformierte Geistliche bei diesen Versuchen die Hand mit im Spiel oder gar die Leitung in der Hand. Außer ihrem Standesbewußtsein, das sich gegen diese meist Laienmissionare auflehnte, war es der Umstand, der sie erbitterte, daß die Brüdergemeinde sich im allgemeinen zur Augustana bekannte und bekennt, obgleich unbehindert dadurch, Gläubigen auch anderer Bekenntnisse die Bruderhand zu reichen. Dazu kam, daß es sie verdroß, durch das Erscheinen fremder Missionare daran gemahnt zu werden, daß sie anher ihre Pflicht den Eingebornen gegenüber verabsäumt. Die weißen Pflanzler und Ansiedler, meist erklärte Feinde jedes, vollends eines entschiedenen Christentums, ja in ihrem Privatleben Sklaven der Sünde, erbosteten sich darüber, daß die erweckten Indianer dem Rum den Abschied gaben und die getauften Negerinnen sich lieber halb zu Tode peitschen als zum Bösen mißbrauchen ließen. Die nicht frommen Buren im Kapland dagegen hatten sich in eine so unchristliche Theorie über die eingeborenen Schepsels verrannt, daß sie das Christentum für einen mit der weißen Hautfarbe zusammenfallenden, gottgegebenen Vorzug ansahen, in der Vermittlung desselben an Hottentotten aber eine Entwürdigung und Entheiligung. Die Kolonialbehörden endlich standen fast überall so unter dem Druck der öffentlichen Meinung ihrer weißen Rassegenossen, daß sie der bedrängten Mission entweder nur einen lahmen oder gar keinen Schutz gewährten, ja des öfteren mit ihren Feinden gemeinsame Sache machten. So kam es, daß die Existenz verschiedener Missionsunternehmungen oft nur noch an einem Faden hing, den aber Gottes Hand nicht durchschneiden ließ, während das hoffnungsvolle Werk des gebiegenen Georg Schmidt im Kapland nach 7jährigem Bestand zerstört wurde, um erst 50 Jahre später wieder erneuert zu werden. Gradezu erschütternde Schicksale hat aber die Indianermission in Nordamerika erlebt infolge erst der Kämpfe zwischen Engländern und Franzosen und dann des Unabhängigkeitskrieges, wenn die Zeit auch nur 2 Thatfachen anzuführen gestattet. Im Jahre 1755 wurde das Missionshaus zu Gnadenhütten von heidnischen, durch Weiße aufgehetzte Indianern überfallen und zehn weiße Geschwister nebst 1 Kinde theils ermordet, theils mit dem Hause verbrannt. Im Jahre 1782 schlachteten 160 Weiße am Muskingum 62 erwachsene christliche Indianer und 34 Kinder nieder, die alle wie geduldige, gläubige Märtyrer den Tod erlitten.

So bot sich also für jene ersten Streiter reichlich Gelegenheit zu zeigen, ob sie mutige und treue Zeugen Jesu Christi wären. Gott sei Dank — das darf wohl ohne Überhebung gesagt werden — hat ihr Heiland sie so gestärkt, daß sie ihm im allgemeinen keine Schande gemacht haben. Freilich ein Heldentum für den gekreuzigten Himmelskönig trägt einen anderen Charakter als das für den irdischen und für das diesseitige Vaterland. Schneidig und keck sind jene Brüder nie aufgetreten. Sie haben vielmehr überall in Willigkeit und Demut den Gesetzen und Behörden Gehorsam geleistet, selbst wenn die Freiheit ihrer Arbeit in ungerechter Weise beschränkt wurde. Indes, wo ihr Gewissen und die Ehre ihres Heilandes auf dem Spiel stand, da blieben sie unerschütterlich fest und trugen mit Freuden, was sich als Konsequenz aus ihrer Haltung ergab. Zeisberger und Post, die 7 Wochen lang völlig unschuldig zu Newyork im Gefängnis saßen, nachdem man sie ebenso unschuldig gemißhandelt hatte, machten es wie Paulus und Silas im Kerker von Philippi, sie sangen, beteten und lobten Gott. Friedrich Martin und Matth. Freundlich verkündigten durch das Gitter ihres Gefängnisses das Evangelium den unter dem Fenster desselben sich immer wieder sammelnden Negerhaufen. Das Heldentum jener Männer bestand im Dulden, im Leiden und Aus-harren. Für ihre Feinde beteten sie; die, welche ihnen fluchten, segneten sie. Und es ward ihnen das um so leichter, weil ein Feind, der manchem geförderten bejahrten Christen noch zu schaffen macht, der Tod, ihnen als Freund galt. Denn, wie Zinzendorf einmal äußert, das Sterben ist den Brüdern und Schwestern das leichteste, weil der Heiland, in dessen Händen sie alle Tage sind, sie zu sich nimmt. Ja in mutigem, fröhlichem Sterben konnten sie den Vergleich mit jedem todeswunden Krieger auf dem Schlachtfeld aushalten. Denn nicht sie, sondern Christus hatte für sie schon alles bereit gemacht. Wie sollten sie nicht mit Freuden, so drückten sie es häufig aus, zum Lamme gehen! Ihre hinterbliebenen Mitstreiter sahen ihnen aber nach wie Kindern, die aus dem dunklen Wartezimmer in den erleuchteten Weihnachtsaal gerufen worden; ihnen sollte sich ja die Tempelthür, die da heißt die Schöne, auch bald aufthun.

Ich schließe. Nichts dagegen habe ich, wenn bald vergessen wird, welche Mängel dem bahnbrechenden Missionsbetrieb jener Zeit anhafteten. Sie sind längst abgestellt gerade auf Grund der Erfahrungen jener ersten Streiter. Eine bleibendere Erinnerung wünschte ich aber dem Eindruck, welchen jene Männer hinterlassen, daß es nämlich nicht ein Mißgeschick, eine Bürde, ein Opfer, sondern ein Glück, eine Ehre, eine Gnade ist,

das Panier des Gekreuzigten in der verfinsterten Heidenwelt zu entfalten und hochzuhalten. Denn er selbst zieht mit in den Streit. Er steht den Seinen treulich zur Seite. Darum bleibt der Erfolg nicht aus, sondern draußen auf dem Schlachtfeld darf man jubeln: Die Rechte des Herrn behält den Sieg! und auch hier, daheim in den Hütten der Gerechten, kann man vom Siege singen mit Freuden.

Druck von Gerrosé & Siemsen in Wittenberg.

Hans Peter Hallbeck im Kaplande.

Von H. G. Schneider, Missionssekretär.

1. Vorgeschichte.

Dem 1737 begonnenen, hoffnungsvollen Missionsversuch des ge-
diegenen Georg Schmidt¹⁾ unter den Hottentotten des Kaplandes
hatten bereits 1744 die Feindseligkeiten der Buren und ihrer zwei refor-
mierten Geistlichen ein wehmütiges Ende bereitet. Die Gebete des heim-
gekehrten Friedensboten und seine unauslöschlich fortglimmende Sehnsucht
nach seinen 47 ehemaligen Schülern, die weitblickende Mahnung des
betagten Spangenberg: „Kinder, vergeßt mir Afrika nicht!“, die Wünsche
eines Häufleins von weißen Christen in Kapstadt selber, die auch durch
den glaubensfesten Mähren ihr Bestes im Leben empfangen hatten, be-
wirkten es jedoch, daß die Brüdergemeine der Hottentotten nicht vergaß
und nur auf eine günstige Gelegenheit wartete, die abgebrochene Arbeit
Schmidts wieder aufzunehmen. Die Erlaubnis dazu erlangte sie von den
damaligen Herren des Landes, der holländisch-ostindischen Handelskompanie,
freilich erst im Jahre 1792.

Unbedingtes Vertrauen und ungewöhnliche Empfänglichkeit für die
Predigt des Evangeliums brachten die verachteten und unterdrückten Ein-
geborenen den neu erscheinenden drei ersten Sendboten Marsveld, Schwin-
n und Kühnel entgegen. Rasch entstand an dem vom Gouvernement an-
gewiesenen Ort, wo schon Schmidt gewohnt, eine aufblühende Niederlassung,
erst Baviaanskloof, dann Gnadenthal (Genadendal) genannt, die
erste evangelische Missionsstation in Afrika. Die Erfolge,
welche den Missionaren in Kirche und Schule beschert wurden, wie die
Fortschritte, welche die Eingeborenen unter ihrer Leitung in Feld- und
Gartenbau machten, erregten damals im ganzen Lande ein unerhörtes
Aufsehen, ja Gnadenthal bildete auch in der Folgezeit noch auf lange
hinaus als unwiderleglicher Thatbeweis für das gute Recht der Heiden-

¹⁾ N. M.-Z. 1888 Beibl. S. 1: G. Schmidt, der Bahnbrecher der Mission
unter den Hottentotten.

mission einen Anziehungspunkt, dem Neugierige wie tiefer Interessirte immer wieder zuströmten. In dieser Beziehung hat dieses Gemeinwesen geradezu bahnbrechend für die gesamte evangelische Mission in Südafrika gewirkt.

Freilich hätte die unverminderte, religiös bemäntelte Feindschaft, welche die Buren mit wenigen rühmlichen Ausnahmen damals beseelte, dem neuen Missionsversuch sehr bald nach seinem Beginn wieder ein jähes Ende bereitet, wenn nicht das Kapland sich am 16. Sept. 1795 den eindringenden Engländern ergeben hätte, die auch mit den in erzwungener Heeresfolge dem republikanischen Frankreich dienenden Holländern Krieg führten. Währte die britische Herrschaft für diesmal auch nur kurz, so genügte sie doch, um nicht nur das bedrohte Gnadenthal zu retten, sondern auch gerechtere Grundsätze, die Stellung und Behandlung der Eingeborenen betreffend, in die Verwaltung einzuführen. Diese Grundsätze dienten auch der holländischen Kolonialbehörde zur Richtschnur, welche 1803 infolge des Friedens von Amiens wieder im Kapland einzog. Das war indes nur möglich, weil nun die holländische Staatsregierung statt der überlebten holländisch-ostindischen Handelskompagnie die Herrin im Lande wurde. Im Jahre 1806 nahmen die Engländer jedoch die Kapkolonie wieder in Besitz, um sie sich 1814 im ersten Pariser Frieden für immer zusprechen zu lassen. Wie man auch über die politischen Ereignisse in Südafrika aus jüngster Zeit denken mag, den Ruhm wird eine unparteiische Geschichtsbetrachtung der englischen Kolonialregierung im Kaplande lassen müssen, daß sie von Anfang an mit Entschiedenheit und Beharrlichkeit für die gekränkten Menschenrechte der Eingeborenen eingetreten ist und der Mission auf alle Weise Vorschub geleistet hat, so daß dieselbe im Lande einwurzeln und sich ausbreiten konnte.

Das erfuhren die Sendboten der Brüdergemeine während der ersten Dezzennien des vorigen Jahrhunderts in besonderem Maße, zumal sie bloß ihrer eigentlichen Arbeit nachgingen, aber, vollends als Ausländer, jede Einnischung in den Gegensatz zwischen Burentum und Britentum peinlich vermieden, der durch die brennende Frage der Emanzipation der Eingeborenen immer wieder neue Verschärfung erfuhr. So gingen beim Kolonialamt in London stets die allergünstigsten Berichte über die Thätigkeit der Brüder seitens des Gouvernements in Kapstadt ein, was von den Vertretern der damals jungen Londoner Missionsgesellschaft, die 1799 auch in Kapland erschienen, nicht gesagt werden kann. Denn zur Zeit noch ohne jede Missionsschulung und Erfahrung bereiteten sie durch ihr wohl-

gemeintes, aber unverständiges und unpraktisches Auftreten anfänglich nicht nur sich selbst, ihrer Gesellschaft und der Mission überhaupt, sondern auch der Kolonialregierung schwere Verlegenheiten. Das Werk in Gnadenthal gedieh hingegen in erfreulicher Weise, ja Earl Caledon, von 1807—11 Gouverneur, drang den Brüdern geradezu ein neues, besonders fruchtbares Gebiet auf, die Groenekloof, einige Meilen nördlich von Kapstadt, wo sie 1808 eine zweite Station, erst Groenekloof, dann Mamre genannt, errichteten.

Hier warteten der Brüder indes mancherlei unerquickliche Schwierigkeiten. Einmal erwiesen sich die durch die Nähe der Hauptstadt verdorbenen Eingeborenen anfangs viel unempfindlicher als die Hottentotten von Gnadenthal. Sodann aber wurden sie sehr bald mit Vertreibung von diesem Platz bedroht, zwar nicht durch Sir J. Craddock, Gouverneur von 1811—1814, aber durch dessen Nachfolger Lord Somerset, der den 5. April 1814 in Kapstadt eintraf. Noch unbekannt mit den Verhältnissen schenkte dieser der Stimme des Gouvernementssekretärs Bird Gehör, der, seinerseits immer ein Gegner der Mission, von den umwohnenden Bauern aufgestachelt war, welche die Brüder um den Nießbrauch des schönen Fleckes Erde beneideten. Unter dem Vorgeben, die Brüder hätten die ihnen von der Regierung gestellte Aufgabe nicht erfüllt, wurden sie aufgefordert, Mamre zu verlassen und mit ihrem dort inzwischen gesammelten Gemeinlein nach Gnadenthal überzusiedeln. Missionare wie Hottentotten weigerten sich, erstere auch unter Betonung des Umstandes, daß sie für Landvermessung und Grenzabsteckung, wie für Errichtung von Gebäuden zu Gunsten der Station schon 1132 Reichsthaler 2 Schilling kapisch (etwa 3800 Mk) verausgabt hätten. Es kam zu lang sich hinschleppenden Unterhandlungen, die nicht bloß im Kapland, sondern auch in London mit Lord Bathurst, dem Staatssekretär für die Kolonien, geführt wurden. Letzterer trat sehr warm für die Brüder ein und wies schließlich Lord Somerset an, sie im Besiz von Mamre zu belassen, ja sie auf alle Weise zu schützen und zu unterstützen. Den über diesen Ausgang begreiflicherweise verstimmtten Gouverneur zu versöhnen, aber gleichzeitig auch den Zustand des ganzen brüderischen Missionswerkes im Kapland zu untersuchen und auf dessen Erweiterung Bedacht zu nehmen, wurde nun Christ. Ignatius La Trobe von der Unitätsdirektion abgeordnet. Er war der in London ansässige Missionsagent der Brüdergemeinde und Redakteur ihrer englisch erscheinenden Missionszeitschrift, der *Periodical Accounts*, ein feingebildeter Mann, der weltmännische Gewandtheit und Sicherheit im Auf-

treten mit dem warmen Herzensglauben eines christlichen Bruders in sich vereinigte. Obgleich nicht der Direktion angehörig, hatte er jene Verhandlungen mit dem Kolonialamt in London und zwar ebenso gewandt und liebenswürdig wie thatkräftig geführt. Am 24. Dez. 1815 landete er in Kapstadt, den 17. Okt. 1816 trat er die Rückreise von da an. Er überzeugte und gewann den Gouverneur so vollständig, daß dieser ihm nicht bloß seinen zur Weitererziehung in der Heimat bestimmten Sohn für die Rückreise anvertraute und für La Trobe wie den Knaben Freiplätze auf einem Kriegsschiffe zur Verfügung stellte, sondern sich mit dem Fortbestand von Mamre ganz ausöhnte, zur Anlegung einer dritten Station bereitwilligst die Hand bot, deren geographische Lage La Trobe auf einer langwierigen, anstrengenden Reise feststellte, ja den Wunsch äußerte, die Brüder möchten 50 Niederlassungen in Kapland gründen. Der Visiteur entfaltete aber auch eine den inneren Ausbau des Missionswerkes fördernde Thätigkeit. Er beseitigte zwischen einzelnen Missionaren bestehende Mißhelligkeiten, empfahl der Direktion eine Verstärkung ihrer Zahl, richtete auf ihren Wunsch eine sogen. Helferkonferenz, d. h. ein Kollegium von Missionaren ein, welches Verwaltungsangelegenheiten von minderem Belang selbständig erledigte, machte Vorschläge zur Herstellung einer Bibelübersetzung für die Hottentotten, die bisher nur einen kurzen Auszug daraus in Händen gehabt, und schlug einen Weg vor, um den Ehen der Eingeborenen die bisher mangelnde staatsbürgerliche Gültigkeit zu verleihen — kurz er ebnete mit großer Umsicht den Boden, auf welchem dann Hallbeck seine vielseitige, reichgesegnete Wirksamkeit entfalten konnte.

2. Der Mann.

Als Sohn eines sein gutes Auskommen findenden Wöttchermeisters war Hans Peter Hallbeck (eigentlich Hallbäck) den 18. März 1784 in Malmö geboren.¹⁾ Ein ungewöhnlich geweckter Knabe, voll vielseitiger Interessen, hatte er mit 16 Jahren die Lateinschule seiner Vaterstadt bereits durchlaufen und bezog, auf treffliche Zeugnisse gestützt, die Universität Lund. Mit gleichem Eifer und Erfolg widmete er sich hier dem Studium der Theologie und bestand nach Verlauf der damals nur üblichen 2 Jahre sein erstes Examen summa cum laude. Nun zwar zu predigen,

¹⁾ Näheres, namentlich über seine Jugend, aber auch einzelne kleine Züge aus seinem späteren Leben, alle historisch gut beglaubigt, nur in einer für die Jugend passenden Form erzählt, finden sich in Nr. V der Serie „In fernen Heidenlanden“, Missionsbuchhandlung Herrnhut, 10 Pfg.

aber erst mit 25 Jahren ordiniert zu werden befugt, sah er sich wie viele seiner Genossen vor die Perspektive einer 7jährigen Thätigkeit als Hauslehrer gestellt, und fand durch eine ihm zeitlebens wichtige Verkettung gottgefügtter Umstände eine Anstellung zu Gothenburg noch im Jahre 1802. Das einzige, was ihm in seiner neuen Lage mißfiel, war der Umstand, daß die Familie, zu der er nun gerechnet wurde, der Gothenburger Brüdersozietät angehörte, d. h. einem christlichen Kreise, dessen Mitglieder zwar Kinder und Anhänger der schwedischen Landeskirche waren, aber, zugleich mit der Brüdergemeinde verbunden, sich um den von dieser angestellten Pastor Stare zu näherer Gemeinschaft und privater Erbauung scharten. Gegen die Brüdergemeinde, besonders aber gegen ihre Heidenmission, wie die Heidenmission überhaupt war jedoch der junge Hallbeck von Vorurteilen und Widerwillen erfüllt, dank der geistigen Luft des einseitigen, unduldsamen Schartauanismus, die er in Lund eingeatmet. Zunächst gewährte es ihm nach seinem eigenen Geständnis auch eine freudige Genugthuung, wenn er an den Mitgliedern jenes Kreises vermeinte oder wirkliche Schwächen und Mängel feststellen konnte. Doch ließ er sich, mit Pastor Stare oberflächlich bekannt geworden, 1803 willig finden, aushilfsweise für 1, 2 Monate in Stares Privatschule einzutreten, um einen plötzlich erkrankten Lehrer zu ersetzen. Daß aus den paar Monaten beinahe sieben Jahre werden sollten, ahnte er damals freilich nicht. Indes bald gefiel es ihm in jener Schule so gut, daß er auf dem Wege freundlichen Uebereinkommens sein bisheriges Hauslehrerverhältnis löste und sich bei Stare eine feste Anstellung erbat. Letzterer, auch Erwachsenen gegenüber Pädagog, ging auf das Gesuch ein, that jedoch im übrigen nicht das mindeste, um seinen neuen Lehrer von dessen ihm sehr wohlbekannten Vorurteilen zu heilen. Das bewirkte vielmehr allmählich das Lesen von Schriften aus der Brüdergemeinde, die Hallbeck der Bibliothek Stares entlieh. Er kam zu ganz anderen Ansichten, ja trug sich bereits mit dem Gedanken, ob nicht seine ganze Lebensführung ihn darauf hinzuweisen gemeint sei, der kleinen Brüdergemeinde beizutreten und ihr zu dienen. Was ihn zunächst jedoch noch davon abhielt, waren die glänzenden Aussichten, die ihm bei seiner Begabung für eine Laufbahn in der schwedischen Kirche gemacht wurden. Indes 1804 zu einer Reise in die Brüdergemeinde Christiansfeld (Nordschleswig) veranlaßt, wurde er durch das, was er dort hörte und sah, namentlich aber durch die Liebe und Verbundenheit, die im dortigen Schwesternhaus herrschte, wohin man ihn wiederholt eingeladen, da eine Einwohnerin desselben unter seinem Schutz nach Schweden reisen sollte,

ganz überwältigt. Hatte er, wie er selbst schreibt, früher eine solche Gemeinschaft der Gläubigen, wenn er davon las, für phantastische Übertreibung gehalten, so fand er sie hier in einer Weise verwirklicht, die ihn unwiderstehlich an Acta 4, 32 erinnerte. Nach Gothenburg zurückgekehrt, trat er sofort der dortigen Brüdersozietät bei. Bald darauf wurde eine Predigt Stares das Mittel, um ihn in seiner christlichen Entwicklung einen wesentlichen Schritt weiterzubringen. Der von Jugend auf unsträflich wandelnde junge Mann war zwar von seiner Sündigkeit längst überzeugt, aber doch mehr nur erkenntnismäßig. Das empfand er als einen Mangel; er glaubte erst in den Besitz einer tieferen Zerknirschung und Verzweiflung über seine Sünde gekommen sein zu müssen, ehe er sich an den Sünderheiland mit der Bitte um Gewißheit der Vergebung, um Friede und Freude im heiligen Geist wenden dürfe. Stare dagegen betonte in jener Predigt, jeder betrübte Sünder sei, wie er sei, zum Heiland eingeladen. Auch diejenigen würden von ihm nicht hinausgestoßen, die darüber betrübt seien, daß sie nicht noch viel betrübter über ihre Sünden seien. Das schlug bei Hallbeck durch. Er selbst schreibt darüber:

„Gerade das war ein Evangelium für mich. Ich war froh, als die Predigt aus war, und ich die süße Einsamkeit genießen konnte. Mein Herz empfand, was Worte nicht beschreiben können. Es war der erste Tag in meinem Leben, da ich sagen konnte: Der Heiland ist mein und ich bin sein! Es war zu gleicher Zeit der Anfang eines Lebens der Glückseligkeit und Thätigkeit, von welchem ich bisher keinen Begriff gehabt hatte.“

Über seine weitere Thätigkeit als Lehrer, über den ihn tief erschütternden Tod seines Vaters und seine eigne bis an den Rand des Grabes ihn führende Erkrankung hinwegelnd, berichten wir sodann, daß er 1810 an die Unitätsdirektion zu Berthelsdorf bei Herrnhut schrieb und um Aufnahme wie Verwendung im Dienst der Brüdergemeinde bat — ein Schritt, der das Ergebnis vieler Gebete und eingehender Prüfung vor dem Angesicht Gottes war. Ein Teil seiner Verwandten, die Großes von ihm erwartet hatten, wurde ihm darüber geradezu gram. Er aber änderte als äußeren Ausdruck der Unererschütterlichkeit seiner Entscheidung von da an die Schreibweise seines Namens, die zweite Silbe „bäck“ (auf schwedisch: Bach) in das deutsche „beck“ verwandelnd. Ja, es litt ihn so wenig mehr in seinem Vaterland, wie glücklich er auch in Stares Schule sich gefühlt, es drängte ihn so unwiderstehlich vorwärts, daß er nicht einmal die Antwort auf sein Schreiben abwartete, sondern im Juni 1810 auf gut Glück nach Herrnhut abreiste. Dort freundlich aufgenommen, erhielt er zunächst eine Anstellung als Lehrer auf dem Katharinenhof in Hennemersdorf

(1 Stunde von Herrnhut), einer später eingegangenen höheren Bildungsanstalt. Das Deutsche beherrschte er bald so, daß er häufig in Herrnhut wie in verschiedenen Dörfern der Umgegend predigen konnte. Eine besondere Fügung Gottes im Blick auf Hallbecks spätere Wirksamkeit war es dann, daß er 1813 nach England berufen wurde, um dort in 2 Brüdergemeinen, mit verschiedenen Ämtern betraut, zu wirken. Abgesehen von dem, was er da ausrichtete, wurde er auf diese Weise mit englischer Sprache, Sitte und Denkweise vertraut. Als La Trobe, von seiner afrikanischen Reise zurückgekehrt, zu mündlicher Berichterstattung sich Mitte März 1817 in Herrnhut einfand und den überwältigenden Eindruck von dem Gottessegnen der Missionsarbeit im Kapland schilderte, aber auch die Größe der noch ungelösten Aufgaben, den Mangel an einer genügenden Zahl brauchbarer Arbeitskräfte und die Notwendigkeit betonte, daß den treuen Männern im Gliede noch ein umsichtiger und gewandter Leiter ergänzend zur Seite treten müsse, da richteten sich die Blicke aller unwillkürlich auf Hallbeck. Er wurde berufen, nahm an, wurde am 20. Juli 1817 mit Christiane Beck, einer deutschen Lehrerin in Neusalz a. O., getraut und traf mit seiner Frau wie einigen neuberufenen Mitarbeitern den 17. Dezember 1817 in Kapstadt ein.

So war durch Gottes erziehende Gnade der ehemalige Gegner der Mission in ihren Freund, ja sogar selber in einen Vollstrecker des Missionsbefehls verwandelt worden. Und er hat als solcher gute Dienste geleistet. Denn obschon mit einer auskömmlichen theologischen und mit einer recht umfassenden allgemeinen Bildung ausgerüstet, hielt er sich doch niemals für fertig, sondern nahm Zeit seines Lebens auf Entwicklung seiner Fähigkeiten und Kenntnisse, auf Erweiterung seiner praktischen Tüchtigkeit mit seltener Unermüdlichkeit bedacht. Dabei kam ihm eine rasche Auffassung, ein Anpassungsvermögen von großer Elasticität und ein Urteil zu statten, das nüchtern, besonnen und klar war. Die Eingebungen seiner nicht geringen Lebensklugheit hielt er durch Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit in Zucht. Nicht in kampflustiger Energie und unbeugsamer Kraft äußerte sich seine Männlichkeit. Vielmehr eine fein, fast zart organisierte Natur vermied er gern, sofern es nicht auf Kosten der Wahrheit hätte geschehen müssen, heftige Zusammenstöße und aufregende Auseinandersetzungen. Ein äußerlich statlicher, gewandter Mann, legte er auch Wert auf äußere Formen, auf ein leutselig verbindliches Benehmen, auf Wahrung der Würde seines Standes und seiner persönlichen Stellung. Ein Kind des Friedens, war er wohl nicht ganz frei von Empfindlichkeit, wenn man

ihm seiner Meinung nach ungerecht oder zu rauh begegnete, aber auch aus Friedensliebe bald wieder zum Vergeben bereit. Doch würde man irren, wenn man in ihm einen schwachen Mann zu finden erwartete. Nein, was er wollte und für recht erkannte, erreichte er meist dank einer lebhaften, rastlosen Energie, die indes vorwiegend in einer gewissen geschmeidigen Zähigkeit und Beharrlichkeit zum Ausdruck kam, die durch geduldiges, aber konsequentes Wiederholen ihren Zweck geltend machen, die warten, unübersteigliche Hindernisse umgehen, jedoch selten oder nie des Zieles vergessen konnte, das sie einmal ins Auge gefaßt. Vor allem erfüllte und beherrschte diesen Mann aber eine nie versiegende Liebe zu seinem Heiland und zu dessen Reich. Christus hatte wirklich in ihm Gestalt gewommen und gewann sie von Jahr zu Jahr immer mehr. Der Missionsdienst war ihm Gottesdienst, auch in den nebenächlichsten und äußerlichsten Vorhofs-Verrichtungen. Da dächte ihm keine Handreichung zu niedrig, da konnte er sich selbst nie zu viel, andere ihm nicht leicht genug thun. Immer wieder unterzog er das Bestehende einer prüfenden Kritik, und wo ein Mangel klappte, wo eine Verbesserung befriedigendere Ergebnisse erwarten ließ, da griff er ein und schaffte Rat mit unerschöpflicher Findigkeit. Dabei hatte er das Einzelne und Kleine ebenso gut im Auge wie das große Ganze; keins von beiden durfte um des andern willen zu kurz kommen. So lebte er ganz in und für die Mission. Ihr opferte er alles, menschlich zu reden, selbst ein paar Lusten seines Lebens, ja wenn es nach ihm gegangen wäre, so hätte er alle seine 7 Kinder dem afrikanischen Missionsdienst zugeführt. Kein Wunder, daß seine Pflegebefohlenen mit unbegrenzter Verehrung, seine Mitarbeiter mit ungewöhnlich großer, liebevoller Hochachtung zu ihm emporblickten, daß der schließlich in einem großen Teil des Kaplandes bekannt gewordene Mann (es war damals noch recht schwach bevölkert) vom Gouverneur bis zum ärmlichsten Hottentotten herab hoch geschätzt wurde, ja daß er selbst bei den missionsunfreundlichen Buren ein gewisses Ansehen genoß!

Das die Hauptzüge des Bildes, welches Hallbeds Wirksamkeit und seine zahlreichen Briefe in dem hinterlassen dürften, der sie studiert.

3. Sein Werk.

Den 17. Dezember 1817 traf Hallbed in Kapstadt ein, am 25. November 1840 entschlief er in Gnadenenthal. Diese Daten umgrenzen also seine Wirksamkeit als Leiter, ja als die eigentliche Seele des brüderischen Missionswerkes in Südafrika, von einer weiter unten zu berücksichtigenden

Unterbrechung abgesehen. Wie hervorragendes er persönlich in dieser Zeit geleistet, so sei wenigstens kurz erwähnt, daß er an einigen seiner Mitarbeiter treue und tüchtige Gehilfen fand, wenn ihm auch keiner unter ihnen nur annähernd gleich kam, und daß er, das muß auch heute noch eine unbefangene Kritik anerkennen, in der heimatlichen Missionsdirektion eine Behörde besaß, die im allgemeinen auf sehr verständige Weise dem von ihr hochgeschätzten als Regulator und Moderator diente, ja die gelegentlich die Initiative selber in die Hand nahm.

a) Sprechen wir zuerst von der äußeren Erweiterung des Missionswerkes unter H.s Oberleitung! Zwei Stationen, Gnaden-
thal und Mamre, hatte er vorgefunden, die Verpflichtung zur Gründung der dritten hatte La Trobe ihm hinterlassen. Sie entstand 1818, wurde Enon genannt und liegt ein kleines Stück nordwestlich von Uitenhagen, nahe der Algoa-Bai. Von Gnaden-
thal 110—120 Meilen entfernt und damals an der äußersten Grenze der Kolonie gelegen, bedeutete ihre An-
legung einen entschlossenen Vorstoß zu Gunsten der heidnischen Kaffern.

Diese waren zunächst unbequeme Nachbarn. Schon 1819 im April mußten die Missionare mit ihrem entstehenden Gemeinlein nach wiederholten kleineren Überfällen fliehen. Der persönlich herbeigeeilte Hallbeck konnte sie aber im Oktober schon wieder zurückführen und bei dem Wiederaufbau des Zerstörten beraten. Im übrigen bezeichnet er sie 1822 als hauptsächlich eine gute Eingangspforte zu den Kaffern, klagt aber schon über ungünstige Bedingungen für das äußere Bestehen seiner Einwohner des großen Wassermangels wegen. Die Gegend sei schwach bevölkert, der Boden begünstige bestenfalls Viehzucht, aber nicht den Ackerbau. Als Handwerker und als Arbeiter in Uitenhagen würden sich die Enoner ihr Brot verdienen müssen. Wie sehr durch diese Umstände das später entstehende Silo geschädigt wurde, davon weiter unten!

Im Jahre 1824 wurde Elim angelegt, südlich von Caledon, unweit der Südspitze Afrikas, des Kaps Agulhas. Hier kaufte die Mission den Grund und Boden und einige schon vorhandene Gebäude, hauptsächlich durch die Zeyster Missionsunterstützungsgesellschaft dazu in Stand gesetzt.

Der hier entstehenden Missionsgemeinde wurden ausdrücklich auch solche Hottentotten nach ihrer Laufe zugezählt, die nicht in Elim selbst, sondern in der Umgegend ansässig waren. H. beantragte das bei der Missionsdirektion und sie stimmte ohne Zögern zu. Hatte sie doch schon La Trobe beauftragt, zuzusehen, ob nicht in Südafrika wie in Westindien Missionsgemeinden gegründet werden könnten, deren Mitglieder nicht in einer räumlich geschlossenen Ortsgemeinde zusammen wohnten. Da werde sich auch das Missionswerk leichter und billiger ausbreiten

lassen etc. (so laut Protok. der Unit. A. G. vom 8. Juli 1815). Mit andern Worten, es ist ein Mythos, wenn das der Brüdermission sonst durchaus gerechtwerdende, vortreffliche Gundersche Handbuch (Die evangelische Missionen, III. Auflage § 41, S. 111) die Gründung sogen. „Institute“, d. h. örtlich geschlossener, bürgerlich kirchlicher Gemeinwesen als ein Charakteristikum des brüdergemeinlichen Missionsbetriebes hingestellt. Der Grund zu diesen „Instituten“ wurde von der (erst holländ., dann englischen) Kolonialregierung gelegt und bei den vorhandenen Verhältnissen mit gutem Recht trotz ihrer Mängel. Denn bei der Abwesenheit einer Gesetzgebung zum Schutz der Eingebornen, bei der völligen Rechtlosigkeit derselben waren sie nur an solchen Freistätten unter Leitung der Mission gegen die Willkür und Bedrückung der sie sonst überall als Leibeigene behandelnden Buren gesichert, woraus sich eben gerade der Ingrimme der letzteren gegen die Mission erklärt. In Westindien, ihrem ältesten und lange Zeit größten Missionsfeld, wie in Suriname hat die Brüdermission niemals auch nur die Gründung solcher „Institute“ versucht. Sie bequeme sich eben den Verhältnissen an, wie sie dieselben jedesmal vorfand.

Eine langwierige Untersuchungsreise Hallbeds ging der im Jahre 1828 erfolgenden Gründung von Silo voran, am Klipplat, einem Nebenfluß des Or. Keisflusses, westlich von der heutigen Stadt Cathcart. Damit beginnt die Kaffernmission der Brüdergemeine, freilich unter anfangs sehr schwierigen Verhältnissen.

Einmal war Verraubung, Überfälle, Zerstörung die wiederholte Antwort der Kaffern auf diesen Liebesbeweis. Sodann hatten die Erbauer der Station als Hilfsmannschaft schon eine ziemlich große Zahl Hottentotten mitgenommen, die sich weiterhin aber in geradezu verhängnisvoller Weise durch Zuzügler aus dem an Wasser Mangel leidenden Enon vermehrte. Thörichterweise begünstigten verschiedene ältere Missionare, welche die Kaffersprache zu erlernen nicht fähig waren, jenen Zuzug; ja einige unter ihnen (vor allem Fritsch, aber auch Hoffmann) setzten es sich geradezu in den Kopf, die für und unter Kaffern errichtete Station in eine Hottentottenstation zu verwandeln (!) und legten dem Missionar Bonatz jun., der mit ebenso viel Entschlossenheit wie Erfolg sich auf das Kaffrische warf, alle möglichen Hindernisse in den Weg. Hallbed erkannte das Übel bald, konnte aber jene nicht so rasch versetzen, wie es wünschenswert gewesen wäre. So wurde gleich von vorneherein der Grund zu jener „Zweisprachigkeit“ gelegt (holländisch und kaffrisch), unter der das Werk dort noch heute leidet. Die Regierung unterstützte übrigens den Anfang der Arbeit daselbst durch ein Geschenk von 200 £; Hallbed war eben sehr gut bei ihr angeschrieben. Noch schlagender trat das zu Tage bei der Anlegung von Clarkson 1839, westlich von Humansdorp, in der Nähe der Südküste zwischen der Plettenberg- und St. Francis-Bai.

Bei Gelegenheit eines Besuches des Gouverneurs in Enon (13. April 1838) hatte dieser von der verwahten Lage einiger 100 kaffrischer Fingutotiz genommen, die, von der heimatischen Scholle losgelöst, in walbreicher Gegend an der Zizikamma sich niedergelassen. Er forderte nun sowohl persönlich wie durch amtliches Schreiben die Brüder auf, dort eine Station zu gründen. Es geschah nach längeren freundlich geführten Unterhandlungen. Der Gouverneur Lord Napier gewährte auf Hallbecks Bitte dabei erst 210 £ Unterstützung (die Hälfte von seinen leiblichen Geschwistern, Lady Napier spendete noch weitere 50 £), bat sich teils ausführliche private, teils kurze für die Öffentlichkeit geeignetere Berichte aus und ging sogar soweit, die Bestimmung über Lage und Ausdehnung des der Mission abzutretenden Grund und Bodens „der Erfahrung des Bischof Hallbecks unter Einverständnis des Zivilkommissars“ zu überlassen. Die Missionsdirektion war völlig verblüfft darüber, in welchem Maße Hallbeck bei der Regierung als *persona gratissima* galt, und gab schließlich auch bezüglich des Namens der neuen Niederlassung nach, der auf Wunsch des Gouverneurs einem für das Unternehmen sich lebhaft interessierenden Herrn entlehnt war. Peter La Trobe, der Sohn von Christ. Ignatius, erhob freilich lebhaften Einspruch, da es in der Brüdergemeine nicht üblich, durch Bezeichnungen von Missionsstationen die Namen einzelner Personen zu verherrlichen; nur einmal habe man mit Montgommery auf der Insel Labago eine besonders begründete Ausnahme gemacht.

Daß H. übrigens nicht bloß der gefügige Diener huldvoller Gouverneure war, geht aus seiner Ablehnung des wiederholt und zuletzt sehr dringend an ihn gerichteten Gesuches der Regierung hervor, die Missionsstation Zuurbraak der Londoner Miss.-Gesellschaft zu übernehmen, wie lockend auch einerseits dies Anerbieten, das von der Bitte der dort angesiedelten Hottentotten lebhaft unterstützt wurde. Jene Gesellschaft konnte sich so wenig mit ihren Eingebornen verständigen, daß ihre Klagen über dieselben wie über die Kolonialregierung selbst bis in das englische Parlament drangen und dieses sogar 1823 eine Untersuchungskommission ins Kapland entsandte. Die durch die Kolonialregierung erzwungene Entfernung des Missionars Seidenfaben von Zuurbraak, der seine Hottentotten zu hart behandelt und der seinerseits ebenfalls den Brüdern seine Station anbot, gehörte auch zu diesen Unverständlichkeiten. H. indes, gestärkt durch die Missionsdirektion, widerstand selbst des Gouverneurs Sommerset persönlichen Überredungskünsten wie der Lockstimme des Artikels in einem Regierungsblatt, das die öffentliche Meinung für das Eintreten der Brüder in Zuurbraak gewinnen wollte. Ihm lag mehr am guten Einvernehmen mit der befreundeten Missionsgesellschaft und manchen Missionsfreunden, als an friedlichen Eroberungen auf Kosten jener, obschon sie wohl Fehler begangen. Aber ebensowenig ließ Hallbeck sich von den Londoner Missionaren bewegen, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen, obwohl sie über diese Zurückhaltung laute Klage führten.

Erwähnt sei endlich in diesem Zusammenhang die Übernahme der Verwaltung des Regierungshospitals für Ausfähige in Hemel en Narde, in der Nähe der Walkerbai südlich von Caledon.

Der Gouverneur, unzufrieden mit der Leitung durch seine Beamten, wandte sich 1822 an Missionar Leitner in Mamre, lud, durch diesen auf H. verwiesen, letzteren zu einem der öfters wiederholten Besuche in Kapstadt ein und bat ihn, der ferneren Verwaltung des Hospitals durch ein Missionspaar zuzustimmen. Laut getroffener Vereinbarung trat am 21. Jannuar 1823 Peter Leitner (so schreibt nicht bloß Hallbeck, sondern Leitner selbst, das später allgemein eingebürgerte „Peterleitner“ ist falsch) seinen Posten an. War man im gesamten Kreis der Missionsgeschwister ebenso einig über die Tüchtigkeit wie über die Eigenliebe und Unverträglichkeit dieses beinah gefürchteten Bruders, dessen Rückberufung wiederholt in Frage stand, so fand derselbe dort gute Gelegenheit, seinen Überschuß an ungeheiligten Naturkräften in dem nicht leichten Dienst auszuarbeiten. Leitner starb am 20. April 1829, andere Missionare folgten ihm, unter anderen später der schon erwähnte Fritsch, aus ähnlichen Gründen wie Leitner an das Asyl berufen. Letzteres ward 1845 von Hemel en Narde weg auf die Robben-Insel bei Kapstadt verlegt, wo schon andere Hospitäler sich befanden. Aber auch dort bildete ein Brüdermissionar den Hausvater und Seelsorger der Ausfähigen, bis im Jahre 1867 die bischöfliche Staatskirche sich gebrungen fühlte, ihre Nählerrechte geltend zu machen, vor denen die Brüdermission selbstverständlich zurücktrat.

Ließ Hallbeck es an nichts fehlen, was die mit allen diesen Erweiterungen des Werkes verknüpften Untersuchungs- und späteren Visitationsreisen, Korrespondenzen, Unterhandlungen und Berufungen betrifft (die Anlegung einiger kleiner Außenstationen haben wir übergangen), so muß doch noch eines Bestrebens Erwähnung gethan werden, das sich wie ein roter Faden durch seine ganze Amtsführung hindurchzieht, nämlich des Versuches, die unklaren Rechtsverhältnisse und Besitztitel der Missionsländereien auf eine befriedigende Weise zu ordnen.

Es handelte sich dabei hauptsächlich um Snadenthal und Mamre, kleine durch den Fleiß der Missionare in der Felseneinöde Afrikas erstandener Paradiese; denn der Grund und Boden der übrigen Stationen war der Hauptsache nach entweder von der Mission gekauft oder auf Hallbecks Drängen hin ihr, und ihr ausschließlich, durch klare Schenkungsurkunden von der Regierung vermacht worden. Bezüglich des Areals jener beiden Stationen aber besaß die Mission nur mit schwerem Gelde von ihr bezahlte Flurkarten und einen juridisch wertlosen, kurzen, in allgemeinen Ausdrücken abgefaßten Brief, der es unentschieden ließ, ob der Stationsgrund der Mission oder den auf ihm angesiedelten Hottentotten in ihrer Gesamtheit, vielleicht auch beiden zusammen, oder aber der Regierung gehöre, die ihn jenen nur zum Nießbrauch überlassen und ihnen (wenigstens damals) auch Steuerfreiheit gewährte. Auf die Einzelheiten dieser verwickelten Frage hier näher einzugehen, gestattet der eng bemessene Raum nicht. Nur soviel! Frühere Missionare (Joh. Ad. Rüster) hatten geglaubt, jene Flurkarten genügten. Ob schon Carl Bathurst, Staatssekretär für die

Kolonieen, 1815 ebenfalls versichert, die (aber nicht in Händen der Brüder befindlichen) vorhandenen Dokumente seien so klar und kräftig, daß ihnen die Stationen nur mit Gewalt genommen werden könnten, was der frühere Gouverneur Lord Saledon im gleichen Jahr bestätigt, konnte die Missionsdirektion sich doch dabei nicht beruhigen und beauftragte La Trobe, sichere Papiere zu verschaffen. Er mußte aber mit dem bloßen Versprechen, daß solche ausgestellt werden würden, aus dem Kaplande heimkehren.

Hallbed nahm sich, sobald er im Lande warm geworden, der Angelegenheit mit Eifer, aber leider nicht mit dem erhofften Erfolge an.

Seine Untersuchungen führten ihn zu der persönlichen Auffassung, der Grund und Boden der Stationen gehöre bis auf weiteres nicht der Mission, sondern den Eingebornen; nicht die Missionare hätten das Recht, unbotmäßige und unsittliche Hottentotten vom Stationsgebiet zu verweisen, sondern es verhalte sich gerade umgekehrt. Aber gerade diese Auffassung spornte ihn um so lebhafter dazu, wo möglich Wandel zu schaffen. Er reichte die von ihm etwas überarbeiteten Gnadenhaler Statuten beim Gouvernement ein, das sein Wohlgefallen daran bezeugte und sie bestätigte. Er bohrte wieder und wieder bei den verschiedenen Gouverneuren, um Schenkungsurkunden zu erlangen, jedoch vergebens. An gutem Willen fehlte es diesen Herren wahrlich nicht. Aber was sollten sie thun? Die Gesetzgebung der Kolonie befand sich noch im Werden der Jugendjahre. Dazu kamen politische Rücksichten auf das holländische Burenelement, das die Mehrzahl der Einwohner des Landes bildete. Hallbed schlug durch besondere Eingaben Lärm bei den Generalsynoden der Brüdergemeine 1825 und 1836. Sie konnten ihm aber schließlich nur den Rat erteilen: Lieber Bruder, sieh, was Du in der Sache thun kannst. Wir vermögen noch weniger auszurichten als Du. Anfang 1837 wandte sich der persönlich in England anwesende darum an einen dortigen hervorragenden Juristen, der aber auch den Begriff „Grant“ nicht auf eine rechtsgültige Formel bringen konnte. Ein Advokat in Kapstadt endlich (der letzte Versuch Hallbeds im Jahre 1838) riet, die Brüdermission ihrerseits möge keine Veränderung in dem schwebenden Zustand ihres Landbesitzes beantragen; je länger sie ihn innehave, desto mehr Rücksicht müsse der Court of Equity auf das durch Verjährung entstandene Verhältnis nehmen. So mußte Hallbed in dieser Frage ein non liquet als Erbe der Zukunft überlassen. Und hat sie es einlösen können? — Auch den bereits 1816 von Joh. Ad. Küster angeregten, dann von Hallbed immer wieder ins Auge gefaßten und befürworteten Vorschlag, in Kapstadt selbst einen Missionar anzustellen und aus Malayen wie Negeren eine Gemeinde zu gewinnen, sah der ruhige Mann nicht verwirklicht.

b) Werfen wir weiter einen Blick auf den Ausbau nach innen, den das Missionswerk in verschiedener Richtung unter Hallbeds Leitung erfuhr. Hallbed hatte das Finanzwesen der Mission zu führen und die jährlichen Abschlüsse zu machen, wozu ihm (von Gnadenhal, seinem Wohnort, abgesehen) die Rechnungen der einzelnen Stationen, welche dort als Vorsteher angestellte Missionare angefertigt, als Unterlage dienten. Wie viele seiner Mitarbeiter mußte er aber erst mühsam in die

Buchführung einleiten! Ja, manchmal galt es, den müßigen Knaul erst zu entfeihen, den sie aus Mangel an Übung angerichtet. Trotzdem ruhte der Segen Gottes auch auf dieser Seite des Werkes, und die Einnahmen stiegen von Jahr zu Jahr.¹⁾ Sie flossen aus den Erträgnissen verschiedener Gewerbe, deren Betrieb freilich auch seine Rehrseite hatte (siehe weiter unten!).

Ermähnt wird vor allem die Messerschmiede mit ihren im ganzen Kapland berühmten Winzermessern, deren Einnahmen aber seit 1825 fühlbar sanken, d. h. seit Einführung englischer Fabrikate mit dem gefälschten Gnadenhaler Fabrikationszeichen(!); Garten- und Feldwirtschaft wird wohl auf allen, Tischlerei und Stellmacherei auf mehreren Stationen getrieben, auch das Zimmermanns- und Maurerhandwerk kommt vor, ebenso Gerberei (1828 bittet Hallbeck sich Dr. Hermsstädt's Werk über Vorteile und Geheimnisse der Lederbereitung aus, und leitet dann die Anlegung der Gerberei; ein andermal muß er für einige Zeit den Messerschmied spielen, da der bisherige gestorben). Die Missionsdirektion hatte schon 1815 dem ausreisenden La Trobe empfohlen, um der Hottentotten willen den Betrieb von Gewerbe zu fördern, damit diese nicht bloß in Ackerbau und Viehzucht aufgingen, und in der That eine ganze Anzahl von ihnen fand ihren Unterhalt auf diesem Wege.

Auch auf die ökonomische Wohlfahrt der Eingeborenen nahm Hallbeck bedacht und zwar in einer verständigen, ihrem Charakter Rechnung tragenden Weise, der zu Schlaffheit und Trägheit neigt.

Ein paar Beispiele! Er mußte sie für das Sammeln der Buch- oder Buchblätter (*Barosma* oder *Diosma crenata*) zu entflammen, die damals in englischen wie ostindischen Apotheken als ein Hauptmittel gegen die Cholera und verwandte Krankheitserscheinungen allgemein gebraucht wurden. Viele Tausende von Pfunden dieser Blätter wurden von Gnadenhal aus auf den Weltmarkt gebracht, eine dankenswerte Einnahmequelle für die Hottentotten. Noch viel charakteristischer ist aber Hallbeck's Verhalten, als Ende des Jahres 1821 Frost und Dürre einen wirklich weitgehenden Mangel, ja geradezu Hungersnot im Lande erzeugten und die armen Eingeborenen vor anderen zu leiden hatten. Hallbeck schlug in der Heimat Lärm und erhielt neben kleineren Gaben 1000 Thaler aus deutschen Brüdergemeinen, 1000 Gulden aus Beyst und 100 £ von London aus, dazu noch Saatkorn von der Regierung — seiner wie seiner Mitarbeiter Meinung nach des Guten viel zu viel.

¹⁾ Das zu Hallbeck's Zeiten glänzendste Ergebnis lieferte wohl das Jahr 1838. Da hatte Silo zwar bei bedeutenden Baukosten eine Mehrausgabe von 677.3.8 Rapschen Reichsthälern. Alle übrigen Stationen wiesen jedoch Überschüsse auf, Gnadenhal 8296.7.8¹/₂, Mamre 3844.6.5¹/₂, Elim 1938.6.1, Hemel en Arde 1655.3.1, Enon 106.3.2¹/₂ Rapsche Reichsthäler. Der allmählich angesammelte Fond der gesamten Missionsprovinz erreichte eine Höhe von 56279.4.3¹/₂ Rapschen Reichsthälern, die laut damaliger Aufstellung einer Summe von 28140 Thälern sächsisch entsprachen. — Nach dem damaligen, aber wechselnden Kurs war 1 £ = 14 Riksdaler 1 Schilling, also 1 Riksdaler = ungefähr 1,50 Mark. Eine andere Angabe freilich rechnet das £ = 6 Riksdaler.

Nach Tilgung der Schulden der Armenkasse und Abzweigung eines Fonds für künftige ähnliche Notzeiten verwandte er $\frac{7}{10}$ der Summe zu Gunsten Gnadenthals, $\frac{2}{10}$ für Mamre, $\frac{1}{10}$ für Enon, aber nur gegen entsprechende Gegenleistungen der Hottentotten. In Gnadenthal z. B. erhielten die Allerärmsten, die ihr ganzes Vieh eingebüßt, 25 Ochsen, wofür sie aber gewisse öffentliche Arbeiten nach der Erntezeit verrichten mußten. Er ließ dort weiter eine Brücke über den Sonderendfluß anlegen, das damals größte derartige Unternehmen in der ganzen Kolonie; sie kam allen zu gute, die ihre Gärten und Äcker jenseits des Flusses hatten, ihre Kosten wurden übrigens später noch aus anderen Mitteln gedeckt. Noch mehr Saatkorn wurde angeschafft, da das zum Geschenk erhaltene nicht zureichte; aber die Empfänger erhielten es nur auf Vorchuß und mußten nach der Ernte einen Teil zurückerstatten. Endlich wurde eine Prämie von 20—25 Thaler für jeden Hottentotten ausgesetzt, der sich ein ordentliches Backsteinhaus baue. Hallbeck wollte die zur Trägheit geneigten Eingebornen nicht durch die eigentlich auch zu spät eintreffenden Gaben demoralisiert sehen. Darin gab ihm die Missionsdirektion Recht, wenn sie es auch rügte, daß bei dieser Art der Verwendung zu wenig Rücksicht auf wirklichen Ersatz der Verluste der Einzelnen genommen worden.

Besonders große Verdienste hat Hallbeck sich um die geistige Hebung der Eingeborenen auf den Missionsstationen, junger wie alter, erworben. Seine desfallsigen Bestrebungen kamen ja in erster Linie Gnadenthal zu gute, seinem eigentlichen Wohnsitz, der Mutterstation, die schon damals 13—1500 Einwohner zählte und um weitere 456 Mitglieder mit einem Schlage wuchs, als am 1. Dezember 1838 die Sklaverei im Kapland aufgehoben und 35 000 Neger und Mulatten in Freiheit gesetzt wurden. Indes ein großer Teil der von ihm dort vorgenommenen Verbesserungen wurde nach Maßgabe der Verhältnisse möglichst bald auch auf den andern Stationen eingeführt.

Schon die Begründer Gnadenthals hatten mit Erteilung des aller-elementarsten Schulunterrichts begonnen. Der 1806 dorthin berufene Joh. Ab. Küster brachte sodann die Bell-Lancastersche Methode des gegenseitigen Unterrichtes mit (ältere, geförderte Schüler unterrichten unter Aufsicht des Lehrers in den Klassen ihrer jüngeren Kameraden); das bedeutete einen wirklichen Fortschritt. Hallbeck fand jedoch, daß noch zu wenig verlangt würde, und daß die Missionare der Londoner Missionsgesellschaft auf diesem Gebiet Befriedigenderes leisteten; so warf er sich mit aller Kraft auf diesen Gegenstand. Er richtete eine Kleinkinderschule ein, für die er auch ein noch heut benutztes, in vieler Beziehung prächtiges kleines Büchlein schrieb.¹⁾ Er hob den Stand der Tageschule bedeutend

¹⁾ Näheres S. 21—26 in Nr. V der Serie „In fernen Heidenlanden“, Hans Peter Hallbeck.

und führte nach Überwindung vieler Hindernisse auch etwas Unterricht im Englischen ein, der immer mehr an Boden gewinnenden Sprache der Herren des Landes. Zwischen 4—500 Kinder wurden während des späteren Theiles seiner Wirksamkeit täglich in Gnadenthal unterrichtet. Auf seinen Betrieb hin entstand eine von den Missionarsfrauen nachmittags gehaltene Handarbeitschule für Mädchen, deren feine Stickereien in den aristokratischen Kreisen Londons bewundert und für gutes Geld gekauft wurden. Schulbauten wurden aufgeführt (1830 Beginn des Baues eines großen Lokals für die Kleinkinderschule). Als den Erstling auf diesem Gebiet bereitete Hallbeck selbst seit 1828 den Mischling Ezechiel Pfeiffer und bald noch einen zweiten Hottentotten für den Lehrerdienst vor. Von weitreichender Bedeutung wurde dann die am 12. September 1838 erfolgte Eröffnung der Gnadenthaler Gehilfenschule, durch das freigebige Geschenk eines Fürsten ermöglicht, ein Lehrerseminar, das weiterhin auch Zöglinge anderer Missionsgesellschaften ausbildete und in neuester Zeit durch Errichtung einer theologischen Klasse gekrönt worden ist. Hallbeck selbst erteilte in Verbindung mit verschiedenen seiner Amtsbrüder und Ezechiel Pfeiffer Unterricht an demselben und wirkte nach allen Seiten hin mit Feuereifer für das Wohlergehen der neuen Pflanze, — eine merkwürdige Wandlung. Denn gerade er hatte einer Anregung der Missionsdirektion zur Heranziehung eingeborener Hilfskräfte noch 1823 unter Aufbietung eines Schwarmes von Gründen kräftig widerstanden. Aber auch der Erwachsenen vergaß er insofern nicht, als er Abendschulen für sie einrichtete und zu ihren Gunsten eine Büchersammlung anlegte. Er war es auch, der sich schon 1825 Erlaubnis zur Schaffung eines Bibliothekslokals und Archivs für die Missionare ausgebeten, um die in Kisten und Kasten verkommenen und zerstreuten Schätze an geschützter Stelle zu sammeln. Ebenso hat die noch jetzt in Gnadenthal blühende Druckerei in ihm ihren Ueberheber; er hatte sich in Europa eine Presse schenken lassen. Nämlich zusammenhangslos angestellt sei hier endlich noch die Notiz, daß es ihm 1833 gelang, den promovierten Arzt Dr. Lees, ein Mitglied des englischen Zweiges der Brüdergemeine, für Gnadenthal zu gewinnen. Noch einmal in Europa besuchend, hat dann dieser Bruder bis zu seinem 1837 erfolgten Tode äußerst schätzenswerte Dienste geleistet, in erster Linie als Mediziner, aber daneben als Organist und Korrespondent für den überhäuftten Hallbeck wie auch sonst vielfach hilfreich thätig.

c) Noch einige Worte über Hallbecks Stellung zu seinen Mitarbeitern! Mit Grund oder Ungrund spricht man bisweilen

von Gelehrtenbünkel. In gewissen Partieen der Geschichte der Brüdermission stößt man aber öfters auf das Gegentheil davon, auf Laiendünkel. Obwohl von Anfang an grundsätzlich und thatsächlich auch Theologen wie Mediziner in den Missionsdienst berufen wurden, so überwogen doch der Zahl nach die Laien weit. Im Kapland zog Hallbeck als der erste Theologe auf Posten. Kein großes Wunder, daß sich ihm gegenüber anfangs jener Laiendünkel regte, der eben im Laienmissionar den einzig tüchtigen, wahren Missionar sah, auf den „Gelehrten“ aber achselzuckend herabbllickte, weil derselbe infolge seines Bildungsganges mit einer Fülle überflüssigen Wissens und davon untrennbaren Hochmutes erfüllt, aber daneben und infolge davon auch unpraktisch und verständnislos für die Dinge dieser Erde sein müsse. Es waren Vorurteile, die nicht seiner Person, sondern seinem Stande galten; ein Suhl, ein Rud. Kölling und andre haben auch dagegen kämpfen, darunter leiden müssen. Die Zinzendorf'sche Zeit hatte dergleichen nicht gekannt. Hallbeck gelang es indes bald, durch Sanftmut und Freundlichkeit einerseits, andererseits durch seine geistige Überlegenheit und sein geradezu außerordentliches praktisches Geschick es dahin zu bringen, daß die Vertreter jener Ansicht (es waren durchaus nicht alle Missionare) zu seinen Gunsten eine Ausnahme annahmen. So ist sein persönliches Verhältnis zu seinen Amtsbrüdern im allgemeinen immer ein gutes gewesen. Er besaß stets ein teilnehmendes Ohr für ihre persönlichen Angelegenheiten; er suchte sie auch durch allerhand Nachhilfen für ihren Beruf tüchtiger zu machen, wie er denn z. B. verschiedenen unter ihnen Jahr und Tag von früh 6—7 Uhr Unterricht im Englischen erteilte. Von missionsgeschichtlichem Interesse ist dagegen das Urteil, welches er amtlich als Leiter des Missionswerkes über seine Mitarbeiter an die Missionsdirektion abgab. Es ist leider ein besonders in zwei Punkten sehr negatives, und doch wird man ihn kaum der Einseitigkeit zeihen können. Seinen hauptsächlichsten, immer wiederkehrenden Klagepunkt bildet ihr Mangel an allgemeiner Bildung und an beruflicher Vorbildung im besonderen.

Freilich, will man gerecht sein, so muß man dabei die unmittelbaren wie mittelbaren Wirkungen der napoleonischen Zwingherrschaft und Kriegsära erklärend in Betracht ziehen. Unter ihnen hat die Brüdermission überhaupt, auch die im Kapland furchtbar gelitten. Die Verbindung mit der Heimat war wiederholt Jahr und Tag abgeschnitten, von Unterstützungen durch Geldmittel aus der Heimat konnte vor lauter Kriegskontributionen und Einquartierungslasten zeitweilig nicht die Rede sein. So mußte man sich auf der Mission selber das zum persönlichen Unterhalt wie zum Betrieb der Arbeit Nötige erwerben. Dadurch entstand eine auf Kosten

der eigentlichen Missionsaufgabe doch wohl sich allzu breit machende Erwerbsthätigkeit, die Rehrseite jener oberwähnten erfreulichen Finanzlage. Und als friedlichere Zeiten kamen, die zur Blüte gebrachten Gewerbe wieder einzuschränken oder ganz eingehen zu lassen, dazu konnte man sich um so weniger entschließen, als die Einnahmen aus ihnen gleichsam in den Etat des gesamten Missionswerkes der Brüdermission aufgenommen waren und mittelbar der weiteren Ausbreitung der eigentlichen Missionsarbeit zu gute kamen. So liest man denn nach Erledigung eines Postens durch Tod oder Pensionierung in den Briefen der Leiter der lapischen Mission wie in den Protokollen der Missionsdirektion z. B. sehr häufig, daß ein Messerschmied, ein Tischler, aber nicht, daß ein neuer Missionar zu berufen sei. Freilich sah man dann bei Berufung des betreffenden Handwerkers stets auch auf seine sittlich religiösen Qualitäten. Aber die fromme Herzensgegnung des Berufenen garantierte doch noch nicht seine Tüchtigkeit als Missionar, zumal er nach damaliger Praxis erst auf der Mission lernen mußte, ein Missionar zu werden. Dazu kam weiter, daß man aus Mangel an tauglichen Leuten aus der Hand in den Mund lebte und den Neuberufenen nicht die Zeit gewähren konnte, Lücken in ihrer Ausbildung zu Hause auszufüllen oder, was Hallbeck beständig und schon La Trobe betonte, sie durch längeren Aufenthalt in England wenigstens einigermaßen vertraut mit der englischen Sprache zu machen. Kein Wunder, daß sich unter Hallbecks Mitarbeitern eine nicht unbeträchtliche Anzahl solcher fand, die man heutzutage nicht aussenden würde, eine Behauptung, die sich durch eine Kette von Thatsachen belegen läßt. Hallbecks Urteil findet indes nicht etwa bloß dadurch seine Erledigung, daß man sich auf die allgemeine Wahrheit zurückzieht, die berechtigten Wünsche und Forderungen der Theorie müßten es sich eben oft gefallen lassen, durch die Zwangsjacke der praktischen Verhältnisse in Unwirksamkeit versetzt zu werden. Nein, es lag eine grundsätzliche Meinungsverschiedenheit vor, in welcher der weitblickende Hallbeck für die Zeit allein stand. Als einer seiner Mitarbeiter, der tüchtige und treue Lemmerz (seines Zeichens ein Strumpfwirker) 1840 gegen die Missionsdirektion darüber klagte, daß Hallbeck zu einseitig auf äußere Begabung, Schulbildung und hervorragende Talente, aber zu wenig auf Herzens-einfalt und stille Berufs-treue der Missionare Wert lege, stimmte die Direktion dem bei. Hatte sie doch 1839 bei anderem Anlaß sich dahin geäußert, daß „die Missions-sache der Brüder-gemeine eine andere Richtung nehmen müsse, wenn man mit Übergehung der Klasse von simplen Brüdern, welchen bei einem treuen Sinn für den Herrn und für sein Reich und bei einem guten praktischen Verstand feinere Erziehung und Bildung abgehe, bloß solche Personen anstellen könne, welche letztere besäßen. Es würde solches auch einen ungünstigen Eindruck in den Gemeinen machen und es dürfte immer schwieriger werden, die Missionsposten mit den erforderlichen passenden Subjekten zu besetzen, daher man das bisherige, von Segen begleitete Verfahren nicht aufgeben könne“ (Prot. der An. A. C. vom 23. Juli 1893). — Nun, die Folgezeit hat der Hauptsache nach Hallbecks Anschauungen Recht gegeben.

Der andere Mangel, den Hallbeck unter voller Zustimmung der Missionsdirektion an seinen Mitarbeitern beklagte, war die fast chronisch unter einem Teil von ihnen herrschende Uneinigkeit.

Schon La Trobe hatte 1817, der Missionsdirektion Bericht erstattend, festgestellt, daß Mangel an gegenseitigem Vertrauen, kollegialer Liebe, Eintracht und Gemeinsam-

feit in den Geschäften ein Fehler der kapischen Missionsarbeiter wäre, obwohl alle mit der Sache es treu meinten. H. hat während seiner ganzen Amtsführung mit diesem Krebschaden kämpfen müssen, der unleugbar den Reflex eines gewissen Rückgangs im geistlichen Leben des heimatlichen Kirchleins darstellt. Im Jahre 1831 war die Entzweiung zwischen den Missionaren von Elim so groß, daß die traurigste Störung des Gemeinlebens drohte, zumal die Hottentotten schon den Streit bemerkt, und daß einer der Brüder H. schleunigst benachrichtigte, der ungesäumt herbeieilte und mit Mühe den häuslichen Frieden herstellte. Versetzungen, die durch diesen Zustand, aber auch durch eine ganze Reihe ähnlicher, wenn auch nicht so weit gehender Zwürfnisse bedingt wurden, sah dann der arme H. noch dadurch erschwert, daß man die Versetzten auf anderen Stationen nicht aufnehmen wollte, ja, daß bald der bald jener Bruder erklärte, mit dem einen oder anderen Kollegen nicht zusammenarbeiten zu können oder zu wollen.

Haben wir so ohne Schärfe, aber offen gewisse Mängel und Schäden des Missionswerkes bloßgelegt, die Gott sei Dank in der Folgezeit mehr und mehr überwunden wurden, so müssen wir doch auch mit der gleichen Wahrheitsliebe zwei Thatfachen auf das kräftigste betonen. Einmal hat es unter den Mitarbeitern Hallbecks eine ganze Anzahl von wirklich treuen und tüchtigen Männern gegeben, die Kinder des Friedens waren und den Herrn und seinen Weinberg aufrichtig liebten, wenn auch Hallbeck, galt es Neues, ihnen stets erst den Faden ansinnen mußte, den sie dann weiterführten. Sodann ist aber, nicht dank der Leitung Hallbecks, sondern eines Höheren, das Missionswerk im Kaplande während der Amtsführung jenes nach außen wie nach innen erfreulich, ja beschämend gewachsen und gediehen, der beste Beweis dafür, daß es ein Gotteswerk war, dem auch die Schwächen und Sünden der Diener Gottes nichts anhaben konnten, ja bisweilen gar zur Förderung gereichen mußten, womit freilich kein menschliches Verschulden beschönigt oder für belanglos erklärt werden soll.

d) Schließen wir mit einem Abschnitt, den wir kurz unter „Persönliches“ rubrizieren! Daß Hallbeck, wenn auch nur im Kleinen, wie Mose ein vielgeplagter Mann war, wird schon aus dem bisherigen erhellen. Weitere Belege dafür anzuführen, gestattet der Raum nicht. Nur das sei noch erwähnt, daß Hallbeck neben dem vielen Laufenden sich noch mehrmals mit böswilligen Angriffen seitens gewisser Buren herumschlagen mußte, die, erbozt über die erzwungene Rückgabe unrechtmäßig angeeigneter Parzellen Gnadenthaler Grund und Bodens, schwerwiegende Verläumdungen gegen die Mission in Umlauf setzten, deren sich zuletzt die Regierung annahm. Diesem Angriff 1823 und 24 folgte ein noch schwererer und langwieriger 1826, der in kapischen, ja selbst in einer englischen Zeitung

ausgesponnen wurde und von Theunessen junior ausging, dem Sohne eines Beamten, welcher bei der Gründung Gnadenhals zuerst eine freundliche, dann aber eine zweideutige Rolle gespielt. Viele Unannehmlichkeiten und Weiterungen waren für Hallbeck mit diesem Handel verknüpft. Er aber vergaß das alles, als 1833 eine erfreuliche Erweckung unter den Buren um Gnadenhal entstand, und errichtete nun auch noch eine Schule für die Kinder dieser. Sehr berechtigt aber war der Wunsch des Mannes, daß ihm angesichts der Arbeitsüberbürdung, unter der er litt, eine ihn persönlich entlastende Hilfskraft gestellt werden möchte. Immer wieder bat er die Missionsdirektion entweder um einen technisch geschulten Rechnungsführer oder einen englisch redenden Bruder. Aber es wollte ihr trotz alles Suchens weder gelingen den ersteren in den deutschen, noch den letzteren in den englischen Brüdergemeinen aufzutreiben. Und als sie endlich beschloß, ihm einen deutschen Theologen zuzusenden, erhielt sie die Nachricht von Hallbecks Tode.

Zuvor erwähnen wir aber noch, daß Hallbeck im März 1836 eine Reise nach Deutschland antrat, die ihn erst am 26. Juni 1837 wieder nach Kapstadt zurückführte. Er wohnte der 1836 in Herrnhut tagenden Generalsynode der Brüderunität bei, wurde auf ihr zum Bischof geweiht und diente ihr als Missionsmann auf mannichfache Weise mit seinem ausreicher Erfahrung herfließenden Rat.¹⁾ Außerdem war er in Deutschland und dann in England vielfach für die Interessen der Mission thätig. Auf sein Arbeitsfeld zurückgekehrt, entfaltete er neuen Eifer und wirkte unermüdlich bis zu seinem am 25. November 1840 erfolgten Ende, das von der Herrlichkeit des Herrn verklärt war, dem er treu und rührig gebient. —

¹⁾ Auf dieser Synode wurde festgestellt, daß Ende 1835 die Zahl der in Pflege der Brüdermission stehenden sich auf 51097 Seelen belaufe (darunter 2813 Hottentotten und 495 Kaffern), die Höhe der Jahresausgabe auf 78445 Thaler 2 Gr. 10 Pfg., die Jahreseinnahme auf 86413 Thaler 6 Gr. 7 Pfg. Noch interessanter war die Thatsache, daß von 1762, dem Entstehungsjahr einer eigenen Missionsbehörde, bis Ende 1835 die Summe von 2425935 Thalern 21 Gr. 5 Pfg. von der Brüdergemeine für ihre Mission vereinnahmt und 2309545 Thaler 20 Gr. 3 Pfg. im allgemeinen und 100824 Thaler 15 Gr. 7 Pfg. für Spezialfonds verausgabt worden waren. — Auf dieser Synode setzte es Hallbeck auch durch, daß die Missionare der Brüdergemeine ohne Anwendung des Loses sich verheiraten durften, was den heimatlichen Kirchendienern der Brüdergemeine schon seit der Synode von 1825 gestattet war. Zugleich muß freilich ausgesprochen werden, daß während der nächstfolgenden Zeit praktisch wenig Gebrauch von dieser Erlaubnis gemacht wurde.

Inhalt.

I. Missionsgeschichte.

	Seite
Rückblick auf das Jahr 1900. Von P. Paul.	25, 70
Übersicht über den Stand der deutschen evangelischen Missionen. Von P. Döhler . . .	38
Die Norwegische Missionsgesellschaft. Von P. Berlin . . .	63, 123, 187, 229
Hellbuntel im Maschonaland. Von Direktor Gensichen	89
Die unierte Freikirche in Schottland. Von Prof. Clemen	95
Die Mission auf der württembergischen Landesynode. Von Stadtpfarrer Galler	99
Die neuen deutschen Missionsunternehmungen. Vom Herausgeber	180
Die Pariser evangelische Missionsgesellschaft in den letzten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Von D. G. Kurze	276, 329, 361, 424
Drei Bilder aus der Asantemission. Von Missionssekretär Würz	284
Zum 200jährigen Jubiläum der Society for the Propagation of the Gospel in Foreign Parts. Von Paul Richter-Werleshausen.	316, 409
Die Mission auf Neu-Kaledonien. Von D. R. Grundemann	384
Die Melanesische Mission. Von R. Grundemann	469
Ein Besuch bei Pandita Ramabai. Von H. Rhiem, Senanamissionarin . . .	486
Dr. Guido Fridolin Verbeek. Von Paul Richter-Werleshausen	553
Der Evangelische Afrika-Verein. Von Pastor Gustav Müller, Groppendorf . . .	572

II. Missionsrundschan.

Australien und Ozeanien. Von D. G. Kurze.	241, 293
Südafrika. Von D. A. Merensky	397, 428
Süd- und Mittelamerika. Von D. G. Kurze.	528
Nordamerika. Von D. G. Kurze.	585
Chronik	50, 103, 150, 202, 236, 290, 407, 444, 494, 546, 592

III. Missionsstheorie.

Ein Missionsmotto für das neue Jahrhundert. Vom Herausgeber	3
Die Ausläufer der chinesischen Missionsdebatte. Vom Herausgeber	8
Ethische Probleme auf dem Gebiete der Missionspraxis. Von Pastor Glüer in Groß-Sinna (Ostpreußen).	57, 113
Die dritte General-Konferenz der protestantischen Missionare in Japan. Von Missionar F. W. Bögelein	140
Die christliche Mission und die überseeische Politik. Vom Herausgeber . .	161
Anzer contra Anzer. Von P. Horbach	196
Die Missionsmethode der römisch-katholischen Kirche. Von Prof. Carl Mirbt .	257

	Seite
Altkirchliche und mittelalterliche Missionsmethode. Von Prof. A. Hauck	305, 375
Die zehnte kontinentale Missionskonferenz in Bremen. Von Pastor Gustav Müller, Groppendorf	342
An die evangelischen Christen deutscher Zunge. Vom Herausgeber . . .	352
Die allgemeine Missionskonferenz in Livingstonia in Britisch Central-Afrika. Von Dr. med. Feldmann	392
Ein Blick in das schwierigste Missionsproblem. Vom Herausgeber . . .	457
Die Predigerseminare der Basler Mission in Indien. Von Stadtpfarrer J. Haller	505

IV. Religionsgeschichte.

Über das Gottesbewußtsein der alten Chinesen. Von Missionar Maus	209, 337
Der Opferkultus des chinesischen Kaisers. Von Missionar Leuschner . . .	522
Die vorbuddhistische Religion Tibets. Von Missionar Francke	579

V. Missionsliteratur.

Allier: Les Troubles de Chine et les Missions Chrétiennes	356
Appia: Souvenirs des Martyrs de Chine	356
Armstrong, E. S.: The History of the Melanesian Mission	448
Aus Nord und Süd	112
Barnes: Two thousand years of missions before Carey	450
Basler Missionsstudien: a) Riescher: Die Mission, die Urheberin von Wirren. b) Lauterburg: Rückblick auf die Geschichte der evangelischen Mission im 19. Jahrhundert	159
— a) Öhler: Enthält das Neue Testament bindende missionsmethodische Vorschriften. b) — Weltregierung und Reichsregierung Gottes. c) Hoch: Die Taufbewerber in der indischen Mission, ihre Beweggründe und ihre Behandlung. d) Saborn: Mission und Nationalität. e) Schlatter: Die chinesische Fremden- und Christenverfolgung vom Sommer 1900. — Hoch: Die Aufgabe der Missionspredigt in Indien	595
Bechler: Dienende Liebe	503
— Die beiden Urwaldkinder	503
Bericht über die christlichen Jahresfeste in Basel	502
Boegner et Germond: Rapport sur la délégation à Madagascar . . .	206
Brochhaus: Konversations-Lexikon	456
Broomhall: Martyred missionaries of the China Inland Mission . . .	208
Burkhardt: Die Mission der Brüdergemeine in Missionsstunden	501
Chatterton: The story of fifty years' mission work in Chhota Nagpur	498
Clemen: Niedergefahren zu den Toten	354
Dietel: Missionsstunden	356
Ecumenical Missionary Conference New-York 1900	499
Evangelischer Missionskalender	503
Fries: Geschichten und Bilder aus der Mission	159
Geschichte des 19. Jahrhunderts	111

	Seite
Gloyer: Zeypur, das Haupt-Arbeitsfeld der Schleswig-Holsteinischen evangelisch-lutherischen Missionsgesellschaft zu Breklum auf der Ostküste Vorderindiens	551
Grißis: Verbeck of Japan	452
Grundemann: Jahrbuch der vereinigten nordostdeutschen Missionskonferenzen 1901.	109
— Kleine Missions-Geographie und -Statistik	252
— Minatshi das Lamulenmädchen	503
— Rechenschaftsbericht über das abgelaufene Missions-Jahrhundert	596
Gußmann: Auf chinesischen Missionspfaden	356
Heilmann: Besondere Unterrichtslehre oder Methodik des Unterrichts	597
Hesse: Die Heiden und wir	355
Hoffstätter: Madschame	455
Horbach: Bischof von Anzers China-Mission in ihren Beziehungen zur Politik	108
Jad: Daybreak of Livingstonia	452
Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1901	159
Kleinpaul: Die Mission in der Bibel	594
Kluge: Erlebnisse und Erfahrungen aus der Arbeit der Brüdermission	503
Kölbing: Biblisches Spruchbuch	110
— Hauptinhalt der christlichen Heilswahrheit	597
— Warum wir evangelisch sind und bleiben	597
Körner: Kleine Missionsagende	110
Kropf: A. Kaffir-english Dictionary	204
Letz: Im Dienste des Evangeliums auf der Westküste von Nias	356
Leuschner: Keuloi, ein Bild chinesischen Volks- und Familienlebens.	356
— Chinesische Liebe oder der Kampf um eine Frau	356
von Lufchan, Felix: Die Karl Knorr'sche Sammlung von Benin-Altertümern.	503
Mendner: Unterwegs und Daheim	552
Mirbt: Die evangelische Mission unter den nichtchristlichen Völkern am Ende des 19. Jahrhunderts	550
Mott: The evangelization of the world in this generation	453
Petrich: Wilhelm Licht	356
Protestant Missions in South America	448
Sandegren: Vor dreißig Jahren	455
Schlatter (Pfarrer): Die chinesische Fremden- und Christenverfolgung vom Sommer 1900.	594
Schneider: Die ersten Streiter der Brüdermission	503
Schreiber: Die Norddeutsche Missionsgesellschaft.	455
— Der alte Bremische Missionsverein.	455
— Diakonissenarbeit in Reta	455
Schreckenstage in Kumase	502
Schönberg: Die Bearbeitung der biblischen Geschichten von Zahn-Giebe.	502
Schwarz, Chr. Friedr.: Der Königspriester von Landschaur.	455
Seeger: Die Anfänge in Amedschowhe	455
Seidel: Die Missionsstation So in Deutsch-Logo	455
Steiner: Tage der Drangsal in China	356
Strümpfel: Was jedermann heute von der Mission wissen muß?	500

	Seite
Verhandlungen der zehnten kontinentalen Missionskonferenz zu Bremen. .	551
Voskamp: Aus der verbotenen Stadt	356
Warned: Die Mission in der Schule	160
— Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart	500
Wie sieht's in Indien aus?	502
Wobith: Ahren vom Missionsfelde	552
Wohlenberg: Hinduismus und Dämonenkultus	455

VI. Beiblatt.

Zens Haben in Labrador. Von H. G. Schneider, Missionssekretär . . .	1
Friedrich Martin in Dänisch-Westindien. Von demselben	17
Theophilus Salomo Schumann in Guayana. Von demselben	33
Die ersten Streiter der Brüdermission. Von demselben	49
Hans Peter Hallbeck im Kaplande. Vom demselben	73

Namen- und Sachregister.

(Abkürzung: Bbl. = Beiblatt.)

- Mas, Miss. 232.
 Abrams, Miß 490.
 Adilbert, König 376, 379.
 Adwin, König 379.
 Afrika = Verein deutscher
 Katholiken 573 ff.
 — evang 573 ff.
 Achmednagar, Miss.=Stat.
 421.
 Ahnendienst 60 f., 122.
 Aihansh, Miss.=Stat. 596.
 Akpafo, Europäer = Stat.
 158.
 Alaska 594 f.
 Alberth, P., Miss. 408.
 Albina, Miss.=Stat. 529.
 Alexander, Dr., Rev. 148.
 — VI., Papst 257.
 Ali Samuel, christlicher
 Mubier 47.
 Alchin, Rev. 149.
 Allegret, Miss. 365.
 All Saints, Zweig = Stat.
 414.
 Althaus, Miss. 290 f.
 Amalienstein, Miss.=Stat.
 433.
 Ambohibia, Miss.=Stat.
 232.
 Amerika 528 ff., 585 ff.
 Amirchanjan, christlicher
 Armenier 48, 182, 184 f.
 Anday, Miss.=Stat. 296.
 Andovoranto, Miss.=Stat.
 416.
 Andrews, Rev. 144, 146.
 Aneikadu, Miss.=Stat. 419.
 Angekot Kinninguse,
 christl. Eskimo, Bbl. 15.
 Angmangsalit, Miss.=
 Stat. 586.
 Anton, Kammermohr, Bbl.
 17.
 Anger, Bischof 9, 12, 14 ff.,
 18 f., 162, 177, 196 ff.
 Apensa, Aufshauptling
 529.
 Araga (Raga, Pfingstinsel),
 Insel, 485.
- Arndt, D., Pred. 408.
 Arthington, Robert, Miss.=
 Wohltäter 56.
 Asante 6, 79.
 Assam 418.
 Assuan, Ort im Sudan
 47.
 Atkin, J., Miss. 475, 477.
 Atwater, Miss. 156.
 Augustin 376, 379.
 Australien 241, 424.
 Avitus v. Bienne, Bisch.
 377.
 Andry, Bisch. 148.
 Awetaranian, christlicher
 Armenier 48.
- Bach, Miss. 180 f.
 Bachem, Abgeordn. 13 ff.
 Bacheberg, Chr., Miss. 88.
 Bahusen, Miss. insp. 343.
 Bai, Miriam, indische
 Krankenpflegerin 493.
 Balle, jun., P. 76 f., 585.
 — sen., P. 76, 585.
 Banda, Zweig = Stat. 418.
 Bangalur, Miss.=Stat. 419.
 Bantzgruppe 485.
 Banza Manteka, Miss.=
 Stat. 73.
 Bara, madagass. Stamm
 191 ff.
 Barret, Rev. 244.
 Bartels, P. 44.
 Bassutoland 441.
 Batchelor, Rev. 147.
 Bathurst, Lord, Staats=
 Sekretär, Bbl. 75.
 Batticaloa, Miss.=Stat.
 422.
 Baumgarten, Paul Maria,
 Gelehrter 260.
 Beaconsfield, Miss.=Stat.
 433.
 Bedes Mission, Miss.=P.
 532.
 Bebel, Abgeordn. 9 ff.
 Behrens, G., Miss. 88.
 — W., Miss. 88.
- Belo, Miss.=Stat. 232.
 Bender, Miss. 408.
 Bergmann, Miss. 276.
 Berlin, P. 63 ff., 123 ff.,
 187 ff., 229 ff.
 Betafo, Miss.=Stat. 132.
 Bethanien, Miss.=Station
 (Rhein) 429.
 Bethel, Miss.=Station
 (Madagaskar) 195.
 — (Neu-Guinea) 296.
 Bethesda, Miss.=Stat. 295 f.
 Bettelheim, Dr. 147.
 Beuster, Miss. 90, 398 f.
 v. Bezeler, Baron 33.
 Bhamo, Miss.=Stat. 422.
 Bianquid, J., Missions=
 Generalsekretär 367.
 Bjertuäs, Miss. 233.
 Bieb, Gouv.=Schr., Bbl.
 75.
 Bishop, Miss. 542.
 Bismarckarchipel 298.
 Bizer, Miss.=Präs. 408.
 Bloomfield, Miss.=Stat.
 249.
 Bluefields, Miss.=Station
 83 f.
 Blumfontein, Miss.=Stat.
 415.
 v. Bodelschwingh, P. 574.
 Bögner, A., Miss.=Direktor
 277, 331, 348 f., 351
 367 f.
 Bogadim, Miss.=Station
 296.
 Bogisch, Miss. 243.
 Bodermann, Diakon 576.
 Bolivia 540.
 Bombay, Miss.=Stat. 421.
 Bompas, Bisch. 591.
 Bonanjo, Schule in 578.
 Bonap jun., Miss., Bbl.
 82.
 Bonga, Miss.=Stat. 296.
 Bonifatius 376, 379.
 Bonreligion 579 ff.
 Borchgrevink, Dr., Miss.,
 108, 130, 190.

Borgen, Miss. 128, 130.
 Born, reform. Pred., Bbl. 27 ff.
 Borneo 422.
 Bougainville, Insel 486.
 Brahmo Samadsch 35.
 Branco, Pater 535.
 v. Brandt, chinesisches Gesandter a. D. 8, 22 ff., 202 f.
 Brasen, Miss., Bbl. 15 f.
 Brasilien 532 f.
 Bray, Dr. 307 f.
 Brahton, Miss. 87.
 de Brazza, Savorngnan, Gouverneur 363 f.
 Bredon, Mr. 107 f.
 Brett, Miss. 452.
 Bridge, Miss. 539.
 Bright, Miss. 542.
 Britisch Guiana 412, 531.
 — Nordamerika 588.
 Brooke, James, Abenteurer 422.
 Brotherton, Miss. 420.
 Brown, Miss. 556.
 Bruce, Miss. 445.
 Brunn, Sven, P. 69.
 Buch, Gesandter 150.
 Buder, Prof. D. 101, 103.
 Budu, afrikan. Land 72.
 v. Bülow, Reichskanzler 11 ff., 199.
 Büttner, Miss., Bbl. 57, 59.
 Bullen, Kapitän 547.
 Buluwaho, Miss.=Station 444.
 Buona Vista, Miss.=Stat. 422.
 Burgunder 377 f.
 Buxton Grave, Miss.=Stat. 545.
 Bwaiboga, Miss.=Station 298.
 Byam, Miß 108.
 Cabacaburi, Ind.=Stat. 412.
 Cachemalle, Miss.=Insp. 536.
 Caldwell, Miss. 420.
 Caledon, Carl, Gouvern., Bbl. 75.
 Callaway, Bisch. 414.
 Cambridge Bruderschaft 419.

Cap Gracias a Dios, Miss.=Stat. 593.
 Casalis, E., Miss.=Dir. 277.
 Cederquist, Miss. 497 f.
 Cerri, Sekret. d. Propaganda 271 f.
 Ceylon 422.
 Chalmers, Dr. 210.
 — James, Miss. 297, 407 f.
 Chateaubay 12.
 Chapal, Miss. 32.
 Cheog=Hong=Cheong, Miss.=Sup. 244.
 Chile 540.
 China 6 f., 29 f., 36, 80 f., 444 f.
 Chinesen in Suriname 530.
 Chlodwig 378.
 Cholchol, Miss.=Stat. 540.
 Christenudische Watsa, Seminar=Hausvater 511, 516.
 Clark, Rob., Miss. 87.
 Clarke, E. B., Archidiacon 293.
 Clarkson, Miss.=Stat., Bbl. 82.
 Clemen, Prof. Lic. Dr. 95 ff.
 Clemens (Pseudo=) 308.
 Clydesdale, Miss.=Stat. 414.
 Codrington, Christopher, General 411.
 —, R. G. Rev. 475.
 Codrington College 411.
 Cörper, P. 47.
 Coillard, F., Miss. 278 ff., 494.
 Coimbatur, Miss.=Stat. 419.
 Colenso, Bisch. 444 f.
 Colombo, Miss.=Stat. 422.
 Conger, Gesandter 51, 80.
 Coonan, Miss. 95.
 Coot, W. C., Miss. 533 f.
 Cooper, Jrl. Luise 44.
 Copleston, Bisch. 422.
 Coppin, Regier-Bisch. 438.
 Coranderk, Miss.=Stat. 244.
 Corse, Bisch. 423.
 Couppé, Bisch. 298, 303.

Crabock, Sir J., Gouv., Bbl. 75.
 Cranz, David, Geschichtsschreiber der Brüdergemeinde, Bbl. 5.
 Cru, Pfarrer 366, 387.
 Cullen, Miss. 542.
 Dahle, Lars, Miss.=Sekret. 67 f.
 —, Miss.=Sup. 129 f.
 Dammann, P. 47.
 Daniel, Bisch. 382.
 Dashwood, Oberichter 245 f.
 Daur, Pfarrer 494.
 David, eingeb. Lehrer 416.
 Davis, J. D., Rev. 144.
 Dehne, Miss., Bbl. 33 ff., 45, 59 f.
 Deingerhöhe, Miss.=Stat. 295.
 Delhi, Miss.=Stat. 418.
 Delord, Miss.=Pastor 389 f.
 Denning, Miss. 83.
 Dennis, D. 53, 70 f.
 Detweiler, Miss. 541.
 Deutsch=Siidwestafrika 428.
 Dewar, Miss.=Frau 396.
 Diaz, Dr. P. 544.
 v. Diederichs, Vize-Admiral 199.
 Diehl, Miss. 52.
 Dietrich, Miss. 92.
 Dilger, W., Miss. 31.
 Dingson, Freimiss. 251.
 Dingwall, eingeb. Miss. 532.
 Dipper, Dr., Miss.=Arzt 56.
 Dober, Leonhard, Miss., Bbl. 17 f., 56 f.
 Döhler, P. 38 ff.
 Dogura, Centralmiss.=Schule 298.
 Domingia, Miss.=Stat. 413.
 Don, A., Presbyter=Miss. 295.
 Doreh, Miss.=Stat. 296.
 Doschische 240.
 Douglas, Miss.=Stat. 433.
 Drachart, Miss., Bbl. 10 ff.
 Drap, christl. Neu-Kaledonier 390.
 Draper, Rev. 146.

Drumont, Publicist 361 f.
 Dschamnu, Miss.=Stat.
 419.
 Dube, ind. Christl. 545.
 Dudley, Frk. 146.
 —, B. Th., Miss. 475,
 481.
 Duff, Alex., Miss. 95.
 Dumdugama, Miss.=Stat.
 422.
 Durban, Miss.=Centrum
 415.
 Dwane, James Mata,
 äthiop. „Bisch.“ 414,
 437 f.
 Dzikite, Bakarangajüng-
 ling 94.
 Ebhel, Dr. 190.
 Ecuador 541 f.
 Egano, Inselgruppe 497.
 Egede, Hans, Miss., Bbl.
 91.
 Eilertsen, Miss. 233.
 Einrem, Miss. 134, 192 f.
 Ekombe, Miss.=Stat. 128.
 Ekufanjeni, Miss.=Stat.
 414 f.
 Ekim, Miss.=Stat. (Brüder-
 gent.), Bbl. 81, 86.
 —, (Schweizer) 443.
 Ekim-Hope Valley, Miss.=
 Stat. 250.
 Elle, Miss. 233.
 Ellinwood, Dr., General-
 sekret., 365.
 Elmölin, Dr., Miss. 393 f.,
 396.
 Elhoiamaak, Miss.=Stat.
 535.
 Emalabetini, Miss.=Stat.
 128.
 Eneyuda, Miss.=Stat. 412.
 Engdahl, Miss. 497 f.
 Engb, John, Miss. 128,
 130, 190 f.
 Enon, Miss.=Stat., Bbl.
 81, 86.
 Ephrem, Miss.=Stat., Bbl.
 45.
 Erhardt, Joh. Christ, Miss.,
 Bbl. 1 ff.
 Erichsthal, Miss.=Stat. 95.
 Erlandsen, Miss. 134.
 Erlemann, Pater, Miss.
 200.

Erungalur, Miss.=Stat.
 419.
 Eusebius 308 f.
 Farafangana, Miss.=Stat.
 235.
 Farringia, Miss.=Stat.
 413.
 Fabier, Bisch. 51.
 Feldmann, Dr. med. 392 ff.
 Feltz, Minucius 312 ff.
 Fellmann, Miss. 298.
 Fenschel, Miss. 429.
 Fiedler, Thimotheus,
 Miss.=Kolonist, Bbl. 28.
 Fletcher, Miss. 293 f.
 Flierl, Miss. 247, 296.
 Florida-Gruppe 483, 485.
 FortCharter (Miss.=Stat.)
 444.
 Franke, S., Miss. 579 ff.
 Franken (Stamm) 381 f.
 Franzen, schwed. Evan-
 gelist 42, 184.
 Frauenmissionsbund, pres-
 byt. 245.
 Freeman, Miss., 290.
 Freund, Regier.=Geometer
 537.
 Freundlich, Matth., Miss.=
 Arbeiter, Bbl. 18, 61, 70.
 Friisch, Miss., Bbl. 82.
 Ft. Ellice, Miss.=Stat. 410.
 Ft. Garry, Miss.=Stat. 410.
 Fufuschima, Miss.=Stat.
 423.
 Fyson, Bisch. 149.

Gabun 363, 365.
 Gallieni, General 73, 370.
 Galloway, Miss. 394.
 Garret, Miss. 411.
 Garthe, Benj., eingeb.
 Miss. 542.
 Gatope, Dorf 390.
 Gaua, Insel 485.
 Gaul, Bisch. 444.
 Genähr, Miss. 52.
 General-Konferenz (3.) der
 protestantischen Miss. in
 Japan 140 ff.
 Genischen, M., Missions-
 Direktor 89 ff., 433.
 Ghodo(Aaron) Bakaranga-
 jüngerling 93.

Gibney, kathol. Bisch. 248.
 Gilden, Ethnolog 246 f.
 Güler, Pf. 57 ff., 113 ff.
 Gnadensthal, Miss.=Stat.,
 Bbl. 73, 84, 86 f.
 Godoy, Gouv. 539.
 Guldner, Miss. 432.
 Good, Miss. 364.
 Gräbenstein, Miss., Bbl.
 43, 45.
 Grätner, † Miss., 522.
 Graham, Dr., Arzt 533.
 Grahamstown, Bistum
 413.
 Gray, Bisch. 413.
 Green, Dr., Rev. 145.
 Gregor I., Papst 264.
 Gregory, Miss. 108.
 Gribble, E., Miss. 249.
 Griffis, Will. 553.
 Grönland 585.
 Grubb, Miss., Superint.
 535 ff.
 Grützner, Miss.=Superint.
 401.
 Grundemann, R., D.
 384 ff., 469 ff.
 Grundy, Chinesen=Miss.,
 591.
 Gruner, Dr. 80.
 Guadalcana, Insel 486.
 Guardya, Miss.=Stat. 54.
 Gildenpennig, Miss. 401.
 Güttner, Miss., Bbl. 33 ff.
 Gulik, D., Miss. 303.
 Gundert, Dr. 507.
 Gunning, Miss.=Direkt. 33.
 Guthrie, Dr. 96.
 Gutu, König 90 ff.
 —, Miss.=Stat. 90, 444.
 Gwynne, Rev. 86.

Gaasis, Miss.=Witwe 79.
 Häring, Prof. D. 101.
 103, 495.
 Hagen, Miss. 192.
 Hagenauer, Miss. 243.
 Hager, Fr. W. Chr., Miss.,
 später P. 89.
 Hail, Rev. 149.
 Hale, Miss. 247.
 Hallbeck, Hans Peter,
 Böttchermstr., Bbl. 76.
 —, Miss., Bbl. 73 ff.
 Haller, Fr., Stadtpfarrer
 99 ff., 494 f., 506 ff.

- Sanke, Miss. 296.
 Sappel, P. 31.
 Sarns, C., Miss.=Dir. 78.
 Sarpur, Miss 86.
 van Sassef, sen., Miss. 296.
 Saud, A., Prof. 305 ff.
 Sauge, Nils, Laienpred. 63.
 Saven, Jens, Miss., Bbl. 1 ff.
 —, Peter, Bbl. 5.
 Hawaii, Insel 303, 424.
 —, Inselreich 303 f., 424.
 Sazaribagh, Miss.=Stat. 417 f.
 Seide, P. 45.
 Heilsarmee 435.
 Hellström, Miss. 528.
 Helm, Dr. med., Miss. 95.
 —, Miss., 444.
 Hemel en Arde, Hospital 84, 86.
 Henderson, Dr. 97.
 —, James, Miss. 395.
 Herzada, Außenstat. 421.
 Herrnhut, Jahrhundert=feier 25.
 Hetherwick, A., Miss. 394 f.
 Hey, Miss. 250.
 Hjalli, Steggjason, Is=länder 380.
 Hill, J., Miss., Bbl. 10 f.
 Hills, Miss. 302.
 Hillsborough, Lord, Vorf. des Handels=Kolleg., Bbl. 10, 13.
 Ho, Miss.=Stat. 80.
 Höpper, Miss.=Stat. 419.
 (Alt-) Hoffenthal Miss.=Niederlassung Bbl. 1.
 Hoffenthal, Miss.=Stat., Bbl. 16.
 Hoffmann, Miss., Bbl. 82.
 Hogstad, Miss. 233.
 Hohenlohe = Langenburg. Fürst 574.
 Holst, Miss. 134, 193.
 Hong, König 219.
 Honolulu 304.
 Hoop, Miss.=Stat., Bbl. 46, 48.
 Hopedountain, Miss.=Stat. 444.
 Hoptoun, Generalgouv. 241.
 Hoppe, Miss. 406.
 Horel, Miss. 233.
 Horne, Miss. 234.
 Hougvalstad, Haugianer 64.
 Hülfverein für d. norweg. luth. Miss. in Mada=gaskar 374.
 Hungersnöte 84 f.
 Hunt, Miss. 538.
 Huntley, Miss.=Btw. 532.
 Husband, Dr. John 98.
 Hyde, Dr. 304.
 Jacobsen, Miss. = Sup. 135, 191.
 Jakutt, Insel 303.
 Japan 446 f., 546, 553 ff.
 Jäcker, W., Miss. 89, 408.
 Jblaihangudi, Miss.=Stat. 420.
 Jende, Miss.=Stat. 296.
 Jenner, Unterkommisfar 497.
 Jensen, A., Miss., Bbl. 14.
 —, Ch., P. 26 f.
 Jensenius, Miss. 192.
 Jlasta, Miss.=Stat. 134.
 Jmad-ud-din, Dr., Christl. ordin. Mohammedaner 87.
 Jmbrie, Rev. 144.
 Indien, 4.
 Ingebritsen, Miss. 126.
 Inshlathe, Miss.=Stat. 128.
 Inseln unter dem Winde 366.
 Inyati, Miss.=Stat. 444.
 Johannes, Hauptmann 104, 290.
 —, Renatus (Gantje) Christl. Ind.=Knabe, Bbl. 35.
 Johannesburg, Miss.=St. 415.
 Johnson, Miss. (Norw.) 135 ff., 192.
 Jones, Miss. (Lond.) 365 f., 192.
 —, Rev. 149.
 Jost, Miss. 79.
 Joubert, Piet, General 399.
 Jousse, Th., emerit. Miss. 332.
 Jlabel, Insel 483, 486.
 Jsländer 380.
 Jzrael, Georg, Miss. Bbl. 30.
 —, Gottlieb, Miss. Bbl. 657 f.
 Naas, Munthe, Pastor 373.
 Nabutara, Miss.=Station 422.
 Nadappa, aufgegeben. Miss.=Stat. 420.
 Nahnpur, Miss.=Stat. 418.
 Nalapanad, Miss.=Stat. 420.
 Nambia, Miss.=Stat. 413.
 Namehameha II., König 424.
 Kamerun 496.
 Kanata 251.
 Kapkolonie 430 ff.
 Kapland 77.
 Kapstadt 430 f.
 v. Kardoff, Abgeordn. 9 f.
 Karl d. Gr. 376, 380.
 Karolinen 302 f.
 Kaste 60 ff., 121 f.
 Kauai, Insel 303.
 Keares, Miss. 420.
 Kedgaon, ind. Ort 487 f.
 Kelling, Miss. 88.
 Kemendine, Außenstation 421.
 Kerr, Th., Miss. 475.
 Kersten, Miss. 329.
 Kesperjagen 581 ff.
 Khama, Christl. Häuptling 435.
 Khartum 85 f.
 Kiautschau 197 ff.
 Kjelland, Gustava, Be=gründerin der norweg. Miss. = Frauen = Vereine 65.
 Kifferton, Außenstat. 589.
 Kimberley, Miss.=Station 433.
 Kindermiss.=Blätter 287 f.
 King, Joh., Miss.=Gehilfe 529.
 Kinoolith, Miss. = Stat. 591.
 Kirchenkonferenz, Eise=nacher 31.
 Kismayu, Ort in Ost=Afrika 497.
 Kittasila, Miss.=Stat. 591.
 Klonus, Miss. 92 f.
 Klopsch, Dr. 85.

- Anubjen, Miss.-Kandidat 63 f.
 Anutson, Miss. 497 f.
 Kober, Miss.-Stat. 423.
 Kober, Ferd., Miss. 88.
 Königsberg, Miss.-Stat. 440.
 Körperschaften, relig., in den Vereinigt. Staaten 150 ff.
 Kothmarama, Miss.-Schule 474 f.
 Kofi, afrikan. Land 72.
 Kolapur, Miss.-Stat. 421.
 Kone, Ort 390.
 Konfuzianismus 153 ff.
 Kongostaat 73.
 Korea, Miss.-Stat. 428.
 Kramer, Miss. 497.
 Krehher, P. 31.
 Krieg, südafrikan. 4 ff.
 Kropf, D., Miss.-Sup. 114.
 Krüger, Herm., Prof. 32, 276, 335 f., 370.
 Kudal, chines. Christengemeinde 423.
 Kück, J., Miss. 88.
 Kühl, Miss. 88.
 Kühlmann, Miss. 89.
 Kühne, Dr. 240.
 —, Miss. 286.
 Kühnel, Miss., Bbl. 73.
 Küster, J. A., Miss., Bbl. 87.
 Kuhn, F., Miss.-Inspektor 374.
 Kumase, Hauptstadt 284.
 Kumbakonam, Miss.-Stat. 469.
 Kumm, Reisesekret. 28, 47, 184.
 Kunie (Fichteninsel) 384.
 Kupfernagel, Miss. 184.
 Kurze, G., D. 241 ff., 276 ff., 293 ff., 329 ff., 350 ff., 361 ff., 424 ff., 528 ff., 585 ff.
 Kwamagwaze, Miss.-Stat. 415.
 Kwattahede, Miss.-Stat. 529.
 Labrador, Bbl. 1, 586 ff.
 Lacascade, Miss. 366.
 Lagemann, Miss. 239.
 Lahimerisa, König 194.
 La Hunte, Generalgouv. 297.
 Lamann, Miss. 495.
 Landesynode, württemb. 99 ff.
 Lane, Dr. 533 f.
 Langereau jun., Miss. 366, 388 f.
 —, sen., Pfarrer 366, 388.
 Langgaard, Pastor, Bbl. 3.
 Langmeyer, G., A., Miss. 88, 408.
 Laroché, Generalgouvern. 370.
 La Trobe, Chr. Ign., Miss.-Agent, Bbl. 75 f.
 Laufer, Dr. 580.
 Lange, Past. 370.
 Langthon, Miss. 542.
 Lavigerie, Kardinal 268.
 Lawrence, Miss. 538 f.
 Lawe, Miss. 73.
 Lävrig, P. C., Direktionsmitglied der Brüdergemeinde, Bbl. 16.
 Learned, Rev. 148.
 Lebombo, Miss.-Bisum, 415.
 Lees, Dr., Cameron 98 f., Bbl. 88.
 Lejeune, Dr. 547 f.
 Leitner, Miss., Bbl. 84.
 Leliendahl, Plantagen-gemeinde 529.
 Le Myre de Vilers, Gen.-Res. 389.
 Lepsius, Dr. 28, 48, 182, 184 f.
 Lett, Miss. 497.
 Leuschner, Miss. 522 ff.
 Leutwein, Gouvern. 429.
 Lewandowsky, Ed., Miss. 89, 408.
 Lichtenau, Miss.-Stat. 585.
 Lichtenfels, Miss.-Stat., Bbl. 5.
 Liebusch, Diakon 576.
 Liénard, Jaques, Pastor 408.
 Lifu, Insel 387.
 Li Kin tsai, Räuberhauptmann 52.
 Lincoln, Abraham, Evangelist 530.
 Lindley, Miss. 401.
 Lindsay, W., Miss. 301.
 Linton, Miss. 541.
 Lobo, Hieronymus, Pater 263.
 Lögstrup, Miss.-Sekretär 347.
 Lofthouse, Archidiacon 589.
 Loh, Insel, 485.
 Lohmann, P. 182.
 Loie, chines. Miss.-Gehilfe 295.
 Loomann, P. 33.
 Loomis, G., R. 149.
 Lofse, Franz, Miss. 88.
 Lovedale, Miss.-Stat. 435.
 Loyalty-Inseln 386 f.
 Luna, Dr., kathol. Geistl. 83 f., 542 f.
 Lund, Nilson, 233.
 Luns, Dr., Miss.-Arzt 394.
 Lutindi, Stat. für befreite Sklaven 576.
 Lytton, Miss.-Stat. 411.
 Mabile, A., Miss. 278.
 Mac Alpine, A. G., Miss. 393 f.
 Mack, Miss., Bbl. 57.
 Madan, Archidiacon 589.
 —, Dr., G. L., Miss. 546 f.
 —, Miss.-Stat. 251, 486.
 Madenzie, Miss.-Bischof 414.
 MacLaren, Mr. Dunran 98.
 Madagaskar 72, 128 ff., 369, 495 f.
 Madras, Miss.-Stat. 419.
 Mahabo-Bezejika, Miss.-Stat. 232.
 Mahonoro, Miss.-Stat. 416.
 de Mahy, G. 362 f., 369.
 Mair, Dr. 97 f.
 Maisur, Miss.-Stat. 419.
 Maimo, Insel 485.
 Maffobit, Miss.-Stat., Bbl. 1.
 Makoni, Miss.-Stat. 444.
 Maleboch, Häuptling 398.
 Mamre, Miss.-Stat., Bbl. 75, 84, 86.
 Man, König 220 f.

Manataulin-Insel, Miss.=
Stat. 450.
Mandalah, Hauptstadt
422.
Mandschurei 81 f.
Manombo, Miss.=Stat.
232.
Manua, Insel, 302.
Mapiza, Bakarangahaupt-
ling 94.
Mapoon, Miss.=Stat. 250.
Marandella, Miss.=Stat.
444.
Mare, Insel, 365, 387.
Marks, Dr. 425 f.
Marshall-Archipel 303.
Marsh, Dr. Missions- Arzt
542.
Marshall, röm. Miss.
Historiker 269.
Marxveld, Miss, Bbl. 73.
Martin, A., Bisch. (Brüder-
Gem.) 586.
—, Miss. (Baseler) 158.
—, Friedr. Miss. (Brüder-
Gem.) 54, 57 f, 65 f.,
70. Bbl. 17, 19 f.
Maschonaland 89 ff.
Matthews, Freimiss. 247,
249.
Matura, Missions=Stat.
422.
Maui, Insel 303.
Maulwein, Miss.=Stat.
420 f.
Maus, Miss. 209 ff. 337 ff.
Mazimba, P. J., eingeb.
Pastor 434.
Mazo, Bakarangajüng-
ling 94.
Mc. Kenzie, Miss. 534.
Meeg, Miss. 132.
Meister, Miss. 90.
Meling, Miss. 92.
Mende, Bruno, Gelehrter
547.
Mentawin-Inseln 496.
Merensky, Miss.=Insp.
113 f., 347, 351, 397 ff.,
428 ff.
Merz, Oberkonsistorialrat
D. 103.
Metlakatla, Miss.=Stat.
591.
Messler, Miss. 240.
Midie, Christl. Papua=
hauptide 242.

Middleton, Bisch 417.
Miller, Dr., Miss. (Eudan)
86.
—, William, Dr., Miss.
(Madras.) 237.
Mingo, Reger, Bbl. 18.
Mirbt, D. Karl, Prof.
257 ff.
Misahöhe, Regierungs=
Stat. 80.
Mission, alte 306 ff.
—, anglikan. 71 f., 298,
304, 531 f., 545.
—, Njante= 284 ff. 496.
—, Barmenen= 421.
—, Baseler 504 ff.
—, Cathedral 417.
—, Chaco= 535 ff.
—, China-Inland= 181,
238.
—, China-Inland= Kieler=
180.
—, Chinesen=, in Austral.
248 f.
—, Church of Scotland
95.
—, Dublin University
417 f.
—, englisch bischöfl. 444.
—, evangel. 8 ff., 266.
—, Feuerland= 538 ff.
—, französl., kathol. 447 f.
—, Frauen=, Verein 181.
—, Freikirche, schottische
96, 440.
—, Grönländer 76 f.
—, Hannoversche Frei-
kirche 440.
—, japan. 82 f.
—, Indianer= 410, 532.
—, Kanaka=, anglikan. 251.
—, Karenen= 421.
—, Kols= 447.
—, Kusi= 412, 530.
—, Livingstonia= 392.
—, Maori= 293.
—, Melanesische 424,
469 ff.
—, Methodisten, bischöfl.
304.
—, —, deutsche 47 f.
—, —, freikirchl. 84.
—, Mongolen=, schwed.
156.
—, Moskito= 542.
—, Neurendtelsauer= 250,
298 f.

Mission. niederl. reform.
(Kapsche) 443.
—, Orient=, deutsche 48,
182.
—, Plymouthbrüder= 532.
—, Presbyterians United
96, 295, 434.
—, Quäker= 446.
—, Rhein. 239, 296.
—, röm. 257 ff., 268 ff.
—, Sambesi= 278 ff., 443 f.
—, schottische (Bereinigte
freie Kirche v. Schott-
land) 37, 73, 95 ff., 443.
—, schwed. Kirche= 156.
—, Schweizer 443.
—, South Africa General
436, 444.
—, Southern Home Miss.
Board 544.
—, St. Saviours, 417.
—, Eudan= Pionier= 28,
40, 47, 184 f.
—, Südssee= 547.
—, Sulu= 120 ff.
—, Telugu= 420.
—, Tinnewelly= 419 f.
—, Uganda= 447.
—, Universitäten= 54.
—, Utrechter 296 f.
—, wesleyan. (engl.) 48,
298 ff., 435, 440, 442 ff.
Missionare, ev., in China
156 ff.
Missionsbund, schwed.
150.
Missions-Frauenverein
für China 27 f., 38.
Missionsgesellschaft.
Äthiop. Kirche 436 ff.
—, Allgem. ev.-prot. 40,
56.
—, Allianzmiss., amerik.,
internat. 156.
—, Allianzmiss., schwed.
51, 156.
—, American Board 51,
182, 439, 444.
—, anglikan.=austral. 241 f.
—, Australian Board of
Missions 424.
—, Baptisten=, amerik. 73.
—, Baptisten= (deutsche),
in Berlin 40, 44.
—, Baptisten=, englische
51, 73.
—, Barmer 27.

- Missionsgesellschaft, Ba-
 seler 27, 38, 79, 158, 495.
 —, Berliner, (I) 27, 38,
 56, 400, 433, 440.
 —, —, (II) 38, 56.
 —, —, (III) 27, 40, 48,
 84.
 —, Bischoffl. = methodist.
 (New-York) 48.
 —, Brüdergem. 38, 76,
 83 f., Bbl. 17 ff., 33 f.,
 400, 434 f., 447, 532,
 544 f., 585 ff.
 —, Central American
 Mission 542.
 —, China-Inland-Miss.
 51, 182.
 —, China-Inland-Miss.,
 deutscher Zweig in Ham-
 burg 40, 46, 156, 495.
 —, deutsche Blindenmiss.
 in China (Hildesheim)
 40, 43 f.
 —, deutsche China-Allianz-
 Miss. (Barmen) 40, 42 f.,
 46.
 —, engl. Kirchen-, C. M. S.,
 3, 34 f., 72, 84 ff., 182,
 470 f.
 —, Free Church 434.
 —, Frauenverein für
 christl. Bildung des
 weibl. Geschlechts im
 Morgenlande 38.
 —, Guineische Missionary
 Union 444.
 —, Hannov. ev. = luth.
 Freikirche 40, 45.
 —, Heiligungsbund
 (schwed.) 136, 442 f.
 —, Hermannsb. 38, 400,
 439 f.
 —, Holländ. reform. Kirche
 (Burenkirche) 436, 442.
 —, Jamaica Baptist Mis-
 sionary Society 542.
 —, Jerusalem-Berein 38.
 —, Independenten = Ge-
 meinden (Kongregatio-
 nalisten) 436.
 —, Kansas Gospel Union
 436, 541.
 —, Leipziger 27, 38, 83,
 103 f.
 —, Londoner 73, 297,
 384 f., 435, 444, Bbl.
 74 f.
 Missionsgesellschaft, Nie-
 derländische Sendlings-
 genossenschaft 33.
 —, Neuendettelsauer 40.
 —, Neufürther 40.
 —, Norddeutsche 38.
 —, Norwegische 63 ff., 74,
 523 ff., 187 ff., 229 ff.,
 440, 592 f.
 —, Pariser 31 ff., 74, 87,
 158, 276 ff., 329 ff.,
 361 ff., 392, 400,
 424 ff., 443 f., 495 f.
 —, Peruvian and Ecu-
 adorian Mission 542.
 —, Pilgermission v. St.
 Christophona 40, 45 f.
 —, Presbyterianer, amerik.
 51, 542, 545.
 —, Primitive-Methodisten
 435.
 —, Propagation of the
 Gospel (S. P. G.) Aus-
 breitungsgesellschaft 34,
 316 ff., 409 ff., 434, 440,
 442 f., 471, 542.
 —, Rhein 38, 48, 75,
 104, 400, 428 f., 496 f.
 —, Schleswig = Holstein
 40.
 —, Schwedische 440.
 —, Society for Promoting
 Christ. Knowledge
 (S. P. C. K.) 317.
 —, South American
 Evangelical Mission
 fanad. 541.
 —, Südafrikan. (Buren-)
 401.
 —, Südamerikan. 535 ff.
 Missionsgesellschaften,
 deutsch ev. 38 ff.
 Missionskonferenz, Düssel-
 dorf 495.
 —, Hallische 397.
 —, Horb 494 f.
 —, kontinentale 342 ff.
 —, Livingstonia 392 ff.
 —, Schlesw.-Holstein. 28.
 —, Schwed., erste, allgem.
 495.
 Missionskonferenzen, neue
 28.
 Missionskongreß, internat.
 akadem. 33 f.
 Missionsmethode 258 ff.,
 305 ff., 375 ff.
- Missions = Predigersemi-
 nare 506 ff.
 Missions[schul]wesen 48 f.
 Missionsstatistik 53.
 Missionsunternehmungen,
 deutsche 180 ff.
 Missionsverein, Allgem.
 ev.-protest. 24.
 —, Batafcher 75.
 —, Stabanger 63 f.
 Missionsverlosungen 29.
 Mitchell, Dr. Murray,
 Miss. 97.
 Mittelamerika 411 f., 542 f.
 W. Winn, R. D. Miss.
 393, 395.
 Mo, König 215 f., 221.
 Mögling, Missionslehrer
 507.
 Mörland, Miss. 233.
 Mognoo, Bakaranga =
 jüngling 94 f.
 Mohlis Goet, Missions-
 Stat. 416.
 Mommer, Miss. 75 f.
 Mondain, Miss. 32.
 Monfries, Miss. 294.
 Monod, Dr. Gustave 336 f.
 Moravianhill, Vorstadt
 der Hauptstadt 430.
 Morgan, Miss. 298.
 Morgenstern, Miss. = Stat.
 95.
 Morija, Miss. = Stat. 434.
 Mormonen 304.
 Morondawa, Miss. = Stat.
 232.
 Moros, Miss. = Stat. 75.
 Mosely, Rev. 148.
 Mota, Insel 480 f., 484 f.
 Moulton, Dr., Miss. = Sup.
 301.
 Müller (Barmen), P. 495.
 —, Gustav, P. 343 ff.,
 351, 573.
 —, Max, Prof. 35 f.
 Muirhead, Dr., Miss. 88.
 Mut, König 219.
 Mukti, Kolonie 488 ff.
 Murray, A. R., Miss.
 394 f., 436.
 Muthalagab, Miss. = Stat.
 420.
 Naastad, Miss. 232.
 Nain, Miss. = Stat., Labra-
 dor) Bbl. 147.

- Rakko-Inseln, Miss.=Stat. 75.
 Rama=Hottentotten 429.
 Ranapei, Henry, eingeb. Miss.=Lehrer 303.
 Napier, Lord, Gouvern., Bbl. 83.
 Nassau, Dr., Miss. 365.
 Natal 77, 123 ff., 434 ff.
 Nazareth, Miss.=Station, (S. P. G.) 420.
 Ndwadi, Häuptling 407, 444.
 Ndeni (Ntendi), Insel 485.
 Nebe, Miss. 408.
 Negapatnam, Miss.=Stat. 419.
 Negombo, Miss.=Station 422.
 Negro Education Fund, Miss.=Fonds 411 f., 416.
 v. Nefle, Landesgerichts-präsident 100 f.
 Neu=Guinea (deutsch) 295.
 —, (englisch) 108, 297 f., 424.
 —, (niederländ.) 296.
 Neu=Hebriden 485.
 Neu=Herrnhut, Miss.=St., Bbl. 5.
 Neuhermannsburg, Miss.=Stat. 246.
 Neu=Kaledonien, Insel 384 ff.
 Neu=Pommern, Kolonie 48, 299 f.
 Neu=Seeland, 293 ff., 473.
 Newaham, Bisch. 589.
 New England Company, Ausbreitungs = Gesell = schaft 317.
 New=Fairfeld, Miss.=Stat. 589.
 New=Westfield, Miss.=Stat. 589.
 Ngela (Florida), Insel 485 f.
 Nias, Insel 75.
 Nicaragua 83.
 Nihohje, japan. Geistl. 572.
 Miles, Dr., Miss.=Ärztin 43.
 Milsen, Miss. 128, 135 f.
 Milsen=Lund, Miss. 133.
 „Nisbeth Harbour“, Bucht, Bbl. 1.
 Mitschmann, Dav., Bisch., Bbl. 47, 65.
 Mobbs, Edwin, Christl. Jüngling 477.
 de Nobili, Robert, Jesuit 59.
 Rome, Miss. 231.
 Nonaimo, Miss.=Station 411.
 Nordamerika 585 ff.
 Norforkinsel, Miss.=Schule 475, 481.
 Normannville, Miss.=Stat. 231.
 Nottefjad, Miss. 235.
 Numa, Hauptstadt v. Neu=Kaledonien 388.
 Nufazu, Insel 476.
 Oahu, Insel 302.
 O'Brien, Sir George, Gouvern. 300 f.
 Ohler, Miss.=Insp. 343, 346, 494, 508.
 Östbye, Miss. 195, 230, 232.
 —, jun., Miss., 232.
 Oftebro, Miss. 127.
 Ohly, Carmel, Regere = knabe, Bbl. 18, 20.
 Okahandja, Miss.=Station 429.
 Okat, Miss.=Station, Bbl. 15 f.
 Okazeva, Miss.=Stat. 429.
 Olpp, Dr., Miss.=Ärzt 104.
 Olsen, Miss. 193.
 Olsson, Miss. 497 f.
 —, E., Miss.=Leiter 541.
 Oltmanns, A., Rev. 143 f., 146.
 Olpp, Dr. 240.
 Opa, Insel 485.
 Opiumhandel, Gesellschaft zur Unterdrückung des 546.
 Oranje=Freistaat 77, 441 f.
 Orosius 377.
 Ostafrika 84.
 Ostindien 88.
 Otjhaänenä, Miss.=Stat. 429.
 Otjilango, Miss.=Station 429.
 Overtoun, Lord 98.
 Ovir, Miss. 104.
 Paddon, Kapitän 477.
 Padel, Miss.=Direktor 451.
 Palliser, Hugh, Gouvern., Bbl. 2, 6 f., 11, 13.
 Palmer, John, Rev. 475, 484.
 Panfutu, Häuptling 529.
 Papatakura, eingeb. Miss. 294.
 Papua 242 f.
 Paramaribo 528.
 Parkes, Dr. j. 98.
 Pattefon, John Coleridge, Rev. 473 ff.
 Paul, E., P. 25 ff., 70 ff. 350.
 Paulus, Apstl. 207 f.
 Payne, Miss. 541.
 Pea Rадja, Miss.=Stat. 75, 239.
 Pechin, Pastor 134.
 Peck, Miss. 587, 589.
 Peking, Missions=Station 423.
 Pelican Narriows, In = dianerniederlass. 589 f.
 Perchner, Pauline, Diak. 88, 530.
 Pfisterer, Miss. 408.
 Phosoane, Miss.=Stat. 416.
 Pilgerhut, Miss.=Stat., Bbl. 34.
 Pillans, Miss. 252.
 Ping, König 219.
 Pingyin, Miss.=Stat. 423.
 Plath, Prof. D. 408.
 Pleitner, Miss.=Lehrerin 535.
 v. Pleß, Kammerherr, Bbl. 18.
 Pniel, Miss.=St. (Berlin I) 433.
 Point Barrow, Miss.=St. 592.
 Politik, überseeische 161 ff.
 Polnick, Kaufmann 183.
 Polygamie 60 f., 113 ff.
 Pomerun, Ind.=Station 412.
 Ponape, Insel 303.
 Pope, Miss. 420.
 Port Darwin 247.
 Post, Miss., Bbl. 57, 70.
 Postler, Martha, Johan = niter = schwester 43 f.
 Pottschessfroom, Miss.=St. 415.

Bownal, Sekretär des Handelscolleg, Bbl. 10, 13.
 Preisausschreiben (Miss.'s) 31.
 Prentice, G., Dr., Miss.=Arzt 394.
 Preßkorrespondenz, Miss.=29.
 Pretoria, Miss.=Stat. 415.
 Pride, Miss. 538.
 Pringle, Miss. 538 f.
 Britt, Rev. 475.
 Probst, Miss. 75.
 Brome, Außenstat. 421.
 Propaganda (Kardinalskongregat.) 261.
 Prozesky, Miss. 78.
 Puna, indischer Ort 48 f.
 Purulia, Miss.=Stat. 66.
 Puzondang, Außenstat. 421.
 Pyrläus, Miss., Bbl. 57.
 Quandt, Miss., Bbl. 55 f.
 Quaue, Phil., Negergeistlicher 452 f.
 Queensland 486.
 Quepe, Miss.=Stat. 540.
 Quirpon, Insel, Bbl. 7.
 Ra, Insel 482.
 Radama I., König 130.
 Ragbir, ind. Geistlicher 445.
 Rainizony, General 190.
 Rainy, Dr. 98.
 Ramabat, Pandita, Brahminenwitwe 486.
 Ramainandro, Miss.=St. 416.
 Ramnad, Miss.=Stat. 420.
 Ramseher, Miss. 79 f., 286, 496.
 Ranavalona II., Königin 130.
 Rangun, Miss.=Stat. 421 f.
 Rantschi, Miss.=Stat. 417.
 Rapin, Major 537.
 Rappard, C. S., Miss.=Insp. 46.
 Rauch, Chr. S., Miss., Bbl. 54 f., 57.
 Rawle, Miss. 413.
 Rebecca, getaufte Mulattin, Bbl. 22.

Reebe, Bisch. 590.
 Reichel, Miss. 83 f.
 Reichstag, deutscher 9.
 Remigius v. Rheims 378.
 Rendhoff, L., Leiter der Sou-Kollekte 332.
 Rettich, Miss. (Goldküste) 408.
 Rettig, C., Miss. (China) 88.
 Rhiem, C., Fr. 182.
 — S., Senanamissionarin 480.
 Rhodesia 444.
 Riacho Negro, Miss.=Stat. 535.
 Ricci, Jesuit 58.
 Richard, Th., Miss. 396.
 — Tim., Rev. 446.
 Richards, Miss. 366.
 Richardson, Miss. 86.
 Richter, Abgeordneter 9.
 — Zul., P. 452.
 — Kaul, P. 316 ff., 409 ff., 553 ff.
 Riedley, Bisch. 591.
 Riegel, Superint. 77.
 Riggs, Dr. Elias 237.
 Riis, Andreas, Miss. 285.
 Robertson, W. G., Miss. 394.
 Robinson, Frau, Miss.=Arbeiterin 486.
 Roca, Präsident 539.
 Rodewald, W., Miss. 88.
 Römer, Defan 495.
 Röstwig, Missionar 193 f., 229 ff.
 Rüttel, Pastor 586.
 Ruf, Insel, 291 f.
 Rupp, Stadtpfarrer 101.
 Rurki, Miss.=Stat. 419.
 Rustenberg, Miss.=Stat. 415.
 Ryder, Miss. 86.
 Sachsen, Volksstamm 380.
 Sa. Cruz, Insel 484 f.
 Sableir, Miss. 540.
 Sakalawastämme 193 ff.
 Salem, Miss.=Station (S. P. G.) 419.
 Salisbury, Miss.=Station 444.
 Salomoninseln 485.
 Samoa 302.

Sandakan, Miss.=Station 423.
 Sandrock, Miss. 402.
 Santa Maria, Indianer=Niederlassung 534.
 Sarawia, Georg, farbiger Pastor 482.
 Sarcee, Miss.=Stat. 410.
 Saron, Miss.=Stat., Bbl. 45, 48.
 São Jose de Providencia, kath. Missions=Station 534 f.
 Sattelberg, Miss.=Station 296.
 Sauerzweig Schmidt, Miss.=Stat. 452.
 Sault St. Marie, Miss.=Stat. 410.
 Sawaii, Insel 402.
 Sayerpuram, Miss.=Stat. 420.
 S. Barnabas, Missions=Schule 484.
 Schaar, W., Miss. 89, 408.
 Scharabe, Sagan, ind. Witwenasyl 487, 493 f.
 Schaub, Martin, Miss. 88.
 —, Pred.=Seminar=Dir. 408.
 Schausfler, Dr. 288.
 Scheve, Ed., Pred. 44.
 Schilwane, Miss.=Stat. 443.
 Schlender, Miss. 297.
 Schläger, Miss. Bbl. 10 ff.
 Schmidt, Christoph, Miss. Bbl. 46.
 —, Georg, Miss. Bbl. 57, 60 f.
 Schneider, Dr. Rev. 48.
 Schneider, Joh., Miss. Bbl. 15.
 —, S. G., Miss.=Schr. Bbl. 1 ff., 17 ff., 33 ff., 49 ff., 73 ff.
 Schönebeck, Herrnhuter Bruder Bbl. 26.
 Schreiber, Dr., Miss.=Insp. in Barmen 75, 343 f., 352, 495.
 —, F., Dr., Missions=Arzt 229.
 —, P., Miss.=Insp. in Bremen 26.
 Schreuder, Miss.=Bisch. 64 ff., 126, 128, 130.

- Schrödter, Dr., Miss.=Arzt
 56.
 Schulz, Miss. 402.
 Schumann, Theophil.,
 Sal. Bbl. 33 ff.
 —, jun., Christian Ludwig
 Bbl. 46.
 v. Schwarz, Miss.=Dir.
 344 f.
 Schwarzkopf, Prälat 103.
 Schwebe, Miss.=Stat. 422.
 Schwinn, Miss. Bbl. 73.
 Scott, S. E., Dr., Miss.
 394.
 Searle, Frl. 148.
 Seeger, Matthäus, Miss.
 88.
 Segebrock, Miss. 104.
 Seidel, Nathanael, Miss.
 Bbl. 45.
 Seidenfaden, Miss. Bbl.
 83.
 Seifert, Anton, Miss.
 Bbl. 65.
 Sekunderabad, Miss.=Stat.
 419.
 Selwyn, G. A., Rev. 470.
 —, J., jun., Rev. 475.
 Senemann, Miss. Bbl. 57.
 Senutho, König 90.
 Sepe, Oberhäuptling 533.
 Shang ti, chines. Wort
 für „Gott“ 209 ff.
 Shing, König 216.
 Siar-Negatta, Miss.=Stat.
 296.
 Silo, Miss.=Stat. Bbl. 82,
 86.
 Simbang, Missions=Stat.
 296.
 Simmons, Miss. 556.
 Slaverei 60 ff., 120 f.
 Smith, G., Gouverneur
 248.
 Soga, Häuptling 483.
 Sogan Adu, Miss.=Stat.
 757 f.
 Solf, Dr. 302.
 Somerset, Lord, Gouv.,
 Bbl. 75.
 Sonntag, Miss. 398 f.
 Spangenberg, Herrnhuter
 Bruder, Bbl. 20 ff., 59.
 Spencer, Prof. 247.
 —, Rev. 144.
 Springvale, Miss.=Stat.
 414.
 Stach, Matthäus, Miss.,
 Bbl. 5, 57 ff., 66 f.
 Stahlhut, W., Miss. 89,
 408.
 Stare, Pastor, Bbl. 77.
 Statistik, kathol. 203.
 St. Augustin, Colleg 33.
 St. Augustins, Miss.=
 Stat. 414 f.
 Stavem, Miss.=Sup. 127.
 St. Cuthberts Miss.=Stat.
 414.
 Stecker, Miss. 587, 592.
 Steinhäusen, S., Geh.
 Oberreg.=Kat 574.
 Stellenbosch, Miss.=Stat.
 432.
 Stenz, Pater, Miss. 251 f.
 Stewart, Frl. 396.
 Stirling, Bisch. 536, 539.
 St. Johns, Lehrerseminar
 414.
 —, Miss.=Stat. 413.
 St. Lukas, Miss.=Schule
 zu Siota 484.
 St. Lutes, Miss.=Stat.
 413.
 St. Marks, Miss.=Stat.
 413 f.
 St. Mathias, Insel 547.
 St. Matthews, Miss.=St.
 413.
 Stöcker, Abgeordn. 9.
 Stonehouse, Joseph, Miss.
 408, 445.
 Stonewigg, Bisch. 298.
 St. Pauls, Miss.=Stat.
 414.
 Stringer, Miss. 590.
 St. Thomas, Bbl. 51.
 Styinsky, Pf. 535.
 Sudan 85 f.
 Südafrika 77, 397 ff., 428 ff.
 Südamerika 411, 528 ff.
 Südchina 104.
 Sün, König 224.
 Sululand 77, 123 ff.
 Sumatra 75.
 Suriname 528 f.
 Sutter, Julie, Frl. 574.
 Swaby, Bisch. 531.
 Syle, Schiffsgeisil. 556.
 Tagalad, Heinr., Rev. 482.
 Tagespresse 29.
 Taianfu, Miss.=Stat. 423.
 Talaguga, Miss.=Station
 365.
 Tamatave, Miss.=Station
 416.
 Tanala, madagass. Stamm
 193.
 Tandschaur, Miss.=Station
 419.
 Tanera, Schriftsteller 30.
 Taroaniara, Stephan,
 christl. Schüler 477.
 Taungu, Miss.=Stat. 421.
 Taylor, Hudson, Miss. 42.
 —, Rob, Dr. 97 f.
 Tear-Tack, chines. Geisil.
 247, 251.
 Tegua, Insel 488.
 Telenika, Miss.=Stat. 538.
 Tennyson, Gouv. 245.
 Thabantschu, Miss.=Stat.
 415, 442.
 Thames River, Miss.=Stat.
 410.
 Thahat Mpo, Außen=Stat.
 421.
 Thlotse Heights, Miss.=
 Stat. 416.
 Thomas, Miss. 229, 408.
 Thomson, Dr., Rev.
 (Presbyter.) 145 f.
 —, Rev. (Baptist) 147.
 Thompson, Farmer (Af-
 rika) 249.
 —, Miss. 412.
 —, (Kanaka) 252.
 Thorbjörnson, Miss. 233.
 Thumem, Miss. 492.
 Thurson, Gouv. 300.
 Thwing, Miss. 304.
 Tibet 579 ff.
 Tientsin, Miss.=Stat. 423.
 Tilleh, Gouv. 302.
 Timm, Seminar=Direktor
 89.
 Togo (Klein-Popo) Ko-
 lonie 48, 74, 80.
 Tokio, Miss.=Stat. 423.
 Tomlins, Miss. 297, 407.
 Tompohemana, König 194,
 106.
 Tonga, Inselreich 301 f.
 Torbjörnson, Miss. 193.
 Toro, afrikan. Land 72.
 Torresinseln 485.
 Transvaal 77, 442.
 Trappisten 103 f., 295 f.,
 444.

Tremel, Miss. 296.
 Trinidad 545.
 Tritschinopoli, Missions-
 Stat. 419.
 Trotter, Archidiafon. 545.
 Tsau-kwong, Blindenafyl
 44.
 Tſchaibafa, Miſſ. = Stat.
 417.
 Tſchan, Paſtor 104.
 Tſchan, Graf 265.
 Tſchorp, Chriſtl. Ind., Bbl.
 62.
 Tſchota Nagpur, Miſſions-
 Stat. 417 f.
 Tſhive, König 91 f.
 —, Miſſ. = Stat. 90, 444.
 Tſitoane, Miſſ. = Stat. 416.
 Tuder, Biſch. 36, 72.
 Tugwell, Biſch. 86.
 Tullear, Miſſ. = Stat. 232.
 Tutuila, Inſel 302.
 Tyrrell, Dr. 589.

Uffmann, Dr., Miſſ. = Arzt
 56.
 Uganda 72.
 Umlazi, Miſſ. = Stat. 414.
 Umtali, Miſſ. = Stat. 444.
 Union, große, der japan.
 Buddhiften 105 f.
 Upolu, Inſel 302.
 Uſchuwaia, Hauptſtadt auf
 Feuerland 538 f.

Wakaranga, Volksſtamm
 92 f.
 Vancouver Inſel 411.
 Van Dyke, Rev. 149.
 Verbeck, Dr., Rev. 146,
 553 ff.
 Vereinigte Staaten 103.
 Vidal, Biſch. 300.
 Viehe, Miſſ. 239, 408, 429.
 Vietor, F. W. 343.
 Vig, Miſſ. 135.
 Viſtermann, P., Dekan
 20 f.

Vincent, Archidiafon. 589.
 Viti 486.
 Voſkerodt, Rektor, Bbl. 36 f.
 Vögelein, F. W., Miſſ.
 140 ff.
 Voh, Anſiedlung 390.
 Vohimare, Miſſ. = Stat. 416.
 Volkszeitung, Köln 18 ff.
 Voullaire, Miſſ., 529.

Waddell, engl. Forſcher
 580.
 Waikihlatingmangyalama,
 Miſſ. = Centralſtat. 535.
 Wainwright, Dr., Rev. 148.
 Waka no Kami, Chriſtl.
 Japaner 559.
 Walkerſton, Miſſ. = Stat.
 251.
 Wallroth, Propſt 28.
 Walpole Inſel, Miſſions-
 Station 410.
 Wanderpredigt, alte 308 ff.
 Wanigela, Miſſ. = Stat. 298.
 Warned, D. Guſtav, Prof.
 3 ff., 8 ff., 57 f., 112,
 161 ff., 180 ff., 202,
 345 ff., 351 f., 457 ff.
 Watom, Inſel 298.
 v. Watteville, Joh. Bbl. 6,
 31 f.
 Wedepohl, Miſſ. 90, 92.
 Wedza = Berge, Miſſ. = Stat.
 am 444.
 Weipa, Miſſ. = Stat. 250.
 Weller, K., Miſſ. 79, 88,
 289, 408.
 Weltmiſſionskonferenz in
 New-York, 257.
 Benzol, Miſſionar 530.
 Weſt, Fr. 148.
 Weſtindien 411, 543 ff.
 v. d. Wette, Hafenmeiſter
 496.
 Whitley, Miſſ. 418.
 Wilhelmine, Königin 497.
 William, Sam., Miſſ. 556.
 Williams, Archidiafon 244.

Williams, F. J., Miſſ.
 251.
 Wilson, Cecil, Biſch., 484.
 Windeſſi, Miſſ. = Stat. 296.
 Winter, Miſſ. und Frau
 418.
 Witi, engl. Kolonie 300 f.
 Witiinfeln 424.
 Witt, P. 180, 184.
 Witte, ſtud. theol. 533 f.
 Wolff, Dav., Miſſ. 88.
 Wood, Kaplan 556.
 Worcester, Miſſ. = Station
 432.
 Würz, Miſſ. = Sekretär 284,
 451, 494.
 Wu Ting Fang, Geſandter
 153 ff.

Xavier, Franz 26 ff., 271.

Yentschauſu 199 f.
 Yokohama, Miſſ. = Station
 423.
 Young, Fiſcher, Chriſtl.
 Jüngling 477.
 Young, Paul, Chineſiſcher
 Katechiſt 244.
 Yü Hſien, Gouverneur 51.
 Yungſching, Miſſ. = Station
 423.

Zahn, F. W., D., Miſſ. =
 Juſp. 26, 342.
 Zeisberger, Miſſ., Bbl. 70.
 Ziegler, Miſſ. 52.
 Ziemendorf, P. 47.
 Zimmer, amer. Miſſ. 408.
 Zintgraſſ, Afrikaſender
 266.
 Zingendorf, Graf, Bbl. 17,
 30, 58, 64, 67.
 Zonnebloem, Erziehungs-
 inſtitut 413, 434.
 Zucker, Miſſ. 592.
 Zuurbraaf, Miſſ. = Stat.,
 Bbl. 83.

Druck von Herrosé & Stempfen in Wittenberg.

Allgemeine Missions-Zeitschrift

1901
v.28

CBPa

GTU Library



3 2400 00251 3475

